

Verirrte Seelen.

Ernst Willkomm.

Leipzig, 1860.

Verlag von F. A. Brockhaus.

ERSTES BUCH.

ERSTES KAPITEL. AM STERBEBETTE EINER MUTTER.

Um die moosbewachsenen Giebel der alten Försterei rauschten die Tannen im Westwinde. Einzelne schwere Regentropfen schlugen gegen die Fenster und verkündigten den Bewohnern des Hauses den Anzug eines Gewitters. Es war bereits spät am Tage. Das am westlichen Horizont heraufziehende schwarze Gewölk breitete die Schatten der Nacht über Berg und Wald, und die ohnehin etwas abgelegene Försterwohnung war jetzt abgeschnitten von der ganzen übrigen ziemlich stark bevölkerten Gegend.

In einem großen Zimmer dieses Hauses, dessen Wände mit künstlich zusammengefügttem Holzgetäfel bekleidet waren, liegen zwei Frauen vor den zurückgeschlagenen Vorhängen eines Himmelbettes auf den Knien. Beide sprechen mit halblauter Stimme Gebete, während ihre thränenerfüllten Augen auf den bleichen Zügen einer Sterbenden ruhen, die nur noch schwach athmet.

Das knarrende Geräusch einer sich öffnenden Thür macht jetzt eine der Knienden auf- und umblicken, und wir sehen in ein blutjunges, interessantes Gesicht, das, von dem vollen Strahle einer hellbrennenden Lampe getroffen, rosig erglüht. Eine große, hagere Frauengestalt, in durchaus unmoderner Kleidung tritt ins Sterbezimmer. Die rechte Hand der Eintretenden halt eine niedrige Messinglampe, die linke einen großen Schlüssel. Ihr Gesicht ist ernst, der Blick scharf und hart, und die schmalen,

festgeschlossenen Lippen lassen vermuthen, daß Entschlossenheit zu den vorherrschenden Eigenschaften derselben gehört.

Die Lampe auf den Sims des großen Kachelofens stehend, der einige Fuß vom Himmelbett entfernt in der östlichen Ecke des Zimmers steht, nähert sich diese hagerre Frau mit großen Schritten den Knienden, beugt sich über das junge Mädchen gegen das Bett und sagt kalt und herzlos:

»Ist sie wirklich hinüber?«

Das junge Mädchen bricht bei diesen Worten in lautes Schluchzen aus, die neben demselben kniende Frau aber, reich und modisch gekleidet, steht auf, legt ihre Hand auf die Stirn der leis Röchelnden und versetzt:

»In wenigen Minuten wird sie ausgelitten haben.«

»Nun, ich gönne ihr die Ruhe von Herzen,« sprach die Hagere. »Jetzt, denk' ich, soll es hier aus einem andern Tone gehen!«

»Kathrine!« erwiderte die Dame, einen sprechenden Blick auf das junge Mädchen werfend, das ihr Gesicht schluchzend in die Bettlaken verbarg. »Die arme Hildegarde wird die Mutter schwer genug vermissen, denn mir scheint, Freunde hat das weichherzige Kind unter denen, die sie unmittelbar umgeben, sehr wenige:«

»Gnädige Frau Baronin,« versetzte in entschiedenem Tone auf diese Bemerkung Kathrine, »wenn ich meiner Nichte keine Schmeicheleien sage, so geschieht es, weil ich ihr wohl will und wünsche, daß sie dereinst eine brave Hausfrau und Mutter wird. Unter Liebe verstehe ich

etwas ganz anderes, als was gewisse hochgebildete Personen, mit denen ich mich allerdings nicht messen kann, dafür halten. Ich will immer das Rechte und das Gute; wo ich aber sehe, daß man mit Unrechtem und Ungutem Schleichhandel treibt, da lehne ich mich mit aller Gewalt dagegen auf, ohne viel zu fragen, ob ich Vornehm oder Gering dabei auf die Zehen trete!«

Kathrine Frei, die Schwester des Försters, dessen Frau in diesem Augenblicke ihre Seele aushauchte, rauschte an der Baronin vorüber, legte ihre hagere knochige Hand auf das Herz der Sterbenden und bewegte dann ihr ausdrucksvolles, scharfes Gesicht mit den unbeweglichen, harten Zügen, als wolle sie sagen: Freilich, die hat auf Erden nichts mehr zu schaffen.

»Meine gute, liebe Mutter!« schluchzte die kaum sechzehnjährige Hildegarde, indem sie aufstand und der Toten die erkaltende Hand küßte. »Was soll nun aus mir werden!«

»Eine tüchtige Hausfrau, mein Kind,« versetzte die Tante. »Richte dich nur in allen Dingen von heute an nach mir, und es kann dir nicht fehlen. Ich verlange nicht, daß du deshalb deine Liebhabereien ganz aufgibst, nur die Hauptsache dürfen sie nicht sein. Bedenke stets, daß du eines unbemittelten Försters unbemittelte Tochter bist, keine reiche Erbin, auch kein vornehmes Fräulein! Sobald du dir das recht klar machst, verlieren sich die ungehörigen Gedanken von selbst, und du wirst erst anfangen wirklich zu leben. Versprich mir das, Hildegarde, und gib mir darauf deine Hand!«

Das junge Mädchen war offenbar unschlüssig, die etwas milder als gewöhnlich klingenden Worte ihrer Tante aber machten doch Eindruck auf Hildegarde, und so streckte sie Kathrine ihre kleine, schlanke Hand entgegen. Kathrine hätte dieselbe auch ergriffen, wäre nicht die Baronin rasch dazwischengetreten.

»Um Himmels willen kein bindendes Versprechen, Hildegarde!« rief sie aus. »Ich weiß, welche Qualen sich an ein solches Versprechen knüpfen können, und will, so weit ich es vermag, dich vor ähnlichem Leid bewahren! Du stehst unter meinem Schutze – ich habe es deiner seligen Mutter mehr denn hundertmal versprochen! Nur mit meiner Bewilligung –«

»Halten zu Gnaden, Frau Baronin,« fiel Kathrine Freihier mit spöttischem Lächeln ein, »meine verewigte Schwägerin mag Ihnen versprochen haben, was sie wollte, so weit kann ihre Abneigung gegen mich doch wohl nicht gegangen sein, daß sie noch kurz vor ihrem Tode Sie, meine Gnädigste, beauftragt hat, in diesem Hause, wo ich walte und so gut es gehen mag zur Ordnung sehe, Unfrieden stiften sollen.«

»Mademoiselle Frei,« erwiderte die Baronin, »in das Reich, wo Sie heimisch sind und wo Sie sich wohl befinden, werde ich keinen Fuß setzen. Ich bin in dieser Hinsicht ebenso geartet, wie es meine unvergeßliche Freundin, die selig entschlafene Cornelia, war. Und eben, um Ihnen die unbeschränkte Herrschaft in diesem Reiche zu lassen, wollte ich nach dem Wunsche Corneliens deren Kind vor dem Betreten desselben warnen!«

Kathrine Frei biß die Zähne so fest zusammen, daß die Lippen nur noch zwei dicken Linien glichen. Ihre großen, tiefliegenden grauen Augen funkelten unheimlich. Sie erhob ihren langen dünnen Arm und schwang drohend den Schlüssel, den sie noch nicht weggelegt hatte, gegen die Baronin.

»Wir kennen uns,« sprach sie fest, »und wir werden uns hoffentlich noch besser kennen lernen!«

Dann beschrieb sie einen Kreis rund um sich und setzte ebenso energisch als kalt hinzu:

»Hier ist mein Reich, gnädige Frau Baronin, und ich will doch sehen, wer mir dieß streitig machen kann! Hildegarde ist ein Kind, leider ein arg verzogenes Kind. Sie weiß nichts, sie lernt nichts, sie will nichts lernen, und mein Bruder –«

Ein starker Blitz, der durch die unverschlossenen Fenster leuchtete, unterbrach die Sprechende. Gleichzeitig schlug der Regen prasselnd an die Scheiben, und ein lautes, ungestümes Klopfen an der Hausthür ließ sich hören. Die große Wanduhr auf dem Vorplatze schlug zehn.

»Es ist Frei,« sprach Kathrine, sich der Thür zuwendend. »Ich will ihm öffnen und ihn auf das vorbereiten, was sich während seiner Abwesenheit hier zugetragen hat.«

Sie nahm die Messinglampe vom Ofensims und verließ das Sterbezimmer. Kaum war die Thür hinter der Fortgehenden zugefallen, als Hildegarde leidenschaftlich beide Arme um den Nacken der Baronin schlang und mit tiefer, aus innerster Seele kommender Bewegung ausrief:

»Retten, ach retten Sie mich!«

Thränen erstickten die Stimme des jungen Mädchens, das die Baronin, eine Dame von einigen vierzig Jahren, mit liebevollen Worten zu beruhigen suchte und wiederholt unter Küssen umarmte. Das alte, baufällige Haus erbebte unter heftigem Donnerschlage, der, vielfach in den Waldschluchten sich brechend, nur langsam verhallte.

»Deine Tante kann dir nichts anhaben, lieb Herzchen,« sagte die Baronin, »sie wird es auch gewiß nicht versuchen, wenn sie erst sieht, daß sie auf heftigen Widerstand stößt. Laß mich nur sorgen, mein Liebchen! Mit deinem Vater werde ich sprechen, sobald die Selige bestattet ist. Bis dahin unternimmt Kathrine nichts, denn sie hat ja Wichtigeres zu thun.«

Ein bitteres Lächeln glitt über die etwas schlaffen Züge der vornehmen Frau, indem sie fortfuhr: »Sie muß ja das Leichenmahl besorgen, und da hat eine tüchtige Wirthin, wie deine Tante, zu andern Dingen keine Zeit übrig. Wie könnten auch Kuchen gerathen, die sie nicht selbst einrührt und knetet? Und dann gibt es Ochsenzunge zu kochen und Reis zu backen, und das versteht wieder niemand besser oder nur so gut als die unübertreffliche Mademoiselle Kathrine Frei!«

»Meine liebe, liebe, unvergeßliche Mutter!« schluchzte Hildegarde.«

»Still, still, mein Liebchen!« sprach die Baronin in schmeichelndem Flüstertone. »Ich werde dir die Mutter ersetzen, solange ich kann, und ich denke, du hast Vertrauen zu mir und liebst mich ein wenig.«

»Warum können Sie nicht meine Tante sein!« rief Hildegarde in kindlicher Zerknirschung. »Wie lieb wollte ich Sie haben, wie wollte ich Sie pflegen!«

Seufzend versetzte die Beschützerin der Försterstochter:

»Das sind die Launen des Schicksals, denen wir uns alle, auch die Allerglücklichsten, fügen müssen! Aber jetzt fasse dich und gib dir keine Blößen! Wenn du still und besonnen bleibst und meine Winke beherzigst, wird es uns schon gelingen. – Ich spreche mit deinem Vater, sobald ich ihn zugänglich finde.«

»Der Vater hält viel von der Tante,« bemerkte Hildegarde schüchtern. »Sie hatte auch immer große Macht über ihn.«

»Leider, leider!« versetzte die Baronin. »Indeß das kann sich ändern.«

»Jetzt? Nun die Mutter nicht mehr dagegen wirken kann?«

»Gerade deshalb, mein Kind! – Die Männer sind seltsam geartete Menschen. Sie thun am liebsten das nicht, wozu man ihnen räth. Auch dein Vater macht, so eigentümlich er sonst auch von Charakter ist, doch in dieser Beziehung keine Ausnahme. Wenn man nicht immer mit Vorstellungen auf ihn einstürmt, läßt er sich ganz unmerklich leiten. Das war es, was deine treffliche Mutter nicht verstand und wodurch sie viel verdarb. Jetzt, nun die Unvergeßliche uns verlassen hat, wird auch dein Vater die Lücke gar schmerzlich empfinden, die ihr Hinscheiden in unser aller Leben gerissen, und er wird für

manches, das er früher gering achtete, empfänglicher werden. Nur hüte dich ja, mein Kind, seinen Liebhabereien entgegenzutreten! Das versäumte Cornelia ebenfalls und gerade dadurch machte sie ihn widerspenstig. – Ich weiß ganz bestimmt, er wäre heute morgen nicht in den Forst gegangen, wo er ja doch nichts zu thun hatte, wenn die gute Cornelia weniger eifrig von ihm verlangt hätte, er solle ihrer heftigem Schmerzen wegen den ganzen Tag ununterbrochen bei ihr bleiben, weil das seine Pflicht sei.«

»Und darum mußte die gute Mutter sterben, ohne dem Vater die Hand zum ewigen Abschiede reichen zu können!« seufzte schauernd Hildegarde. –

Auf dem Vorplatze ließen sich feste Schritte hören, dann sprach eine tiefe Baßstimme resignirt die Worte:

»Ich bin einmal zum Unglück geboren!« Gleich darauf trat Hildegardens Vater, im grünen Jagdrock, den mit zwei Heherfedern verzierten niedrigen Hut in der gebräunten Hand, in das stille, matt erleuchtete Sterbezimmer seiner Gattin.

ZWEITES KAPITEL. EIN GEBEUGTER MANN.

Als der Förster die Baronin erblickte, schritt er auf sie zu, reichte ihr die Hand und sprach:

»Nehmen Sie den aufrichtigsten Dank eines tiefgebeugten Mannes, Frau Baronin, für Ihre liebevolle Theilnahme!«

Dann trat er rasch an das Bett der Verstorbenen, betrachtete geraume Zeit die Züge Corneliens und brach endlich, vom Schmerze überwältigt, in die Worte aus:

»Vergib mir, du Selige, und sei mein Fürsprecher in jener Welt!«

Ein paar Thränen rieselten über die gefurchten Wangen des erschütterten Mannes, der nun erst am Lager niederkniete, die Hand der Todten erfaßte und sie wiederholt an seine Lippen drückte.

Schweigend sahen dieser Scene Hildegarde, die Baronin und Kathrine zu. Letztere war, als fürchte sie sich vor der Verstorbenen, mit Lampe und Schlüssel an der Thür stehen geblieben, ohne äußerlich irgendwelche Theilnahme zu zeigen. Ihr von den Pocken furchtbar zerrissenes Gesicht hatte etwas Dämonisches, obwohl es nicht gerade häßlich zu nennen war. Nur die funkelnden grauen Augen der langen, hageren Person glitten unruhig von einem Gegenstande zum andern, ruhten aber am häufigsten feindselig auf der vornehmen Gestalt der Baronin, welche die jugendliche Hildegarde wie schirmend mit ihrem linken Arm umschlungen hielt.

Förster Frei erhob sich wieder und trat jetzt von dem Sterbelager seiner Frau zurück, um sich der Baronin zu nähern. Es schien, als bemerke er Hildegarde gar nicht.

»Hatte die Selige lange zu kämpfen, ehe sie verschied?« fragte er die Beschützerin seiner Tochter, den Hut auf die Lehne eines der alten Stühle stülpend, die längs der Wände standen, und seine lange, knochige Gestalt unter lautem Seufzen darauf niederlassend. »Es

schmerzt mich unendlich, daß es so hat kommen müssen, und ich fühle es jetzt schon, die frohen Stunden meines fernem Lebens werden von heute an gezählt sein. Kathrine, bring' mir ein Glas Wein! Ich bin matt und müde zum Umsinken!«

Kathrine entfernte sich, um das Verlangte zu holen. Ebenso rasch sprang der Förster auf und trat wie verwandelt zur Baronin. –

»Vergebung, gnädige Frau!« sprach er. »Ich konnte in Gegenwart meiner Schwester kein Wort mehr über die Lippen bringen. – Verlangte Cornelia nach mir? Schied sie in Unmuth?«

»Förster Frei,« versetzte die Baronin, »Sie haben sich vielfach gegen meine Freundin vergangen. Still! Ich weiß, was Sie sagen wollen, und ich bin weit entfernt, Sie anzuklagen oder Ihnen jetzt, nun sich doch nichts mehr ändern läßt, Vorwürfe zu machen. Ihre Gattin besaß ein edles Gemüth, ein Herz, das lieber duldete und litt, als andern unrecht that. Sie hat Ihnen jederzeit volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Auch im Tode noch gedachte sie Ihrer mit Liebe und Zärtlichkeit. Daß ihren brechenden Augen Thränen entquollen, weil sie in den letzten Augenblicken ihres Lebens den Gatten und Vater vermißte, war ihr doch wohl zu verzeihen.«

»Ich bin ein Unmensch!« rief der Förster aufgeregt und schlug beide Hände über sein Gesicht.

»Das sind Sie nicht, Förster Frei, Sie verkennen sich nur selbst, weil Unwürdige mehr Gewalt über Sie haben,

als zu wünschen ist,« versetzte die Baronin. »Ihre unvergeßliche Frau hat mir, weil sie überzeugt war, daß mit ihrem Tode vieles in diesem Hause anders werden könne, aufgetragen, Ihnen eine Bitte, die letzte Bitte einer Sterbenden ans Herz zu legen.«

»Sprechen Sie, gnädige Frau, und ich schwöre Ihnen zu bei allem, was mir heilig ist –«

»Keinen Schwur, Förster Frei!« fiel die Baronin ein. »Sie sollen zu nichts überredet oder gezwungen werden, ein freier Entschluß allein soll Ihr Führer sein! Auch möchte mir das, was *Ihnen* heilig ist, ebenso wenig dafür gelten, wie Ihrer verstorbenen Frau.«

Ein sonderbarer Blick des Försters traf bei dieser Bemerkung das Auge der Baronin. Diese legte jedoch kein Gewicht darauf, sondern fuhr fort:

»Es war der Wunsch Corneliens, daß Sie von jetzt an mehr denn früher sich Ihrer einzigen Tochter annehmen möchten! Hildegarde ist gut, sie liebt Sie, sie bittet vereint mit ihrer seligen Mutter: seien Sie von jetzt an ihr im vollsten Sinne des Wortes Vater, Beschützer, Erzieher!«

»Erzieher!« wiederholte Frei. »Und auf dem Todtbette wünschte dies Cornelia?«

»Hildegarde hat es mit eigenen Ohren gehört.«

Der Förster ging mit großen Schritten durchs Zimmer und blieb dann vor seiner Tochter stehen, an die er bisher noch kein einziges Wort gerichtet hatte.

»Ist es auch dein Wunsch, Hildegarde,« sprach er bewegt, »daß ich für deine fernere Erziehung Sorge tragen soll?«

»Ich habe keinen andern Wunsch als den meiner verstorbenen Mutter,« versetzte mit zitternder Stimme das junge Mädchen.

Der Förster seufzte und machte abermals einen Gang durchs Zimmer.

»Sie scheinen sich nicht zu freuen über diesen Wunsch Ihrer seligen Frau,« sagte die Baronin beunruhigt.

»Freuen?« versetzte der Förster. »Wie soll ich mich über den Auftrag einer Sterbenden freuen, der im vollsten Widerspruche steht mit allem, was sie während ihres Lebens that? Duldete denn etwa Cornelia, daß ich mich der Erziehung meines Kindes annehmen durfte? – Nie, nie wollte sie dies zugeben, und daher, gnädige Frau Baronin, daher schrieb sich die Verstimmung, die uns so oft einander entfremdete; daher rührte der Zwiespalt in meinem Hause!«

»Sie werden heftig, Förster Frei, und in Ihrer Heftigkeit ungerecht,« versetzte die Baronin. »Der wahre Grund Ihrer Verstimmung wie des Zwiespaltes in Ihrem Hause lag ganz wo anders.«

»Gnädige Frau Baronin meinen, meine Schwester sei schuld daran gewesen?«

»Sie wissen das sehr genau, Förster Frei.«

»In die Erziehung Hildegardens wenigstens hatte Kathrine nicht zu reden,« erwiderte der Fürst. »Ueberhaupt besitzt meine Schwester nicht einen solchen Einfluß, wie die gnädige Frau anzunehmen scheinen. Kathrine ist wenig mehr als meine Haushälterin, und ich glaube beinahe, daß ich ihr deshalb zu Dank verpflichtet bin. Cornelia

war brav, grundbrav, eine liebevolle Gattin, eine fast zu zärtliche Mutter, den Haushalt aber pflegte sie gern andern zu überlassen.«

»Wir wollen das nicht weiter untersuchen, Förster Frei,« versetzte die Baronin. »Die Erziehung eines jungen, noch ganz unerfahrenen Mädchens ist jedenfalls von größerer Wichtigkeit als die Führung eines einfachen Hausstandes. Sollte man aber keine andere Wahl haben als zwischen dem einen und dem andern, so kann die Entscheidung doch wohl nicht schwer fallen.«

Der Förster stellte sich hoch aufgerichtet vor die Baronin. Er war ein Mann von übergewöhnlicher Größe, was man jedoch, da er gern stark gebückt ging, nicht immer bemerkte. Seinen Arm sanft um den Nacken Hildegardens legend, gab er zur Antwort:

»Um den letzten Wunsch eines Herzens zu erfüllen, das ich stets mit Liebe umfassen und wenigstens absichtlich nie gekränkt habe, will ich von jetzt an die Erziehung meiner Tochter nach bestem Wissen und Gewissen überwachen. Nur muß ich mir dabei ausbedingen, daß kein anderer mir dreinredet! Wo ich handle, handle ich aus Ueberzeugung und nach Grundsätzen. Beide habe ich mir in einem bewegten Leben zu eigen gemacht, und deshalb lasse ich mich durch Einreden anderer nicht leicht beirren. Sie werden also einsehen, daß auch Sie, gnädige Frau Baronin, unter Umständen mein Wort für maßgebend und entscheidend in Bezug auf meine Tochter werden erachten müssen.«

»Was hoffentlich kein Hinderniß sein wird,« fiel die Baronin ein, »daß ich ebenfalls unter Umständen nach Corneliens Wunsche Mutterstelle bei Hildegarde vertrete.«

»Sie ist die Tochter eines einfachen Jägersmannes,« sagte der Förster mit Nachdruck. »Ich habe ihr nichts mitzugeben fürs Leben als einen ehrlichen Namen. Güter dieser Welt besaß ich nie, werde sie wohl auch niemals besitzen. Für vornehme, elegante Cirkel also, für ein Leben in Lust und Glanz kann und soll mein Kind durch mich nicht erzogen werden.«

»Man könnte glauben, Sie wären der Meinung, Ihre selige Frau hätte gerade darauf besondern Werth in ihrer Erziehungsmethode gelegt,« warf die Baronin etwas kühl ein, »oder Sie hielten dafür, ich könnte mich wohl veranlaßt fühlen, meiner kleinen Schützlingin für dergleichen Annehmlichkeiten die Augen zu öffnen.«

»Ich erlaubte mir nur, als Vater, der sich eben bereit erklärt hat, die Erziehung seines Kindes aus der Hand einer Sterbenden zu übernehmen, meine Meinung über Erziehung überhaupt auszusprechen,« erwiderte der Förster. »Sie wissen jetzt, wie ich davon denke und was mich zwingt, so zu denken. Wir wollen nun sehen, inwiefern Sie, gnädige Frau, inskünftige mir beipflichten werden. Kathrine – das darf ich Ihnen versprechen – soll über Hildegarde keine Gewalt bekommen. Sie wird aber bei mir bleiben und haushalten. Je länger dies geschieht, desto weniger wird die Erziehung Hildegardens dadurch gestört.«

Die Baronin wollte noch einiges erwidern, die Rückkunft Kathrinens aber, die aus eigenem Antriebe ein paar Gläser Glühwein bereitet hatte, ließ sie schweigen.

»Nimm, Bruder, und trinke gelassen,« sprach die Schwester des Försters. »Es wird dir gutthun nach so vielen Strapazen und Aufregungen.«

Sie reichte ihrem Bruder ein volles Glas des heißen, würzigen Getränks. Dann erst präsentirte sie der Baronin das verbogene Theebret mit dem zweiten kleinern Glase.

»Ist's gefällig, meine Gnädige?« sagte sie mit ihrer scharfen, harten Stimme. »Der Wein ist gut und auch bezahlt, und vergiftet ward er nicht, weder durch Worte noch durch Blicke. Ich würde es mir zur besondern Ehre schützen, wenn die gnädige Frau Baronin sich an meinem sorgsam bereiteten Getränke erlaben und die Einwirkung der kühlen Nachtluft dadurch abschwächen wollten.«

Kathrine machte einen steifen Knicks, die Baronin aber ergriff das dargereichte Glas, benetzte die Lippen mit dem Weine und sagte:

»Ihr Wohl, Mademoiselle Frei! Dieser Wunsch kommt mir so tief aus dem Herzen, wie Sie mir diesen Labetrunk gern reichen!«

Des Försters Schwester antwortete durch eine abermalige, womöglich noch steifere Verbeugung und kehrte dann augenblicklich der Baronin den Rücken.

Aus der Entfernung hörte man das Rollen eines Wagens, der sich schnell näherte.

»Ich werde abgeholt, Förster Frei,« sprach die Baronin, noch einmal bescheiden von dem Glühwein nippend. »Möge der Himmel Ihnen Trost und Ruhe schenken und Sie den Verlust als wahrer Christ in Geduld und Demuth ertragen lassen. Bedürfen Sie eines freundschaftlichen Rathes, so wissen Sie, daß meine Thür jedem Hilfsbedürftigen stets offen steht.«

Wenige Minuten später verließ die Baronin, von dem Förster, dessen Tochter und Schwester bis an die Thür geleitet, das Haus, um zu Wagen auf ihr Rittergut zurückzukehren.

Das Gewitter war vorübergezogen, die Sterne blitzten am wolkenlosen Himmel, und aus dem nahen Forste wehte ein angenehmer Harzduft durch die laue Nacht.

Kathrine verschloß zweimal die Hausthür und steckte dann den Schlüssel in ihren Gürtel. Sie sprach nicht, ihre funkelnden Augen aber, die jetzt noch unheimlicher als gewöhnlich leuchteten, sagten ihrem sehr niedergeschlagenen Bruder, daß sie willens sei, in energischer Weise das Hausregiment zu führen, vielleicht sogar gewissen Persönlichkeiten fortan den Eintritt in die Försterei gar nicht mehr zu gestatten.

DRITTES KAPITEL. ZWEI GESCHWISTER.

Die eben geschilderten Auftritte trugen sich in jenem waldreichen Berglande zu, welches die Grenze zwischen Böhmen und Sachsen bildet, und zwar im Spätsommer des Jahres 1830. Frei bewohnte seit zwanzig Jahren die alte, weitläufig gebaute Försterei, in der es genug Raum

und doch wenig Platz zum Wohnen gab. Das Forsthaus gehörte zu den bedeutenden Besitzungen des Barons von Kaltenstein, der in der Gegend mehrere Güter besaß und das dem Forsthause zunächstgelegene gewöhnlich zu seinem Aufenthalte wählte. In frühern Jahren hatte er meistens im Auslande gelebt und viel Geld verschwendet. Erst, als er sah, daß er dabei nicht bestehen könne, kehrte er auf seinen Stammsitz zurück und ward Landwirth, das heißt er lebte als Landedelmann, ohne sich viel um die Bewirthschaftung seiner Besitzungen zu bekümmern. Seine Verwalter, denen er vertraute, besorgten das in seinem Namen, und wenn die Einnahmen nur ziemlich reichlich ausfielen, war der nicht sehr heikelige Herr gar wohl mit seinen Leuten zufrieden.«

Mehr als die eigentliche Landwirthschaft behagte dem Baron die Jagd. Dem Weidmannsvergügen hatte derselbe immer mit Leidenschaft obgelegen, weshalb er denn auch unter Jägern und Jagdliebhabern sehr bekannt war und viele Freunde zählte. Andern Bürgerlichen gegenüber stolz auf seinen alten Adel, lebte er mit Jägern immer auf dem vertrautesten Fuße. Von einem Jäger, der sein Fach tüchtig verstand, ließ er sich mehr wie von jedem andern gefallen. Sie durften mit ihm scherzen, ihn foppen, mit ihm zechen. Einzelne lud er häufig zu Tische, wo es dann nicht selten überlustig zuging.

Zu den liebsten Vertrauten dieses lebenslustigen Edelmanns gehörte Andreas Frei. Dieser war der Sohn eines Pfarrers auf den Gütern des Barons und fast von gleichem Alter mit demselben. Beide hatten zusammen die Schule

besucht, und Andreas würde wahrscheinlich studirt haben, um später einmal des Vaters Stelle zu erhalten, wäre dieser nicht zu früh gestorben. Das Leben in Feld und Wald behagte dem jungen Andreas sehr wohl, und da der junge Herr, der seinen Vater ebenfalls schon verloren hatte, ihm das Versprechen gab, er solle, sobald er mündig geworden sei, eine seiner drei Förstereien erhalten, so widmete sich Frei mit Eifer dem Forstfache.

Der Baron hielt Wort. Nachdem Andreas einige Jahre als Waldläufer in der Nachbarschaft gedient hatte, bezog er das Forsthaus unfern der Grenze, verheirathete sich bald darauf mit einem sehr hübschen Mädchen, das er auf der Domdechanei des Fleckens Mariendorf kennen gelernt hatte, wo Cornelia mit ihrem Oheim, dem Stiftsyndikus Liebner, häufig verkehrte, und ward von dieser im dritten Jahre seiner Ehe mit einer Tochter beschenkt, welche in der Taufe den Namen Hildegarde erhielt.

Die Ehe des Försters war nach den gäng und geben Begriffen eine glückliche und wäre es wohl auch stets geblieben, wären nicht bald nach der Geburt Hildegardens Verhältnisse eingetreten, welche störend auf beide Gatten einwirken mußten. Das Kind nahm die junge Mutter, die mit großer Zärtlichkeit an dem süßen Wesen hing, alsbald so sehr in Anspruch, daß Frei die Nothwendigkeit einsah, eine zuverlässige Person ins Haus zu nehmen, um dieser die Beaufsichtigung der Wirthschaft anzuvertrauen. Cornelia war ganz damit einverstanden, denn sie liebte es nicht, in Küche und Keller zu weilen. Ihre Erziehung

beim Stiftssyndikus, der zugleich Vaterstelle bei ihr vertreten und sie stets ihrer schönen Anlagen wegen sehr begünstigt hatte, war einseitig gewesen. Cornelia lernte mancherlei nützliche Dinge, die indeß mehr zur Verschönerung des Lebens dienen, als daß sie nöthig wären zum Fortkommen unter Mühen und Arbeiten. Sie spielte recht anmuthig Fortepiano, zeichnete allerliebste, und versuchte sich sogar mit Glück im Malen. Vorzüglich tuschte sie gern in Sepia. Außerdem zog sie eine feine Handarbeit jeder praktischen Beschäftigung im Hauswesen vor, obwohl eine Wirthschaft den Krebsgang gehen muß, wo die Hausfrau sich derartigen, von den Verhältnissen nun einmal gebotenen Arbeiten gänzlich entzieht.

Frei sah ein, daß es nicht so fortgehen könne; weil er aber Cornelia liebte und es ihm selbst angenehm war, wenn sie mehr Zeit auf ihre geistige Ausbildung verwenden könne, so mochte er nicht streng darauf dringen, sie solle das Angenehme dem Nützlichen nachsehen. Darauf bezügliche Worte ließ er allerdings bisweilen fallen, Cornelia aber beachtete sie nicht, wahrscheinlich, weil sie Andreas in dieser Beziehung nicht verstehen wollte.

Um nun sein Hab und Gut nicht fremden Händen anzuvertrauen, glaubte der junge Förster klug zu handeln, wenn er eine Verwandte zu sich ins Haus nehme. Es lebte ihm eine einzige unverheirathete Schwester, die einige Jahre älter war als er selbst. Diese Schwester, Namens Kathrine, war – das wußte Andreas von früher Jugend her – eine ausgezeichnete Wirthschafterin. Sie hatte schon

als ganz junges Mädchen kein Stäubchen im Hause geduldet, sich bald nach der Confirmation des Hauswesens ganz angenommen und dadurch der Mutter große Dienste geleistet. Diese ließ das überaus fleißige Kind auch gewähren, und übergab der starken, kräftigen Tochter schon vor des Vaters Tode die Wirthschaft beinahe ausschließlich.

Kathrine fühlte sich nach ihrer Art glücklich in diesem Walten, gewöhnte sich aber bald daran, alles nach ihrem Kopfe zu machen. Von Natur mit einer starken Dosis Eigensinn begabt, wurde sie durch die frühzeitige Emanzipation von aller mütterlichen Aufsicht eingebildet und rechthaberisch, und nahm von keinem Menschen mehr Lehre an. Nur das, was sie that, war in ihren Augen gut und recht, alles Andere taugte wenig oder nichts. Kathrine bekritteltete jedes andern Arbeit, war nie zufrieden, und konnte, wenn sie auf Widerspruch stieß, den Eigensinn so weit treiben, eine bereits gethane Arbeit noch einmal vorzunehmen, nur um zu beweisen, daß sie selbst die Sache ganz anders angreife.

Ein Mädchen, das mit solcher Entschiedenheit ihre eigenen Vorzüge ins Licht zu stellen bemüht ist, kann nicht liebenswürdig sein. Kathrine gefiel denn auch niemand und dies nahm sie gewaltig übel, namentlich den Männern. Es fand sich wohl während ihrer ersten Jugendblüte einer oder der andere ein, und zeigte Neigung, das resolute Mädchen etwas genauer kennen zu lernen; ein wirklicher Verehrer der Eigensinnigen wollte aber

nicht kommen. Kathrinens herrisches Auftreten, ihr hartes Commandiren, ihre lieblosen, völlig rücksichtslosen Urtheile über alle Menschen, die mit ihr in Berührung kamen, mußten abstoßen. Ohnehin war sie unschön durch die Pockennarben, die ihr ganzes Gesicht wie ein Netz überstrickten. Diese Entstellung hätte indeß doch wohl manchen nicht abgehalten, um Herz und Hand des sonst so braven Mädchens anzuhalten; denn ihr Gesicht hatte durch diese Pockennarben an Ausdruck eher gewonnen als verloren. Nur die Besorgniß, es möge mit einem Mädchen, das so grenzenlos eigensinnig und rechthaberisch sei und niemandes Gegenrede vertrage, sich schwer umgehen lassen, verscheuchte bald alle Freier von ihrer Thür.

Anfangs kränkte dies Kathrine, und wenn sie sich unbeobachtet wußte, vergoß sie wohl Thränen dieser Vernachlässigung wegen. Allein sie kam nicht zu der Einsicht, daß es größtentheils an ihr selbst liegen möge, wenn die Männer gleichgültig an ihr vorübergingen. Sie konnte an und in sich keinen Fehler entdecken; denn sie meinte, jedes wahrhaft taugliche Mädchen müsse sich ein Beispiel an ihr nehmen, und so verhärtete sich Kathrine immer mehr in ihrem Eigensinn wie in ihren Ansichten, und trat unter immerwährendem Grollen und höhnischem Belächeln des Gebarens Jüngerer wie Aelterer in jenes bedenkliche Stadium des Lebens, wo Mädchen den Männern gleichgültig werden. Sie ward eine alte Jungfer.

Zu der Ueberzeugung gekommen, daß sie unverheirathet bleiben werde, tröstete sich Kathrine, ihren Charakter aber änderte sie nicht.

»Gott bewahre mich vor allen Männern,« pflegte sie in ihrer rücksichtslosen Weise zu sagen, »sie sind ja alle eklich! Der eine schnupft, der andere raucht, der trinkt und jener ist beim Essen nicht zu sättigen, und zuletzt wollen sie alle recht haben und verlangen von einem vernünftigen Frauenzimmer, es solle sich nach ihren Gewohnheiten, Liebhabereien und Rücken richten! Ich dank' schön dafür! Für mich ist das nichts. Da lob' ich mir's Leben ohne solchen Klotz am Bein. Da bin ich mein eigener Herr und weiß, was ich thun und lassen kann!«

Nach diesen Grundsätzen handelte auch Kathrine. Sie richtete ihr Haus und ihre Wirthschaft ganz nach ihrem eigenen Gutdünken ein und befand sich dabei sehr wohl. Im stillen lachten viele darüber; weil es aber doch niemand etwas anging, wie Mademoiselle Frei in ihrem eigenen Hause schalte und walte, so begnügte man sich eben mit Glossen. Da verheirathete sich Andreas mit Cornelia Liebner!

Diese Heirath machte auf die eigensinnige Kathrine einen unbeschreiblichen Eindruck. Es schien ihr gar nie in den Sinn gekommen zu sein, daß ihr Bruder sich jemals verheirathen könne, und nun zeigte er ihr plötzlich seine Verlobung an! Kathrine war ganz verstört. Sie fühlte, daß mit diesem Schritte des Bruders die ganze Welt für sie eine andere werde, und sie hatte schwere Kämpfe zu bestehen, um sich in diese neue Welt zu finden.

Andreas war nämlich schon lange Zeit der einzige Mann, der als Mann Gnade vor Kathrinens Augen fand. Sie hing ihm mit schwesterlicher Zärtlichkeit an, machte aber auch kein Hehl daraus, daß, wäre Andreas nicht eben ihr Bruder, sie ihn am liebsten heirathen würde. Daß Kathrine so dachte und fühlte, war die natürliche Folge ihrer ganzen Weltanschauung. Andreas schnupfte und rauchte nicht; er pflegte mit andern seines Alters nicht zu schwelgen; er hielt sehr viel auf Reinlichkeit und sauberes Wesen, schonte seine Kleider, duldete es, daß die Schwester ihn gelegentlich auf einen Flecken daran aufmerksam machte, und ließ nie ein tadelndes Wort über ihre Hauseinrichtung und Haushaltung fallen. Und dieser einzige Bruder, dieser einzige Mann, vor dem sie Respect hatte, wollte heirathen! Er mußte ja nothwendig in sein Unglück hineinrennen! – Das leuchtete Kathrine so klar ein, daß es ihr Tag und Nacht die Ruhe raubte. Dennoch mußte sie das Entsetzliche geschehen lassen; denn der arme Andreas war bis über die Ohren in das rosige Gesichtchen, die schönen blauen Augen, die herrlichen Haare und die wunderbaren Talente seiner Cornelia verliebt!

Jedem andern Mann würde Kathrine ihre Meinung unumwunden gesagt haben, dem eigenen Bruder gegenüber aber, den sie so innig liebte, dessen Wohl ihr so sehr am Herzen lag, hüllte sie sich in unverbrüchliches Schweigen. Sie konnte es nicht über sich gewinnen, ihm wehe zu thun. Und damit Andreas nie ahne, wie sie über

seinen thörichten Schritt denke, nahm sie sich vor, ihrer Schwägerin freundlich zu begegnen.

Cornelie war eine so anmuthige Erscheinung, daß Kathrinen ihr Vorhaben sehr erleichtert wurde. Das fröhliche, junge, lebenslustige Mädchen mußte jedermann für sich einnehmen, und sie begriff vollkommen, daß ihr Bruder davon bezaubert worden war. So vergab sie ihm denn auch den leichtsinnigen Schritt und wünschte nur, es möge, da nichts mehr zu ändern sei, alles zum Besten ausschlagen.

An diese Schwester, die seit dem kürzlich erfolgten Tode der Mutter sich in ihrer gänzlichen Zurückgezogenheit ohnehin langweilen mochte, wandte sich jetzt der Fürsten Statt aller Antwort traf Kathrine schon ein paar Tage später in dem alterthümlichen Forsthouse ein, gratulirte dem Bruder zu seinem Entschlusse und trat noch selbigen Tags ihr neues Amt an.

VIERTES KAPITEL. CORNELIE UND KATHRINE.

Andreas hatte mit diesem Arrangement nur das Beste seiner jungen Frau gewollt. Er war fest überzeugt gewesen, daß er eine bessere Wahl gar nicht treffen könne. Aber er hatte vergessen, welche Wandelungen seine Schwester in den letzten zehn Jahren zu erleiden gehabt, daß sie in dieser ganzen Zeit nur sich selbst gehorcht, auf die Einreden Fremder aber nie auch nur das geringste Gewicht gelegt hatte. In seinem Hause sollte sie Beschließerin sein, im übrigen aber doch, wie billig, unter Cornelie stehen. Letztere war ebenfalls dieser Meinung gewesen,

und da sie wußte, wie sehr Andreas die wirthschaftlichen Eigenschaften seiner Schwester schätzte, so glaubte sie, es werde sich ein recht angenehmes Zusammenleben und Zusammenwirken mit ihr ergeben.

Kaum aber hatte Kathrine festen Fuß im Hause ihres Bruders gefaßt, so trat sie mit der ganzen abstoßenden Schroffheit ihres bereits völlig unbeugsam gewordenen Charakters ihrer schönen Schwägerin entgegen. Sie wollte damit nicht eigentlich beleidigen oder auch nur anstoßen, keineswegs! Ihr ganzes Streben ging einfach dahin, Ordnung zu machen. Ihrer Ansicht nach gab es nämlich gar keine Ordnung im Hause des Bruders. Kathrine fand alles vernachlässigt, nichts auf der gehörigen Stelle. Es war daher ihr erstes Geschäft, das Haus aufzuräumen. Da sie dies unmöglich allein thun konnte, so requirirte sie dictatorisch jede nur irgend disponible Kraft. Selbst der Jägerbursche mußte wider Willen mit Hand anlegen, obwohl er sich ungern genug dazu entschloß.

Cornelie erfuhr diese Umgestaltung ihres eigenen Hauses erst durch das Lärmen und Poltern, das dabei nicht zu vermeiden war. Auch die laute, befehlshaberische Stimme ihrer Schwägerin, die sich bald nah, bald fern, bald ruhiger, bald wieder heftiger vernehmen ließ, sagte es ihr, und nun glaubte sie nur ihre Pflicht zu thun, wenn sie sich persönlich nach den Arrangements der nahen Verwandten erkundige. Sie stellte daher die beinahe fertige Landschaft, die sie eben tuschte, und die einen recht anmuthigen Platz im Walde darstellte, behutsam

beiseite, sah nach der kleinen, ruhig schlafenden Hildegarde und verließ geräuschlos das Zimmer.

Eine Wolke von Staub schlug der überraschten Cornelia entgegen, als sie den Vorplatz betrat. Hier fand sie ihre Schwägerin, hoch aufgeschürzt, barfuß in alten Schuhen stehend, um den Kopf ein roth und blau carrirtes Tuch geschlungen, beschäftigt, mit einem Besen die Wände abzufegen. Alle Schränke waren abgerückt und eine Menge Spinnewebe dabei sichtbar geworden.

»Aber mein Gott, liebe Kathrine,« sprach die junge, in schwarze Seide fein gekleidete Frau, die ein zierliches Mützchen mit blauem Bande kokett auf ihrem reichen dunkelblonden Haare trug, »was fällt dir denn ein?«

Die Schwägerin kehrte sich sehr unwirsch um und fuhr mit dem Besen nach der nächsten Ecke, indem sie etwas wegwerfend erwiderte:

»Was ich anfangs, fragst du? Thu' die Augen auf, so siehst du's! Reines Haus will ich hier machen, denn ein an Ordnung und Reinlichkeit gewöhntes Menschenkind kann in solchem Stalle nicht leben!«

»Ich bin wirklich auch reinlich, liebe Kathrine!« versetzte Cornelia sanft, mit ihrem Spitzentaschentuche den herabrieselnden Staub so gut es gehen wollte von ihrer eleganten Kleidung abstreifend.

»O ja, man sieht's!« lautete die barsche Antwort der Schwägerin. »An vornehmen Fahnen ist kein Mangel und an diesen ist auch nichts auszufegen; aber, daß Gott erbarm', was am Leibe zu viel glänzt und glitzert, davon ist

in Zimmern und Kammern, in Küche und Keller zu wenig zu sehen! – Geh' mir aus dem Wege, Cornelie! Wenn rein gemacht wird, kann man sich nicht in Acht nehmen. Ich weiß schon, du magst nichts davon sehen und hören, darum hat der Bruder zu mir geschickt. Von jetzt an soll's hier ganz anders blinkern!«

Sie fuhr fort, mit ihrem Besen die Wände abzufegen, und Cornelie zog sich schweigend, im Herzen aber tief beleidigt, in ihr alterthümliches, doch sehr wohnlich eingerichtetes Zimmer zurück, das die Aussicht auf den nahen Forst und die höchsten Kuppen des Gebirges hatte.

Sie versuchte nicht, die Schwägerin in ihrer Beschäftigung ein zweites mal zu stören; erst als Andreas gegen Abend aus dem Forste kam und sie, wie gewöhnlich, mit Herzlichkeit begrüßte, nahm Cornelie Gelegenheit, ihre Verwunderung über das höchst seltsame Auftreten Kathrinens an den Tag zu legen. Sie schloß mit der Bitte, Andreas möge doch sein Recht gebrauchen und der Schwester, die es gewiß gut meine, dies entsetzliche Rumoren untersagen.

Andreas fand, Cornelie habe recht, und versprach Abhülfe. Er war seiner Schwester beim Eintritt ins Haus nicht begegnet, und da bereits die abgerückten Mobilien wieder an Ort und Stelle geschafft worden waren, so hatte er gar nichts von der Unruhe bemerkt, die Kathrine in ihrem ordnungseifrigen Bestreben anrichtete.

Auf mehrmaliges Rufen erst tauchte die Gestalt der Schwester aus dem finstern Kellerhalse auf. Sie trug noch ihr malerisches Reinigungscostüm, nur führte sie jetzt

statt des langstieligen Besens eine Harke, an deren Zinken die Ueberbleibsel verstreuter Kartoffelkeime hingen.

»Da bin ich, was gibt's?« sprach Kathrine, die Harke wie einen Stock aufstemmend und die linke Hand in die Hüfte drückend.

»Muß das sein, lieb Käthchen?« fragte Andreas. »Meine Frau kann das arge Lärmen und Poltern nicht vertragen. Ihre Nerven sind so angegriffen!«

»Nerven!« versetzte die Schwester laut auflachend. »Wenn man tüchtig arbeitet, wie's das Wort Gottes von jedem Christenmenschen verlangt, incommodiren die Nerven niemand! Deine Frau sitzt zu viel und faulenzet, wie das vornehme Volk, das nichts zu thun hat. Das macht sie eingebildet, und dann müssen die Nerven dran schuld sein. – Laß mich nur machen, Bruder! Die Cornelie soll bald anders werden. In einer Stunde ist das Abendessen fertig. Was Gut's, Andreas, und zubereitet, wie du's gern hast!«

Damit fuhr sie wieder wie ein Kobold in den Keller hinunter, und Andreas sah sich genöthigt, unverrichteter Dinge zu seiner Frau zurückzukehren.

Cornelie machte die betrübende Erfahrung, daß ihr Gatte nicht Energie genug besaß, um seine herrische Schwester in gebührende Grenzen für ihr Wirken zu weisen. Diese riß mit außerordentlicher Schnelligkeit alle Herrschaft im Hause an sich, beachtete weder Bitte noch Wunsch ihrer Schwägerin, und ward dieser dadurch wie durch die ganze rauhe Art ihres Wesens im höchsten Grade zuwider.

Es konnte Kathrine unmöglich entgehen, daß sich das Herz Corneliens immer mehr von ihr abwandte, sie kümmerte sich aber nicht darum. Es geschah nichts ohne ihren Willen im Hause, und da Andreas, um Streit zu vermeiden, nur selten etwas sagte, so ging auch die Wirthschaft ihren Gang so fort, wie seine überaus thätige Schwester dies für gut hielt. Versuche, welche Cornelia machte, der unangenehmen Schwägerin ihr Haus zu verleiden und sie auf solche Weise daraus zu vertreiben, scheiterten an Kathrinens unbeugsamer Festigkeit. Auch hier hielt sie mit ihrer Meinung nicht zurück. Sie trat entschlossen vor Cornelia hin und erklärte der vor Entrüstung darüber fast ohnmächtig werdenden Frau, daß sie nur der Gewalt weichen werde. Sie hoffe jedoch, ihr Bruder werde einsehen, was er an ihr habe, und seine Hand nicht von ihr abziehen.

Unter diesen Umständen mußte Cornelia sich fügen. Sie verlor über das Walten ihrer Schwägerin kein Wort mehr, ging auch Andreas mit keiner Bitte um Entfernung derselben mehr an. Aber sie setzte der Herrschaft Kathrinens einen passiven Widerstand entgegen, dem zu begegnen es dieser eisenharten und unnahbaren Natur an jeder Waffe fehlte. Je mehr die Schwägerin ordnete, reinigte, räumte, lärmte und befahl, desto eifriger betrieb Cornelia ihre zerstreuten und erheiternden Studien, die Kathrinen ein wahrer Greuel waren. Sie spielte und sang, so oft die Schwägerin in einem der Nebenzimmer beschäftigt war; sie zeichnete oder malte, wenn die ewig Thätige zur bestimmten Minute den Kaffee auftrug, und

saß Kathrine strickend oder Strümpfe stopfend abends am Tische, noch ehe Andreas von seinen Berufsgängen zurückkehrte, so amüsirte es die junge Frau, ihrem plaudernden Kinde phantastische Märchen zu erzählen, in denen es an verdammenden Anspielungen auf das rohe Walten der Schwägerin niemals fehlte. Diese ergrimte dann regelmäßig über die geschickt beigebrachten Stiche, die sie in ähnlicher Weise Cornelien nicht zurückgeben konnte, und so bestand denn von früh bis spät zum Abend, vom ersten bis zum letzten Tage im Jahre zwischen beiden so ganz verschieden gearteten Naturen ein Kriegszustand, der je nach den Umständen die betrübendsten Folgen haben konnte.

Durch eine weise Einrichtung der Natur gibt es zum Glück auch für die unleidlichsten Verhältnisse leis ausgleichende Mittel, die in der Regel von den davon Berührten instinctmäßig benutzt werden. Etwas Aehnliches fand zwischen Cornelie und ihrer Schwägerin statt. Beide so ganz verschieden geartete Frauen fanden bei Gleichdenkenden Ersatz für die Leiden, welche ihnen das Haus tagtäglich bereitete. Kathrine hatte im nahen Orte, der kaum eine Viertelstunde von der Försterei in breiter Thalsole an den bebuschten Ufern zweier sich vereinigender Gebirgsbäche lag, mehr als eine gleichgestimmte Seele, mit der sie verkehren und sich stundenlang über die ›unsinnige‹ Schwägerin, wie sie sagte, aussprechen konnte,

und Cornelia fand wider Erwarten in der Gattin des Barons von Kaltenstein eine Freundin, in deren mitfühlenden Busen sie ihr Herz ausschüttete, so oft sie das Bedürfniß zu ungezwungener Mittheilung fühlte.

Die Baronin war einige Jahre älter als Cornelia Frei, aufgeweckten Geistes, bildungsbedürftig wie die junge Förstersfrau und, was einen sehr festen Kitt für die Freundschaft beider Frauen abgab, bürgerlicher Herkunft. Der lebensfrohe Baron hatte Clotilde einige Jahre vor Cornelians Vermählung geehelicht, und zwar im Auslande. Sie war eine Süddeutsche, hübsch, ungemein beweglich und ohne allen Familienanhang. Im Volke liefen über diese Ehe des gnädigen Herrn mancherlei Gerüchte um, die mehr abenteuerlich als wahrscheinlich klangen. Cornelia achtete nicht auf diese Reden, obwohl sie sehr bald davon Kenntniß erhielt. Das Verhältniß ihres Andreas zu dem Baron, das auch nach der Vermählung des erstern keine Veränderung erlitt, führte Cornelia bald mit der Baronin zusammen. Beide Frauen sprachen einander an, und ein enges Band wahrer Herzensfreundschaft war das nächste Ergebniß öftern und vertrautern Umgangs.

Der Baron von Kaltenstein hatte keine Kinder; auch schien es, als wolle die Ehe mit Clotilde unfruchtbar bleiben. Um nun aber nicht ohne Erben zu sterben, nahm er angeblich den einzigen Sohn eines entfernten Verwandten, der ebenfalls in Süddeutschland lebte und dort frühzeitig verstorben war, an Kindesstatt an. Die böse Welt meinte nun freilich, der junge Adolar sehe seiner Adoptivmutter zum Sprechen ähnlich, und diese behandle und

verziehe ihn ganz wie eine rechte Mutter, die ihr einziges Kind wie ein Spielzeug betrachte, laut und offen aber wage doch niemand mit einer so gefährlichen Behauptung hervorzutreten.

Ob Cornelia in die Vergangenheit ihrer jetzt adelichen Freundin eingeweiht war, blieb allen, die sie kannten, verborgen. Selbst die spionirende Kathrine, welcher die Festsetzung der Schwägerin in der Gunst der Baronin durchaus nicht behagte, führte nicht völlig zum Ziele. Dagegen erhielt Cornelia eine höchst achtungswerthe Stütze in Clotilde von Kaltenstein. Diese theilte mit der gebildeten Förstersfrau dieselben Neigungen und Liebhabereien, und versäumte natürlich nicht, ihre Freundin darin zu unterstützen.

Beide musicirten jetzt zusammen, zeichneten und malten um die Wette und thaten in jeder Beziehung gerade das Gegentheil von dem, was Kathrine für den Inbegriff aller Tugenden einer musterhaften Hausfrau erklärte.

Nach denselben Grundsätzen wurde denn auch später Hildegarde erzogen. Das niedliche, aufgeweckte Kind wußte schon mit zehn Jahren trefflich zu repräsentiren, machte die Honneurs, als sei es in einem hochgräflichen Hause geboren worden, spielte Piano, sang mit glockenreiner Stimme einige der beliebtesten Lieder, welche damals gerade *en vogue* waren, tanzte nach der Behauptung aller Sachverständigen wie ein Engel, blätterte in den gelesensten Modejournalen, wußte auffallend gut Bescheid in der Taschenbuchsliteratur, hatte aber keinen Begriff

von dem, was einem jungen Mädchen bürgerlichen Standes neben Geistes- und Herzensbildung zur wahren Ehre gereicht.

Andreas blieb wenig Zeit übrig, um sich von allem, was in seinem Hause vorging, genau zu unterrichten. Zum Theil ignorirte er auch die ihm persönlich unangenehmen Zustände, weil er einsehen mochte, daß eine gründliche Umgestaltung derselben nicht in seiner Macht liege.

Cornelie blieb stets gleich freundlich gegen ihn und hatte nie ein Wort der Klage über die Willkürherrschaft der Schwägerin, seit ihr intimes Freundschaftsverhältniß sie fast täglich nach dem Kaltenstein führte. Hildegarde begleitete dann die Mutter. Gewöhnlich wurden beide durch die Equipage der Baronin abgeholt.

Kathrine war innerlich voll Aerger über dies ›verruichte Schlaraffenleben‹ der eingebildeten Schwägerin, wie sie es nannte, und suchte an der ihr jetzt verhaßten Cornelie sich dadurch zu rächen, daß sie während deren Abwesenheit von der Försterei in die Zimmer derselben drang, um daselbst aufzuräumen. Es geschah dies so gründlich, wie überall im ganzen Hause, wo Kathrinens scharfer Blick hindrang. In Corneliens Wohnzimmer war aber schwieriger damit zu Stande zu kommen als anderwärts; denn da gab es außer den gewöhnlichen Mobilien zuerst den unnützen ›Klimperkasten‹, ferner ein paar niedliche Staffeleien, zwei oder drei Stickrahmen, Tusch- und Farbekasten, Reißbreter, Mappen mit Zeichnungen und Kupferstichen, Nippsachen, wie man sie damals liebte, in großer

Auswahl, und endlich eine ausgesuchte kleine Handbibliothek. Das alles ließ sich nicht behandeln wie Tische, Stühle, Bänke und Schränke, sondern mußte behutsam von Ort zu Ort transportirt werden. Und dann erregte der unsagbare Staub auf Büchern und Noten, der durch nichts zu vertreiben war, den Aerger der staubfeindlichen Kathrine in so hohem Grade, daß sie an sich halten mußte, um nicht den ganzen ›Narrenkram‹ zum Fenster hinauszuerwerfen. Dulden konnte sie diese Unsauberkeit nicht, also ward jedes einzelne Stück von ihr selbst gereinigt. Dabei brachte sie aber Bibliothek wie Noten in die gründlichste Unordnung.kehrte nun Cornelia von ihrer Freundin zurück, so kam es zwischen den Schwägerinnen zu heftigen Scharmützeln, die in der Regel mit einer Trennung auf mehrere Tage endigten.

Zum Unglück war Hildegard stets Zeuge dieser häuslichen Zänkereien. Sie stand natürlich ganz entschieden auf seiten ihrer Mutter, die das aufgeweckte Mädchen ebenso verehrte, wie die Mutter ihr Kind zärtlich liebte. Kathrine, einmal zum Sprechen gebracht, holte dann das halb gezwungene Schweigen mehrerer Wochen nach und erleichterte ihr übervolles Herz. Es gab nichts, was sie der Schwägerin nicht vorgeworfen hätte. Sie nannte Cornelia träg, träumerisch, eingebildet, phantastisch, dumm, vornehm, eitel, putzsüchtig, kalt gegen ihren Mann und eine sündhafte, gottlose Mutter! Alles, was Cornelia trieb, war ihr verhaßt und galt ihr für unnütze, ja verderbliche Spielerei. Auch die Baronin, die sie ›hergelaufen‹ titulierte, kam bei Kathrinens Charakteristik sehr übel fort. Zuletzt

wandte sich die Zürnende an Hildegarde, kanzelte das entsetzte Kind tüchtig ab, und schloß mit der Behauptung, es werde nie etwas aus dieser verwöhnten und verzogenen Zierpuppe werden, und ihr armer, unglücklicher Bruder könne es noch mit brechendem Herzen mit ansehen, daß das gewissenlos in Grund und Boden verdorbene Geschöpf ihm und seinem Namen Schande mache.

Cornelie pflegte sich kürzer zu fassen, und wenn sie in ihren Entgegnungen auch Worte mit einfließen ließ, welche das Auftreten Kathrinens sehr richtig bezeichneten, so geschah dies doch mit einem so vornehmen Wesen und in so gemessenem Tone, daß die Försterin gegenüber der keifenden Schwägerin stets im Vortheil war und Hildegarde fester denn je an sich knüpfte.

Diese bedauerlichen Verhältnisse im Försterhause beserten sich nicht mit den Jahren. Die Entfernung der rechthaberischen Kathrine hätte denselben allerdings auf der Stelle ein Ende machen können; allein zu diesem äußersten Schritte, der freilich einer vollkommenen Hausrevolution gleichgekommen wäre, mochte von sämtlichen Betheiligten sich keiner entschließen. Gutwillig wäre die herrschsüchtige allwaltende Kathrine auch nicht fortgegangen. Das wußte Cornelie ebenso gut wie Andreas. Sie aber mit Gewalt zu entfernen, konnte man schon deshalb nicht wagen, weil sie in gewisser Hinsicht trotz ihrer schrecklich störenden Eigenschaften doch wieder nicht zu entbehren war.

Cornelie hatte sich in der That ein Leben eingerichtet, wie es für einen einfachen Revierförster durchaus nicht

paßte. Das Wenige, was sie vom Haushalten verstand, hatte sie längst völlig vergessen, und Hildegarde wußte noch weniger davon Bescheid. Es war also jedenfalls am besten, wenn man keine Neuerungen traf, sich fügte, so gut es gehen wollte, und Kathrine in ihrem Reiche die unbeschränkteste Herrschaft ließ.

FÜNFTES KAPITEL. BOSHAFTE NECKEREIEN UND WACHSENDE VERSTIMMUNG.

Andreas litt schwer unter diesem nie ruhenden Unfrieden zweier Personen, die er beide gleich hochschätzte. Er verkannte in keiner Weise die guten Eigenschaften seiner seltsam gearteten Schwester, ohne ihre unleidlichen Thorheiten zu billigen, und er sah ein, daß seine Frau in vollem Rechte war, wenn sie, mit ganz andern Neigungen ausgerüstet und ganz andere höhere Ansprüche an das Leben machend, sich von Kathrine mehr und mehr zurückzog. Nur der Erziehung Hildegardens konnte auch er nicht das Wort reden. Oft versuchte er, Cornelia andern Sinnes zu machen, indem er ihr das Gefährvolle ihrer Erziehungsmethode vorstellte. Wie einfach und klar er sich aber auch darüber aussprach, den gewünschten Erfolg hatten seine Vorstellungen nicht. Cornelia zeigte sich sofort gereizt, klagte über nervöse Angegriffenheit und erklärte wiederholt, sie wolle aus dem Kinde, das so reich an liebenswürdigen Talenten sei, weder ein Aschenbrödel machen, noch es in bäuerischer Roheit untergehen lassen. Wohin letzteres führe, das könne man ja täglich zum Ueberdrusse mit eigenen Augen sehen.

Vor solchen Aeüßerungen verstummte der Förster. Er fühlte das darin liegende Wahre heraus und konnte doch Cornelie nicht unbedingt recht geben. Wollte er aber nicht stets ein trübes Gesicht sehen, so mußte er schweigen, um so mehr, als seine Frau die Bedenken wegen der Zukunft Hildegardens mit der sehr bestimmten Versicherung beseitigte, daß ihn diese gar nicht zu kümmern brauche. Clotilde habe ihr zahllose mal versprochen, unter allen Umständen für das Kind zu sorgen, sobald es zur Jungfrau herangereift sein werde, und was die Baronin verspreche, das halte sie auch!

Trotz alledem machte Andreas sich Vorwürfe über sein eigenes Handeln. Es wäre, mußte er sich sagen, ja alles ganz anders gekommen ohne die Aufnahme seiner Schwester in die Försterei. Und doch sah er nirgends einen Ausweg, konnte nirgends ein Mittel entdecken das er mit Erfolg hätte anwenden können!

War es da wohl zu verwundern, daß es ihm nach und nach immer weniger im eigenen Hause gefiel? Er fühlte sich überflüssig zwischen Frau und Schwester, die einander das ganze Jahr lang auch nicht *ein* freundliches Wort gönnten, und von denen jede darauf zu studiren schien, der andern irgend etwas Verletzendes zu sagen oder etwas zu thun, was diese verdroß. Am ärgsten in dieser Hinsicht trieb es Kathrine, die ihn deshalb oft erzürnte und manchmal noch spät abends wieder aus dem Hause jagte.

Wunderlich in fast allen Dingen, hatte sie auch eine seltsame Liebhaberei für Thiere, welche mehr zur Plage

der Menschen als zu deren Erheiterung dazu sein scheinen. Kathrine mochte die Fliegen leiden, ja oft sagte sie sogar, daß sie dieselben überall liebe, nur nicht im Speisegewölbe. Andreas wollte diese Liebe früher nicht an seiner Schwester bemerkt haben, diese aber beharrte auf ihrer Behauptung und widmete fortan den im Hause vorhandenen Fliegen eine höchst verwunderliche Pflege.

Andreas merkte die Absicht und ward sehr verstimmt durch die Entdeckung dieser neuen Eigenheit an seiner ohnehin nicht liebenswürdigen Schwester. Cornelia machte Jagd auf jede in ihr Zimmer dringende Fliege, weil sie ihre Zeichnungen und feinen Handarbeiten befleckten, und – gerade darum mußten sie gepflegt werden! Schlimmer noch war ein anderer fast krankhafter Hang Kathrinens, den sie indeß schon als Kind gezeigt hatte. Sie liebte nämlich Spinnen abzurichten. Am liebsten waren ihr gerade die häßlichen, langbeinigen Winkelspinnen, deren Klugheit sie höchlichst pries und an denen sie nur einen einzigen widerwärtigen Fehler entdeckt haben wollte: ihre Vorliebe für stümperhaftes Fortepianospiel! In einigen Winkeln des Hauses, wohin so leicht niemand kam, hielt Kathrine eine recht anständige Anzahl Spinnen. Die gelehrigen Thiere gewöhnten sich denn auch sehr bald an ihre Beschützerin, erschienen auf ihren Ruf und verschmähten es nicht, auf die Hand der alternden Jungfrau zu spazieren, wenn es dieser gerade genehm war. Dagegen flößte Cornelia auch die kleinste Spinne Furcht, ja geradezu Entsetzen ein. Sie konnte von krampfhaftem Zittern ergriffen werden, wenn ihr

eins dieser Thiere zu nahe kam, und sie war demnach die unerbittlichste Vertilgerin derselben.

Diese Schwäche Corneliens benutzte nun Kathrine in wahrhaft dämonischer Weise. So oft die Schwägerinnen sich durch Worte oder Blicke recht empfindlich gekränkt hatten, wußte Kathrine eine ihrer gehorsamen Spinnen unbemerkt mit in das Zimmer Corneliens zu bringen und sie dicht am Sitze der verhaßten Schwägerin über den Tisch laufen zu lassen. Das grelle Aufschreien der Entsetzten, ihr Erbleichen und Zittern amüsirte die Boshafte, und indem sie ein schadenfrohes, verächtliches Lachen aufschlug, fing sie das Thier wieder ein und trug es mit derselben Aufmerksamkeit fort, als sei es ein schön singender Canarienvogel.

Unzähligemal hatte sich Kathrine schon diesen nichtswürdigen Scherz erlaubt, der Cornelia fast jedesmal krank oder doch auf Stunden elend machte, ohne daß sie es Andreas gegenüber eingestand. Denn so wenig Cornelia selbst von ihrer Schwägerin sprach, so wenig beklagte sie sich über ihr Betragen. Die abscheuliche Neckerei mit den Spinnen aber konnte sie unmöglich mit Stillschweigen übergehen, und dies veranlaßte den Förster, seine Schwester zur Rede zu setzen.

Kathrine leugnete und bezichtigte Cornelia der Verleumdung. Hildegarde bestätigte, die Angaben der Mutter. Es kam nun zwar zu keinem Beweise, aber die Verstimmung der Hausgenossen untereinander ward von Stund' an noch ärger. Andreas, der seine Schwester bis

dahin für durchaus wahr gehalten hatte, ward mistrauisch gegen sie und machte kein Hehl daraus, und Cornelia gab sich die möglichste Mühe, ihre Feindin in Gegenwart des Gatten auf frischer That zu ertappen.

Die Gelegenheit dazu bot sich bald dar. Die unter einem Dache lebenden Feindinnen hatten eben eine ihrer Streitscenen aufgeführt, als Andreas heimkehrte. Mangel an Glück auf der Jagd machte auch ihn mürrisch, und da er auf den ersten Blick sah, wie der Barometerstand im Hause beschaffen sei, wollte er nach kurzer Rast wieder forteilen. Da bat ihn Cornelia unter vier Augen, er möge ihr zu Liebe in der Dunkelheit unbemerkt wieder nach Hause kommen und sich in der anstoßenden Kammer verbergen. Beim ersten lauten Ruf, den er höre, möge er eiligst eintreten, er werde alsdann erkennen, wie oft sie ungestraft eine unwürdige Behandlung sich gefallen lassen müsse!

Andreas war anfangs nicht geneigt, dem Wunsche seiner Frau zu entsprechen, Cornelia bat aber so lieb und blickte ihn durch Thränen lächelnd so bezaubernd an, daß er sich zu der verlangten Zusage fortreißen ließ. Zurücktreten konnte er nicht mehr, und so schlüpfte er denn glücklich in sein Versteck, ohne daß Kathrine seine Anwesenheit im Schlafzimmer ahnte.

Kaum ward Licht angezündet, als die Schwester, eine Menge schadhafter Wäsche im Arm, ihren Platz am Tische einnahm. Hildegarde saß zwischen Mutter und Tante und las ersterer die neueste Erzählung von Gustav

Schilling vor, die sie tags vorher von der Baronin von Kaltenstein erhalten hatte. Es verging keine Viertelstunde, als ein gellender Angstschrei das Ohr des erwartungsvoll Harrenden traf. Dann hörte er einen dumpfen Fall und das häßlich kalte Lachen seiner Schwester.

Beim Eintritt ins Wohnzimmer, wo sein Erscheinen eine merkwürdige Verwandlung in Kathrinens Wesen hervorbrachte, sah er zu seinem größten Erstaunen ein paar große Spinnen mitten über den Tisch laufen. Die Thiere nahmen sich Zeit, als gehorchten sie einem unsichtbaren Lenker, und es lag am Tage, daß sie nicht durch Zufall dahin gekommen waren. Cornelia hatte im Schreck den nächsten Stuhl umgestoßen und dabei sich einen Finger verstaucht. Sie zitterte vor Angst und Schmerz und schrie mehrmals nach Hülfe.

Diese Scene versetzte Andreas in heftigen Zorn. Er schalt die überraschte Kathrine mit zornigen Worten, duldete keine Widerrede und trieb sie in seiner Aufregung zuletzt ziemlich unsanft aus dem Zimmer.

Cornelia erreichte durch Anzettelung dieser kleinen Intrigue wenigstens die Verbannung der Schwägerin aus ihrem Zimmer. Andreas machte das Fortbleiben aus demselben so kurz und barsch zur Bedingung des Verbleibens seiner Schwester im Hause, daß Kathrine sich gegen diesen Befehl doch nicht ohne weiteres aufzulehnen wagte.

Dafür trug sie von Stund' an dem Bruder den ihr gespielten Streich in rachsüchtigem Herzen nach. »Er ist nicht ehrlich gegen mich, folglich brauch' ich es auch

nicht gegen ihn zu sein.« So lautete der Refrain aller Gedanken, denen Kathrine Gehör gab, und nun begann in dem alten Försterhause ein solches Heuchelsystem, daß keiner dem andern mehr traute, alle gegeneinander intriguirten und heimlich sich Schlingen zu legen bemüht waren. Hätte dies consequent fortgesetzte Intriguenspiel nicht unter freundlicher Maske sich klug verborgen, so würde man in einen Abgrund trauriger Berirrungen hinabgeblickt haben, wie sie gegenseitige Abneigung, Egoismus, Genußsucht und ungezähmte Leidenschaften immer erzeugen müssen.

Nach diesem Siege über ihre Schwägerin schritt Cornelia bedeutend hochmüthiger als früher einher. Sie konnte nicht umhin, ihrer Freundin den Verlauf der Sache mit entsprechenden Ausschmückungen zu erzählen und diese zugleich aufzufordern, die ungebildete Person jetzt ebenfalls fühlen zu lassen, wie unbedeutend und untergeordnet eigentlich die Stellung sei, die sie mit so großen Prätensionen behauptete.

Clotilde war gern dazu bereit, denn auch sie haßte Kathrine, weil die rücksichtslosen Aeußerungen derselben ihre Vergangenheit mit Makeln belud, an welche mehr denn einer glauben mochte. Gegen diese geschickt in Umlauf gesetzten Erzählungen konnte und wollte sich die Edelfrau nicht direct vertheidigen, weil das zu Weiterungen hätte führen müssen, welche zu vermeiden die aus unbekanntem Kreise Emporgestiegene ebenfalls ihre sehr gewichtigen Gründe hatte. Es blieb also, um Böses

mit Bösem zu vergelten, auch für die gekränkte Baronin nur der Weg heimlicher Verfolgung übrig.

Bis zu diesem Wendepunkte im Leben des Försterhauses war die Baronin von Kaltenstein nur selten in der Försterei gesehen worden. Cornelia besuchte mit ihrer Tochter lieber das eine Stunde Wegs in höchst romantischer Gegend gelegene Gut ihrer Freundin. Jetzt aber trat infolge getroffener Abkunft zwischen beiden gleichgesinnten und einmüthig handelnden Frauen das umgekehrte Verhältniß ein. Es verging selten ein Tag, wo Clotilde nicht auf dem Hofe der Försterei vorfuhr, um einige Stunden in vertrautem Verkehr mit Cornelia und Hildegarde zuzubringen.

Schon diese beinahe fortdauernde Anwesenheit der ›Gnädigen‹, wie man der Kürze wegen die Baronin gewöhnlich nannte, hielt Kathrine fern von ihrer Schwägerin. Dies würde indeß keinen besondern Eindruck auf die am liebsten mit Scheuern und Waschen Beschäftigte gemacht haben, allein, daß sie auf Befehl Corneliens oder gar der ›Gnädigen‹ kochen und backen mußte, und daß dieser Befehl ihr nicht selten durch den Mund der immer übermüthiger sich geberdenden Hildegarde kund gegeben ward, das verdroß und ergrimmte sie.

Das zu blühender Schönheit heranwachsende junge Mädchen ward von Mutter und Baronin immer mehr verzogen, und wenn Kathrine in sehr vielen Dingen die abstrusesten Ansichten hatte und aussprach, so mußte ihr doch jeder Unbefangene recht geben indem abfälligen

Urtheile, das sie über Hildegardens thörichte ›Heranbildung fürs Leben‹, wie Clotilde sich ausdrückte, fällte. Das arme Kind hatte selbst keine Vorstellung von der Schädlichkeit der ihr zu Theil werdenden Erziehung. Sie befand sich wohl im steten erheiternden Umgange mit ihrer Mutter und der sie verzärtelnden Freundin. Sie eignete sich die Urtheile derselben über Menschen und Dinge an, und sah, was gar nicht zu vermeiden war, mit souveräner Verachtung auf die bäuerisch derbe, ja ungeschliffene Tante herab.

Selbst dem Vater gegenüber nahm Hildegarde jetzt ein hochfahrendes Wesen an. Sie hatte bemerkt, daß ihr Vater in den meisten der Mutter wie der Baronin geläufigen Dingen nicht eben sehr zu Hause sei, und dies Erkennen eines vorhandenen Mangels verminderte ihre Achtung. Der größtentheils nur mit praktischen Dingen beschäftigte Förster, der von Natur keine Anlage besaß, ein Gelehrter zu werden, konnte sich keiner Kenntnisse weder in Literatur noch Kunst rühmen. Er hatte ebenso wie seine Schwester in seinem ganzen Leben nie eine Zeile weder von Goethe noch Schiller, viel weniger noch von Jean Paul oder Tieck gelesen. Er wußte nur, daß es Leute dieses Namens gegeben hatte und daß sie viele, viele Bücher geschrieben haben sollten. Daß man so viel aus ihnen mache, begriff er nicht, und dies lag wieder in seiner Erziehung.

Der alte Prediger Frei, ein Theologe ältesten Zuschnitts, der sich bäuerisch kleidete, um seinen Beichtkindern ein gutes Beispiel zu geben, der sogar seine

Predigten am liebsten im Dialekt seiner gläubigen Zuhörer hielt und dadurch den gewandten Gebrauch der hochdeutschen Sprache nach und nach fast ganz verlernte, war in seiner Art ein gelehrter Mann gewesen. Er verstand zur Genüge hebräisch, um das Alte Testament in der Ursprache lesen zu können, besser noch war er im Griechischen zu Hause, und als eines Tags der vom Wetter geschwärzte Knopf des Kirchthurms abgenommen wurde, um neu im Feuer vergoldet zu werden, erzählte er dies wichtige Ereigniß in einem auf schönstes Pergament lateinisch geschriebenen Aufsätze der Nachwelt, der stilistisch nur wenig zu wünschen übrig ließ. Pastor Frei war, wie sehr viele seiner Collegen, ein einseitig classisch gebildeter Theologe. Für gebildet galt ihm überhaupt nur derjenige Mensch, welcher Latein verstand, es sprechen und schreiben konnte. Jeder nicht damit Vertraute war und blieb in seinen Augen, und wäre er von andern Kenntnissen übergeflossen, ein *homo rusticus*. Geistige Begabung, Talent, schöpferische Gedanken achtete er für nichts, und wer gar in deutscher Sprache Gedichte schrieb, mit dem zu verkehren hielt er entschieden *unter* seiner Würde.

Pastor Frei unterrichtete seine beiden Kinder selbst und impfte ihnen natürlich frühzeitig, soweit dies möglich war, seine eigenen Ansichten ein. Kaum hatten Andreas und Kathrine lesen, schreiben, rechnen und etwas Geschichte gelernt, so fing der gelehrte Landprediger an,

beiden die Elemente der lateinischen Sprache beizubringen. Wäre Andreas nicht frühzeitig aus dem Hause gekommen, so würde Kathrine wahrscheinlich ganz artige Fortschritte im Lateinischen gemacht haben, denn sie faßte leicht und übersetzte mit Andreas um die Wette den Cornelius Nepos. Des Vaters früher Tod machte der Fortsetzung dieses Bildungsgangs unerwartet schnell ein Ende und leitete die verwaiste Tochter auf Wege, die ihrer Charakteranlage wenigstens mehr zusagten als das Erlernen einer fremden und noch dazu todtten Sprache.

Die Bibliothek des Pastors war reich an Ausgaben alter Classiker, von deutschen Büchern aber befanden sich in derselben nur theologische und streng ascetische. Die deutsche Nationalliteratur war gar nicht vertreten. Der sonst sehr gelehrte Prediger hatte von dem Werden der Sprache, die er doch seine Muttersprache nannte, nicht einmal eine Ahnung. Daß es eine Geschichte der deutschen Literatur gäbe und daß es der Mühe werth sei, dieselbe kennen zulernen, war ihm ebenfalls unbekannt. Und so verirrte sich denn in Haus und Familie des Pastors Frei kein einziges *deutsches* Buch von wirklich literarischer Bedeutung.

So kam es, daß Andreas und Kathrine wohl nach und nach einige Namen deutscher Classiker kennen lernten, nie aber ein Werk derselben wirklich zu sehen bekamen. Später nahmen die Sorgen des Lebens beide Geschwister gefangen, und an ein Nachholen des Versäumten war um so weniger zu denken, als das Bedürfniß nach Vermehrung tieferer Bildung im Grunde beiden abging.

Hildegarde, durch ihre Mutter von Kindesbeinen an echt schöngeistig erzogen, wußte in Schiller und Goethe, in Bürger und Lessing wenigstens so gut Bescheid wie im Großen Katechismus, und es kam dem schnell sich entwickelnden Mädchen daher sehr wunderlich, ja bedenklich vor, daß der Vater von alledem nichts wußte. Sie lachte ihn gelegentlich aus, wenn er seine gänzliche Unkenntniß durch Fragen noch mehr bethätigte, und verwies ihr der Vater das Ungehörige dieses Benehmens, so flüchtete die Verzogene schmollend in die Arme der Mutter oder der Baronin, die dann nicht unterlassen konnten, prickelnde Bemerkungen über die so mangelhafte Bildung des Försters zu machen.

Alles dies mißfiel Andreas in höchstem Grade.

Er gab im stillen der Schwester recht, die in ihrer Verstimmung vor dem Auge des bangen Vaters ein Bild der Zukunft Hildegardens entrollte, das oft sein Herz zum Stillstand brachte. Aber er besaß keine Macht, um dem Unfuge zu steuern. Mit Kathrine mochte er sich auch nicht des weitern darüber aussprechen, denn er traute ihr nicht und fürchtete, von ihr verleitet, nur noch größere Misgriffe zu thun als bisher.

In dieser Noth verfiel Andreas auf einen ganz seltsamen Gedanken. Sein Beruf brachte ihn mit einer Menge Menschen in Berührung, deren Bildungsfonds fast nur aus eigenen Erfahrungen oder aus Ueberlieferungen anderer bestand. Die meisten hatten wenig gelernt, dennoch füllten sie ihre Stelle im Leben vollkommen aus,

waren geachtet, oft geliebt, und man mußte sie für tüchtige Menschen halten. Solche durch das Leben gebildete, durch Erfahrungen gereifte Naturen machen sich gern ihre eigenen Gesetze, denen sie nachleben, solange es irgend geht. Weidmänner namentlich leben sehr oft auf gespanntem Fuße mit der gewöhnlichen Welt. Ihr Beruf, ihr Umgang mit der Natur, ihr Aufenthalt in rauschenden, einsamen, oft genug auch unheimlichen Forsten erzeugt jene zahllosen Sagen, denen der Aberglaube einen so eigenthümlichen Zauber verleiht.

Andreas hörte unter seinen Collegen immer von Dingen sprechen, die er nicht verstand. Der eine hatte vor Jahren in den böhmischen Wäldern die Bekanntschaft eines Wilddiebes gemacht, der im Besitz des Geheimnisses war, sich fest und unsichtbar zu machen, ja er rühmte sich, dem verwegenen Menschen dies Geheimniß abgekauft zu haben. Ein anderer wollte schon vor längern Jahren Freikugeln gegossen, nie aber Gebrauch davon gemacht haben und zwar deshalb nicht, weil ihm jedesmal ein fürchterliches Grauen überkommen war, wenn er die verhängnißvolle Kugel in seine Büchse hatte laden wollen. Noch andere verstanden die Orte zu ermitteln, wo, dem Volksglauben nach, Gold vergraben lag, und meinten, sie würden nicht anstehen, davon Gebrauch zu machen, wenn es ihnen je einmal im Leben an dem Nöthigen fehlen sollte.

Wie Noth und Unglück häufig die Mutter des Verbrechens sind, so reizen geheimnißvolle Andeutungen selbst Besonnene bisweilen zu gefahrvollen Unternehmungen.

Andreas war nicht frei von abergläubischen Meinungen. Er hatte sie theils mit der Muttermilch eingesogen, theils waren sie ihm in seinem spätern Jägerleben gleichsam angefliegen.

»Es könnte ja doch sein, daß diese zuversichtlich Sprechenden mehr wüßten als wir andern,« dachte er, und beschloß eine Probe zu machen.

Weshalb? – Aus Liebe zu Hildegarde, die seine Unkenntniß belächelte, und die von ihrer eigenen Mutter zu einem Leben in der vornehmen Welt erzogen ward, ohne daß er es zu hindern vermochte!

»Mein einziges Kind soll durch mich nicht unglücklich werden!« rief sich Andreas zu. »Es soll aber auch die Prophezeiung meiner erbitterten Schwester sich nicht erfüllen! Gelingt es mir, ein Vermögen zu erwerben, so kann Hildegarde, sobald sie erwachsen ist, in die Welt treten und theilnehmen an den Vergnügungen und Genüssen der Vornehmen, für die sie einmal erzogen worden ist. Dann wird sie glücklich sein und nicht mehr über meine Unwissenheit lächeln.«

Einmal von diesem Gedanken erfaßt, konnte sich der Förster desselben nicht mehr ent schlagen. Er suchte das Vertrauen der Männer zu gewinnen, die so oft mit ihrem Wissen geprahlt hatten, aber seine ursprünglich edle Natur sträubte sich gegen jede Handlung, die er vor seinem Gewissen nicht hätte verantworten können. Er wollte sich erst von der Wahrheit des Gehörten überzeugen, ehe er ein Eingeweihter, ein Wissender zu werden beehrte.

In seinem Hause befand sich Andreas schon lange nicht mehr wohl, und wenn er nicht erschien, so vermißte man ihn auch nicht. Ein Umgang mit seiner Schwester gewährte ihm keine Erholung, und seiner Frau konnte er nach seinem Dafürhalten nichts geben und sein. Er wäre ganz überflüssig gewesen, wenn nicht sein Beruf und die Stelle, welche er durch die Gunst des ihm befreundeten Barons bekleidete, die Seinigen ernährt hätte.

Zur Ermittlung der Geheimnisse, in deren Besitz Andreas zu gelangen wünschte, war der Behauptung seiner wissenden Collegen zufolge die Nacht die allein günstige Zeit. Andreas blieb deshalb wöchentlich einigemal bis nach Mitternacht außer dem Hause. Dies konnte aber nicht geschehen, ohne daß Kathrine ihre Einwilligung dazu gab; denn seit der Ueberraschung ihres Bruders, die zu so liebloser Behandlung seinerseits führte, hatte sie unter allerhand Vorwänden sich des Hausschlüssels bemächtigt und legte diesen nie wieder aus der Hand. Sobald es zu dämmern begann, schloß die aufmerksame, auf ihre Stellung und Macht im Hause eifersüchtige Schwester des Försters die Hausthür, und niemand konnte die wohlverwahrte Försterei betreten ohne ihren ausschließlichen Willen. War endlich jeder im Hause, dann ging auch Kathrine zur Ruhe und legte den Schlüssel, um ihn sicher zu verwahren, unter ihr Kopfkissen.

Kathrine machte ein sehr verwundertes Gesicht, als ihr Bruder eines Tags von ihr den Hausschlüssel verlangte.

»Gebe ich nicht!« lautete die kurze Antwort.

»Ich brauche ihn,« versetzte ebenso kurz der Förster.

»Um des Nachts auf den Anstand zu gehen?« erwiderte die Schwester. »Schweig', Andreas! Mir drehst du keine Nase!«

»Ueber meine Handlungen gestehe ich dir kein Urtheil zu. Genug, ich werde von jetzt an, weil ich nicht anders will, für gewöhnlich erst spät nach Hause kommen.«

»Du wirst mich stets deiner harrend finden,« sagte ebenso entschlossen die hartnäckige Schwester.

»Das verlange ich nicht; es würde deiner Gesundheit schaden.«

Kathrine lachte.

»Sorge dich nicht,« versetzte sie. »Ich bin kein nervenschwaches Dämchen, das sich durch Lesen und Klimpern aufreibt. Meine Natur verträgt, gottlob! einen Puff, und darum werde ich Wache halten!«

Alles Zureden und Vorstellen machte die Hartnäckige nicht ändern Sinns, und da sie klug genug war, des Bruders Verlangen ganz in der Ordnung zu finden, so wollte dieser nicht weiter auf seinem Vorsatze bestehen, und gab endlich nach. Kathrine blieb im Besitze des Hauschlüssels, und der Förster hatte nie Ursache, über Saumseligkeit der stets wachsamen Schwester Klage zu führen.

SECHSTES KAPITEL. UNVERMUTHETE KATASTROPHE.

Cornelie, der es im Umgange mit Clotilde nie an Unterhaltung fehlte, vermißte ihren Mann eigentlich nicht, dennoch aber mußte es ihr auffallen, daß Andreas sich fast gar nicht mehr sehen ließ. Kam er wirklich zu ihr, so war er meistens still, ohne doch verstimmt zu sein.

Er schien immer in Nachdenken versunken, was Cornelia aus seinen Antworten abnahm, die häufig nicht passen wollten. Auch war seines Bleibens selten lange. Namentlich beeilte er sich wieder fortzukommen, wenn die Baronin bei Cornelia weilte oder, was nicht selten der Fall war, wenn Mutter und Tochter ein classisches Drama zusammen laut vorlasen. Angeblich, um nicht zu stören, da er an solcher Unterhaltung theilzunehmen sich nicht entschließen konnte, verließ dann Andreas gewöhnlich sehr bald Zimmer und Haus, und Cornelia hörte ihn regelmäßig erst spät nach Mitternacht wieder heimkehren.

Obwohl die vornehme Försterin kein Recht hatte, sich über die Vernachlässigung ihres Mannes zu beklagen, fühlte sie sich doch empfindlich dadurch beleidigt. Sie ließ Andreas dies merken, der seinerseits wieder nicht weniger verletzt sich zeigte. Da beide Eheleute sich aber nie offen gegeneinander aussprachen und der Verstimmung, die sich dauernd ihrer zu bemächtigen drohte, auf den Grund gingen, so ward das Verhältniß immer peinlicher, immer gespannter.

Wenige Monate genügten, Cornelia und Andreas einander geistig und gemüthlich völlig zu entfremden. Die Frau war oft so gereizt, daß sie bei jedem Worte, welches Andreas an sie richtete, mit einer so nonchalanten Miene widersprach, daß ziemlich viel Selbstbeherrschung erforderlich war, um ein so ungehöriges Benehmen zu ertragen. Andreas aber schwieg, um die Dinge nicht noch schlimmer zu machen und den ohnehin schon genugsam

gestörten Hausfrieden völlig aufzuheben. Allein in demselben Verhältniß, wie Cornelia sich gegen ihn unachtsam betrug, trat er kühl und unzugänglich gegen die Frau auf. Er war nicht mehr aufmerksam, nicht mehr gefällig. Auf Wünsche und Bitten achtete er nur selten noch und häufig strafte er Cornelia dadurch, daß er gerade das Gegentheil von dem that, was sie wünschte oder begehrte.

Für die haßerfüllte Kathrine war dies traurige Zerfallen einer ursprünglich glücklichen gegenseitigen Neigung ein Hochgenuß. Sie schürte das um sich fressende Feuer der Zwietracht, statt, was wohl in ihrer Macht gestanden hätte, es zu löschen, ohne die Folgen zu bedenken, die daraus entstehen konnten.

Um das Treiben ihres Bruders machte sich Kathrine keine Sorgen. Er war ja ein starker, kräftiger Mann, den die Natur mit gesundem praktischen Verstande begabt hatte, er mußte mithin sich über sein Thun selbst Rechenschaft ablegen können. Daß er sich aber mit ungewöhnlichen Dingen abgab, bemerkte die scharf beobachtende Schwester doch frühzeitig. Sein Aussehen veränderte sich, seit er so oft des Nachts außer dem Hause weilte, auffällig. Er ward hagerer, sein Gang unsicher. Gebückt, als drücke ihn eine schwere Last, schritt er, scheue, forschende Blicke nach allen Seiten entsendend, durch den Forst. Sein Auge war nie frei; es blickte scheinbar mehr nach innen als nach außen oder starrte düster vor sich hin ins Leere. Die von Natur scharfen Züge seines Gesichts mit der großen Adlernase traten noch schärfer

hervor und gaben ihm, namentlich im Zwielflicht, etwas Geierartiges.

Man konnte es dem Förster ansehen, daß er nicht glücklich war. Einzelne kannten die Ursache seines Kummers, die meisten aber, die ihm ferner standen, konnten nicht begreifen, weshalb der so gutsituirte Förster, der Freund und Kumpan des noch immer lebenslustigen und abenteuersüchtigen Barons, vor der Zeit so mürrisch, verschlossen, menschenscheu und infolge dessen alt werde.

Was aber trieb Andreas? wird man fragen. Um dies zu erfahren, müssen wir ihn auf seinen nächtlichen Gängen begleiten. Diese führten ihn mit jenem bereits erwähnten Wilddiebe, einem höchst verwegenen Menschen, dem man alles zutrauen durfte, und einem gewesenen Förster, der jedermann Furcht einflößte, bei dem Landvolke aber als Hexenmeister in großem Ansehen stand, zusammen. Die beiden letztern nahmen ihren Schüler an einer schwer zugänglichen Stelle des tiefsten Forstes in Empfang, geleiteten ihn auf Schleichwegen tiefer in das Gebirge und rasteten hier in der Höhle eines phantastischen Sandsteinfelsens, dem Schalksteine. Da störte die drei Männer niemand in ihren Gesprächen und Beschäftigungen, und hier unterrichteten die Wissenden den unglücklichen Förster in allerhand ihm noch unbekanntem Weidmannskünsten.

Andreas war ein gelehriger Schüler. Er begriff leicht und that es binnen kurzem seinen unheimlichen Meistern gleich. Es war aber bei all den Kunstgriffen, welche diese ihm beibrachten, eine sehr fatale Bedingung, der sich

der Förster fügen mußte, wenn er überhaupt etwas erfahren wollte. Die Freikugeln, die er in einer schauerlichen Sturmnacht goß, durfte er nur dann gebrauchen, wenn seine Büchse mit den gewöhnlichen Kugeln während eines ganzen Jagdtags kein einziges Wild erlegte. Ebenso war es mit dem Ringe, den der alte Förster Zacharias im Winkel ihm einhändigte, und welcher die Eigenschaft besitzen sollte, ihm verborgene Stellen im Walde kenntlich zu machen, wo von alters her Geld und Geldeswerth vergraben liege. Andreas mußte einen haarsträubenden Eid schwören, daß er mit diesem Ringe nur dann zur Zeit des Neumonds den Wald von West nach Ost durchschreiten wolle, wenn wirkliche Noth ihn dazu zwingt, und zwar zwischen elf und eins, ohne je einem frommen Gedanken oder guten Wunsche sich hinzugeben.

Diese und andere ebenso wunderliche als geheimnißvolle Dinge theilten die beiden unheimlichen Menschen dem armen Andreas mit. Ob der Förster wirklich daran glaubte, wissen wir nicht. Jedenfalls war er der Ansicht, es könne nicht schaden, wenn man mit Geheimnissen, welche andern der Sage nach Vortheil gebracht hätten, ebenfalls vertraut sei. Er schwur daher die verlangten schrecklichen Eide, versah sich mit den angeblich nie fehlenden Freikugeln, verwahrte den noch kostbarern Zauberring, der die Stelle einer Wünschelruthe vertreten sollte, sorgfältig und schaffte sich, ebenfalls nach Anweisung seiner Lehrmeister, diejenigen Schriften an, deren genaues Studium ihn vollends in allem Nöthigen unterweisen sollte.

In diesen Schriften las er fleißig, wenn er daheim blieb. Kathrine lachte heimlich darüber, denn sie gehörte zu den starken Geistern, die gar nichts glauben. Aber sie hütete sich wohl, den Bruder durch ihre Bemerkungen schwankend zu machen. Warum sollte Andreas nicht auch ein Steckenpferd haben, da doch Frau und Tochter die ihrigen so wacker tummelten? Uebrigens errieth sie alsbald richtig den eigentlichen Zweck der Studien ihres Bruders, und zuckte darüber halb mitleidig, halb wegwerfend die Achseln.

Eines Tags im Spätsommer war Cornelia mit Hildgarde nach Kaltenstein gefahren, während Andreas im Forste weilte. Kathrine, trotz des directen Verbots, das ihr diesmal die Schwägerin noch an der Hausthür zurief, drang in das Wohnzimmer der Försterin, und that sich im Aufräumen und Abbürsten eine rechte Güte. Sie öffnete dabei alle Fenster, da nicht wenig Staubwolken aufstiegen. Mochte es nun Cornelia auf Kaltenstein nicht behagt haben, weil sie ein paar alte, häßliche, auf ihren Stamm- baum lächerlich stolze, adeliche Fräulein, entfernte Verwandte Clotildens, vorfand, die sie kaum über die Achsel ansahen, oder hatte sie eine Ahnung von Kathrinens Vorhaben; genug, sie kehrte, und zwar zu Fuß – weil die alten Fräulein die Equipage der Baronin in Anspruch nahmen – viel früher, als Kathrine erwartete, in die Försterei zurück. Geärgert und von ungewohntem Gehen stark erhitzt, gerieth Cornelia beim Anblick der offenen Fenster ihres Zimmers, aus denen Staubwolken quollen und die

kreischende Commandostimme ihrer fegenden Schwägerin ihr entgegenschallte, in den heftigsten Zorn.

Hildegarde bemühte sich vergeblich, die Mutter zurückzuhalten. Cornelia eilte in das Forsthaus, lief die Treppe hinan und stand keuchend auf der Schwelle, ehe Kathrine eine Ahnung von der Rückkehr ihrer Schwägerin hatte. Es folgte nun ein Auftritt, der alle frühern Zwistigkeiten der beiden Schwägerinnen an Heftigkeit weit übertraf. Die vornehme Gelassenheit, mit welcher Cornelia die laut keifende Kathrine gewöhnlich noch mehr in Harnisch brachte, machte diesmal einem Schwall erbitterter Worte Platz. Die Schwägerin blieb der Zürnenden nichts schuldig, und so endigte denn der unerquickliche Auftritt zuletzt mit gänzlicher Erschöpfung Corneliens, der eine lange nicht simulirte Ohnmacht folgte.

Als Andreas spät abends nach Hause kam, war er verwundert, Hildegarde seiner harrend zu finden. Das Mädchen hatte geweint und war sehr bewegt. Sie erzählte dem Vater das Vorgefallene und bat im Namen und Auftrage ihrer entsetzlich angegriffenen Mutter, er möge der so ganz rücksichtslosen Tante den fernern Aufenthalt in der Försterei, wo sie doch immer von neuem Zwietracht stifte, nicht mehr gestatten.«

Der Förster blieb, wie immer, sehr kühl bei diesen Eröffnungen. Mit der trockenen Bemerkung, er wolle sich die Sache überlegen, und ehe er einen Entschluß fasse, auch die Tante hören, wies er Hildegarde ab. Diese eröffnete jetzt dem Vater, daß die Mutter sehr leidend sei und ihn zu sprechen wünsche.

»Morgen,« versetzte der Förster, und stellte Büchse und Weidtasche in den Gewehrschrank.

»Die Mutter war ohnmächtig,« sprach Hildegarde schüchtern.

»Gib ihr kaltes Wasser, das stärkt! Sie trinkt ohnehin zu viel Thee.«

»Sollten wir nicht lieber zum Arzt schicken?«

»Die Natur hilft sich immer von selbst. Gute Nacht! Ich bin müde und bedarf der Ruhe.«

So endigte die kurze Unterredung der Tochter mit dem Vater. Andreas meinte es ganz so, wie er sprach. Er kannte die vornehmen Launen seiner Frau und glaubte durchaus nicht, daß sie wirklich krank sei. Cornelia dagegen, die sich ungewöhnlich echauffirt hatte, und später in der Aufregung und während des lange anhaltenden Streits mit Kathrine nicht auf die Zugluft achtete, die durch Fenster und Thüren strich, lag in heftigem Fieber. Es war ihr, schutzlos, wie sie sich fühlte, jetzt wirklich Bedürfniß, ihr Leid dem Gatten zu klagen, von dem allein sie ja nur Schutz erhalten konnte. Sie brach daher in die bittersten Thränen aus, als die beunruhigte Hildegarde ihr die abweisende kalte Antwort des Vaters überbrachte.

Auch Hildegarde litt, weil sie die Mutter leiden sah. Dem unerfahrenen Mädchen, das immer nur in Zerstreuungen und heitern Bildern lebte, ward bange, als die Fiebernde zu phantasiren begann. Wie gern hätte sie den Vater gerufen, aber sie durfte es nicht wagen. Er konnte sie ja noch kühler von sich weisen als das erste mal!

So blieb denn Hildegarde wachend am Bette der fiebernden Mutter sitzen, bis der Morgen dämmerte und die bekannten festen Schritte der rüstigen Tante sich hören ließen, die mit lauter Stimme die Dienstboten weckte.

Andreas hatte ruhig geschlafen. Seine Gedanken schweiften in dem Gestrüpp umher am Fuße des Hieronymusfelsens, wo der Volkssage nach viel Geld vergraben liegen sollte. Es war das Vermögen einer Kirche, das man im Siebenjährigen Kriege, als die Heerscharen des Großen Friedrich Sachsen überschwemmten, auf diese Weise zu sichern glaubte. Es wäre nicht nöthig gewesen, denn die gefürchteten Krieger kamen nicht in diese Gegend, das Vermögen blieb aber seitdem verschwunden. Die bis dahin sehr reich gewesene Kirche war jetzt notorisch eine der ärmsten in der ganzen Umgegend. Es ließ sich deshalb nur annehmen, daß die beim Vergraben des Schatzes Betheiligten vor dem Heben desselben gestorben seien oder daß sie die Stelle, wo sie ihn der Erde anvertrauten, selbst nicht wiederfanden.

Auf diese mit dichtem Buschwerk, Kiefern und Tannen, und namentlich mit hohem Heidel- und Preiselbeerkraut bewachsene Stelle war jetzt vorzugsweise das Augenmerk des Försters Frei gerichtet. Es verging selten ein Tag, wo er nicht in dieser Gegend herumstrich. Er kannte hier jeden Fuß Erde, jeden Strauch, jede Gruppe hochgewachsener Tüpfelfarn. Mehr als eine Stelle, wo man offenbar ehemals in der Erde gewühlt hatte, schien ihm beachtenswerth und er unterließ nicht, sie zu bezeichnen. Trat, wie er vermuthete, in nicht gar langer Frist der

Zeitpunkt ein, wo er größerer Mittel bedürftig sein würde, dann wollte er, den geheimnißvollen Ring am Finger, dieser Gegend sich zuwenden, um das vergrabene Geld zu heben, damit er seine verzogene Tochter standesgemäß ausstatten könne.

Als Andreas erwachte, hatte er den Besuch Hildegardens und deren Mittheilung ganz und gar vergessen. Auch Kathrine schwieg, als sie dem Bruder das Frühstück brachte. Sie war wie immer, weder gesprächiger noch verschlossenen. Nur auf das Büchlein, das vor dem Bruder lag, und das sich ›Weidmannsheil‹ nannte, warf sie im Vorübergehen einen spöttischen Blick.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß der Förster sich gar nicht nach Corneliens Befinden erkundigt hätte, wäre Hildegarde nicht als bleicher, mahnender Bote zu ihm getreten. Andreas konnte, ohne höchst lieblos zu erscheinen, diesen zweiten Ruf nicht unerhört lassen. Er begleitete also die Tochter ans Bett der kranken Mutter.

Cornelie raffte alle Kraft zusammen, um dem Gatten, dem sie sich nach und nach selbst entfremdet hatte, ein lebhaftes Bild des zwischen ihr und Kathrine Vorgefallenen zu entwerfen. Andreas hörte zwar geduldig zu, doch glaubte er, seine Frau, die ihm ungewöhnlich aufgeregt vorkam, übertreibe. Sie war heftig, wie nie zuvor, unruhig, voller Leidenschaft. Daß die unglückliche Frau in einem bedenklichen Fieberzustande sich befinde, gewahrte der ziemlich unachtsame Mann leider nicht. Als Cornelie ihre Erzählung geendigt hatte, reichte er ihr die Hand, stand auf und verließ die Kranke mit den Worten:

»Ich werde mit Kathrine sprechen, und finde ich, daß sie in ihrem Eifer zu weit gegangen ist, so will ich ihr für die Zukunft mehr Vorsicht empfehlen, weil du – so – so nervös zu sein glaubst.«

Ein unaussprechliches Weh preßte Corneliens Herz krampfhaft zusammen. Sie legte ihre fieberheißen Hände über ihre Augen und schluchzte leise, um Hildegarde nicht zu sehr zu beunruhigen.

Andreas hatte gleich darauf mit seiner Schwester eine Unterredung. Kathrine leugnete das Vorgefallene durchaus nicht, gab selbst die Ohnmacht Corneliens zu, behauptete aber mit der in ihrem unbeugsamen Charakter liegenden Bestimmtheit, das gegenwärtige Leiden der Frau Schwägerin sei nichts als Verstellung. Sie wisse sehr wohl, welche Absicht sich hinter dieser Jammermiene verberge, sie sei aber auch fest entschlossen, nicht darauf zu achten, und möchte dem Bruder rathen, ein Gleiches zu thun. Wenn dann die verzogene Dame gewahr werde, daß ihre erheuchelte Krankheit nicht die beabsichtigte Wirkung habe, so werde sie früh genug wieder munter sein. Im Bett leide es sie sicherlich nicht länger, als bis ihre Verführerin, die saubere ›Gnädige‹ von Kaltenstein, mit ihren schnaubenden Apfelschimmeln vorfahre.

Auf diese Behauptung hin ging Andreas Frei unbekümmert seinen Tagesgeschäften nach, ohne einen Arzt für die Kranke rufen zu lassen. Wie fast immer, kam er auch an diesem Tage wieder spät nach Hause. Er fragte absichtlich nicht nach dem Befinden seiner Frau, und die

Schwester, die ihm mit grinsendem Lächeln die Thür aufschloß, schwieg ebenfalls. Dies ließ ihn annehmen, Kathrine habe das Richtige getroffen.

Diesmal ließ Cornelia den erkalteten Gatten nicht zu sich rufen. Auch am nächsten Morgen erschien Hildegarde nicht, um dem Vater Bericht über das Befinden der Mutter abzustatten. Indeß fiel ihm die Ruhe in dem Wohnzimmer Corneliens auf, ebenso das behutsame leise Umherschlüpfen der Dienstboten. Nur in den lauten, schallenden Befehlen seiner Schwester, die heute noch viel härter als sonst aussah, sprach sich nichts Ungeohntes aus.

»Ist Cornelia besser?« fragte er die an ihm ungestüm vorüberfahrende Kathrine.

»Hab' mich seit gestern nicht um den vornehmen Eigensinn gekümmert,« lautete die brutale Antwort.

»Liegt sie noch zu Bett?«

»Gewiß! Sie wird auch nicht eher aufstehen, bis du ihr irgendein anziehendes Geschenk gemacht hast!«

Andreas seufzte und ging nach dem Zimmer, wo Frau und Tochter sich aufhielten. Er trat ein, ohne anzuklopfen. Hildegarde flog ihm mit leisem Wink entgegen und sah ihn flehend mit ihren großen sprechenden Augen an.

»Wie geht's der Mutter?« fragte der Förster verstimmt.

»Sie leidet sehr,« versetzte die Tochter, zum Bett der Kranken zurückgleitend.

»Aber was fehlt ihr denn eigentlich?« fragte Andreas weiter, ohne daß Theilnahme in dem Klange seiner Stimme lag.

Hildegarde blieb die Antwort auf diese Frage schuldig. Andreas setzte sich an das Lager Cornelien, erfaßte deren Hand und sagte etwas milder:

»Ist dir sehr unwohl, Cornelia?«

Die Kranke kehrte ihre matten Augen dem Förster zu und sah ihm geraume Zeit in die scharf geschnittenen Züge.

»Verlasse mich heute nicht, Andreas,« antwortete sie. »Ich fühle mich so matt und – und möchte nicht gern allein bleiben.«

»Die Frau Baronin wird dir sicherlich Gesellschaft leisten,« erwiderte der Förster. »Sie war gestern nicht hier. Mich rufen unaufschiebbare Geschäfte.«

»Unaufschiebbare?« sagte Cornelia zweifelnd. »O, wenn du wüßtest, Andreas –«

»Wie du mit deinem unzeitigen Klagen mich langweilst,« fiel der Förster ein, »so würdest du von mir nicht Dinge verlangen, die ich nun einmal nicht gewähren kann! Der Bursche mag sogleich nach Kaltenstein gehen,« fuhr er fort, »und deiner Freundin melden, daß du dich unwohl fühlst. Ihre Gegenwart wird dich erheitern, und wenn du sonst etwas auf dem Herzen hast, dessen Mittheilung an jemand dir Bedürfniß ist, so wird die Gnädige dir sicherlich Gehör schenken.«

»Du marterst mich, Andreas!« stammelte Cornelia. »Mir ist so angst, ich vermag kaum zu athmen – und alle Gegenstände tanzen vor meinen Augen.«

»Schließe sie und siehe zu, daß du schlafen kannst, dann wird dir's besser werden,« versetzte mit gleichgültigem Tone der seiner Gattin entfremdete Mann.

»Willst du mich wirklich verlassen?« seufzte Cornelia.

»Ich muß! Heute Abend –«

»Heute Abend!« fiel ihm die Kranke ins Wort. »Bleibe nur nicht bis in die Nacht aus!«

»Ich will mich beeilen.«

»Lebe wohl, lieber Andreas!«

Cornelia streckte ihre heiße, zitternde Hand aus dem Bette, der Förster schritt schon der Thür zu. Er gab im Fortgehen nur Hildegarde noch einen Wink, bei der Mutter zu bleiben, ohne sich noch einmal nach der leise Wimmernden umzukehren.

»Ist sie nicht zum Tollwerden lamentabel?« sagte Kathrine, als der Bruder mürrischer denn je ihr die Hand zum Abschied reichte. »Es ist recht, daß du ihr zeigst, wie wenig sich vernünftige Menschen aus ihrem vornehmen Eigensinn machen.«

Andreas blieb der Schwester auf diese Bemerkung die Antwort schuldig. Er ging in den Forst, um die Holzschläge zu inspiciren. Später näherte er sich wieder dem Orte seiner Sehnsucht und Hoffnung, und zog sich erst, als die Wetterwolken sich drohend vom Westen her über das Gebirge erhoben und die Thiere des Waldes ihre sichern Schlupfwinkel aufsuchten, in tiefen Gedanken langsam zurück.

Bei seiner Heimkunft las er in den verhärteten Zügen seiner Schwester, daß sich während seiner Abwesenheit

ein Unglück zugetragen haben müsse. Mit raschen Fragen entriß er der selbst Bestürzten die kalte schreckliche Wahrheit. Ein Herzschlag hatte dem Leben der vor wenigen Tagen noch so blühenden Frau unerwartet schnell ein Ende gemacht.

SIEBENTES KAPITEL. DER STIFTSSYNDIKUS UND DER FÖRSTER.

Nach diesem Einblick in die Vergangenheit der Försterfamilie wenden wir uns jetzt der Gegenwart wieder zu.

Corneliens Tod, die man drei Tage früher noch in stolzer Lebensfreudigkeit gekannt hatte, machte allgemeines Aufsehen. Das feindselige Verhältniß beider Schwägerinnen kannten, wenigstens oberflächlich, alle Umwohnenden, und wenn schon die meisten der vornehm gearteten Försterin ihres hochfahrenden Wesens halber und der geringen Achtung wegen, die sie allen andern zollte, nicht eben hold waren, so stand doch Kathrine bei dem Volke noch weit weniger in Gunst. Als eine Art Hausteufel bekannt, trauten ihr viele eher Böses als Gutes zu. Es war daher ganz natürlich und in den Gewohnheiten des Volks und der Gegend, wo unsere Geschichte sich zutrug, begründet, daß man das Gerücht aussprengte, die ›verfumfteite‹ Kathrine – so nannte man des Försters Schwester wegen ihrer Blatternarben – habe Cornelia etwas angethan. Weiter als bis zu diesem ›Anthun‹ ging man nicht, daran aber hielt man um so fester, je allgemeiner der Glaube an die Möglichkeit, jemand absichtlich und

unvermerkt Böses zuzufügen, in der Masse des Volks verbreitet war.

In frühern Zeiten würde Kathrine der Gefahr ausgesetzt gewesen sein, für eine Hexe gehalten zu werden. An Hexen glaubte aber schon längere Zeit auch in diesem von der Welt abgeschnittenen Gebirgswinkel niemand mehr. Nur dem Einflusse böser Wünsche, unheimlichen Schaffens bei Nacht und Nebel war die Mehrzahl noch immer zugänglich, und man begabte mit so gefahrvollen Eigenschaften am liebsten Personen starren oder unliebenswürdigen Charakters. Kaum also verbreitete sich die Kunde von dem plötzlichen Tode Corneliens, so hieß es auch, das hat die böse Kathrine der hübschen Frau angethan!

Bedenklich war das heimliche Flüstern und Vermuthen der Menge dennoch. Die Frau starb, was auch sehr bald bekannt wurde, ohne daß man einen Arzt gerufen hatte, in Abwesenheit ihres Mannes, mit dem sie seit Jahren nicht mehr in gutem Einvernehmen lebte. Dies Zusammentreffen merkwürdiger Umstände griff sofort nach erhaltener Todesanzeige der Stiftssyndikus Liebner auf.

Noch in der Nacht hatte Förster Frei einen reitenden Boten an diesen nächsten Verwandten seiner verewigten Frau abgefertigt, und schon Tags darauf lange vor Mittag hielt der Wagen des Stiftssyndikus vor dem Forsthause.

Liebner war ein mittelgroßer, behaglicher Mann, von Natur arglos, etwas verschmitzt und als Jurist nicht ängstlich gewissenhaft. Er war nie verheirathet gewesen, weil er sich nicht binden mochte; denn er hatte große

Bedürfnisse, lebte sehr verschwenderisch und brauchte demnach viel Geld. Als Advocat erfreute er sich eines wohlverdienten Rufs. Die Landleute pflegten ihm nachzurühmen, daß er alles durchsetze. Wer also eine Streitsache hatte, die sehr verwickelt oder nicht ganz rein war, der wandte sich an den pfiffigen, immer lächelnden Liebner. Abgewiesen ward sicherlich keiner von dem stets heitern und immer schnell entschlossenen Manne. Liebner griff die Dinge ganz anders an als seine Collegen, und da er Glück hatte, gelang ihm vieles durchzuführen, das andere gar nicht anzugreifen wagten.

Damit erwarb sich der gescheidte Anwalt ein reichliches Einkommen, ohne doch Vermögen sammeln zu können. Bei ihm hieß es wörtlich: Wie gewonnen, so zerronnen! Und als später die Praxis nicht mehr zunahm, auch jüngere seinem Beispiele nachzuahmen sich beflissen, mußte Liebner, um seinen Neigungen fröhnen zu können, sich nach einer sichern und reichlich fließenden Erwerbsquelle umsehen. Er fand diese in dem Syndikat des nahen Stifts, eines der Grenze nahe gelegenen Nonnenklosters. Der seitherige Stiftssyndikus hatte wegen vorgerückten Alters die Stelle niedergelegt. Advocat Liebner erhielt dieselbe, da er mit dem Domdechanten in Mariendorf, welcher ein intimer Freund des Bischofs war, in nahen Beziehungen stand und häufig in der gastfreien Dechanei verkehrte.

Die Nachricht von dem plötzlichen, durchaus nicht vorgesehenen Tode seiner Nichte entsetzte den Mann.

Auch er kannte die trüben Verhältnisse im Försterhause, obwohl Cornelia ihm nie ihr Leid geklagt hatte, und – ein fürchterlicher Gedanke beschlich ihn. Was war nicht alles möglich bei so ganz abnormen Zuständen! Ein einziges übereiltes Wort konnte da zum Aeußersten führen! Aber er verschloß seinen Verdacht in seinem Innern und beeilte sich nur, das Forsthaus, in dem so urplötzlich der Tod eingekehrt war, zu erreichen.

Andreas empfing den Verwandten auf dem Hofraume. Er sah angegriffen, beinahe verstört aus. Der Stiftssyndikus, welcher den Förster seit Monaten nicht mehr gesehen hatte, fand ihn auffallend verändert. Der Mann und seine ganze Haltung schienen ihm verdächtig. Er beehrte nach kurzem Gruße, zur Leiche Corneliens geführt zu werden.

Der Förster willfahrte diesem Verlangen. In tiefe Trauer gehüllt, traf hier der Stiftssyndikus Hildegarde, die sich nicht von der entseelten Hülle der Mutter trennen mochte. Die Nachtwachen, die heftigen Gemüthserschütterungen, die Thränen, welche das junge Mädchen in Menge vergossen hatte, erhöhten noch den anmuthigen Reiz ihrer Erscheinung. Hildegarde war in ihrer Trauer, ihrem ungekünstelten Schmerze bildschön. Der Stiftssyndikus begriff, daß diese feine, schwebende Gestalt mit den regelmäßigen, sanft gerundeten Zügen, mit diesen großen feurigen und doch schmachtenden Augen der harten Tante mit ihren eckigen Formen und plumpen Gewohnheiten, die sie für Zutraulichkeit ausgab, ein Dorn im Auge sein müsse. Er küßte die Weinende auf die Stirn

und sagte ihr einige milde, tröstende Worte. Dann wandte er sich der Verstorbenen zu, die er lange Zeit sehr aufmerksam betrachtete. Der Förster ging indeß, wiederholt tief aufseufzend, im Zimmer auf und nieder. Draußen ließ sich die dröhnende Stimme Kathrinens hören, die der Hausmagd befahl, die Kuchendeckel dreimal abzuschauern und sie dann ins Freie zu stellen, damit sie langsam abtrocknen möchten. Die zuverlässige Wirthschafterin dachte wirklich schon an das übliche Leichenmahl, und da ein Förster sich nicht lumpen lassen darf, wollte sie bei Zeiten dafür sorgen, daß es recht stattlich ausfalle und sie bei den Trauerleuten auch Ehre einlege.

Außer einem tief schmerzlichen Zuge um den Mund der Todten konnte der argwöhnische Liebner nichts Auffallendes an Cornelia entdecken.

»Sie waren nicht zugegen bei dem Tode Ihrer Frau, lieber Cousin?« fragte er, vom Bett zurücktretend, den Förster.

»Leider, leider nicht!« versetzte dieser mit ungeheucheltem Schmerze. »Daß es auch so kommen mußte! Es bringt mich dieser jähe Todesfall um die Ruhe meines ganzen Lebens!«

Der Stiftssyndikus nahm den Arm des Erschütterten, indem er sich die Augen trocknete, und sagte in zutraulichem Tone:

»Wollen Sie mir einige Minuten Gehör schenken?«

Der Förster drückte ihm die Hand.

»Ich möchte allein und ungestört mit Ihnen sprechen,« fuhr der Stiftssyndikus fort.

Andreas nickte und führte den Cousin in sein Privat-zimmer. Auf dem Tische am Fenster, das gerade auf den Wald hinaussah, lag ein aufgeschlagenes, sehr zerlesenes Buch, daneben ein Kugelbeutel.

Der Stiftssyndikus setzte sich auf den Stuhl am Fenster, griff nach dem Beutel und ließ die darin befindlichen Kugeln spielend hin- und herrollen. Er hatte sich angewöhnt, bei jedem Gespräche, namentlich aber bei ernststen Verhandlungen, immer etwas in den Händen zu haben.

»Mein lieber Cousin,« begann Liebner die Unterredung mit dem Förster, »der auffällige Tod Corneliens, den ich bis zur Stunde mir selbst noch nicht erklären kann, wird sehr unangenehmes Aufsehen machen. Ich möchte deshalb rathen, lassen Sie die Verstorbene öffnen. Es ist nur, um jedem dummen Gerede von Anfang an den Mund zu verstopfen!«

»Mein Gefühl sträubt sich dagegen,« versetzte Andreas. »Ich hatte Cornelia so lieb – und nun –«

»Eben weil Sie meine Nichte lieb hatten, müssen Sie meinen Rath befolgen!« sagte der Stiftssyndikus bestimmter. »Ein officielles ärztliches Gutachten schlägt alle Verleumdung nieder.«

Der Förster blickte den Juristen zornig an.

»Können Sie mir so etwas zutrauen?« fragte er entrüstet.

»Mein lieber Cousin,« versetzte der Stiftssyndikus, »wir sind allzumal Menschen – Sünder will ich nicht sagen – und unser aller Ruf ist unter Umständen nicht fleckenlos.

Mich hält man z. B. für einen Rechtsverdreher, *comme il faut*, obwohl ich mein Gewissen frei weiß von jeder unerlaubten Handlung. Von Ihnen sagt man, Sie seien gegen Ihre Frau in den letzten Jahren kalt und unfreundlich gewesen, und was man von Ihrer Schwester hält, brauche ich wohl nicht in Worte zu kleiden. Sehen Sie, lieber Cousin, das sind Häkchen genug, um eine Kette daraus zu schmieden, die sie beide zu Boden werfen könnte, sie lassen sich aber in treibendes Sommergewebe auflösen, wenn Sie auf mich hören wollen.«

»Meine Schwester ist ebenso unschuldig am Tode meiner Frau wie ich selbst,« erwiderte Andreas. »Auf diese Gefahr hin könnten wir einer gegen uns eingeleiteten Untersuchung mit vollkommenster Seelenruhe entgegensehen.«

»Das alles bezweifle ich nicht,« entgegnete der wohlwollende Stiftssyndikus. Es wäre mir aber doch lieber, wenn überhaupt niemand auf den Gedanken käme, eine Untersuchung nur in Antrag zu bringen. Ich will Ihnen auch meine Gründe sagen, lieber Cousin. – Durch den Tod meiner Nichte sind Sie ein beklagenswerther Witwer und ist Hildegarde eine noch beklagenswerthere Waise geworden. Für die Zukunft dieses niedlichen Kindes muß in bester Weise gesorgt werden. Es könnte dies Schwierigkeiten machen, wenn Corneliens Tod zu Nachfragen Anlaß gäbe; unterbleiben diese, so ist es leicht, dem hübschen Dinge mit ihren Elfenaugen Freunde zu verschaffen. Und Sie selbst, Herr Cousin, und Ihr Fräulein Schwester – na, ich denke, Sie verstehen mich!«

»Nicht ganz, Herr Stiftssyndikus,« sagte der Förster, den es verdroß, daß sein Verwandter bloß deshalb, weil Cornelia plötzlich gestorben war, an die Möglichkeit eines Verbrechens denken konnte.

»Nicht?« fragte Liebner gedehnt. »Wirklich nicht, Cousin?«

»Auf Ehre und Seligkeit nicht!«

»Nicht so hoch hinaus, lieber Cousin!« fuhr der Stiftssyndikus fort. Er klapperte mit den Kugeln im Beutel und setzte lächelnd hinzu:

»Was ist das?«

»Der gelehrte Herr Cousin wird sich das von einem ungeschulten Jägersmann nicht sagen lassen,« erwiderte Andreas etwas spitzig.

Der Stiftssyndikus wiegte lächelnd seinen Kopf und ließ die Kugeln auf das zerlesene Buch fallen.

»Man muß erst sehen, ehe man urtheilt,« versetzte er. »Jetzt, mein lieber Cousin, kann ich als ehrlicher Mann sagen, daß es neue, blanke Bleikugeln sind. Treffen sie gut?«

Der düstere Blick des Försters, der jetzt seine Gestalt hoch aufrichtete, schien bis in die Eingeweide des so seltsam Fragenden dringen zu wollen.

»Das kümmert doch wohl mich ganz allein?« antwortete er ausweichend.

»Mir persönlich kann es jedenfalls gleichgültig sein,« fuhr der Stiftssyndikus fort, »eine wohlwollende Obrigkeit aber, deren Pflicht es ist, Gesetze und Sitten zu überwachen, hat meines Erachtens auch das Recht, mitunter

nach Kleinigkeiten sich zu erkundigen. Es darf ihr z. B. nicht gleichgültig sein, ob die Jäger mit erlaubten oder mit unerlaubten Kugeln schießen.«

»Kugel ist Kugel,« sagte Andreas trotzig.

»Man sollte es meinen,« erwiderte der Stiftssyndikus, »und doch habt ihr Jägersleute darüber euere eigenen geheimen Ansichten. Mir sind einige bekannt, die noch immer an die alte Fabel von den Freikugeln glauben, und sich dergleichen zu verschaffen suchen, wo und wie sie können.«

Andreas ward unruhig und verfärbte sich.

»Das sind Märchen,« erwiderte er unachtsam.

»Ich war bis vor kurzem auch dieser Meinung, lieber Cousin, jetzt bin ich eines Bessern belehrt worden. Kennen Sie den Kreuz-Matthes?«

Andreas schwieg.

»Er sitzt seit vier Tagen im Stift, weil sie ihn wieder einmal auf seiner alten Liebhaberei, von den vermorschten Kreuzen die Bleitafeln und Beschläge zu stehlen, er tappt haben. In frühem Jahren, wo er als Wilddieb bekannt war, nie aber beim Wildern betroffen wurde, gab der verwegene Mensch vor, Handel mit dem so gewonnenen Blei zu treiben. Diesmal ist man ihm besser hinter die Schliche gekommen. Die Nachtgensdarmen verfolgten den Dieb, ohne ihn zu greifen, in der Absicht, seine Helfershelfer kennen zu lernen. Der Kreuz-Matthes ahnte nichts. Er passirte die Grenze, schlich, wie ein Fuchs, durch die dickste Waldung und machte endlich Rast beim Schalksteine. Den Schalkstein kennen Sie doch, Cousin?«

»Gewiß, gewiß!« sagte Andreas, in die Brusttasche seines Jagdrocks langend.

Der Stiftssyndikus stand auf, in der einen Hand die neuen Bleikugeln, in der andern das zerlesene Buch. Er schritt dem Förster entgegen, indem er fortfuhr:

»Dort, in der versteckten Höhle, die ein schmaler Feuerschein an den Wipfeln der Tannen verrieth, überraschten die Verfolger den wilden Gesellen beim Kugelgießen. Es waren Freikugeln, Cousin, ganz so wie diese hier geformt, und just nach dem Recepte da gegossen! . . . Lassen Sie nur, Cousin, ich bin doch unterrichtet! . . . Aber wenn Sie gescheidt sind und das Wort eines aufrichtigen Freundes beherzigen wollen, so lassen Sie von heute an die dunkeln Wege seitwärts liegen! Wer weiß, ob Cornelia nicht noch lebte, wenn Sie Manns genug gewesen wären, trügerische Verlockungen entschlossen von sich zu weisen. Meine Nichte ist nicht mehr zurückzurufen ins Leben, aber ihre Tochter, die hübsche Hildegarde wird, denk' ich, noch zu retten sein, wenn nur der Vater dem Blendwerk und verwirrenden Spielzeuge entsagt, das der Teufel ihm nachts auf waldigen Kreuzwegen vor die Füße warf.«

Förster Frei ließ es ruhig geschehen, daß der Stiftssyndikus ihm die Kugeln aus der Hand nahm, die er eben der Brusttasche seines Jagdrockes entnommen hatte. Der große, sehnige Mann stand wie ein Verbrecher vor dem kleinen, untersetzten Juristen.

»Jetzt ist's gut, lieber Cousin,« fuhr der Stiftssyndikus nach einer Pause fort. »Was hier gesprochen wurde, bleibt unter uns. Es wird Ihnen aber jetzt einleuchten, daß Sie meinem Rathe folgen müssen. Die Geschichte von Ihren Nachtläufereien, Ihrem Verkehr mit dem Kreuz-Matthes und so manches andere könnte ins Volk dringen, und dann müßte sich die Obrigkeit das alte Forsthaus genauer ansehen. Ich will das nicht, Ihnen und mir selbst zu Liebe. Also geschwind nach Arzt und Chirurg geschickt! In meinem Beisein soll die Section vorgenommen werden! Daß sie überflüssig ist, weiß ich, es ist aber noch viel überflüssiger, wenn es durch einen landläufigen Schurken constatirt würde, daß der ehrenwerthe, unbescholtene Förster Frei aus gestohlenem Kirchhofsblei Freikugeln gießt, den Kugelsegen auswendig lernt und mit einem Ringe, der sich aus den Eingeweiden eines Hahns unter schrecklichen Zaubersprüchen gebildet hat, des Nachts durch die Wälder streift, um Schätze zu entdecken.«

»Können Sie mir verzeihen, Herr Cousin?« sprach nach dieser Anrede, die ihn sein ganzes Thun in den letzten Monaten wie in einem Zauberspiegel vorhielt, der niedergeschlagene Förster. »Ich war so unglücklich, und wollte das verloren gegangene Glück auf andere Weise an mich ketten.«

»Mit Narrensposen, Förster Frei?«

»Wer den Glauben daran hat, dem könnten sie doch wohl helfen.«

Der Stiftssyndikus ward ärgerlich.

»Lieber Cousin,« sagte er, »wenn ich nicht so ein grundgutmüthiger Kerl wäre, ich könnte Sie – Gott verzeih' mir meine Sünde – kurz und lang nennen! Unter hundert Männern hat nicht einer eine Frau, die meiner Nichte nur das Wasser reicht. Und Sie lassen das arme Weib schutzlos bei einem Zankteufel sitzen, Sie geben zu, daß diese verwunderliche Person Ihr ganzes Haus auf den Kopf stellt, Ihr eheliches Glück zerstört, Frau und Tochter Ihnen entfremdet und Sie selbst den Kindern der Nacht zuführt? – Ich kann mir das erklären, wenn ich annehme, daß Sie geistig krank sind. Dafür halt' ich Sie auch und deshalb, lieber Cousin, will ich diese Scharteke hier mit sammt den Kugeln, die dazu beitragen könnten, Sie im unglücklichen Falle vogelfrei zu machen, in aller Stille confisciren. Sollte gelegentlich einmal bei allen Förstern nach solchen Dingen Nachfrage gehalten werden, so findet man bei meinem aufgeklärten Herrn Cousin keine einzige. Eine gute gezogene Doppelbüchse, gewöhnliche Rehposten, ein fester Blick und ein reines Gewissen brachten von jeher dem Weidmanne von echtem Schrot und Korn das meiste und dauerndste Glück.«

Andreas schwieg. Wenn die Freundlichkeit des wohlwollenden Verwandten ihn beruhigen mußte des zweideutigen Verkehrs wegen, den er mit notorisch schlechten Menschen vorübergehend gepflogen hatte, so überzeugte ihn die verständige Rede desselben doch nicht von dem gänzlich Nutzlosen seines Beginns. Hindern wollte und durfte er den Stiftssyndikus nicht, da er ganz in dessen Macht gegeben war, und so machte er keinen

Versuch, ihm Kugeln und Kugelsegen wieder abzuschwatzen. Den letztern hatte er ohnehin sehr fest seinem Gedächtnisse eingeprägt, und den Ring, der ihm mehr als alles werth war, weil er an die Kraft desselben unbedingt glaubte, hatte zum Glück der Stiftssyndikus nicht zu sehen verlangt. Um den Forschenden zu beruhigen, reichte der Förster ihm schnell die Hand und sprach mit jener gewinnenden Treuherzigkeit, über die er, wenn er nur wollte, recht gut gebieten konnte.

»Sie sollen nicht wieder Ursache haben über mich zu klagen, gelehrter Herr Cousin. Verlassen Sie – ich bitte jetzt darum – mein Haus nicht eher wieder, bis das Unvermeidliche geschehen ist. Thun Sie später, was Sie vermögen, meinen Leumund unbefleckt zu erhalten, und nehmen Sie sich meines halbverlassenen Kindes mit derselben Liebe an, die Sie früher Hildegardens Mutter zuwendeten!«

Der Stiftssyndikus steckte Kugeln und Buch zu sich, schüttelte dem Förster die Hand und versetzte, indem er sich wieder eine hervorquellende Thräne abtrocknete:

»Gut, gut! Lassen Sie uns jetzt gemeinschaftlich handeln!«

ACHTES KAPITEL. AM GRABE CORNELIENS.

Weder Kathrine noch Hildegarde hatten von dem Inhalte des Gesprächs eine Ahnung, das den Förster und seinen Verwandten längere Zeit im Zimmer des erstern festhielt. Das Verbleiben des Stiftssyndikus fiel ebenfalls

nicht auf. Er war ja der nächste Verwandte der Verstorbenen und dieser von jeher sehr zugethan gewesen. Die wirtschaftliche Schwester des Försters billigte es sogar, daß der alte Herr mit den verschmitzten, lebensfrohen Augen Hildegarden ins Gewissen redete; denn sie hatte zu ihrer großen Genugthuung bemerkt, daß er ernsthaft mit der Trostlosen sprach und sie auf die Pflichten einer gottergebenen Christin aufmerksam machte.

»Der ist besser, als er aussieht,« dachte Kathrine, und war ganz einverstanden mit dem Onkel der Verstorbenen, den sie früher nie für so vernünftig gehalten hatte.

Sehr ungehalten dagegen war sie, als gegen Abend Doctor und Chirurg mit mehreren Beiständen im Försterhause eintrafen und allerhand Dinge requirirten, die über das Vorhaben der Herren keine Zweifel aufkommen ließen.

»Das vergebe ich der Person im Grabe noch nicht!« rief Kathrine entrüstet aus, »und begegne ich ihr dereinst drüben – was ich nicht wünschen will – so setze ich sie dann noch zur Rede, daß ihr die Seligkeit auf ein paar Stunden verdorben wird! – Als wenn hier mit Gift und Operment hantiert würde! – Pfui! es ist zum polnisch werden!«

Die Aufgeregtheit der Erzürnten legte sich jedoch, als niemand im ganzen Hause von den Herren belästigt ward. Der Leichenbefund war befriedigend und erwies, daß Cornelia an einem Blut- und Nervenschlage gestorben sei.

Andreas hatte während des ganzen Tags sein Zimmer nicht verlassen. Da seine Anwesenheit bei der Oeffnung Corneliens nicht begehrt ward, so hielter sich fern davon. Obwohl als Jäger an Blutvergießen gewöhnt, machte ihn bei Menschen schon die kleinste Wunde unwohl. Es gereichte aber auch ihm zur großen Beruhigung, als ihm der Stiftssyndikus Bericht erstattete. Nun durfte er doch jedermann offen in die Augen sehen, und der Verleumdung war aller Boden entzogen.

Die Herren verließen das Forsthaus ziemlich spät, nur der Stiftssyndikus blieb. Kathrine war dies nicht lieb, denn es verursachte ihr neue Arbeit. Liebner war ein verwöhnter Mann, der sich nichts abgehen ließ, und die Unruhe im Hause hatte ihr wenig Zeit gelassen, sich mit der Küche zu beschäftigen. Auch für anständiges Nachtquartier mußte gesorgt werden. Da Andreas nun an gar nichts zu denken schien, so blieb Kathrine nichts übrig, als zu ihm zu dringen.

»Was wünschest du?« sagte der Förster, als er die Schwester, den Hausschlüssel in der Hand, sein Zimmer betreten sah. »

»Ich möchte nur wissen, Andreas,« versetzte Kathrine, »was du zu thun willens bist. Da ist zuerst der Herr Stiftssyndikus, der sich hier ganz niederlassen zu wollen scheint. Der Herr trinkt gern – ich seh's ihm an der Nase an – und ein gutes Stück Essen macht ihn wohl auch nicht verdrießlich, so wundersam leicht ihm das Flennen wird. Die Thränen träufeln ihm nur so auf seine Blütenwangen, wenn einer den Namen der Verstorbenen nennt.

Eine schöne Gottesgabe – möcht' sie wohl auch haben! – Für diesen nobeln Herrn Verwandten also, den wir uns doch nicht erzürnen dürfen, wäre der Rehziemer wohl ein recht gefundenes Fressen, und wenn er die letzte Flasche Markobrunner, die ich letzthin noch im Keller entdeckte, dazu aussticht, so schenkt ihm der Herr wohl eine geruhsame Nacht. – Zum zweiten muß ich mir Ordre erbitten, wie du es beim Begräbniß zu halten gedenkst? Willst du deine Selige *mit* oder *ohne* Klang bestatten lassen?«

»Was hast du damit zu schaffen, Schwester!« sagte Andreas. »Es ist das Sache des Pfarrers und Todtengräbers.«

»Die Trauerleute wollen aber etwas haben für die Gefälligkeit, daß sie der Todten die letzte Ehre erweisen,« entgegnete Kathrine, »und darum ist es mir wichtig zu erfahren, ob Cornelia eine simple oder eine große Leichenpredigt mit Collecte und Segen bekommen soll.«

»Dir zu Gefallen, lieb' Käthchen, will ich meine Frau mit einer Parentation beerdigen lassen.«

»Im Ernst?«

»Wirklich, Käthchen!«

»Dann wird dich's ein ordentliches Stück Geld kosten; denn eine Parentation verlangt für die Tafel im Trauerhause vier volle Gerichte.«

»Du verstehst das, Schwester, ich weiß es, mithin hast du auch Vollmacht, den Sitten gemäß für das leibliche Wohl der an der Bestattung Theilnehmenden zu sorgen. Nun aber bitte ich, störe mich heute nicht eher wieder, bis dein Rehziemer für den Cousin gar ist!«

Kathrine ging befriedigt von dannen. Es war ihr sehr lieb, daß der Bruder so zugänglich und fügsam sich zeigte. Sie glaubte, auf dieses willige Eingehen ihm nahe gelegter Vorschläge die Hoffnung bauen zu dürfen, daß ihr die Macht im Hause auch jetzt ungeschmälert verbleiben werde.

Den Förster beschäftigten augenblicklich wichtigere Dinge. Es lag ihm alles daran, den vielvermögenden Cousin wieder ganz für sich einzunehmen, damit von seinem Umgange mit dem verrufenen Wilderer und Bleidiebe kein Mensch etwas erfahre. Er mußte deshalb alles aufbieten, um die gute Meinung, welche der Stiftssyndikus bereits von ihm gefaßt hatte, auch zu erhalten. Und sodann war der Vetter jedenfalls der rechte Mann, der seinen Einfluß geltend machen konnte, wenn die Baronin von Kaltenstein bei der fernern Erziehung Hildegardens zu sehr als Mutter und Beschützerin auftreten sollte. Brechen durfte er mit dieser Frau, die er als klug und ehrgeizig kannte, schon deshalb nicht, weil er sich dadurch auch den Baron entfremden konnte. Freilich handelte dieser für gewöhnlich ganz nach eigenem Gutdünken, und gestattete seiner Gemahlin keine Einrede, allein gerade bei dieser Gelegenheit wäre es doch sehr möglich gewesen, er hätte, weil sie ganz außerhalb seines Gesichtskreises lag, Clotilde mit der kurzen Resolution abgewiesen: Thue was dir beliebt! Geschah aber dies, so war ein Zusammengehen mit der Baronin seinerseits völlig undenkbar.

Hier konnte nur der Stiftssyndikus vermittelnd auftreten. Der schwelgerisch lebende Herr war zwar auch kein empfehlenswerther Erzieher für ein Mädchen, das die Kinderschuhe noch nicht einmal ganz vertreten hatte, indeß hoffte Andreas, es werde ihm durch ruhiges Darlegen der Zustände seines Hauses während der letzten Monate gelingen, ihm die Ueberzeugung beizubringen, daß Hildegarde in andere Bahnen geleitet werden müsse, wenn sie dereinst glücklich werden solle. Das Beispiel seiner eigenen verstorbenen Frau lieferte einen schlagenden Beweis, daß Bürgerliche ohne Vermögen, auch wenn sich die äußern Lebensverhältnisse ganz glücklich anlassen, ihrer eigentlichen Sphäre doch entzogen werden, sobald man die sogenannte feinere, sociale Bildung ihnen als Hauptaufgabe ihrer Existenz empfiehlt. Hildegarde war noch jung, sie konnte unter geschickter Leitung noch umkehren, und der Förster glaubte, der Stiftssyndikus werde schon aus Liebe zur Tochter seines frühern Mündels ihn bereitwillig unterstützen. Die Fehler in der Erziehung Corneliens, die, wenn auch nur sehr indirect, ihren Tod mit beschleunigt haben mochten, ließen sich, wenn man ernstlich den Willen dazu hatte, bei der Erziehung ihrer Tochter jedenfalls vermeiden, ohne dieselbe deshalb der feinern Sitte und der Bildung, welche die fortgeschrittene Zeit verlangte, zu entfremden.

Mit einem so wichtigen Antrage den Stiftssyndikus anzugehen, war augenblicklich freilich keine Zeit. Man

mußte erst etwas zur Ruhe kommen, ehe sich darüber Beschlüsse fassen ließen. Auch mochte Andreas seine Tochter nicht verletzen, indem er gleichsam über ihr Herz verfügte, ehe er es noch kannte. Es war ja möglich, daß der so unerwartete Hintritt der Mutter ihrem ganzen Wesen, ihrem Denken und Fühlen eine völlig andere Richtung gab. Einem solchen Eingehen und Selbsterkennen wollte der Förster nicht vorgreifen, und so ließ er denn vorerst die Frage, wie in Zukunft Hildegarde zu leiten, wessen specieller Aufsicht sie zu übergeben sei, offen.

Der Vorschlag des Stiftssyndikus hatte übrigens die erwünschte Folge. Es verlautete kein Wort über den auffallend schnellen Tod der, wie es schien, so lebenskräftigen Förstersfrau. Ihr Hinscheiden ward allgemein beklagt, der Förster von vielen offenherzig bedauert. Die Verständigen sahen ein, daß die Lage des Witwers eine sehr schwierige werden müsse, wenn Kathrine das Regiment im Forsthouse behalte, und die junge Hildegarde, ohne den liebenden Schutz einer zärtlichen Mutter, den Vexationen dieses abstoßenden Mannweibes ausgesetzt bleibe. Dem Förster besonders wohlwollende Frauen dachten daher sogleich an eine neue passende Lebensgefährtin für denselben, und musterten in Gedanken schon diejenigen Mädchen, welche sich ihrer Meinung nach wohl zu Frauen für den noch immer stattlichen Mann eignen dürften.

Zum Begräbnisse Corneliens fanden sich, außer den wirklichen Leidtragenden, aus Nähe und Ferne sehr viel Theilnehmende ein. Der Baron von Kaltenstein nebst

Frau und Adoptivsohn fehlte natürlich auch nicht. Clotilde, als Freundin der Verstorbenen, hatte tiefe Trauer angelegt und führte, woran niemand sie verhindern konnte, die erschütterte Hildegarde. Sie errang dadurch den Vorzug, unmittelbar hinter dem Sarge und zwar *vor* Kathrine herschreiten zu dürfen.

Hildegarde war für ihre Jahre auffallend durch ihren tadellosen Wuchs. Die Baronin hatte das Mädchen immer sehr hübsch gefunden, am Begräbnistage der Mutter aber, in dem einfachen, äußerst kleidsamen Trauergewande imponirte ihr die Schönheit Hildegardens. Sie mußte förmlich an sich hatten, um dem Kinde diese Bemerkung nicht gerade ins Gesicht zu sagen, und es erquickte die weltlich gesinnte Dame, daß sie ihre Augen an dieser frischen Waldrose laben konnte.

Adolar von Kaltenstein, ein noch sehr junger Mann, der Hildegarde seit drei Jahren nicht mehr gesehen hatte, da er die Forstakademie während dieser Zeit besuchte, mochte wohl die Gedanken und Empfindungen seiner Mutter theilen; denn er verwendete während des vor dem Trauerhause stattfindenden Gesangs, wo die nächsten Verwandten, der Sitte gemäß, um den noch offenen Sarg gereiht standen, kein Auge von dem in ihrem Schmerz versunkenen Mädchen.

Hildegarde achtete nicht auf die heißen Blicke des adelichen jungen Herrn, der immer spionirenden und gegen jedermann mistrauischen Kathrine aber fielen sie desto mehr auf. Sie nickte ihrer Gewohnheit nach mit dem Kopfe, als wolle sie sagen: so ist es! Ich habe und behalte

immer recht! Dann aber traf ein boshaft stechender Blick ihre schöne, nichts ahnende Nichte, und ein häßliches Lächeln blieb in dem verfitzten Netze ihres blatternnarbigigen Gesichts hängen.

Die Beerdigung Corneliens war feierlich und würdevoll. Nach gesprochener Parentation, in welcher der Prediger die Verdienste der Verstorbenen gebührend hervorhob, begaben sich die Leidtragenden unter dem Geläute aller Glocken nochmals zum Grabe. Andreas, bewegt von der eindringenden Rede des Pastors, empfand erst jetzt ganz den Verlust, den er durch den Tod seiner Frau erlitten hatte, und bewältigt von seinem Schmerze, erfaßte er die Hand der Tochter, zog sie mit sich zum noch frischen Grabhügel und kniete hier mit ihr nieder. Ein halblautes Gebet zitterte auf den Lippen des Försters, während Hildegarde nur durch Thränen sprach.

Der Stiftssyndikus, der sich mit seinem feinen Taschentuche auch häufig die Augen trocknete, ermahnte nach einer Weile den Förster, sich zu ermannen, reichte der schlanken Hildegarde die Hand, um ihr aufzuhelfen, und führte sie der etwas seitwärts stehenden Baronin zu, die eben einige leise Worte mit Adolar wechselte.

Hier erst begegneten sich die Blicke der beiden jungen Leute. Hildegarde bemühte sich, die höfliche Anrede des Jünglings, den sie nur als wilden Knaben auf Kaltenstein gekannt und mit dem sie sich in mädchenhaftem Uebermuth häufig geneckt hatte, in schüchterner Zurückhaltung zu erwidern, konnte aber doch nicht umhin, durch die langen Wimpern der scheu gesenkten Augen

einen neugierigen Blick nach dem Erben von Kaltenstein zu werfen.

»Ich hoffe, das Vergnügen zu haben, Fräulein Frei,« sagte Adolar, Hildegarde einen Schritt nähertretend, »Sie recht bald bei uns zu sehen. Es hat sich vieles geändert, seit ich Ihnen den letzten Schneeball zuwarf – erinnern Sie sich noch? Es war auf der zum Irrgarten hinabführenden Rampe. Der kalte Ball traf sie gerade auf den Nacken und Sie fuhren unter lautem Aufschrei zusammen! Jetzt, Fräulein Frei, bitte ich Sie dieses Vergebens wegen um Verzeihung! Ich würde es für Sünde halten, einen so reinen Nacken, vor dessen Weiße selbst der Schnee erbleichen muß, in so unwürdiger Weise zu berühren.«

»Adolar!« rief die Stimme des Barons. Der junge Mensch folgte dem Rufe des Vaters, und Hildegarde athmete tief auf. Sie wußte nicht, wie ihr geschehen war. Die Worte des Jünglings, dessen Augen – sie fühlte es, ohne zu sehen – brennend auf ihr ruhten, hatten sie verwirrt und beglückt. Ihr Blut stockte, unter den Falten des schwarzen Kuppkleides hob sich bewegt ihr Busen. Es war ihr lieb, daß Adolar sich entfernte, denn was sollte sie auf das Vernommene antworten! Und doch regte sich wieder der Wunsch in ihrem Herzen, er möge noch einmal und längere Zeit mit ihr sprechen. Sie hatte über den Worten des jungen Edelmanns die Mutter vergessen.

NEUNTES KAPITEL. EIN BUCH.

Nach einer Reihe geräuschvoller Tage war es still geworden in dem alten Forsthause. Die hohen, dunkeln

Tannenbäume sahen wieder so düster wie immer auf das moosbewachsene Strohdach herab, auf dem sich Dohlen und Krähen schreiend niederließen, und außer den gewöhnlich ab- und zugehenden Menschen betrat jetzt niemand den geräumigen Hofraum. Die Bienen, die Andreas an der Sonnenseite unter einem kleinen Schuppen pflegte, konnten recht ungestört ab- und zufliegen. Es kreuzte stundenlang kein lebendes Wesen ihren Flug. Unter Beaufsichtigung und thätiger Mitwirkung Kathrinens war das Haus von oben bis unten in allen Räumen gefegt, gescheuert und mit brennendem Wachholderreisig geräuchert worden. Nun erst fand die übertrieben ordentliche Person, daß es rein sei und alles beseitigt, was an die Anwesenheit einer Leiche im Hause erinnern konnte. Sie blickte zufrieden auf ihr Werk und war doch nicht glücklich. Es mußte noch vieles geändert werden, wenn die eigensinnige Schwester des Försters ihren Kopf stolz in den Nacken werfen sollte. Dahin zu streben war sie fest entschlossen, und daß sie dies Ziel zu erreichen glaubte, gab ihr Muth, auf der einmal betretenen Bahn unverdrossen vorwärts zu gehen.

Hildegarde war seit der Beerdigung ihrer Mutter nur ein einziges mal in Begleitung des Vaters auf Kaltenstein gewesen. Der Förster hatte Geschäftsangelegenheiten mit dem Baron zu besprechen, der seinerseits den niedergeschlagenen in sich gekehrten Mann, dessen Wesen ihm gar nicht gefiel, gern auf irgendeine Weise zu zerstreuen wünschte. Andreas wies aber hartnäckig jeden Vorschlag des wohlwollenden Edelmanns von der

Hand, indem er sagte, er sei es Cornelia schuldig, daß er recht tiefes Leid um sie trage.

Die Baronin beschäftigte sich während der Unterredung des Försters mit ihrem Gatten auf das liebenswürdigste mit Hildegarde, schrieb dieser Verhaltensmaßregeln vor und wußte das Mädchen dergestalt zu umstricken, daß sie überzeugt sein durfte, jeder Versuch, Hildegarde ihr zu entfremden, werde ohne Erfolg bleiben.

»Es thut mir leid, daß Adolar gerade nicht zu Hause ist,« sagte sie dann zu Hildegarde, »der liebe Mensch brennt darauf, sich ein paar Stunden recht ungestört mit dir unterhalten zu können. Nicht wahr, er hat sich auch ganz nett herausgemacht und weiß sich schon recht anständig zu benehmen? Ich denke, wenn erst das Trauerjahr vorüber ist, ziehst du ganz zu mir – als Gesellschafterin. Dann wollen wir das Leben zusammen erst recht genießen. Der Baron und dein Vater passen prächtig für einander – sie haben ganz dieselben Neigungen und Bedürfnisse – und wir, mein Liebchen, wir wollen uns einige auserlesene Menschen zusammensuchen und ebenfalls unsern Bedürfnissen fröhnen. Um diese Zeit hat Adolar seine Studien absolvirt. Er kehrt zu uns zurück und ich habe ihm schon die Erlaubniß gegeben, von seinen Freunden, die er gefunden, die intimsten auf einige Wochen einzuladen. Zwei derselben, sehr wohlhabende Edelleute, haben Schwestern. Auch diese sollen mitkommen nach Kaltenstein, damit es dir nicht an geeignetem Umgange fehlt. Von diesen jungen Damen, welche das

Leben in der vornehmen Welt bereits kennen, wirst du viel für Geist und Herz, nicht minder auch für deine formelle Ausbildung gewinnen.«

Hildegarde hörte diesen Plaudereien mit sehnsüchtigem Verlangen zu, und es war ihr wohl zu verzeihen, daß sie wünschte, das Trauerjahr möge schon vorüber sein. Denn was konnten der vereinsamten Waise in der stillen Försterei während dieser ewig langen Zeit für Vergnügungen blühen?

Zurückgekehrt ins Vaterhaus, glaubte Hildegarde das Andenken ihrer Mutter nicht besser ehren zu können, als wenn sie Lehren und Rathschlägen nachlebte, die sie so oft von ihr gehört hatte. Sie blieb in dem Zimmer der Verewigten und fuhr fort zu lesen, zu musiciren, zu zeichnen. Um die Wirthschaft kümmerte sie sich nicht, ebenso wenig fragte sie nach der Tante.

Der erste Tag dieses Stillebens verging ohne Störung. Ihr Vater seufzte zwar, als er abends neben der Tochter Platz nahm und diese in einem Buche lesen sah, das er nicht kannte.

Hildegarde sah es an dem Zucken seiner Lippe und an dem Zusammenziehen der buschigen Brauen, daß der Vater etwas auf dem Herzen habe, sie fragte aber absichtlich nicht, da sie vermuthete, es möge etwas nicht ganz Angenehmes sein.

Erst am zweiten Tage brach der Förster sein Stillschweigen. Er kam früher, als Hildegarde es gewöhnt war, zu ihr, nahm Platz an ihrer Seite und griff nach dem Buche, das vor ihr lag.

»Das Buch gehört dem Herrn Baron?« sagte er. »Wie kommst du dazu?«

»Ich habe es mir von Kaltenstein mitgebracht,« lautete die unbefangene Antwort Hildegardens

»Weiß es die gnädige Frau?«

»Gesagt habe ich es ihr nicht.«

»Weshalb nicht? Wenn man es nun vermißt?«

»Das geschieht wohl schwerlich. Uebrigens wird die gute Baronin es sich denken, daß ich es habe, falls sie es suchen sollte; denn sie gab mir Erlaubniß, aus der Bibliothek des Herrn Baron mir etwas, das mir gefiele und das ich noch nicht konnte, auszuwählen.«

»Ist es denn so nöthig, das alles zu kennen?« erwiderte der Förster seufzend. »Laß doch sehen!«

Er nahm der Tochter das Buch unter den Händen weg, schlug die Blätter um und las den Titel.

»Wovon handelt es denn?« fragte er.

»Von Kunst und von künstlerischem Leben. Es ist wunderbar schön und feurig geschrieben.«

»Von Kunst!« wiederholte Andreas, abermals seufzend. »Ich habe dir schon gesagt, liebe Tochter, daß es nicht meine Absicht sein kann, dich für die Kunst zu erziehen. Die selige Mutter hatte darüber zu meinem Bedauern Ansichten, die mir nie gefielen, wäre sie aber am Leben geblieben, so würde ich doch dahin gewirkt haben, daß sie dieselben aufgäbe. Jetzt, wo die Unvergeßliche in kühler Erde ruht, würdest du mich glücklich machen, Hildegarde, wenn du dich mir etwas mehr anschließest und auch

Sinn für das zeigtest, was mir wichtiger zu sein scheint als bloßes Zeichnen, Lesen und Musiciren.«

Hildegardens Augen füllten sich mit Thränen. Sie langte nach dem Buche, dessen Titel der Vater achtlos gelesen und, es dann zugeklappt vor sich hingelegt hatte, ohne auch nur einen Blick hineinzuworfen.

»Du hast gewiß mit der Tante gesprochen,« sagte, sie wehmüthig. »Ach, bester Vater, ich bitte dich, gib der Tante keine Gewalt über mich!«

»Du scheinst meine Unterredung mit der gnädigen Frau Baronin am Todestage deiner Mutter vergessen zu haben,« versetzte der Förster. »Was ich dieser Dame damals versprach, werde ich gewissenhaft halten. Aber du mußt dir klar werden über dich selbst, über deine Stellung in der Welt und über den Beruf, den du dereinst zu erfüllen haben wirst. Darum kannst und darfst du dich nicht bloß mit *diesen* Dingen beschäftigen, an denen du bisher mit so thörichter Liebe gehangen hast.«

Hildegarde weinte und griff ein zweites mal nach dem Buche, auf das Andreas jetzt seine schwere gebräunte Hand legte.

»Ich will, daß du mir zuhörst und mir Antwort gibst,« fuhr er strenger fort. »Der Stiftssyndikus mußte mir recht

geben, als ich am Tage nach der Mutter Begräbniß deinetwegen mit ihm Rücksprache nahm. Er will sich umsehen nach einer Familie, wo du geeigneten Umgang findest und dich so ausbilden kannst, wie es für ein unbemitteltes Mädchen bürgerlicher Abkunft wünschenswerth ist. Hier – das sehe ich ein – kannst du nicht bleiben. Es gäbe nichts als Streit mit der Tante, und das möchte ich, dir und mir zu Liebe, vermeiden. Meine Schwester ist zu alt geworden, um sich zu ändern, und ich habe keine Lust, mich Tag für Tag zu ärgern. Ich kündige dir daher gleich heute an, daß wir spätestens zum Herbst uns auf einige Jahre trennen werden. Junge Mädchen, welche sich frühzeitig unter fremden Menschen bewegen und den Wünschen anderer sich fügen müssen, werden dereinst die glücklichsten Frauen. Danach also richte dich, mein Kind, und fange schon jetzt ein anderes Leben an, d. h. versuche dich im Hauswesen heimisch zu machen!«

Hildegarde weinte nicht mehr. Sie trocknete ihre Thränen und sah den Vater fest an.

»Willst du zuvor nicht mit der gnädigen Frau Baronin sprechen?« sagte sie zurückhaltend.

»Nein! Thue ich es, so könnten wir uns möglicherweise misverstehen.«

»Die Frau Baronin liebt mich wirklich und will mir wohl.«

»Es ist möglich, meine Tochter, allein ich – ich liebe die gnädige Frau Baronin nicht!«

Dem Förster that es leid, das Wort gesprochen zu haben, denn der Blick Hildegardens enthielt mehr als eine stumme Frage.

»Die Frau Baronin hat nie Uebles von dir gesprochen,« sagte sie in vorwurfsvollem Tone.

»Auch ich werde niemals Uebles von der gnädigen Frau reden, indeß für dich ist es jedenfalls besser, wenn du nicht zu viel auf die Worte derselben hörst.«

»Wäre es nicht undankbar von mir, der edelmüthigen Dame zuwider zu sein?« versetzte Hildegarde.

»Man würde es dafür halten, doch glücklicherweise läßt sich das vermeiden oder umgehen.«

»Ich glaube nicht,« sagte Hildegarde unter stärkerm Klopfen ihres Herzens.

»Ich bin der gnädigen Frau direct keine Verbindlichkeiten schuldig.«

»Du irrst, Vater! Die aufopfernde Freundin meiner seligen Mutter hat es mir letzthin angezeigt, daß ich ganz zu ihr nach Kaltenstein ziehen und dort bleiben soll –«

»Bis sie dich etwa fortjagen?« fiel der Förster aufbrausend ein. »Eher wollte ich, der Kreuz-Matthes hätte recht!«

Hildegarde fuhr zusammen vor dem drohenden Blicke des Vaters, obwohl sie nicht verstand, was er damitsagen wollte. »

»Ich habe der Frau Baronin die Hand darauf gegeben, ihren Wunsch zu erfüllen,« sagte sie nach einer Weile.

»Und ich werde Sorge tragen, daß dein unzeitiges, unbesonnenes Versprechen zu Wasser wird!« versetzte der

Vater. »Ja, ganz gewiß, verlasse dich drauf! Und wenn du mit deinen verführerischen Nixenaugen mich noch einmal so bittend ansiehst! Ich bin nachgiebig, leider oft nur zu nachgiebig, so schwach aber bin ich nicht, daß ich mein einziges Kind der Sünde in den Rachen jage!«

»Die arme, gute Baronin!« schluchzte Hildegarde. »Sie wird mich verachten!«

»Heule nicht, daß die Jagdhunde zusammenlaufen,« fiel der Förster ein, »und laß mich ein für allemal mit der gnädigen Frau in Ruhe! Du verstehst das nicht und damit Punktum!«

Hildegarde war aber nicht so leicht zu beruhigen. Ueberzeugt, daß der Vater nur deshalb gegen die Baronin, die ihr der Inbegriff aller weiblichen Tugenden war, eingenommen sei, weil sie ihr erlaubt hatte, beliebig Bücher aus der Bibliothek zu nehmen, wollte sie die so hoch Verehrte um keinen Preis aufgeben. Sie traute ihrem Vater durchaus nicht Urtheilsfähigkeit genug zu, um die ausgezeichneten Eigenschaften der Baronin richtig würdigen zu können, und sie war deshalb entschlossen, einen Kampf selbst mit dem Vater zu wagen, wenn dieser hartnäckig auf seinem Vorsatze beharren sollte. Unglücklicherweise konnte sie nicht dazu kommen, da sich die schleifenden Schritte der Tante hören ließen, und eine Unterstützung des Vaters durch diese Unerbittliche sie schwerlich zum Ziele geführt haben würde.

Kathrine trat ein, Messinglampe, Hausschlüssel und Teller tragend, um den Abendtisch zu decken. An Blick und Haltung ihres Bruders gewahrte sie auf der Stelle,

daß es zwischen Vater und Tochter zu einer Erklärung gekommen sein müsse, die keinen erwünschten Ausgang gehabt habe. Sogleich war sie bereit, die Flammen zu schüren, den Zwiespalt zu vergrößern, denn dabei konnte sie für sich nur gewinnen.

»Recht so, Bruder,« sprach sie, sich der mitgebrachten Teller entledigend und einen ihrer häßlichsten Blicke der jungen, in ihrer grollenden Aufregung entzückend schönen Nichte zuwerfend, »setze dem eigensinnigen Kinde den Kopf zurecht! Fahr' ihr durch alle Paraden und wirf sie nieder! Wer nicht hören will, muß fühlen! Geht sie gegen dich an mit Worten und Thränen, keh' dich nicht daran, Bruder, sie wird es dir später einmal Dank wissen!«

Hildegarde würdigte die ihr verhaßte Tante keines Blicks. Andreas verharrte in finstern Schweigen. Erst als er die Hand der Schwester fühlte, die nach dem Buche langte, das er noch festhielt, sagte er, der Tochter nochmals sich zuwendend:

»Es bleibt dabei! Du kennst jetzt meinen Willen, und es wird auf dich ankommen, ob ich dich mit Liebe oder Strenge behandeln soll.«

»Aha!« sprach Kathrine, einen ihrer altväterischen steifen Knixe vor der schönen Nichte machend. »Haben wir es doch endlich dahin gebracht, den Vater aufsätzig zu machen durch unsere hochadelichen Gewohnheiten? Gratulire devotest und mit aufrichtigem Herzen! Und ich hoffe, Dero hochadeliche Beschützerin von hinter dem

Zaune her, wo selbige der Sage nach in blutjungen Jahren, als sie noch ihrem wahren Berufe nachging, ein Hufeisen verloren haben soll, wird von nun an keine Gewalt mehr haben über das naseweise Püppchen!«

Hildegarde zitterte vor Aerger und sie würde, ohne die eben gepflogene Unterhaltung mit dem Vater, der schadenfrohen Tante wegen dieser groben Schmähung der Baronin von Kaltenstein eine bittere Entgegnung schwerlich geschenkt haben. Jetzt begnügte sie sich nur, Kathrine durch Blicke zu sagen, daß sie entschlossen sei, sich von ihr nicht tyrannisiren zu lassen.

Mittlerweile hatte die Tante das Buch unter der Hand ihres Bruders hervorgezogen. Die Neugierde veranlaßte sie es aufzuschlagen. Sie legte den Schlüssel auf den Tisch, sah sich erst den Titel an und dann das Ende. Hier mochte ihr wohl irgendein Ausspruch auffällig erscheinen, denn sie begann, gegen ihre Gewohnheit, mit Eifer zu lesen. Die Lectüre dauerte aber nur einige Secunden, dann ließ sie das Buch fallen und schlug mit allen Zeichen moralischen Entsetzens beide Hände über ihr zerrißenes Gesicht.

»Gott steh' uns bei!« rief sie aus. »Das Mädchen ist rettungslos verloren! Wer hat je so etwas erlebt!«

Der Förster stand wie eine bronzene Statue regungslos neben der entsetzten Schwester, während der schön geformte Mund Hildegardens vor Schmerz und Hohn zuckte, und ihre glänzenden Augen Pfeile unversöhnlichen Hasses auf die Tante schossen.

»Was hast du, Schwester!« sprach Andreas gepreßt.
»Was berechtigt dich zu einer so schweren Beschuldigung gegen meine Tochter?«

»O, du bist und bleibst blind mit sehenden Augen!« versetzte Kathrine, indem sie das Buch aufhob und es Andreas verhielt »Da, lies und schaudere! Das nennen diese Vornehmen Bildung, und nach solchen Grundsätzen erziehen sie ihre Kinder für die Welt, die durch sie so verrucht wird, wie man sie leider schon lange kennt!«

Der Förster las die von seiner empörten Schwester bezeichnete Stelle, und Hildegarde, die ihre Tante in diesem Augenblicke wirklich nicht begriff und ebensowenig die Veranlassung der Entrüstung ahnte, die sie so offen und ungeheuchelt zu erkennen gab, erbleichte vor der schrecklichen Veränderung in den harten, vergränten Zügen ihres Vaters.

Dieser schlug jetzt das Buch zu und umklammerte es mit seinen eisenharten Fingern, als wollte er es zermalmen. Dann wendete er die zornigen Augen der zitternden Tochter zu. Seine Stimme klang heiser und bleiern, als er die Frage an sie richtete:

»Wann hast du dies schreckliche Buch von Kaltenstein mitgebracht?«

Hildegarde antwortete der Wahrheit gemäß.

»Sah es die Baronin, ehe du sie verließest?«

Die verschüchterte Tochter verneinte.

»Wann begannst du darin zu lesen?«

»Vor einer Stunde.«

»Der Inhalt desselben ist dir also nicht bekannt?«

»Nicht weiter als ich gelesen habe.«

»Dann werde ich mir als Vater die Erlaubniß nehmen das Buch zu confisciren,« sagte der Förster offenbar beruhigt. »Morgen soll es der Bursche, begleitet mit einem höflichen Schreiben von mir, der gnädigen Frau versiegelt wieder zustellen.«

Andreas versenkte das Buch in die Brusttasche seines Rockes und knöpfte diesen bis an den Hals fest zu. Dann gebot er Kathrine, die mit dem Benehmen ihres Bruders nicht sehr zufrieden zu sein schien, den Tisch zu decken, was sie auch murrend that. Von der Lectüre war nicht weiter die Rede, wie denn überhaupt unter den drei verstimmtten Familiengliedern während des ganzen Abends nur einzelne Worte gewechselt wurden.

Das Buch, welches der Förster den Händen seiner Tochter entrissen hatte, war Heinse's ›Ardinghello‹. Das wißbegierige Mädchen hatte es zufällig der Bibliothek des Barons entnommen, ohne die geringste Ahnung von dem für junge Mädchen allerdings sehr bedenklichen Inhalt desselben zu haben.

ZEHNTES KAPITEL. VATER UND TOCHTER.

Förster Frei verlebte eine unruhige Nacht. Es leuchtete ihm ein, daß es nöthig sei, Hildegarde einer Familie zu übergehen, wo dieselbe Nahrung fände für ihren bildungsbedürftigen Geist und Verständniß ihrer Herzensregungen. Das verwöhnte, durch die eigene Mutter so eigenthümlich er- und verzogene Mädchen bedurfte aufrichtiger Liebe ebenso sehr wie fester Leitung, wenn es

nicht auf gefahrvolle Abwege gerathen sollte. Der bekümmerte Vater sagte sich selbst, daß ihm alles abgehe, um Hildegardens Erziehung in segensreicher Weise leiten und vollenden zu können. Es war nicht allein der Mangel an Zeit, der ihm die so nöthige Ueberwachung des aufgeweckten, vielleicht auch sehr leidenschaftlichen Kindes erschwerte, mehr noch bot seine unzureichende Bildung einen Stein des Anstoßes dar, den alle Vaterliebe, alle Hingebung an den großen Zweck nicht zu beseitigen vermochte. Dachte er aber an die Möglichkeit, es könne der Baronin von Kaltenstein gelingen, seine Tochter an sich zu ziehen, so schwindelte ihm. Im steten Verkehr mit dieser Frau, deren gute Eigenschaften der Förster keineswegs verkannte, mußte Hildegarde im allerbesten Falle ein verwöhntes, eigensinniges und eitles Weltkind werden, dem äußerlich bestechender Glanz alles, wahre Herzensbildung, welche auf sittlicher Ueberzeugung ruht, Dunst und Schein war.

Der dämmernde Morgen schon fand Andreas am Schreibepulte. Es war keine leichte Aufgabe für ihn, den Brief, den er doch schreiben mußte, an die Baronin abzufassen. Er hatte ihr Unangenehmes zu sagen, wenn er es auch noch so freundlich einkleidete. Und doch hing er ab von der Gunst der vornehmen Dame, die mehr Gewalt über den Baron besaß, als die Welt zu glauben geneigt schien. Wie leicht war es da möglich, daß ein Wort, ein Ausdruck, dessen er sich bediente, missverstanden werden konnte, und daß die einflußreiche Dame, die es ja

gut mit ihm meinte, ihn dies entgelten ließ! Aber die Liebe zu Hildegarde gebot ihm zu sprechen, und so erfüllte er denn die Pflicht des Vaters, so gut er es vermochte.

Nach glücklich beendigtem Briefe ging der Förster wieder zu seiner Tochter, um mild, aber bestimmt sie auf die nothwendige Entfernung aus dem Vaterhause wie aus den sie beeinflussenden Kreisen der Baronin von Kaltenstein vorzubereiten.

Er fand Hildegarde vor dem großen Trumeau stehend, den Clotilde ihrer verstorbenen Freundin zum letzten Geburtstage verehrt hatte. Das hellpolirte Spiegelglas, das die ganze Gestalt des jungen Mädchens zurückstrahlte, zeigte Hildegarden den eintretenden Vater. Sie wendete sich um und sagte mit einem reizenden Lächeln, das auch dem Förster wohlthat:

»Trauere ich nicht ganz allerliebste um die gute Mutter?«

Diese Worte, bei denen sich die fast noch unzurechnungsfähige Tochter sicherlich weiter nichts dachte, als daß sie fand, die Trauerkleidung stände ihr gut zu Gesicht, schnitt dem Vater ins Herz. Er antwortete nicht darauf, sondern ergriff die Hand Hildegardens und führte sie nach dem nächsten Sessel, in den er sich niederließ.

»Ich komme, meine Tochter,« sprach er, »um dir anzukündigen, daß du auf einen nähern und vertrautern Umgang mit der Freundin deiner Mutter unbedingt verzichten mußt. Den Grund sage ich dir jetzt noch nicht, weil er dir doch unverständlich bleiben würde. Ich habe an die gnädige Frau geschrieben und bin überzeugt,

sie wird mir recht geben. Eine Trennung für immer findet nicht statt. Nach einigen Jahren wirst du ruhiger und einsichtsvoller aus der Pension zurückkehren, in der ich dich durch des Veters Liebner Vermittelung unterbringen werde. Bis dies geschehen ist, bleibst du unter meiner Obhut. Die Tante soll dich nicht torquieren, dafür werde ich Sorge tragen. Aber du wirst eine kurze Zeit lang einsam zu leben genöthigt sein, denn die Baronin von Kaltenstein wird ebenso wenig hier erscheinen, wie ich es gestatte, daß du die gnädige Frau besuchst. Lebst du diesen meinen Wünschen und Vorschriften als gehorsames Kind nach, so wirst du mich recht glücklich machen und ich werde jeden Morgen ohne Furcht meinen Berufsgeschäften nachgehen. Für dich aber, mein Kind, wird der Segen, den ich auf dein Haupt und dein noch unverdorbenes Herz herabflehe, nicht ausbleiben.«

Der Förster küßte die marmorweiße Stirn Hildegardens und erwartete gefaßt deren Antwort. Hildegarde aber senkte den Blick zu Boden und schwieg.

»Hast du gar keine Antwort für deinen Vater?« fragte nach einer Weile Andreas seine Tochter, die wie gelähmt vor ihm stand.

Nun erst hob Hildegarde langsam ihr Auge und sah den Vater groß an.

»Wohin willst du mich verbannen?« sagte sie, scheinbar ohne Bewegung.

»Der Aufenthalt bei treuen, zuverlässigen, wohlwollenden Menschen ist keine Verbannung; andern aber werde ich dich nie anvertrauen.«

Hildegarde fiel jetzt dem Vater leidenschaftlich um den Hals und stieß laut aufschluchzend die Worte hervor:

»Du machst mich namenlos unglücklich!«

Der Förster war von Natur ein gutherziger Mann, sein Beruf aber und der Umgang mit seinen Standesgenossen war nicht geeignet gewesen, die zarteren Saiten des Gemüthslebens in ihm zu entwickeln. Was ihn am tiefsten bewegte, suchte er den Blicken anderer am liebsten zu verbergen. Die rauhe Schale des Waldmanns war sein Alltagskleid, das er ungern ablegte. Nur ungewöhnliche Gemüthserschütterungen ließen es ihn auf kurze Momente lüften.

Bei der heftigen Aufwallung Hildegardens kämpften Mitleid und Unmuth im Herzen des Vaters. Ihn dauerte sein Kind, während er denen grollte, die es durch falsche Behandlung so seltsam werden ließen. Zum Trostspender nicht geboren, handhabte der bedrängte Förster die Rede, welche Balsam in bekümmerte Seelen träufeln soll, schwerfällig und ungeschickt. Er versuchte es freilich, aber sein Trosteswort fand keine Stätte im Herzen der Tochter. Hildegarde ließ den Vater sprechen, ohne auf ihn zu hören. Sie ward nur stumm, nicht ruhig, noch weniger überzeugt. Es war keine Einigung, welche der Zuspruch des Vaters erzielte, er riß eine weit klaffende Kluft auf zwischen Vater und Tochter. Hildegarde sagte immer von neuem: »Der Vater versteht mich nicht, und ich werde unglücklich werden, wie meine Mutter es war, wenn ich mich seinem Willen füge. Es ist die wahre, tiefere Bildung, die dem Vater fehlt. Das läßt sich so spät im Leben

nicht mehr nachholen. O, wie bin ich doch zu beklagen, daß ich niemand habe, dem ich mein Leid klagen kann!«

Der Förster konnte nicht wissen, was in der Seele seiner Tochter vorging, denn Hildegarde hatte nicht umsonst die Vorschriften der Baronin sich anzueignen versucht, nach welchen die gesellschaftlich feine Bildung in kluger Verdeckung der Empfindungen bestehen sollte. Sie verstand sich zu beherrschen, sie besaß sogar Kraft genug, um ein Lächeln auf ihre anmuthigen Züge zu zaubern, und dies Lächeln, diese gefaßte Ruhe machten den Vater glauben, er habe mit seinen Auseinandersetzungen den gewünschten Eindruck auf seine Tochter gemacht. Als er mit der wiederholten Versicherung, daß Kathrine sie nicht stören solle, von ihr ging, bequemte sich Hildegarde, dem scheidenden Vater die Hand zu küssen.

Kaum aber hatte der Förster das Haus verlassen, so brach der Unmuth über die Behandlung des Vaters in dem Herzen des eigensinnigen Mädchens in hellen Flammen aus. Sie schloß sich ein, um weder in ihrem Denken noch Thun gestört zu werden. Plane bauend und sie wieder verwerfend, erhitzte sie sich bis zu leidenschaftlicher Wildheit. Sie glich einer schönen Furie, wie sie mit funkelnden Augen, mit halbaufgelöstem Haare ruhelos durch das Zimmer irrte und halblaute Gespräche mit sich selbst führte. Ueber ihr Wünschen war sie sich sehr bald klar, nur wie sie es anzufangen habe, das Ziel ihrer Wünsche zu erreichen, darüber konnte sie zu keinem Entschlusse kommen, und eben dieser Zweifel und das

damit verbundene Wühlen in Gedanken erhitzte ihr Blut und machte ihre Pulse fieberhaft klopfen.

Plötzlich aber, als sie ihr eigenes Bild im Spiegel erblickte und vor demselben zurückschrak, weil es in treuem Ausdruck ihr empörtes, zerrissenes Innere darstellte, leuchtete ihr das Rechte ein.

»Verstellung!« rief sie aus, die gefeuchteten Locken von ihren Wangen streichend, »Verstellung! – Ich muß täuschen, um die Lehren meiner unvergeßlichen Mutter und ihrer Freundin befolgen zu können!«

Hildegardens Aufregung verlor sich nach und nach. Sie zog noch oft den Spiegel zu Rathe, in dessen heller Tiefe sie sich selbst manches Lächeln des Wohlgefallens abgewann und sich dadurch in der Ueberzeugung befestigte, daß, wenn sie nur recht ernstlich wolle, es ihr nicht gar schwer fallen könne, ihren Willen auch durchzusetzen.

Müde des selten ganz ruhenden Streits, der ihrer Mutter das Leben gekostet hatte, nahm Hildegarde sich vor, alles zu thun, was man von ihr verlangen werde. Wenn sie nie mehr widersprach, nie mehr eine eigene Meinung, viel weniger noch einen selbständigen Willen hatte, mußte der Streit doch aufhören.

Eins nur machte ihr noch Sorge. Sie wußte kein Mittel, um die Baronin von ihrem Vorhaben in Kenntniß zu sehen! Trog des Vaters Rechnung nicht, so blieb die Baronin von Stund' an fern. Längere Trennung aber entfremdet, und wer konnte wissen, was alles geschah, um die von ihr

so verehrte Frau ganz von ihr abzuwenden! Diesem Aeußersten mußte Hildegarde vorbeugen. Sie benutzte deshalb die ihr verbliebene Muße, um einen langen Brief an ihre mütterliche Freundin zu schreiben. In diesem Briefe theilte sie derselben ihren Entschluß mit, bat sie, gemeinsame Sache mit ihr zu machen, und schloß mit der Versicherung ewiger Dankbarkeit.

Es ward Mittag, ehe sie damit zu Stande kam. Das Gebell der Jagdhunde, die ihr die Heimkehr des Vaters verkündigten, gebot Hildegarde, ein erstes Debut zu geben in der Rolle, die sie sich einstudirt hatte. Sie verbarg das Schreiben, öffnete die Thür und nahm ein Buch, in dem sie aufmerksam zu lesen begann.

So fand sie der Vater. Er ward auf das angenehmste überrascht, als er – in ein freundliches Gesicht blickte. Sein Auge ruhte forschend auf dem der Tochter, die sich indeß gar nicht davon stören ließ.

»Hast du dich jetzt besonnen, mein Kind redete sie der Vater an, »und siehst du ein, daß ich es gut mit dir meine?«

Hildegarde schlang ihre Arme um den Nacken des Försters und versetzte, das Gesicht an seine Brust verbergend, als schäme sie sich ihres frühern Betragens:

»Ich will gut sein, und thun, was du willst!«

Diese nicht erwartete Fügsamkeit beruhigte, ja beglückte den Förster. Zugleich machte sie ihm auch Muth, auf dem einmal betretenen Wege weiter vorzuschreiten. Er unterzog nach Tische die Bibliothek seiner verstorbenen Frau einer strengen Revision und trug eigenhändig

alle Werke, deren Titel ihm bedenklich vorkamen, nach seinem Zimmer, wo er sie auf dem Boden des Gewehrschranks unterbrachte. Nur einige Erbauungsbücher, historische Schriften und ein Handbuch der Geographie fanden Gnade vor des Försters Auge.

Hildegarde wehrte dem Vater nicht. Sie enthielt sich sogar jeder Bemerkung über sein Gebaren. Sooft er ihr aber den Rücken kehrte, lächelte sie spöttisch und zuckte mitleidig die Achseln.

»Laß ihn,« dachte die hochmüthige Tochter, »er versteht es ja nicht besser!«

Der Vater aber sagte gelassen zu Hildegarde, als er seine Musterung der Bücher, die er sammt und sonders für gefährlich hielt, beendet hatte:

»Wenn du als gebildetes Mädchen nach Jahr und Tag aus der Pension zurückkehrst, sollst du deine Schätze, welche zu entbehren dir jetzt wahrscheinlich große Ueberwindung kostet, wohl erhalten wiederfinden. Du bist dann erwachsen und verständig genug, um dir selbst ein Urtheil bilden zu können.«

Hildegarde lächelte dem Vater etwas wehmüthig zu, sagte aber nichts. Nur das Buch, in dem sie bei der Heimkunft des Vaters gelesen und das dieser bei seiner Musterung vergessen hatte, zeigte sie ihm mit stumm fragenden Blicke hin:

»Behalte es,« sagte der Förster, da er sah, daß es Verse enthielt und der Name Uhland, den es trug, ihm keine Besorgnisse einflößte. Er hatte oft den Namen dieses Mannes von dem Baron von Kaltenstein nennen hören, der

ihn einen steifnackigen Schwaben nannte und sich über die Ehrbarkeit der Gesinnungen desselben gelegentlich wohl lustig machte. Der Förster setzte deshalb voraus, daß die Gedichte desselben auch von jungen Mädchen gelesen werden dürften.

So schien denn im alten Forsthause, wo seit Jahren kein einziger Tag ohne irgendwelche Reibung vergangen war, zum ersten male der Friede dauernd einkehren zu wollen; denn auch Kathrine hielt zurück mit herausfordernden Bemerkungen. Nur die Antwort der Baronin, die ihm der Jägerbursche unter vier Augen sagte, beunruhigte den Förster noch, weil sie die verschiedensten Deutungen zuließ. Die Baronin wollte ihm persönlich ihre EntschlieÙung kund thun und verlangte, Andreas Frei solle am nächsten Tage nach Kaltenstein kommen. Im übrigen hatte sie nach der Aussage des Burschen keine weitere Aeußderung gethan.

Der Wunsch der Baronin, ihn zu sprechen, war für Andreas ein Befehl, dem er gehorchen mußte. Ohne Hildgarde zu benachrichtigen, fand er sich zu rechter Zeit auf dem Edelhofe ein und erhielt sogleich Zutritt.

Die Baronin war allein. Vor ihr lag das verhängnißvolle Buch, das ihn in so große Unruhe versetzt hatte.

»Guten Morgen Förster Frei,« erwiderte Clotilde auf seinen respectvollen Gruß. »Ich habe Sie eigentlich zu mir beschieden, um Ihnen tüchtig den Text zulesen, doch will ich dies in Anbetracht der Umstände und nachdem ich Ihr Schreiben ein paar mal überlesen habe, unterlassen. Daß Sie dem jungen wiß- und lernbegierigen Kinde

das Buch da aus den Zähnen oder vielmehr aus den Augen gerückt haben, kann ich nur billigen. Indeß muß ich mich freisprechen von aller Schuld. Haben Sie gerechte Klage deshalb zu führen, so machen Sie das mit dem Baron aus. Dieser allein, d. h. sein Geschmack vor unserer Verheirathung ist schuld an diesem Misgriffe einer neugierigen Mädchenhand. Er besitzt einen ganzen Schrank voll solcher Sachen, hat er mir gesagt, und er wollte sich todt lachen, als ich ihm die Geschichte erzählte. Mitleid also, mein lieber Förster, Mitleid und Theilnahme werden Sie bei dem Baron schwerlich finden. Aber nun sagen Sie mir, wie Sie des albernen Buchs wegen auf den Einfall kommen konnten, Ihre Hildegarde passe nicht zu uns? Was habe ich mit Heinse, was Heinse mit mir zu thun? Glauben Sie, ich würde ein Mädchen von dem Alter Ihrer Tochter so lockere Bücher lesen lassen? Das können Sie nicht annehmen, ohne mich schwer zu beleidigen, und dies kann ich Ihnen wieder nicht zutrauen! Sie liebten die gute Cornelia, und Cornelia und ich, wir beide haben doch eher wie Engel als wie Menschen miteinander gelebt. Sie werden also auf Ihrem Vorsatze nicht beharren.«

»Gnädige Frau Baronin wollen entschuldigen,« erwiderte der Förster, »wenn ich darauf bemerke, daß meine Tochter noch gar zu jung ist, um schon jetzt in die Gesellschaft zu treten. Bin ich auch überzeugt, daß sie unter Ihrer Beaufsichtigung sich leicht und schnell jenen Grad der Bildung aneignen würde, der zum Fortkommen in der Welt gar sehr behülflich ist, so scheint es mir doch

zweckmäßiger, gerade diese Bildung ihr erst dann zu geben, wenn ihre Grundsätze mehr Festigkeit erhalten haben, wenn sie, mit einem Worte, selbständiger und vernünftiger geworden sein wird.«

»Ich wiederhole mein Versprechen, Förster Frei, für Ihre Tochter zu sorgen, als wäre sie mein eigenes Kind!«

»Dafür kann ich der gnädigen Frau nur dankbar sein, allein –«

»Nun?«

»Schloß Kaltenstein ist keine Erziehungsanstalt für junge Mädchen!«

»Hildegarde wird bald sechzehn Jahre, Förster Frei, und sie ist so entwickelt, daß man sie gern für älter halten könnte.«

»Eben deshalb, gnädige Frau.«

»Eben deshalb, Förster Frei, eignet sie sich nicht für eine Erziehungsanstalt,« fiel die Baronin ein. »Ein Mädchen wie Hildegarde gehört dem Leben. Welt und Menschen werden sie besser erziehen als pedantische Schulmeister oder steife, kalte Gouvernanten. Bei mir findet sie liebevolle, mütterliche Behandlung, angenehme Zerstreuung, erheiternde und bildende Unterhaltung für Geist und Herz.«

»Ich würde als ein wortbrüchiger Mann dastehen, gnädige Frau,« versetzte der Förster, »wenn ich mich von Ihrer Güte bewegen ließ, einen gefaßten Beschluß wieder rückgängig zu machen.«

»Weiß Ihre Tochter darum?«

»Sie ist vollkommen unterrichtet und findet, daß ich ihr Bestes will.«

»Nun, lieber Förster Frei, wenn dem so ist, dann will ich nicht hinderlich werden. Versuchen Sie Ihr Heil mit der Pension. Ich bin nicht eigensinnig und stehe deshalb vorläufig – hören Sie, Frei, vorläufig! – zurück. Wenn aber Hildegarde eines Tags zu der Einsicht kommen sollte, daß sich auf Kaltenstein doch wohl besser leben läßt als in einer von der Welt und ihren Freuden abgeschlossenen Erziehungsanstalt, dann wird sie bei mir dieselbe freundliche Aufnahme finden, welche ihr Vater jetzt aus – Grillenhaftigkeit verschmäht. Grüßen Sie das liebe Kind und lassen Sie mich wissen, wann sie das Vaterhaus verlassen wird. Ich möchte ihr ein kleines Andenken mitgeben.«

Förster Frei verbeugte sich dankend. Eine ablehnende Antwort zu geben war ihm unmöglich. Mit völlig beruhigtem Herzen trat er den Rückweg an.

ELFTES KAPITEL. MUTTER UND SOHN.

Adolar von Kaltenstein war höchst unliebenswürdig. Es schien als gewähre es ihm Vergnügen, seine Mutter zu ärgern, denn er that heute alles das, was Clotilde gar nicht haben mochte. Als er von einem Spazierritt zurückkam, trat er mit schmutzigen Reitstiefeln, umsprungen von seinem weißen, sehr unsauber aussehenden Pudel, in das Zimmer der Baronin und machte den schönen Teppich, der es bedeckte, voll Flecken. Clotilde brauste über

diese Unschicklichkeiten, die sie früher nie an dem fügsamen Sohne bemerkt hatte, auf und gab ihm ihre sehr gerechtfertigte Unzufriedenheit mit seinem auffälligen Benehmen zu erkennen.

»Ueberhaupt finde ich,« schloß sie ihre Strafrede, »daß du seit acht Tagen mir wie ausgetauscht vorkommst. Was ist die Ursache davon?«

»Sie selbst, gnädige Frau Mama,« erwiderte Adolar ziemlich unehrerbietig, stellte sich breitbeinig ans Fenster und trommelte an die Scheiben.

»Ich?« wiederholte ganz erstaunt die Baronin. »Ich soll schuld sein an deinen schlechten Angewohnheiten?«

»So ist es, Mama; denn Ihnen allein habe ich es zu danken, daß ich mich langweile, schmähslich langweile.«

Clotilde zuckte die Achseln.

»Wenn es dir im väterlichen Hause nicht gefällt, warum bleibst du denn hier?« versetzte sie vornehm gelassen. »Du lebst auf dem Lande und zwar in der Provinz. Außer den Reizen der Natur und den gewöhnlichen Zerstreungen eines unabhängigen Landedelmanns kann ich dir andere Genüsse nicht bieten. Das wußtest du, ehe du uns mit deinem Besuche beehrtest.«

»Entschuldigen Sie, gnädige Mama, das wußte ich nicht.«

»Dann hast du vergessen, wie es auf Kaltenstein zugeht, ehe du die Akademie bezogst.«

»Nicht doch, Mama! Damals war es viel amusanter hier.«

»Weil du Kind warst und etwas anderes noch nicht kanntest.«

»Auch darin muß ich Ihnen widersprechen! Damals gab es gesellige Cirkel auf Kaltenstein und diese Cirkel, die ich in vollendeterer Gestalt, Ihren eigenen Andeutungen zufolge, wiederzufinden hoffen durfte, vermisse ich jetzt. Außer meinem Walach Othello und meinem Pudel Ophelia gibt es hier für mich keine Gesellschaft!«

»Unartiger Knabe!« rief die Baronin entrüstet. »Du zwingst mich wirklich, meine Zuflucht zu deinem Vater zu nehmen.«

»Der Herr Baron ist nur mein Pflegevater,« versetzte trotzig Adolar.

»Nun – ja,« erwiderte die Baronin, ihr Taschentuch zornig reibend. »Dennoch liegt ihm doch wohl die Pflicht ob, die Pflegemutter gegen die Unarten des Pflegesohns in Schutz zu nehmen.«

Sie stand auf und wollte sich entfernen. Die Entschlossenheit in ihren Mienen veränderte die Haltung des insolenten Jünglings. Er näherte sich ihr rasch, erfaßte die Hand der Beleidigten und führte sie jetzt mit ritterlicher Courtoisie und mit dem Anstande eines echten Cavaliers zurück zu ihrem Sitze.

»Verzeihung, gnädige Mama! Ich will Buße thun und darum beichten.«

Clotilde verbarg ihr Gesicht in das Taschentuch und entpreßte ihren Augen mit Mühe ein paar Thränen. Durch diese Thränen blickte sie dann den Sohn schmerzhaft lächelnd fast kokett an.

»Was hast du mir zu sagen?« fragte sie milder.

»Sie versprachen mir, während meiner Anwesenheit auf Kaltenstein kleine amusante Gesellschaften zubitten – und eine Art *petits soupers* zu veranstalten. Ich bekenne, daß ich für derartige Vergnügungen passionirt bin, und daß ich mich namentlich darauf freute, bei denselben meine frühere Gespielin, die hübsche Försterstochter wiederzusehen.«

Die Baronin seufzte und wehte sich Luft mit ihrem Taschentuche zu.

»Und weil dies nicht geschehen konnte, mishandelst du deine Mutter?« fragte sie forschend.

»Weil dies nicht geschehen ist, gnädige Mama, steht mir der Kopf nicht recht,« gab Adolar zur Antwort.

»Du weißt, Förster Frei hat es vorgezogen, die kleine Hildegarde dem Domdechanten Warnkauf zu übergeben.«

Adolar lachte.

»Wirklich, Mama? Ich glaubte immer, es sei dies nur Verleumdung. Aber sagen Sie, beste Mama, was hat sich denn eigentlich der Förster dabei gedacht?«

»Der Stiftssyndikus Liebner hat ihm das Haus des Domdechanten empfohlen,« erwiderte die Baronin. »Der Mann steht in großer Achtung und in dem Rufe freisinnigster Humanität.«

»Das heißt,« fiel Adolar ein, »er verschmäht es nicht, mit gescheidten Weltleuten, auch wenn sie nicht Bekenner des Papstthums sind, vertrauten Umgang zu pflegen.

Diese Humanität hat mir an dem Domdechanten stets gefallen, daß *sie* ihn aber gerade zur Erziehung eines jungen Mädchens geeignet mache, will mir noch nicht recht einleuchten.«

»Seine Schwester ist eine sehr würdige Dame,« versetzte die Baronin, »und ganz so geartet, wie Förster Frei sie als passende Erzieherin für seine Tochter sucht. Sie versteht die Wirthschaft aus dem Grunde, ist ein lebendiges Kochbuch, kann Stricken, Nähen, Stopfen, und besitzt alle Eigenschaften, um ein Kind bürgerlichen Standes zu einer recht braven Hausfrau in bürgerlich ehrbarem Sinne heranzubilden.«

»Und das sagen Sie so ruhig und gemessen, gnädige Mama, als wären Sie vollkommen davon überzeugt?« sprach Adolar mit Feuer. »Ich müßte in den letzten drei Jahren mein Gedächtniß ganz und gar verloren haben, oder ich erinnere mich noch sehr deutlich, daß Sie es für die liebste Aufgabe Ihres Lebens und gleichzeitig für Ihre angenehmste Beschäftigung hielten, die einzige Tochter Ihrer aufrichtigsten Freundin für die Welt zu erziehen.«

»Meine Freundin ist aber gestorben, Adolar,« sagte die Baronin, »und wenn ich auch Wünsche hege, Wünsche, die mir Cornelia in den letzten Augenblicken ihres Lebens noch ans Herz legte, so besitze ich, die Fremde, doch kein Recht, dem Vater Vorschriften über die von ihm beliebte Erziehung seines Kindes zu machen.«

Adolar nahm eine sehr brüske Miene an, indem er antwortete:

»Weshalb nicht, Mama? Hängt der Förster nicht ganz von uns ab, und hat nicht Hildegarde Ihnen und Ihrer Güte alles, was sie geworden ist, ausschließlich zu verdanken? Ich weiß es von dem Vater, daß nur Ihre Freigebigkeit der verstorbenen Mutter Hildegardens die Mittel gewährte, das hübsche anstellige Mädchen so zu erziehen, wie sie es that.«

Es schien der Baronin unangenehm zu sein, von dem Sohne an diese immer nur ganz im stillen der Försterin gereichte Unterstützung erinnert zu werden. Sie sagte daher abbrechend:

»Förster Frei mag sich eben nicht abhängig machen.«

»Er ist es trotzdem und er soll es auch bleiben! Nun gerade will ich es!«

»Adolar!« warnte die Mutter.

»Ja, Mama, ich will es!« rief trotzig der Jüngling. »Ich werde mit dem Vater Rücksprache nehmen.«

»Papa wird dich auslachen.«

»Du irrst, Mama,« sagte mit vielsagendem Blicke der junge Baron. »Es war ihm auch nicht recht, daß Hildegarde –«

»Was war dem Vater nicht recht?« fiel Clotilde ein.

Adolar fühlte, daß er eine unschickliche Aeußerung gethan hatte, welche seine Mutter verletzen konnte. Er lenkte ein.

»Die Unterbringung der Försterstochter auf der Dechanei,« sagte er so gleichgültig als er es vermochte. »Sie würden ihr dort den Kopf verdrehen, meinte Papa, und am Ende ginge dann noch gar Hildegarde ins Kloster.«

Clotilde lächelte überlegen.

»Deshalb bin ich ohne Sorge,« erwiderte sie. »Ich hoffe in der Seele des jungen Mädchens einen Grund gelegt zu haben, und der läßt sich mit Bitten und Drohen nicht so leicht einreißen. Uebrigens sind die Befürchtungen deines Vaters ganz aus der Luftgegriffen. Fürs Kloster erzieht der aufgeklärte Domdechant sicherlich kein ihm anvertrautes junges Mädchen. Das Leben hat ihn Erfahrungen machen lassen in dieser Hinsicht, die er nie wieder vergessen wird. Mir aber thut es leid um das gute Kind, weil ich es besser mit Hildegarde vorhatte. Unter meiner Protection konnte sie ihr Glück machen.«

»Ich würde sie ebenfalls protegirt haben, Mama,« fiel Adolar munter ein. »Sie verspricht eine Schönheit zu werden.«

»Du hast das frühzeitig bemerkt, zu frühzeitig, mein' ich.«

»Dann mußt du den Vater deshalb zur Rede stellen. Er war es, der mich am Tage der Beerdigung Corneliens zuerst auf die trauernde Tochter aufmerksam machte. Ich freute mich, mit ihr verkehren zu dürfen, du nährtest ebenfalls meine Hoffnungen, und nun kommt ein Priester und fängt sich *sans façon* den zierlichen Goldfisch ein.«

»Dem Feuer nach zu urtheilen, mit welchem du von Hildegarde sprichst, lieber Sohn, muß ich dem Förster am Ende noch dankbar sein, daß er so starrköpfig und unliebenswürdig war, sein Kind meiner Obhut geradezu zu entziehen.«

»Keineswegs, Mama!« erwiderte Adolar. »Hildegarde gefiel mir und ich hätte mich so gern mit ihr amüsirt.«

Clotilde heftete einen langen und sehr ernsten Blick auf den Jüngling. Dieser ward dadurch verwirrt und schlug sein Auge zu Boden.

»Wann gedenkst du abzureisen?« fragte die Baronin nach einer Pause. »Deinem eigenen Geständnisse nach langweilst du dich hier; ich habe dir nach dem Mitgetheilten nichts zu bieten, was dich lange fesseln und zerstreuen könnte, und daher halte ich es für besser, du gibst dich sobald wie möglich wieder zurück auf die Akademie.«

»Sind Sie meiner denn so überdrüssig, gnädige Mama?«

»Du wirst dir selbst zur Last, mein Sohn, und dadurch könntest du auch mir unbequem werden. Beides unterbleibt zu unser beider Besten, wenn du deinen mir bisher ganz lieben Besuch abkürzest.«

Adolar war verstimmt, doch ließ er es sich nicht merken. Er fühlte, daß die Mutter im Grunde recht hatte. Außer dem Vergnügen der Jagd, für das er nicht gerade schwärmte, bot sich vorerst keine ihm recht zusagende Zerstreung. Der Magnet, welcher ihn auf Kaltenstein gefesselt und festgehalten haben würde, war durch den Eigensinn oder den Argwohn des bizarren Försters verschwunden. Die verdrießliche Mutter, welche den Verlust Corneliens und mehr noch die Trennung von Hildegarde schmerzlich empfand, konnte seinen unklaren

Gefühlen und ungestümen Neigungen keinen Ersatz gewähren, und der Umgang des Vaters, dessen Liebhabereien sich auf den Sohn vererbt zu haben schienen, war für seine Jahre doch zu einseitig, als daß er ihm hätte genügen können. Auch wollte es ihm scheinen, als müsse er künftighin vorsichtiger mit seiner Mutter verkehren und die Worte mehr abwägen. Einige seiner absichtslos hingeworfenen Bemerkungen hatten sie zum Nachdenken aufgefordert, wenn nicht gar verletzt. Beides that ihm leid; denn fühlte er auch keine tiefere Liebe zu ihr, wie Kinder es zu Müttern sollen, so flößte sie ihm doch Respect ein durch die untadelige Haltung, die sie stets anzunehmen verstand und die selbst seinem Vater jederzeit imponirte. Er küßte daher Clotilde mit jener Galanterie, über die er verfügen konnte, wenn er nur wollte, die Hand, bat seines ungehörigen Betragens wegen nochmals um Verzeihung und empfahl sich mit der Versicherung, daß er die Winke und Andeutungen der gnädigen Mama ernstlich in Erwägung ziehen werde.

ZWÖLFTES KAPITEL. MÄDCHENLIST.

Wir überspringen jetzt einige Wochen in dem Leben der bisher uns bekannt gewordenen Personen, da während derselben kein Ereigniß von Wichtigkeit sich zutrug. Wider Erwarten des Försters hatte der Stiftssyndikus sehr warm für Hildegard sich verwendet und durch seine Empfehlung dem jungen Mädchen die Aufnahme im Hause des Domdechanten Warnkauf gesichert. Liebner kannte den geistlichen Herrn besser als sich selbst.

Er wußte, daß ein blutjunges, noch gänzlich unerfahrenes Mädchen von ihm nicht ascetisch streng, am wenigsten mönchisch gehalten werden würde. Bei seinen geistlichen Vorgesetzten stand der Domdechante sogar in dem Rufe, daß er als Mann der Kirche in seinen Grundsätzen zu liberal sei, und der Welt mit ihren Freuden mehr Opfer bringe, als sich streng genommen mit seiner Stellung verträge. Da man ihm indeß keinen eigentlichen Exceß vorwerfen konnte, so begnügte man sich mit brüderlichen Winken, die bei nicht stattfindender Besserung die Anwendung strengerer Disciplin in der Zukunft ahnen ließen.

Diese Wahl des Stiftssyndikus fiel dem Förster nicht auf, eben weil man den Charakter des Domdechanten weit und breit kannte, und seine Vorliebe für Andersgläubige niemand ein Geheimniß war. Warnkauf trug das priesterliche Gewand mit dem Anstande eines geborenen Fürsten, den erst in spätern Jahren, nachdem er das Leben gründlich genossen hat, die Verhältnisse nöthigen, dasselbe anzulegen. Er war und blieb als Priester immer Mensch. Die Lehre von der Liebe verkörperte sich in seinen Werken; in den Predigten, deren er überhaupt nur wenige hielt, war selten davon die Rede.

Im steten Umgange mit einem so humanen und hochgebildeten Manne glaubte der Stiftssyndikus die Tochter seiner verstorbenen Nichte am besten aufbewahrt. Es fehlte in der Dechanei dem jungen Mädchen nicht an geeignetem Umgange, denn Gleichalterige verkehrten oft

dasselbst, da Warnkauf die Aufsicht über ein Jungfrauenpensionat führte, in welchem unbemittelte Mädchen erzogen, und, sofern sie Lust und Drang dazu zeigten, zum Klosterdienst herangebildet wurden. Hildegarde war also ganz so untergebracht, wie ihr Vater es wünschte. Sie wurde beaufsichtigt, ohne klösterlich streng gehalten zu werden; sie konnte ihre Kenntnisse in Wissenschaft und Kunst vermehren und durfte doch nicht alles vernachlässigen, was sonst noch jungen Mädchen zu lernen obliegt. Mit dem Vaterhause aber blieb sie in fast ununterbrochener Verbindung, da die Dechanei nur ein paar Stunden von dem Forsthause entfernt war.

In letzterm war es unangenehm still geworden, seit die lebhafteste Hildegarde es verlassen hatte. Kathrine besaß jetzt keinen Gegenstand mehr, an dem sie sich reiben konnte, und der Förster, dem es bei der Schwester noch weniger behagte als früher bei seiner Frau, fing sein unhäusliches Leben schon wenige Tage nach der Abreise der Tochter von neuem an.

Hildegarde verließ das väterliche Haus nicht ungern, dennoch überrieselte es sie, als sie erfuhr, daß ihr zukünftiger Aufenthaltsort die Dechanei sein sollte. Vielleicht wäre dem jungen Mädchen ganz dasselbe begegnet bei jedem Orte, denn ihr einziges Augenmerk war auf Kaltenstein gerichtet, etwas jedoch mochte zu dem Gefühl der Furcht, das sie beschlich, doch wohl der Gedanke mit beitragen, daß sie, die Protestantin, fortan unter lauter Katholiken verweilen werde. Sie schwieg jedoch und behielt die Miene kindlicher Unterwerfung, die sie sich

vor dem Spiegel einstudirt hatte, mit solchem Glücke bei, daß ihr Vater nichts von dem ahnte, was in ihr vorging.

Zu Anfang ihres Aufenthalts in der Dechanei besuchte der Förster seine Tochter jeden dritten oder vierten Tag. Er fand sie immer gleich gemessen und still. Sie hatte keine Klage zu führen, im Gegentheil, sie war mit allem zufrieden. Der Domdechchant gab sich viel Mühe, sie in Dingen zu unterrichten, die Hildegarde bis dahin fremd geblieben waren. Er beschäftigte sich gern etwas mit Astronomie, überhaupt mit Naturkunde, und gerade aus diesen Studien mochte er seine milde Weltanschauung geschöpft haben, die wohl hin und wieder mit dem Dogma, das sein Amt ihm zu vertheidigen gebot, in Zwiespalt kommen mochte. In diese interessante Wissenschaft suchte Warnkauf seine Pflegebefohlene jetzt einzuweihen.

Hildegarde faßte zwar leicht, allein sie interessirte sich wenig für die Enthüllungen der Weltgeheimnisse. Die Sterne lagen ihr zu weit ab und bisweilen glaubte sie, der geistliche Herr wolle ihr etwas aufbinden. Ihr Reich war die Erde. Diese wollte sie kennen lernen, diese ganz so genießen, wie es ihr die wohlwollende Baronin so oft verheißen hatte. Demnach blieben alle Gedanken Hildegardens stets auf diese Frau gerichtet, von der sie zu ihrem großen Leidwesen weder vor ihrem Weggange aus dem Vaterhause noch später auf der Dechanei etwas hörte.

So vergingen einige Wochen scheinbar in bestem Einvernehmen. Hildegarde hatte sich eingewöhnt und blieb

gegen den väterlich milden Domdechanten, den sie ›Onkel‹ nennen mußte, ebenso gegen dessen Schwester, die redselige Sabine, die ebenfalls die Herzensgüte selbst war, gleich freundlich.

Die Besuche des Försters wurden bald seltener, und schon im October hörten sie ganz auf.

»Der Vater vergißt mich,« dachte Hildegarde, und ein Gefühl der Bitterkeit nistete sich ein in ihrem Herzen. »Es kommt alles wie ich es mir gedacht habe. O, wäre doch die Baronin noch ein einziges mal zu mir gekommen, ehe der Vater seinen Entschluß mit Hülfe des immer lächelnden Stiftssyndikus ausführen konnte! Oder hätte ich meinen Brief der gnädigen Frau zuschicken können!«

Dieser Brief beunruhigte Hildegarde sehr. Beim Wechseln ihrer Kleider hatte sie ihn verlegt und konnte ihn trotz des eifrigsten Suchens nicht wiederfinden.

Einen andern gleichen Inhalts zu schreiben fand sie keine Gelegenheit, und so blieb zu ihrer tiefsten Betrübniß die Baronin von Kaltenstein über ihre eigenen Wünsche völlig im Unklaren. Am meisten fürchtete Hildegarde, daß ihr gänzliches Schweigen die ehrgeizige Frau verletzen könne. Hildegarde wünschte deshalb nichts mehr, als daß es ihr gelingen möchte, die von ihr und ihrer verstorbenen Mutter so hoch geschätzte Frau womöglich bald noch einmal zu sprechen.

Dieser Wunsch konnte sich erfüllen, wenn es Hildegarde gelang, einigen Einfluß auf den Domdechanten zu gewinnen. Sie war klug genug, ihre Absichten ganz geheim

zu halten, ihr weiblicher Instinct ließ sie aber nach den geeignetsten Mitteln zur Erreichung derselben greifen.

Der Domdechant war in frühern Jahren ein eifriger Jäger gewesen und hatte wiederholt mit Büchse und Jagdtasche zugleich mit ihrem Vater das Forsthaus betreten. Der jüngste Kaplan begleitete dann den Herrn gewöhnlich. Gegen Kinder ungemein freundlich, pflegte Warnkauf jedes, das ihm begegnete und nicht blöde war, ihm Rede und Antwort zu stehen, durch kleine Geschenke zu beglücken. Diese bestanden in Bildern, welche durch einen Spruch der Heiligen Schrift erklärt wurden. Hildegarde war noch im Besitze einiger dieser Bilder, und sie benutzte eines Tags den günstigen Moment, um halb im Scherz und halb im Ernst den geistlichen Herrn zu fragen, ob er nicht auch jetzt noch ein oder das andere derselben an sie zu verschenken habe? Der Domdechant holte sogleich ein altes Meßbuch, blätterte darin und überreichte Hildegarde ein Bild, das eine weiße Lilie vorstellte.

»Sieh es dir genau an, meine Tochter,« sprach er schalkhaft lächelnd, »und handle danach!«

Hildegarde nahm das Geschenk dankend an. Die Blume war beweglich; sie ließ sich zur Seite biegen, und als das junge Mädchen dem Verlangen nicht widerstehen konnte, dies zu thun, enthüllte sich ihr ein zweites Bild, das den heiligen Georg darstellte, wie er den Drachen besiegt.

»So wie dieser fromme Ritter, sollen wir alle handeln,« sprach der Domdechant, indem er warnend den Zeigefinger der rechten Hand gegen Hildegarde erhob. »Es bäumen sich der Gift und Verderben drohenden Drachen gar viele auf unserm Lebenswege und selbst in unserm Herzen, und suchen uns mit versengender Lohe zu begeistern. Sie alle müssen wir besiegen, unerschrocken, durch Ausdauer und beharrliches Wollen, wie der heilige Georg das beschuppte Unthier für sich und andere unschädlich machte.«

»Halten mich denn Hochwürden für gar so sündhaft, daß Sie gerade mir dies vielsagende Bildchen jetzt verehren?« fragte Hildegarde in scherzendem Tone.

»Für sündhaft nicht, liebe Tochter, aber für schwach,« versetzte Warnkauf. »Du bist jung, hübsch – mancher wird dich vielleicht schön nennen – beides zusammen macht eitel, und Eitelkeit ist ein schlechter Gefährte der Tugend. Nur Kampf kann diesen Feind oder Versucher besiegen!«

»Da sollten Hochwürden recht viele mit solchen warnenden Bildern beschenken,« meinte die kluge Hildegarde. »Ich selbst wüßte ein paar Leute, denen sie gar nichts schaden könnten.«

»Zum Beispiel?« forschte der Domdechant, dem die naiven Antworten des jungen Mädchens gefielen.

»Zum Beispiel meine Tante Kathrine und dann – die gnädige Frau Baronin von Kaltenstein!«

Warnkauf konnte sich eines Lächelns nicht enthalten.

»Das sind zwei Personen,« versetzte er, »wie man sie sich kaum verschiedener denken kann. Ich glaube indeß nicht, daß gerade diese beiden einer solchen Warnung benöthigt sind.«

»Ganz gewiß, Hochwürden,« sagte Hildegarde unbefangen. »Meine Tante trägt mehr als einen Drachen in sich und wird, fürcht' ich, zuletzt noch von einem derselben mit Haut und Haar aufgefressen, wenn sich nicht ein barmherziger Heiliger ritterlich ihrer annimmt, und die Frau Baronin –«

»Kind, Kind, du bist schlimm!« fiel der Domdechant ein.

»Die Frau Baronin,« fuhr Hildegarde ungenirt fort, »hat es mir selbst gesagt, daß ein Mädchen oder eine Frau, welche den Männern gefallen wolle, nicht bloß ein klein wenig, sondern ziemlich viel eitel sein müsse!«

»Freilich, freilich,« versetzte der geistliche Herr, fortwährend lächelnd, »wenn es so um die Baronin steht, dann müßte man ihr schon aus christlicher Liebe unbenemerkt beispringen. Ich will also sehen, was ich zu thun habe.«

»Darf ich sprechen, Hochwürden?« fiel Hildegarde ein.

»Soviel du magst, nur hüte dich, zu viel Thorheiten über deine leichtfertige Zunge schlüpfen zu lassen!«

»Die gnädige Frau hat noch nie eine Procession mit angesehen.«

»Weißt du das?«

»Sie beneidete mich um dieses erbauliche Schauspiel, dem ich, wie Sie ja wissen, schon als Kind mehrmals

beiwohnte. Darum glaube ich, Hochwürden könnten der Frau Baronin wohl auch einmal Gelegenheit geben, eine solche Feierlichkeit in der Nähe zusehen. Am Allerheiligentage –«

»Man müßte die Frau geradezu einladen,« unterbrach sie Warnkauf.

»Das meine ich auch, Hochwürden! Sollte das nicht erlaubt sein?«

»Warum nicht! Nur die Form, die Form!«

»Der Herr Baron hält in den nächsten acht Tagen eine große Jagd ab, das weiß ich,« fiel Hildegard ein. »Es betheiligen sich viele daran, auch geistliche Herren. Ich wende mich an den Vater, den ich ohnehin gern wieder einmal sehen möchte, und Hochwürden haben die schönste Gelegenheit, sich der gnädigen Frau erkenntlich zu erweisen. Während der Procession dann zu dem wunderthätigen Marienbilde drücken Hochwürden ihr einen so niedlichen Drachentödter in die Hand und –«

»Du bist so schlau und so allerliebste listig, mein Kind,« unterbrach der Domdechant die Rede der Försterstochter, »daß man selbst Schelmenstreiche, die du möglicherweise verüben möchtest, dir großmüthig verzeihen müßte. Seit Jahren schon bin ich ein miserabler Jäger geworden, da meine Augen mich immer täuschen. Die Herren Weidmänner aber sind arge Spötter, wenn sich schlechte Schützen zu ihnen gesellen, und deshalb habe ich mich ganz von diesem Vergnügen zurückgezogen. Um aber der Frau Baronin den Beweis zu liefern, daß ich ihr gern gefällig sein möchte, will ich deinen Vorschlag in Erwägung

ziehen. Schreibe du inzwischen an deinen Vater und laß in deinen Worten durchblicken, daß ich ihn gern je eher je lieber sehen und sprechen möchte.«

Hildegarde verbarg ihre Freude über das voraussichtliche Gelingen ihres Plans und setzte sich auf der Stelle hin, um dem Vater zu schreiben. Dem Wunsche des Domdechanten mußte dieser entgegenkommen, und der Baron von Kaltenstein hätte sehr unhöflich sein müssen, wenn er, von seinem Förster darum angegangen, den geistlichen Herrn nicht in Person zu der abzuhalten- den Jagd eingeladen hätte. Die Baronin selbst aber – so schloß Hildegarde – war viel zu klug, um die geschickt angelegte Machination nicht entweder ganz zu durchschauen oder doch zu ahnen. Hildegarden sagte die freudige Unruhe, von der sie mehr und mehr ergriffen ward, daß sie ihre mütterliche Freundin wiedersehen würde, und dies Wiedersehen genügte, um sich gegenseitig vollkommen zu verständigen.

DREIZEHNTES KAPITEL. ZWEI BRIEFE EINES KINDES.

»Hier! Ein Brief für dich!« sprach Kathrine in mürri- schem Tone, indem sie ihrem Bruder den Brief Hildegardens einhändigte, der während des Försters Abwesenheit im Forsthause abgegeben worden war. Das kurze, barsche Wesen der Schwester fiel diesem auf, denn seit Hildegardens Weggange war sie in ihrer Art umgänglicher gewesen denn je.

»Fehlt dir etwas?« fragte Andreas, den Brief in Empfang nehmend.

»Behüte!« versetzte Kathrine. »Mich ärgert's blos, daß so ein Mädel bei Leuten, die doch vernünftig sein wollen, Zeit hat, noch lange Briefe zu schmieren! Es ist ein ganzes Buch, und Stunden sind über dem Gekritzel verloren gegangen! Ewig schade, daß das eingebildete Ding nicht unter meinem Commando steht. Ich wollte sie zu recht setzen, daß sie die Engel von früh bis nachts singen hörte!«

Andreas ging kopfschüttelnd von dannen. Kathrine, einmal zum Sprechen gekommen, redete sich gewöhnlich immer tiefer in ihren Aerger hinein, und es war vorauszusehen, daß der Bruder einige derbe Wahrheiten, wie die resolute Schwester sie gern an den Mann brachte, zu hören bekam. Sie ließ ihrer Zunge noch immer freien Lauf, als der Bruder schon die Thür seines Zimmers hinter sich verschlossen hatte. Letzteres brachte sie noch mehr auf.

»Du kannst die Thür sperrangelweit offen stehen lassen,« rief sie ihm nach, »vor mir bist du sicher! Ich danke Gott, daß er mich mit der Pönitenz verschont, dem in sich selbst vergafften Gänschen tagtäglich in ihr hochmüthiges Lärvchen sehen zu müssen. – Es wird doch nichts aus ihr, doch nichts! – Ich weiß es, ich wette drauf, und mit einem Eide will ich's bekräftigen! – Brief schreibende Mädel sind nun einmal meine Antipathie! –«

Kathrine schleuderte die Holzpantoffeln, in denen sie gewöhnlich im Hause herumklapperte, von den Füßen und huschte die eben gescheuerte und deshalb mit grauen groben Tüchern belegte Treppe in Strümpfen nach

dem obern Gestock, wo sich unter hastigem Oeffnen und Zuschlagen verschiedener Thüren das Gezänk der Ent-rüsteten nach einiger Zeit verlor.

Inzwischen hatte der Förster den Brief seiner Tochter erbrochen. Andreas machte sich Vorwürfe nach Durchle-sung der ersten Zeilen, in denen Hildegarde ihr Bedauern über das lange Ausbleiben des Vaters aussprach.

»Das Kind hat Ursache sich zu beklagen,« sagte er seuf-zend, »und dennoch kann ich es nicht ändern. Thue ich ja doch alles nur für sie! O, wenn es ihr dereinst Glück und Segen bringen möchte!«

Er las weiter und seine Aufmerksamkeit ward von Hildegardens Mittheilungen mehr und mehr in Anspruch genommen. Der Vater freute sich doch über sein kluges Kind, das sich schriftlich so gewandt ausdrücken konnte. Einen solchen Brief, so gut stilisirt, so mannichfach in seinen Wendungen, hätte er selbst wohl kaum zu Stan-de gebracht. Wie nahmen sich dagegen die Zettel seiner Schwester aus, deren er in frühern Jahren mehrere er-halten hatte! Sie waren meistens auf durchschlagendes Papier geschrieben, ohne Interpunktion und in einer Or-thographie, die ihrer Kühnheit wegen Staunen erregen konnte. Und dabei hatte Kathrine nie unterlassen, die Be-merkung einzuschalten, daß sie eigentlich gar keine Zeit habe, so lange die Feder zu handhaben. Aber das komme von den vielen Fragen der Mannsleute her, die sich niemals selber zu rathen und zu helfen wüßten!

Die Ueberzeugung, Bildung sei doch auch etwas werth, drängte sich beim Lesen des Briefes seiner Tochter

dem Förster dergestalt auf, daß er sich fast glücklich fühlte in dem Gedanken, sein Kind sei doch ganz anders geartet als ihre unbequeme und so äußerst unliebenswürdige Tante. Nur daß er selbst so wenig diese Bildung der Tochter genießen, sie bisweilen nicht einmal richtig zu würdigen vermöge, beängstigte ihn wieder. Er hatte eigentlich kein Recht, Hildegarden etwas zu untersagen; denn er wußte selten genau, ob er sich dabei nicht eine Blöße geben könne. Nichts aber ist peinlicher für einen Vater, als wenn er sich von den eigenen Kindern im Wissen wie im Urtheilen überflügelt sieht. Und dies war eigentlich der Hauptgrund, weshalb Andreas Frei, nun er die Tochter gut aufgehoben wußte, die Dechanei nicht mehr besuchte.

Hildegarde schrieb sehr heiter, und es freute den Förster, daß sie mit soviel Sinnigkeit eine nur leichthin geworfene Aeüßerung des Domdechanten ergriff, um dem würdigen Herrn eine frohe Ueberraschung zu bereiten. Andreas war sogleich entschlossen, die nöthigen Einleitungen zu treffen, damit der Baron ja nicht versäume, den Prälaten einzuladen. Am Schlusse ihres sehr ausführlichen Schreibens, das noch mancherlei Abschweifungen enthielt, bat Hildegarde um Uebersendung einiger Bücher und um die Mappe, in welcher Cornelia ihre Federzeichnungen und Skizzen aufbewahrte. Der Domdechant interessire sich dafür, fügte sie hinzu, und sie habe ihm versprochen, sich diese lieben Andenken an die verstorbene Mutter schicken zu lassen.

Der Förster wollte diesem Gesuche ungesäumt willfahren. Er hörte zwar, daß Kathrine mit Tellern klapperte und ihr Schlüsselbund heftig schüttelte, was immer ein Zeichen großer Ungeduld war, für ihn aber auch zugleich eine Einladung zu Tische bedeuten sollte.

»Laß sie brummen!« dachte Andreas. »Verdrießlich ist sie doch einmal und kann ich ihr so wie so nichts zu Danke machen. Erst also die Mappe hervorgesucht und dann dem Tischrufe genügt!«

Heiterer als gewöhnlich betrat der Förster das frühere Wohnzimmer seiner verstorbenen Frau. Es ward seit Hildegardens Abreise immer verschlossen gehalten und höchstens alle vierzehn Tage einmal von Kathrine, dann jedoch stets auf Socken, nie mit profanen Schuhen, betreten, damit der wenige Staub, der sich auf Mobilien, Fenstern und Spiegeln ansetzte, mittels eines dazu bestimmten feinen seidenen Tuchs entfernt werde. Der Förster hatte kein Bedürfnis, dies Zimmer zu besuchen; nur den Schlüssel dazu behielt er sich, um nicht die Schwester darum angehen zu müssen, die nie einen Schlüssel aus der Hand gab, ohne vorher ein wahres Kreuzverhör mit dem, der ihn forderte, anzustellen.

Die Ordnung in diesem Zimmer, dem schönsten und wohnlichsten im alten Forsthause, war eine ganz andere geworden. Kathrine wollte das Andenken der beiden Individuen, die ihr stets ein Dorn im Auge gewesen waren, auch in Aeüßerlichkeiten verwischen, und darum hatte sie nicht nur die Mobilien umgestellt, sondern auch alles

das, was Cornelia bei Lebzeiten und später ihrer Tochter vorzugsweise am Herzen lag, ganz aus dem Zimmer entfernt. Es gab jetzt kein Reißbret mehr darin, keinen Bücherbord, keine Staffelei. Nur der große Secretär, welcher die Zeichnungen, feinen Stickereien und sonstige Sachen der Verstorbenen barg, stand noch an derselben Stelle.

Diesen Secretär öffnete jetzt der Förster und entnahm demselben die Mappe. Da er den lärmenden Schlüsselbund der Schwester schon wieder hörte und nicht wünschte, daß sie ihm begegne – er hatte nämlich in der Eile die Jagdstiefeln anbehalten, die nicht ganz sauber waren – so schlich er behutsam auf den Zehen wieder aus dem gewissermaßen verbotenen Raume, schloß ebenso behutsam die Thür zu und trug die Mappe nach seinem Zimmer, wo er sie in dem Gewehrschranke verwahrte. Da war sie sicher, das wußte Andreas; denn bei aller Entschlossenheit hatte Kathrine doch große Angst vor Gewehren, mochten sie geladen sein oder nicht, weshalb sie denn auch den Bruder selten in seinem Zimmer störte. Dem Gewehrschranke aber kam sie nie auf mehr als zwei Schritte nahe.

Ueber Tische war die Unterhaltung der Geschwister sehr abrupt. Der Förster blieb merkwürdig ruhig und antwortete kaum auf directe Fragen der Schwester. Kathrine ihrerseits hätte den Inhalt des Briefes ihrer Nichte gern kennen gelernt, aber Andreas ließ sich nicht darüber aus. Mit den Worten: »Es sind Angelegenheiten, die mich ganz allein betreffen,« wies er die Schwester zur Ruhe. Dies

veranlaßte Kathrine, das Feld noch vor Beendigung der Mahlzeit zu räumen, was sie nur that, um den Bruder zu ärgern, der es nicht leiden konnte, daß jemand früher, als üblich und schicklich war, vom Tische ging. Aber auch diesen Trotz belächelte heute der Förster, ohne ein Wort darüber zu verlieren.

Bei Lebzeiten seiner Frau hatte Andreas nur selten einmal einen Blick auf Corneliens Arbeiten geworfen. Es war dies Nichtbeachten derselben keine Abneigung gegen diese, sondern bloßer Mangel an Verständniß. Cornelia konnte sein Urtheil über ihre Leistungen zu hören wünschen, und er war nicht im Stande, ein solches abzugeben. So kam es, daß Andreas nicht wußte, was die Verstorbene während ihres Lebens geschaffen, was sie ihm oder Hildegarde an künstlerischen Versuchen hinterlassen hatte.

Jetzt, wo ihn niemand sah, niemand ihn fragen konnte, wagte der Förster, die Mappe zu öffnen. Ein Gefühl der Sehnsucht und Wehmuth überfiel ihn, als er die saubern, feinen Blätter einzeln betrachtete. Er begegnete manchem bekannten Gegenstande, den er auf den ersten Blick erkannte. Da standen die drei alten Buchen, unter deren grünem Schatten er im ersten Jahre seiner Ehe, wo er sich namenlos glücklich fühlte, oft mit Cornelia geruht hatte. Hier das umgesunkene, von Gräsern fast ganz überwucherte Kreuz am Waldwege, der über die Grenze führte, erkannte er ebenfalls. Noch heute pflegte er sich bisweilen darauf niederzulassen und seine Büchse zu laden, ehe er in das Dickicht trat. Denn diese Strecke

Wegs war unheimlich und galt für unsicher. Man hatte wohl schon vor einem Jahrhundert das Steinkreuz dem Andenken eines Fremden gewidmet, den man hier von räuberischen Händen erschlagen fand. Und wie treu, wie natürlich hob sich auf diesem Blatte der malerische Hieronymusfels aus dem Gebüsch! Der Förster betrachtete es länger als die übrigen Zeichnungen, und blätterte dann weiter. Da fiel ihm ein beschriebenes Blatt in die Hände. An den Schriftzügen sah Andreas, daß es von Hildegarde herrühre. Wie aber hatte dies Blatt sich unter die Zeichnungen seiner verstorbenen Frau verirrt?

Er nahm es auf und las in der Schrift. Dann wandte er das Blatt um, und erkannte staunend, daß es ein Brief der Tochter an die Baronin von Kaltenstein war. Das darauf bemerkte Datum sagte ihm gleichzeitig, daß Hildegarde diesen Brief nach dem Tode ihrer Mutter an die Baronin geschrieben hatte. Dem Vater war es doch wohl gestattet, die Mittheilungen einzusehen, welche die unmündige Tochter ohne sein Wissen einer Dame machte, über deren Charakter sein Urtheil feststand, wenn er es auch niemals offen gegen irgendjemand aussprach. Der Förster las also den Brief.

Er brauchte geraume Zeit zu dieser Lectüre, denn es schwirrte ihm dabei vor den Augen. Das Blut stieg dem Weidmann, der sich als Mensch nicht überhob und mit seinen Tugenden sich gegen niemand brüstete, dergestalt zu Kopfe, daß er wirklich nicht gut sehen konnte. War denn das eine und dieselbe Person, welche diesen Brief und den andern, den er noch bei sich trug und eben mit

einigen herzlichen Zeilen beantworten wollte, geschrieben hatte?

So traurig, so niedergeschlagen, so in tiefster Seele unglücklich war Förster Frei noch niemals gewesen. Der Tod Corneliens erschütterte den starken Mann, dieser Brief seiner Tochter warf ihn zu Boden. Da stand es ja mit klaren Worten geschrieben, daß Hildegarden das Vaterhaus ein Aufenthalt sei, wo sie sich grenzenlos langweile, wo ihr nichts gefalle, wo alles sie anwidere!

»Mit wem soll ich armes Kind mich unterhalten!« schrieb die herzlose Tochter an die fremde Frau, deren Vergangenheit nur wenigen bekannt war. »Mit Tante Kathrine, die mich mit Katzenaugen ansieht und mir am liebsten vergiftete Spinnen in den Nacken setzte? Oder mit meinem Vater, der mich ebenso wenig begreift, wie er die gute Mutter begriffen hat? – Nein, beste, süßeste Freundin, ich kann und will hier nicht bleiben! Ich würde den Verstand verlieren oder Hand an mich legen – oder in schlechten Gedanken zu Grunde gehen, wenn Sie sich meiner nicht erbarmen! Ja, in schlechten Gedanken, ich wiederhole es! Schon fühle ich, daß sie Besitz von mir nehmen und den Himmel meiner Seele mit dunkelm Gewölk überziehen!«

Auf diese Herzensergießung folgte eine Schilderung des Lebens im Forsthause, deren Richtigkeit der unglückliche Vater leider nicht bestreiten konnte, und daran schloß sich die Versicherung Hildegardens, sie wolle der gnädigen Frau Ehre machen, und immer freundlich

blicken und sprechen, um den Vater nicht durch Widerspruch zu reizen. Endlich machte sie der Baronin den Vorschlag, sie möge, sobald dieses Schreiben in ihre Hände gelangt sei, irgendeinen Plan ersinnen, der sie in die Nähe des Forsthauses führe, und ihr die Zeit, wann dies geschehen werde, durch einen zuverlässigen Boten – vielleicht durch den jungen Herrn Baron – hatte Hildegarde in Parenthese beigefügt, wissen lassen. Dann werde sie ihrerseits nicht lässig sein, sondern sich zu ihr flüchten. Einmal im Schutze der Baronin, besitze ihr Vater weder Macht noch Mittel, sich wirksam dem Geschehenen zu widersetzen, und selbst, wenn er dieselben besäße, würde er sie schwerlich anwenden.

Andreas war wie vom Schlage getroffen. Das ungeheuerste Unglück hätte ihn nicht mit solchem Schmerz wie diese Entdeckung erfüllen können. Sein von Natur argloses Herz schrak zusammen vor dieser kaum zu ergründenden Kinderseele, die er freilich persönlich nie gepflegt, die er zu verstehen, vor trübenden Einflüssen zu bewahren, sich nie die geringste Mühe gegeben hatte.

Während ihm Thränen des Kammers über die Entartung seines einzigen Kindes in die Augen stürzten, folterten ihn die schrecklichsten Gewissensbisse. Auf ihn ganz allein fiel ja doch die Schuld der traurigen Verwahrlosung Hildegardens zurück, weil er nicht achtend es geschehen ließ, daß das begabte, für jeden Eindruck empfängliche Mädchen von frühester Jugend auf Ansichten einsaugen durfte, die ihrem Charakter eine schiefe Richtung geben

mußten. Konnte er es vor dem Richterstuhle Gottes verantworten, wenn dieser am Tage der Prüfung und Vergeltung Rechenschaft von ihm verlangte über eine Seele, deren Heranbildung ihm die Vorsehung anvertraut hatte, und die infolge sündhafter Nachlässigkeit des Vaters vielleicht der Welt und dem Himmel zugleich verloren ging?

In der ersten Bestürzung tastete der beklagenswerthe Mann wie ein Blinder im unbegrenzten Raume der Gedankenwelt umher, ob er nicht irgendwo einen Halt für sein Handeln finden könne. Sollte er zürnend vor sein Kind hintreten und mit strafenden Worten der Tochter vorhalten, wie schwer sie sich gegen ihn, gegen ihre selige Mutter, gegen Gott selbst vergangen habe? Oder sollte er schweigen, beobachten und so, Liebe und Zärtlichkeit heuchelnd, Hildegardens verborgenste Gedanken zu erforschen suchen? Der letzte Weg schien dem Förster, wenn nicht der bessere, doch der sicherere zu Erlangung eines bestimmten Resultats zu sein; denn war Hildegarde überhaupt zu bessern, woran man bei der großen Jugend des Mädchens doch nicht zweifeln durfte, so konnte nur gewinnendes Vertrauen ihr Herz erschließen. Vorwürfe und Drohungen würden sie ganz verstockt gemacht und zur vollendeten Heuchlerin ausgebildet haben.

Auch bemächtigte sich ein Gedanke schlimmsten Argwohns des gequälten Vaters. Der eben erhaltene Brief Hildegardens konnte einen geheimen Zweck haben, den er nicht zu errathen vermochte. Gerade der schmeichelnde Ton des ganzen Schreibens deutete daraufhin. Es war alles Heuchelei, alles erkünstelte Liebe!

Was aber wünschte Hildegarde zu erreichen?

Der Förster konnte trotz langen Nachdenkens doch nur Vermuthungen aufstellen.

Noch blieb ihm übrig, den Brief gar nicht zu beantworten, seinen Inhalt nicht zu beachten. Vielleicht wäre dies am rathsamsten gewesen. Fragte dann Hildegarde nach ein paar Tagen wieder an, so ließ Kathrine sich als Unterschlägerin des eingegangenen Schreibens vorschieben. Die Tante war zu einer solchen Willkürhandlung ganz angethan, denn sie haßte die gelehrte Nichte und war jedenfalls mit deren Schreiben nicht einverstanden.

Des Försters angeborene Geradheit brachte ihn jedoch bald wieder zurück von diesem Gedanken. Er beschloß, der eigenen Tochter gegenüber ein ehrliches Verfahren einzuhalten, um die Schuld, von der er gedrückt ward, nicht noch zu vergrößern. Er brauchte sich ja nur an den empfangenen Brief zu halten, den früher geschriebenen und ganz zufällig entdeckten zu ignoriren. That er dies, so mußte seine Antwort freundlich und zusagend lauten.

Andreas hielt nach längerem Nachsinnen diesen Weg für den zweckmäßigsten. Aber er nahm sich vor, bei dem nächsten Zusammentreffen mit dem Domdechanten diesen über Hildegardens Verhalten auszuforschen und ihm sodann, gleichviel wie des geistlichen Herrn Antwort immer lauten möge, die beiden so entsetzlich verschiedenen Briefe seiner Tochter vorzulegen. Von der meisterhaften Verstellungskunst des jungen Mädchens mußte nothwendig der Mann in Kenntniß gesetzt werden, in dessen Hause und unter dessen geistiger Aufsicht und

Leitung das im Aelternhause bei der ersten Erziehung Versäumte nachgeholt werden sollte. Die bekannte Milde des Domdechanten entdeckte dann wohl einen Ausweg, um Hildegarde zur Einsicht ihrer Fehler und zur Erkenntniß ihres schweren Unrechts zu bringen.

Mit blutendem Herzen beantwortete Andreas in diesem Sinne den Brief seiner Tochter. Der Angstschweiß brach ihm während dieser für ihn qualvollen Arbeit aus. Glücklich damit zu Stande gekommen, rief er den Burschen, übergab ihm Brief und Mappe, und sendete ihn mit den freundlichsten Grüßen nach der Dechanei.

Kathrine erfuhr nichts von der traurigen Entdeckung ihres Bruders.

VIERZEHNTE KAPITEL. MITTHEILUNG AUF DER JAGD.

Baron von Kaltenstein kam dem Wunsche seines Försters bereitwilligst entgegen. Die Einladung des Domdechanten zur Jagd erfolgte in den freundlichsten Ausdrücken und Hildegarde ließ es sich gern gefallen, für ihren gescheidten Einfall von dem geistlichen Herrn gelobt zu werden.

Sabine lachte zu der ganzen lustigen Geschichte und nannte ihre Pflegebefohlene einmal über das andere einen gefährlichen Schalk.

»Wenn du einmal heirathest,« sagte sie, »wirst du deinem Mann, im Fall er nicht sehr klug ist, böß zu schaffen machen!«

»Ich heirathe nie,« versetzte Hildegarde, die Lippe aufwerfend. »Ein Mädchen, das heirathet, muß sich fügen,

und das will ich nicht. Meine selige Mutter hat es mir oft genug erzählt, wie ihr dies so viele Stunden ihres Lebens verbittert hat!«

»Das war sehr thöricht von deiner Mutter, liebes Kind,« sagte der Domdechant in sanft verweisendem Tone. »Nach Gottes heiligem Willen und seinen Vorschriften soll die Frau dem Willen des Mannes sich fügen und ihm unterthan sein. Eine Frau, welche dies nicht thut, versündigt sich, die Sünde aber zieht immer, wenn auch bisweilen erst spät, Strafe nach sich. Ist es also Gottes Wille, so wirst auch du, mein Kind, einst einem dir bestimmten Mann folgen, und diesem in Liebe und Ergebenheit unterthan sein.«

Hildegarde schwieg, ihr stolzes, eigenwilliges Herz aber lehnte sich gegen dies Gebot Gottes auf, obwohl die Gestalt eines jungen schlanken Mannes an dem Spiegel ihrer Seele lockend vorüberschwebte.

Am festgesetzten Tage trafen die Geladenen auf Kaltenstein ein. Einige der entfernter Wohnenden kamen zu Pferde, andere zu Wagen, nur die nächsten Nachbarn hatten die kurze Strecke nach dem Stammsitze des Barons zu Fuße zurückgelegt.

Der Tag war heiter. Es hatte stark gereift und bei Sonnenaufgang stieg grauer Nebel aus den Thälern auf.

Baron von Kaltenstein empfing seine Gäste auf der Rampe, die zu dem altfränkisch angelegten Park, gewöhnlich Irrgarten genannt, hinabführte. Ein frugales Frühstück war schon aufgetragen und wurde von den Jagdgästen mit Appetit verzehrt. Man beeilte sich dabei,

um keine Zeit zu verlieren. Clotilde hatte sich während dieses Imbisses nicht sehen lassen.

»Halten sich Hochwürden nur immer zu mir,« sagte Frei zu dem Domdechanten, der sein kurzsichtiges Auge mit einer Brille bewaffnet hatte, eine vortreffliche Büchse führte, und ein ihn ganz gut kleidendes Jägercostüm trug. Den geistlichen Herrn sah dem jovialen Mann nur ein sehr geübtes Auge an.

Es lag dem Förster alles daran, eine Zeit lang ungestört mit dem Domdechanten sprechen zu können. Er hatte sich gut vorbereitet und war einig mit sich selbst.

Da die Aufstellung der Jäger größtentheils von Andreas abhing, fiel es ihm leicht, sich und seinem geistlichen Gefährten einen Platz aufzusuchen, wie er ihn wünschte. Es war eine Stelle, an der, seiner Berechnung nach, wenig Wild vorüberkommen konnte. Ein großer Feldstein, dem alte verwitterte Wappen eingegraben waren – von wem und zu welchem Zwecke wußte niemand – lag zwischen niedrigem Gebüsch und gewährte ein sicheres Versteck. Dahin führte der Förster den Domdechanten, als er an dem verhallenden Hallo vernahm, daß die Jagd in der Entfernung vorüberging.

»Hier können wir ein wenig verschnaufen,« sprach Andreas, die Büsche auseinander biegend und nach dem Steine zeigend. »In einer Viertelstunde werden die Treiber südwärts aus dem Walde brechen, das Wild nach dem Wasser jagen, das da im Osten über Kiesgeschiebe plätschert, und wenn es von dort durch entgegenkommende

Treiber hier durch Moor und Gestrüpp nach dem freien Felde ausbricht, kommt es uns gerade in den Schuß.«

Dem Domdechanten leuchtete dies ein. Auch war ihm eine kurze Rast ganz erwünscht, denn Frei hatte ihn bereits durch dick und dünn geführt, und ihn absichtlich nicht geschont. Warnkauf lehnte sich vergnügt an den großen, seltsamen Stein und stöhnte gewaltig.

»Man merkt doch, daß man alt wird, Förster,« sagte er, noch immer tief Athem holend. »Vor zehn Jahren wußte ich nichts von einer acht- bis zehnstündigen Jagd, und nun bleibt mir die Luft schon nach anderthalbstündigem Laufen aus!«

»Daran ist nicht das Alter schuld, sondern die Entwöhnung, Hochwürden,« versetzte Andreas. »Ich bin schwerlich viel jünger und kenne doch keine Ermüdung, selbst wenn ich einmal die Nacht mit zum Tage schlage.«

»Was Förster Frei öfters thun soll, wie man sagt,« fügte der Domdechante lächelnd hinzu. »Na, weshalb auch nicht! Wir sind alle Menschen und haben alle unsere kleinen Schwächen und Liebhabereien.«

»Ich hoffe, Hochwürden, daß meine im Freien zugebrachten Nächte mich dereinst nicht vor Gott verklagen werden,« sagte Andreas ernst. »Mein Kind –«

»Ich weiß, ich weiß, Förster,« fiel Warnkauf ein, »und das Mädchen verdient es auch, daß man sich ihretwegen müht und sorgt.«

Der Förster seufzte.

»Ach ja, sorgen!« sprach er. »Der Himmel weiß, daß Hildegarde mir Sorgen macht! Gefällt sie Ihnen?

»So gut, daß ich Sie um das Glück beneiden möchte, ihr Vater zu sein.«

»Man kann sich auch manchmal irren, Hochwürden, und Kinder, namentlich Mädchen, sind schwer zu erziehen. Hildegarde war von Jugend auf ein gar eigenes Kind.«

»Glaub's gern,« erwiderte Warnkauf. »Wo viel Licht ist, da fehlt auch nicht der Schatten. Und Ihre Tochter hat es hinter den Ohren. Man muß gut aufpassen, sonst dreht sie einem unter keckem Lachen eine Nase.«

»Haben Hochwürden diese Erfahrung bereits gemacht?«

»Zwei- bis dreimal, aber ich lasse der Schelmin diese Unarten nicht durch.«

»Das Kind hat, will mich bedünken, einen traurigen Hang, sich zu verstellen,« sagte Andreas. »Mir ist da erst ganz kürzlich etwas passirt, was mich erschreckt hat und ernstlich beunruhigt. Kennen Hochwürden den Brief, den mir das Kind schrieb und worin sie die Zeichnungen ihrer verstorbenen Mutter von mir forderte?«

»Ich weiß nur, daß Hildegarde an Sie schreiben wollte,« erwiderte der Domdechant. »Was ist's, das Sie so beunruhigt?«

Der Förster reichte dem Geistlichen den letzten Brief Hildegardens.

»Lesen Hochwürden gefälligst,« sprach er, »und wenn ich bitten darf, mit größter Aufmerksamkeit.«

Warnkauf kam dem Wunsche des Försters nach.

Als er geendigt hatte, gab er den Brief wieder zurück.

»Beunruhigt Sie dies Schreiben?« fragte er.

»Es verräth sich darin Talent und ein aufgeweckter Kopf.«

»Talent findet sich wohl auch in diesem zweiten, sechs Wochen früher geschriebenen Briefe,« erwiderte Andreas, das Blatt dem Domdechanten reichend, welches sich zwischen die Zeichnungen Corneliens geschoben hatte.

Während Warnkauf sich mit dem Inhalte desselben ebenfalls bekannt machte, vernahm man aus beträchtlicher Ferne die jetzt wieder näher kommende Jagd. Andreas untersuchte seine Büchse und nahm die Stellung eines lauschenden Jägers an.

Den Händen des Domdechanten entglitt das Blatt. Er war blaß geworden und sein Auge blickte fragend gen Himmel.

»Wär' es nicht besser, Hochwürden,« sagte der Förster mit zitternder Stimme, »das Kind verwandelte sich durch ein Wunder in ein gehetztes Reh und die sichere Kugel eines Jägers blies ihr unbemerkt das Lebenslicht aus?«

»Lästern Sie nicht, Förster Frei!« versetzte Warnkauf, den Brief wieder aufhebend und ihn dem betrübten Vater übergebend. »Es hat der Feind frühzeitig Unkraut gesäet in die Seele des armen Kindes, und diese Saat ist aufgegangen in schauerlicher Ueppigkeit! Es ist unsere Pflicht, sie auszujäten mit Vorsicht, damit wir nicht auch das Gute mit dem Schlechten vernichten!«

»Ich könnte blutige Thränen weinen über dieses Unglück!« rief Andreas aus. »Mein einziges Kind – und so muß es sich verwerfen! – O, könnt' ich der Baronin dafür wenigstens ihre Sünden vorrücken!«

Die Erwähnung der Baronin von Kaltenstein machte den Domdechanten stutzen. Er reichte dem Förster seine feine, weiße Hand und warf die Büchse über die Schulter.

»Ich will Ihr Freund sein,« sprach er, »wenn Sie mir Vertrauen schenken wollen. Kommen Sie. Dort auf den kahlen Hügeln sehe ich die Jäger erscheinen. Wir wollen uns ihren Blicken entziehen und die Freuden der heutigen Jagd ihnen gönnen. Wir beiden, fürcht' ich, werden kein Glück haben und wohl meistens unser Ziel fehlen. Lassen Sie uns auf andern Pfaden pirschen.«

Er zog den Förster mit sich fort tiefer in das Gebüsch und schritt lebhaft sprechend dem dichten Walde zu. Unterwegs erzählte er Andreas das Gespräch mit Hildegarde, welches der Aufsetzung des Briefes an den Vater vorgegangen war. Er verschwieg nichts, auch nicht die Veranlassung zu demselben.

Aus diesen Mittheilungen war zu errathen, daß das schlaue Mädchen sich mit einem nur ihr allein bekannten Plane trug, dessen Kern und Mittelpunkt das Zusammentreffen mit Clotilde von Kaltenstein sein mußte. Ihre Strategie war so fein, daß selbst der Vorsichtigste die Falle nicht bemerken konnte, die Hildegarde ohne Zweifel dem Domdechanten zu legen beabsichtigte.

Der Förster sah sich genöthigt, Warnkauf recht zugeben.

»Was thun! Was thun!« rief er wiederholt aus gepreßter Brust. »Armes, verblendetes Kind, wer rettet dich vom Verderben!«

Der Domdechant war rasch entschlossen. Er machte Andreas mit seinen Gedanken bekannt und fragte, ob dieselben seine Billigung fänden.

»Ich wüßte nichts Besseres vorzuschlagen,« erwiderte der Förster.

»Dann lassen Sie uns gegen jedermann Schweigen beobachten,« fuhr der Domdechant fort. »Die Frau Baronin mag mich vorläufig für einen etwas verbauerten Priester halten, wenn ich ihr unhöflich erscheine. Der guten Sache wegen darf man sich wohl ein wenig im Lichte stehen, ohne gerade die Regel des klugen Loyola buchstäblich zu befolgen. Hildegarde halte ich mit Scherzworten hin, ohne das bethörte Kind geradezu zu belügen. Und jetzt frohen Muths und heitern Auges den Jägern entgegen! Horch! Piff, Paff! Da bäumt und überschlägt sich ein Rehbock! – Wir müssen hier hinaus.«

Der Wald lichtete sich vor den Eilenden. Wie sie unter den leis rauschenden Tannen auf die weitgestreckte Waldwiese traten, bemerkten sie schon einige Jäger mit ihrer schweißenden Beute. Die Jagdgäste trafen von allen Seiten hier zusammen und unter fröhlichem Grüßen, Jubeln und Jauchzen beglückwünschten alle den heitern Baron zum guten Tage.

FUNFZEHNTE KAPITEL. AM ALLERHEILIGENTAGE.

Auf dem geräumigen Platze vor der Dechanei versammelte sich schon früh am Morgen des Allerheiligentags eine bedeutende Menge Menschen. Es waren dies

größtentheils Zuwanderer aus den nächsten nach Mariendorf eingepfarrten Ortschaften, welche der kirchlichen Feierlichkeit beiwohnen wollten. Gewöhnlich hielt an diesem Tage der Domdechant in eigener Person das Hochamt. Es gab außerdem eine große Musikaufführung und durch die düstern Hallen des alten Kreuzgangs bewegte sich eine lange Procession nach dem wunderthätigen Marienbilde, das man vor langen Jahren an diesem Tage aufgefunden hatte. Dieses ungewohnte Schauspiel lockte auch viele Nichtkatholiken zu dem kirchlichen Feste, und da man die milde Leutseligkeit des Domdechanten weit und breit kannte, der es gern sah, wenn auch Andersgläubige Einsicht gewönnen in die ergreifenden Ceremonien des katholischen Ritus, so wehrte man keinem, der Procession sich anzuschließen.

Leider war das Wetter überaus schlecht geworden. Es stürmte heftig und über den Bergwall, durch Waldthäler und felsige Schluchten rollten Schnee- und Regenwolken nach den breitem Thalsohlen, in denen die großen, betriebsamen Ortschaften an Bächen und Weihern lagerten. Diese unfreundliche Witterung hielt manche entfernter Wohnende zurück.

Auch Förster Frei blieb aus, obwohl er für den Fall, daß kein Hinderniß dazwischenkomme, der Festlichkeit beizuwohnen versprochen hatte.

Hildegarde war neugierig aufgeregt. Der Domdechant schien diese Verwandlung seiner Pflegebefohlenen nicht zu bemerken; vielleicht auch erblickte er darin nur

das Ergriffensein eines weichen, für ungewöhnliche Eindrücke leicht empfänglichen weiblichen Herzens.

Das junge Mädchen kleidete sich heute mit großer Sorgfalt. Da sie noch um die Mutter trauerte, vermied sie alles Auffallende in Tracht und Schmuck. Allein diese Einfachheit gerade mußte sie unter den vielen festlich Geschmückten recht kenntlich machen. Hildegarde beabsichtigte dies jedenfalls; denn sie zog den Spiegel zu Rathe, ehe sie ganz mit sich zufrieden war. Zuletzt machte sich die eitle Schöne selbst eine Verbeugung vor demselben und sagte:

»So denk' ich, werd' ich der Frau Baronin gefallen!«

Vom Thurm herab hallte jetzt das Geläut der Glocken, deren harmonische Klänge der Wind weit forttrug über das Wiesenthal. In den angrenzenden Waldungen und selbst auf den freigelegenen Höhen desselben war es deutlich zu hören.

Alles drängte nun nach der Kirche, deren neun Altäre geschmückt und mit hellbrennenden Kerzen besetzt waren. Hildegarde betrat, von einigen Stiftsdamen begleitet, unter den ersten mit die weihrauchduftigen Räume. Sie that dies nicht gern, weil sie lieber die Ankunft der Baronin erwartet hätte, an die sie fest glaubte. Da es aber sehr wahrscheinlich war, daß sich diese etwas verzögerte, konnte sich die Pflegebefohlene des Domdechanten ihren Begleiterinnen doch nicht entziehen.

Die Kirche füllte sich schnell mit Andächtigen und bald mußten später Kommende darauf verzichten, innerhalb der geweihten Räume dem Hochamt beizuwohnen.

Diese Spätlinge zogen es daher vor, schon jetzt die offen stehenden Gewölbe des Kreuzgangs aufzusuchen, um hier wenigstens Zeuge der spätern Procession sein zu können, bei welcher der Domdechant den ganzen Pomp der Kirche sinnig und ergreifend zu entfalten liebte.

Wahrscheinlich mußte auch die Baronin von Kaltenstein sich mit dieser Zuflucht begnügen, falls die verwöhnte und gern bequem lebende Dame es nicht vorzog, das Ende der kirchlichen Feier ruhig in der Dechanei abzuwarten.

Obwohl Hildegarde vielfach gefesselt ward von der zwingenden Gewalt, die ein feierliches Hochamt auf phantasiebegabte Menschen jederzeit ausübt, weilten ihre Gedanken doch in ganz andern Regionen. Das junge Geschöpf hatte wohl Sinn für Glanz, nicht aber für die Symbolik von Glanz umhüllter Ceremonien. Ihr Herz war kalt und blieb von dem Weihrauchduft, der um die Altäre wirbelte, von dem betenden Geiste, der gleichsam die ganze Kirche erfüllte, völlig unberührt. All ihr Denken war nur auf Profanes gerichtet, und während ihre betenden Nachbarinnen sich den beseligenden Empfindungen hingaben, die ihre Seelen erfüllten, vertiefte sich Hildegarde in Träume von einem schwelgerischen Leben, das sie sich unter Anleitung ihrer Freundin zu schaffen gedachte.

Sie war recht froh, als die Ceremonien innerhalb der Kirche zu Ende gingen, denn eigentlich hatte sie sich während der ganzen Zeit ihrer Dauer gelangweilt. Indeß gewährte es ihr wieder Zerstreung, daß zwei junge

Männer sie bemerkt und häufig ihre Augen auf sie gerichtet hatten. Hildegarde kannte diese Fremden nicht, aber sie schienen vornehm und gebildet zu sein. Dies genügte ihrem eiteln Herzen, weshalb sie denn auch nicht unterließ, durch geeignete Bewegungen sich ihnen noch mehr bemerklich zu machen. In die Nähe der Fremden hoffte sie zu kommen, wenn die Menge ungestüm der weiten zum Kreuzgange führenden Thür zu drängen würde, die man erst kurz vor der Procession öffnete. Diese Erwartung ging indeß nicht in Erfüllung. Die Fremden verließen die Kirche schon früher, und Hildegarde ward ihrer auch später nicht mehr ansichtig.

Unter lauterm Herzklopfen verfügte sich jetzt das Mädchen mit ihren Begleiterinnen durch die Sakristei in den Kreuzgang. Hier stand schon der Domdechant in seinem glänzenden Ornat, von Priestern, Kaplanen und Chorknaben umgeben, um wenige Minuten später die Procession zu eröffnen. Der ehrwürdige geistliche Herr erwiderte würdevoll herablassend den tiefen Gruß der vorüberschreitenden Mädchen, wobei sein Auge mit ungewöhnlichem Ernst auf Hildegarde ruhte.

»Was will der Herr wohl von mir?« fragte sich die Försterstochter. »Er sah mich ja ordentlich böse an? Bin ich ihm nicht heilig genug gewesen in meiner Unkenntniß der kirchlichen Gebräuche?«

Mit diesem Gedanken betrat sie den zugigen Kreuzgang, der zu beiden Seiten dicht mit Menschen besetzt war. Sie blieb mit ihren Begleiterinnen vor der Sakristeithür stehen, um sich der Procession anzuschließen.

Nun fiel die Orgel wieder ein, die Chöre stimmten einen jener monotonen, dabei aber eigenthümlich ergreifenden Gesänge an, an denen die katholische Kirche so reich ist, und der Domdechant mit seinem geistlichen Gefolge, voran ein Kaplan mit dem Kreuz, trat in den Kreuzgang. So oft Orgel und Chor schwiegen, hörte man deutlich die in singendem Tone gesprochenen lateinischen Gebete der langsam fortwandelnden Priester. Das Publikum, auch das nichtkatholische, neigte sich tief vor den Betenden, einzelne knieten wohl auch nieder, beugten ihr Haupt und bekreuzten sich.

Hildegarde ging hoch aufgerichtet zwischen ihren ersten Begleiterinnen. Ihre Augen flogen suchend umher und musterten die Reihen der vielen Menschen, an denen sie langsam vorüberging. Wie sie aber auch spähte, die Baronin von Kaltenstein war unter den Anwesenden ebenso wenig zu entdecken wie der Förster.

Ihr Blut begann zu wallen und übergieß ihr Antlitz mit fliegendem Roth. Hatte der Domdechant sein Versprechen nicht gehalten? Wollte er es überhaupt nicht halten? Sie traute ihm eine absichtliche Täuschung zu, da sie ja selbst so gewandt sich aufs Täuschen zu legen verstand. Die heftigste Unruhe bemächtigte sich ihrer bei diesem Gedanken und sie glaubte bereits den auffallenden Blick des Domdechanten zu verstehen. Die Annahme, der geistliche Herr habe sie hintergangen, erbitterte Hildegarde, und sie beschloß auf der Stelle, sich dafür zu rächen.

Die Procession ging zu Ende, ohne daß die so sehnlichst Erwartete dem Blicke Hildegardens sich zeigte. Im Hofe der Dechanei, wo mehrere Wagen hielten, fehlte der ihr wohlbekannte der Baronin von Kaltenstein. Kein Zweifel, die Dame, mit der sie so unendlich gern gesprochen hätte, auf deren Rath und Hülfe sie ihre ganze Hoffnung setzte, war nicht erschienen, und daran konnte nur der Domdechant schuld sein.

Aeußerlich ruhig, aber innerlich verstört, betrat Hildegarde die Dechanei. Warnkauf weilte noch in der Kirche, nur Sabine und eine Magd, die beide der Procession nicht beigewohnt hatten, rührten schon thätig die Hände, um das Mittagmahl herzurichten, das heute besonders reich ausgestattet war, da der Domdechant mehrere Gäste erwartete.

»Du kannst die Tafel decken, mein Kind,« sprach Sabine zu Hildegarde. »Die Serviettenschiffchen sind schon gebrochen, du hast sie nur auszulegen.«

In der Eile gab die Geschäftige der jungen Pflegebefohlenen noch die Ordnung der Gäste an, die sie namentlich nannte. Die Baronin von Kaltenstein befand sich nicht darunter; ihr eigener Vater fehlte ebenfalls unter den Genannten.

Hildegarde wußte jetzt, daß wenigstens die Baronin nicht erwartet worden war. Sollte sie vielleicht abgesagt haben?

Unwillig vollzog die Zürnende den erhaltenen Auftrag, und während die Hände geschäftig sich regten, brütete

ihr Geist über unheimlichen Planen. Es war die allerhöchste Zeit für sie, mit der Baronin wieder in Berührung zu kommen. Eine noch längere Vernachlässigung der ehrgeizigen, empfindlichen Frau konnte für Hildegarde die nachtheiligsten Folgen haben.

Um aber dies zu verhindern, wäre das entschlossene, unternehmende Mädchen im Stande gewesen, schlimmstenfalls selbst ein Verbrechen zu begehen.

Um Ausflüchte und Einfälle nie verlegen, war Hildegarde bald mit sich einig. Im Verkehr mit Sabine, der sie nach Kräften beistand, blieb sie heiter, fast scherzhaft.

»Ich habe Hochwürden eine rechte Ueberraschung zugegacht,« flüsterte sie dessen behäbiger Schwester zu, als sie den Tritt des Heimkehrenden vernahm. »Er wird große Augen machen!«

»Darf ich's nicht wissen, lustiger Schelm?«

»Nein, fromme Tante. Sie sollen die Ueberraschung mit Hochwürden theilen.«

Hildegarde eilte fort. Sie erschien bei Tafel erst, als der Domdechant sich anschickte, das Gebet zu sprechen. Derselbe ernste Blick, welcher des Mädchens Auge schon einmal in der Sakristei getroffen hatte, fiel auch jetzt wieder auf sie. Hildegarde ertrug ihn mit lächelnder Miene. Sie wußte jetzt, es war Absicht des Domdechanten, sie mit der Baronin nicht zusammentreffen zu lassen.

Da die Pflegebefohlene über Tafel mit aufwartete, fand sie bald Gelegenheit, dem Domdechanten eine Schüssel mit Wild zu präsentiren.

»Du hast wohl gar dreierlei zu offeriren?« sagte Warnkauf, die leckern Stücke betrachtend.

»Hochwürden haben stets einen scharfen Blick, obwohl Sie kurzsichtig zu sein vorgeben,« versetzte Hildegarde. »Es bleibt Ihnen die Auswahl zwischen Rebhuhn, wilder Ente und wilder Gans. Ich würde letztere empfehlen.«

»Weshalb, Schelm?«

»Weil ich sie gespickt habe. Hochwürden lieben ja meiner Hände Arbeit.«

Der Domdechant sah das lächelnd zu ihm gebeugte Mädchen mit dem rosigen Gesichte freundlich an.

»Dann will ich dir zu Gefallen leben.«

»Wirklich? Thun es Hochwürden auch gern?«

»Kaunst du daran zweifeln?«

»Fast habe ich dazu ein Recht.«

»Du?«

»Gewiß, Hochwürden! Sie vernachlässigen meine Freunde, die ich Ihrem priesterlichen Schutze doch so warm empfehle. Wenn nun die gute Baronin in Eitelkeit zu Grunde geht, werden Hochwürden vor Gewissensbissen nicht mehr ruhig schlafen können.«

»Du bist vorlaut, kleine Sibylle,« versetzte der Domdechant, »deiner Jugend wegen aber soll dir verziehen werden. Uebrigens kannst du dich meinethalb beruhigen. Die lebensfrohe Baronin hat ihren Drachentödter schon letzthin empfangen, und die Erklärung habe ich der gewandten Frau mündlich gegeben, da ich das Vergnügen

hatte, bei Tafel neben ihr zu sitzen. Ihr Kommen war also heute, wie du einsehen wirst, entbehrlich.«

»Wie gut das der liebe Gott doch eingerichtet hat!« rief Hildegarde ausgelassen heiter. »Er öffnet die Schleusen des Himmels und schickt die Boten des Windes aus, damit Säumige auch Grund haben zu glaubwürdigen Entschuldigungen.«

Hildegarde ging weiter; der Domdechant sah ihr argwöhnisch nach, konnte aber in ihrem fernern Benehmen nichts Beunruhigendes bemerken. Daß die versteckte, schlaue Pflegebefohlene sich zu einem hartnäckigen Kampfe mit ihm rüsten werde, ahnte er mehr, als daß er davon überzeugt war; er glaubte aber den Beginn eines solchen möglichen Kampfes noch in ziemlich weiter Ferne.

Die Tafel nahm inzwischen ihren gewöhnlichen Verlauf. Sie war heiter und belebt, und als der Domdechant sie aufhob, dunkelte es bereits sehr stark. Das Wetter hatte sich in den letzten Stunden bedeutend verschlechtert. Es regnete und schneite ununterbrochen, und das Brausen des Windes glich fern rollendem Donner.

Die Gäste des Domdechanten blieben bis gegen 8 Uhr in der Dechanei. Als sich auch der letzte entfernt hatte, und die gewohnte Ruhe im Hause des geistlichen Herrn wieder eingetreten war, setzte sich Warnkauf mit seinem ersten Kaplan zum Damenspiel, worin er für einen Meister gelten konnte.

»Nun will ich Hochwürden eine Ueberraschung bereiten,« sagte mit neckischem Lachen Hildegarde, Sabine

gleichzeitig einen Wink gebend, als sei diese mit ihr einverstanden und wisse um ihr Geheimniß.

»Thue das, mein Kind, und richte deine Ueberraschung recht spannend ein,« versetzte der Domdechant dem Mädchen die Hand entgegenstreckend. Hildegarde ergriff sie und verabschiedete sich mit einem Kuß darauf.

Sabine hatte das Zimmer schon verlassen. Draußen fragte sie die ihr Folgende, was sie eigentlich vorhabe?

»Nur einen kleinen Scherz. Ich will mich verkleiden. Lassen Sie mir eine Stunde Zeit, dann kommen Sie, mich abzuholen. Was ich Ihnen dann auftrage, das müssen Sie zu thun versprechen. Nicht wahr, fromme Tante?«

Sabine versprach dem Mädchen, ihren Willen zu thun. Hildegarde huschte fort und verriegelte die Thür ihres zu ebener Erde gelegenen Zimmers. Eine Viertelstunde später schlich eine schlanke Gestalt vorsichtig unter den Bäumen des zur Dechanei gehörigen, mit einer hohen Mauer umgebenen Gartens fort. Es war ein Mann in Priesterkleidung. Er sah sich oft um und lauschte. Rundum war alles still; nur der Wind rauschte in den Bäumen, und nasser Schnee fiel, vermischt mit Regen, in großen Flocken zur Erde. An der Pforte des Gartens angekommen, öffnete der junge Kaplan diese behutsam und geräuschlos, glitt hinaus, verschloß sie wieder, schleuderte den Schlüssel in einen nahen Tümpel, und eilte dann quer über das freie Feld dem dunkeln Waldsaume zu, der sich in der tiefen Finsterniß der stürmischen, rauhen Novembernacht kaum erkennen ließ.

Sabine wartete gewissenhaft eine volle Stunde; dann klopfte sie an Hildegardens Thür. Sie erhielt keine Antwort; auch als sie das Mädchen mit Namen rief, blieb es still. Nun erlaubte sich Sabine zu öffnen. Die Thür wich dem Drucke ihrer Hand, durch den Spalt aber wehte ein scharfer Luftzug das Licht der frommen Tante aus. Sie erhob ein lautes Geschrei, das den Domdechanten aus der Ruhe seines Spieles aufschreckte. Der geistliche Herr fand ein leeres Zimmer, Die Trauerkleidung Hildegardens lag in ein Bündel gewickelt am Boden, von ihr selbst war nirgends eine Spur zu entdecken. Sie hatte ihr Versprechen gehalten und dem Domdechanten eine Ueberraschung bereitet, die ihn in Angst und Spannung versetzte

ZWEITES BUCH.

ERSTES KAPITEL. EINE MELDUNG UND EIN FUND.

Es war 10 Uhr Vormittags. In behaglichster Stimmung nahm der Stiftssyndikus Liebner Platz an dem gedeckten Frühstückstische, der heute Delicatessen aufzuweisen hatte, wie der alternde Feinschmecker sie besonders liebte. Mit wohlgefälligen Blicken musterte er die aufgetragenen Speisen, während er sich sorglich die weiße feine Damastserviette vorband. Gerade vor ihm auf geblühtem Porzellanteller aus der königlichen Fabrik zu Meissen lagen drei Schnitte warmen gerösteten Weißbrotes, daneben stand eine kleine Assiette mit perlgrauem, saftigem Caviar aus Astrachan und ein Teller mit frischester Butter. Rechts in vier silbernen Bechern lachten dem Genußmenschen ebenso viele halbweiche Eier verlockend an, und zur Linken in verdeckter Glockenschüssel duftete auf neusilbernem Wärmeteller ein gedünstetes Rebhuhn. Eine bereits entsiegelte Flasche Liebfrauenmilch und ein blaßgelbes Römerglas vollendeten die Ausrüstung des geschmackvoll arrangirten Frühstückstisches.

Jetzt schellte der Stiftssyndikus. Ein alter Diener trat ein und präsentirte seinem Herrn eine in drei Theile zerlegte kleine runde Zwiebel. Liebner nahm ein Stückchen dieses Knollengewächses, rieb es stark auf einer der gerösteten warmen Brotschnitte, legte dann dicke Butter und mit einem Elfenbeinspatel noch dickern Caviar auf und verzehrte dies so zubereitete Brötchen mit schmunzelndem Behagen. Der Stiftssyndikus behauptete, daß,

wer einen wirklichen Hochgenuß vom Caviar haben wolle, ihn nur in angegebener Weise verspeisen müsse. Liebner betrieb das Essen wie eine Kunst. Er sprach es oft aus, daß er nur äußerst wenig Menschen kenne, die wirklich zu essen verstünden, und behauptete mit an Leidenschaftlichkeit streifender Wärme, nicht bloß durch die göttliche Gabe des Verstandes unterscheide der Mensch sich vom Thiere, sondern auch die Befähigung, das ihm verliehene körperliche Gehäuse, welches dem Geiste zur Wohnung diene, mittels Speise und Trank würdig zu pflegen, trage wesentlich mit bei zu der Bevorzugung des Menschen vor allen andern lebenden Geschöpfen. Deshalb verlangte er, der Mensch von Bildung müsse essen, um zu genießen, nicht um dem Körper in grob materieller Weise bloß eine bestimmte Quantität Nahrung zuzuführen. Eben deshalb hielt aber auch der Stiftssyndikus sehr viel auf eine gut und reichbesetzte Tafel, und es kam ihm nicht darauf an, zu diesem Behufe Summen auszugeben, die zu seinen Einnahmen in keinem rechten Verhältnisse standen.

Da Liebner meistentheils, wenn er nicht gerade eingeladen war, allein aß, und er speisend wirklich doppelt genoß, ließ er sich in dieser angenehmen Thätigkeit nicht gern stören. Jede Unterbrechung hinderte seiner Ansicht nach die Verdauung, mußte mithin auch der Gesundheit schädlich sein, und war daher womöglich zu vermeiden. Denn der erfahrene Mann, ein Freund und Verehrer der

Alten, hielt auch an dem Grundsatz fest, daß nur in einem vollkommen gesunden Körper ein völlig gesunder Geist wohnen und schaffen könne.

Dieser alte, feingeschulte Epikuräer wollte eben das köstlich duftende gedünstete Rebhuhn mit Meisterhand zerlegen, als sich ein zwar schüchternes, aber doch vernehmbares Klopfen an der Thür hören ließ.

Liebner blickte auf und sein stets in Blüte stehendes Gesicht bedeckte sich mit lebhaftem Roth, während die genußseligen Augen sich so argwöhnisch auf die Thür hefteten, als wollten sie fragen: ist es denn wirklich möglich, daß es ein Sterblicher wagen kann, jetzt zu stören? Indeß wiederholte sich das Klopfen stärker und der Stiftsyndikus ließ ein gurgelndes: Herein! erschallen.

Langsam drehte sich die Thür in den Angeln, und der zaudernd über die Schwelle tretende alte Diener sagte in einem komisch entschuldigenden Tone:

»Hochedler Herr Syndikus, 's ist wirklich einer da, der keine Zeit hat.«

Liebner arbeitete mit beiden Kinnladen.

»Mensch ... Unmensch!« rief er lebhaft fortkauend.
»Hab' ich denn Zeit? ... In einer Stunde!«

Er schenkte sich das Weinglas von neuem voll, hielt es gegen das Licht und schlürfte es dann mit prüfender Zunge zur Hälfte aus.

»In einer Stunde!« wiederholte er gelassen. »Dann tritt die Verdauung ein und ich habe die meiste Andacht, dem überflüssigen Geschwätz dummer Menschen geduldig zuzuhören.«

»Es ist der Klosterbauer in eigener Person,« sagte der Diener. »Er kommt aus dem Forste zurück und hat dort einen Todten gesehen.«

Der Stiftssyndikus fuhr sich mit Serviette über den Mund und schob den Teller zurück.

»Einen Todten?« wiederholte er. »Nun, wenn der Kerl todt ist, kommt's ihm nicht darauf an, ein paar Stunden länger da liegen zu bleiben, wo er aufgehört hat zu leben. Ist's ein fremder Strolch?«

»Der Klosterbauer meint, Sie kennten ihn ganz gut, und würden sich wundern. Der Mensch ist erschossen worden.«

Liebner schlürfte den Wein vollends aus, nahm die Serviette ab und legte sie auf den Tisch.

»Das ist 'was anderes,« sprach er, eine Amtsmiene annehmend. »Ein erschossener Mensch setzt immer einen andern voraus, der geschossen hat. Wir können also *in dubio* einen Mord annehmen, Mordthaten geben, wenn sie zur gerichtlichen Untersuchung kommen, interessante Rechtsfälle. Geh'! Der Klosterbauer soll eintreten!«

Der Diener entfernte sich, der Stiftssyndikus schenkte sich das Glas noch einmal voll, schlug die Beine übereinander und begann einen Zahnstocher geübt zu handhaben.

Der Klosterbauer trat ein und machte seine Meldung. Liebner hörte ruhig zu, bis er geendet hatte.

»Erschossen also?« sprach er. »Wirklich erschossen?«

»Mit einer Kugel, hochedler Herr Syndikus.«

»Todt? Mausestodt?«

»Er war steif und kalt, als ich seiner ansichtig ward.«

»Kanntet Ihr den Menschen?«

»So gut, daß ich mich freute, ihn nicht mehr lebendig vor mir zu sehen.«

»Büttner! Büttner!« sprach mit warnend erhobenem Finger der Stiftssyndikus. »Wenn das ein dritter hörte! Ins Teufels Küche könntet Ihr kommen! . . . Man weiß ja, daß Ihr ein fixer Schütze seid und zweimal als König einzogt in Euern Hof.«

»Nichts für ungut, hochedler Herr Syndikus,« erwiderte der Klosterbauer, »das Wort ist mir nur so in Gedanken entfahren. Aber Sie selber werden mir beistimmen, wenn Sie den Todten sehen! . . . Es ist der Kreuz-Matthes.«

»Verfluchter Kerl!« sagte der Stiftssyndikus mit lächelnder Miene. »Da hat die wilde Bestie sich ja den wohlverdienten Lohn selber geholt! . . . Wäre er in seinem vergitterten Loche sitzen geblieben, lebte er noch, und wenn er mir ein gutes Wort gab, drehte und quirlte ich seine Schmiere so lange hin und her, daß ich ihn mit zwei Jahren Landesgefängniß durchbrachte, obwohl er den Galgen für seine Mausereien, die sich von Sakrilegien wenig unterscheiden, verdient hatte. Als Jurist und als sein Vertheidiger war ich dem Schelme das schuldig. Da er aber vorzog auszubrechen, und vermuthlich schon wieder krumme, verbrecherische Wege einschlug, ist ihm ganz recht geschehen. Schade, daß die Bestie jetzt doch noch halb und halb ein ehrliches Begräbniß bekommt! Wo liegt die Leiche?«

»Eine knappe halbe Stunde von der Grenze,« versetzte Büttner. »Es sieht bö's aus im Walde. Sie müssen sich wacker gewürgt haben.«

»Wer denn, Büttner? Es kann doch kein Raubmord vorliegen? Der Kreuz-Matthes stahl ja eben, weil er arm war wie eine Kirchenmaus.«

»Kann's nicht sagen, hochedler Herr Syndikus,« erwiderte der Klosterbauer, »obwohl ich meine eigenen Gedanken habe. Wenn Sie 'nauskommen, werden Sie schon wissen, was zu thun ist. Ich denk' aber, unsere Gedanken werden sich dann begegnen.«

»Ihr habt Verdacht auf jemand?« forschte der Stiftssyndikus.

»Verdacht? O nein. Ich meine blos 's wäre wohl gut, wenn man den Todten nicht gar zu lange draußen liegen ließe. Das Wetter ist schlecht, und wenn's noch ein paar Stunden so fortregnet, wird von den Spuren, die man heute Morgen sah, nicht mehr viel übrig sein.«

Der Stiftssyndikus mußte dem Klosterbauer recht geben, und obwohl es ihm durchaus nicht genehm war, bei so schlechtem Wetter ein paar Stunden weit zu fahren, um die Leiche eines anerkannten Diebes aufzuheben, der sich erst vor wenigen Tagen wieder gewaltsam der Haft entzogen hatte, wo er einer längern Freiheitsstrafe entgegenharrte, gebot ihm doch die Amtspflicht, sich möglichst bald nach dem Schauplatze der That zu begeben. Er befahl deshalb dem Klosterbauer zu bleiben, ließ durch den Amtsboten den Actuar des Stifts so wie

den Stiftsarzt zu sich entbieten, und brach, von diesen begleitet, mittags 12 Uhr nach dem Forste auf.

Die Leiche des frühern Wilderers, unter dem Namen Kreuz-Matthes vom Volke ebenso sehr gefürchtet als vor Gericht bekannt, lag in der Nähe eines Kreuzwegs. Ueber seine Todesart konnten keine Zweifel aufsteigen. Eine Kugel hatte ihn niedergestreckt. Die Wunde befand sich an der linken Seite, und nach genauer Besichtigung derselben erklärte der Stiftsarzt, sie habe Herz und Lungen durchbohrt. Der Schuß mußte mehr von hinten abgefeuert worden sein, sodaß anzunehmen war, man habe es wirklich mit einem Meuchelmorde zu thun. Rund um den Ort der That waren eine Menge Fußtapfen zu bemerken, die von vielen Personen herrührten. Weil aber an dem Kreuzwege die vielbetretenen Pfade aus zweier Herren Ländern zusammenliefen, so konnte sich nicht mit Bestimmtheit ermitteln lassen, welche von diesen vielen Spuren ältern und welche neuern Datums waren. Neben Abdrücken großer Männerfüße sah man auch Frauenfußtapfen und zwar konnte man von letztern besonders die von zwei Frauen deutlich erkennen. Dem Stiftssyndikus fiel es am meisten auf, daß gerade diese Spuren von feiner gearbeitetem Schuhwerk herzurühren schienen.

Etwa zwanzig Schritte von der Leiche entfernt hing in den Aesten zwischen zwei jungen Tannen eine Heherfeder. Es war hier offenbar irgendjemand in der Eile durchgebrochen, denn einige Zweige waren geknickt, und der Bruch derselben konnte erst vor kurzem erfolgt sein. Auch im Unterholz entdeckte man dieselben Spuren

gewaltsamen Durchbruchs. Ferner fand man hier einen Kugelbeutel, wie ihn Jäger zu führen pflegen. Der Stiftsyndikus wußte sogleich, wessen Eigenthum dieser Kugelbeutel sei, und diese Entdeckung machte ihn erbeben. Sein Blick begegnete dem Auge des Klosterbauers, der nickend die trockenen Worte hinwarf.

»Ich wußt' es, hochedler Herr Syndikus, daß unsere Gedanken sich begegnen würden. Es wäre schrecklich, wenn sich's so verhielte!«

Liebner schwieg, reichte Kugelbeutel und Heherfeder dem Actuarius, ertheilte Befehl den Leichnam aufzuheben und ins Stift zu transportiren, und bestieg dann mit Actuarius und Arzt seinen Wagen wieder. Dem Kutscher befahl er, zuerst in die nur eine gute Stunde entfernte Försterei zu fahren, um daselbst etwas auszuruhen.

ZWEITER KAPITEL. SCHWERE SCHICKSALSSCHLÄGE.

Förster Frei war spät in der Nacht oder, wenn man will, früh am Morgen äußerst erschöpft nach Hause gekommen. Kathrine hatte wie immer ihren Bruder erwartet und sich vorgenommen ihn mit Scheltworten zu überhäufen, weil sie es unvernünftig fand, ohne irgendwelchen Nutzen bei so schauerlichem Wetter im Freien oder an Orten zuzubringen, die andere ehrliche Leute am liebsten zu vermeiden suchen. Sie führte indeß ihren Vorsatz nicht aus. Der Schreck über das verwildertes und ganz verstörte Aussehen ihres Bruders lähmte ihre beredte Zunge. Sie begnügte sich daher mit unverständlichem Brummen, das der Förster nicht beachtete. Nur konnte

sie doch nicht umhin, den beklagenswerthen Mann mit den auch diesem verständlichen Worten zu verlassen:

»Das nimmt ein schlimmes Ende!«

Andreas fand die ganze Nacht keine Ruhe. Kathrine hörte ihn lange in seinem Zimmer auf- und abgehen, bisweilen mit sich selbst sprechen oder laut auflachen und mehrmals schwer und bang seufzen. Einmal schien es ihr sogar, als riefe er den Namen Cornelia! Das verdroß die herrschsüchtige Schwester. Was hatte der Bruder mit der längst Begrabenen zu schaffen? Sie haßte die Verstorbene noch im Tode und jede Erinnerung an dieselbe erregte ihre Galle. Sofort zog sie die Decke über sich, hielt sich die Ohren zu, um ja keinen Laut mehr zu vernehmen, und hatte auch wirklich das Glück, in dieser geschützten Lage einzuschlafen.

Das rauhe Regenwetter hielt am Morgen noch an; nur der Wind hatte sich etwas gelegt. Es kam selten vor, daß Förster Frei nicht einen Gang in den Forst machte, auch wenn Geschäfte ihn nicht gerade dahin riefen. Dennoch fiel es Kathrine nicht auf, daß ihr Bruder heute zu Hause blieb. Er hatte seinem Aussehen nach wenig oder gar nicht geschlafen und einige Ruhe war ihm wohl zu gönnen. Beim Frühstück fragte Kathrine, ob er vielleicht in Mariendorf gewesen sei.

Andreas verneinte.

»Dann mußt du in den nächsten Tagen den Domdechanten besuchen,« fuhr Kathrine fort, »sonst sieht es ja aus, als ob dir alles einerlei wäre.«

»Es ist auch so,« lautete die Antwort des Försters.

»Du thust dir selbst den größten Schaden damit. Ich an deiner Stelle machte es anders.«

»Des Menschen Wille ist sein Himmelreich,« erwiderte Andreas, stand auf und verschloß sich in sein Zimmer, um den Vorwürfen, Zurechtweisungen und Rathschlägen der Schwester ein für allemal zu entgehen. Hier saß er noch, in Gedanken vertieft, die ihn mehr verwirrten als erheiterten, als der Wagen des Stiftssyndikus in den Hofraum fuhr.

»Besuch, Andreas!« rief Kathrine laut vor der verschlossenen Thür, rückte sich in der Eile die Mütze zurecht, ohne dabei einen Spiegel zu Rathe zu ziehen, und hatte das Unglück sie ganz schief zu setzen. Dann fuhr sie in bereit gehaltene Pantoffeln von rothem Saffian und ging dem Besuche entgegen. Ihr pockennarbiges Gesicht verlängerte sich nicht wenig, als sie den Stiftssyndikus in Begleitung noch zweier anderer Herren aussteigen sah.

»Gott steh' mir bei!« sprach sie halblälterin sehr freundlich, indem er ihr gleich vom Wagen aus zurief:

»Erschrecken Sie nicht, Mademoiselle, daß wir drei Mann hoch kommen, und machen Sie ja keine Umstände! Wir nehmen alle fürlieb mit einfach derber Hausmannskost. Ist Frei zu Hause?«

Kathrine begrüßte die Herren mit ihren üblichen drei tiefen und äußerst ceremoniösen Knixen. Das Erscheinen ihres Bruders überhob sie einer Antwort, was ihr sehr angenehm war. Unter vielen Entschuldigungen zog sie sich

dann wieder ins Haus und in das ihr besonders am Herzen liegende Küchendepartement zurück, wo es sofort sehr laut zuging.

»Das ist ja ein ganz unerwarteter Besuch, Herr Stiftssyndikus,« sagte Andreas, seinem Verwandten die Hand reichend und dessen Begleiter, die ihm nur oberflächlich bekannt waren, mit erzwungener Freundlichkeit willkommen heißend. »Wie komme ich zu dieser Ehre?«

»Zufall, Cousin, Zufall!« versetzte der Stiftssyndikus. »Aber was muß ich sehen! Die letzten Wochen haben Ihnen arg mitgespielt! Cousin! Cousin! Diese grauen Haare da an den Schläfen kommen für einen rüstigen Jägermann viel zu zeitig! Sie müssen sich zusammennehmen und wieder frohen Muthes in die Welt blicken! ... Die Sorge ums liebe Töchterchen sind Sie ja los. Hat das Kind neuerdings nichts von sich hören lassen?«

Andreas versicherte dem Stiftssyndikus, daß er spätestens in einigen Tagen den Domdechanten zusprechen gedenke, in letzter Zeit hätten unerquickliche Geschäfte mancherlei Art ihn von einem Besuche in der Dechanei abgehalten.

»Versprechen Sie nichts, Cousin!« fiel Liebner ein. »Man kann nie wissen, was zwischen Morgen und Abend geschieht. Wissen Sie das Neueste?«

»Ich bin noch nicht aus meinen vier Pfählen gekommen,« sagte Förster Frei.

»Es hat sich 'was zugetragen in vergangener Nacht ... oben im Forste!«

Andreas blickte den Stiftssyndikus fest an, indem er die Worte wiederholte:

»Was zugetragen ... im Forste? Wie soll ich das verstehen?«

»Ein Wilderer ist erschossen worden,« fuhr Liebner fort, »ein Kerl, der eigentlich keinen Schuß Pulver werth war, jetzt aber nach seinem Tode uns, fürcht' ich, noch viel zu schaffen machen wird. Sie kennen ihn, Cousin.«

»Ich? Ich kenne nur einen Wilderer.«

»Den Kreuz-Matthes, ich weiß, und eben das ist jetzt unser Mann, dessen Schweigen uns zwingt, statt seiner zu reden, zu forschen, zu lauschen! Wann sahen Sie den Mann zuletzt, Förster Frei?«

»Sie wissen es selbst, Herr Cousin,« versetzte Andreas. »Wir sprachen darüber kurz vor Beerdigung meiner guten Cornelia.«

Die Stimme des Försters klang bewegt, und dem Stiftssyndikus that es in seiner Gutmüthigkeit fast leid, diese schmerzende Wunde seines Verwandten so unversehens wieder aufgerissen zu haben.

»Kommen Sie, Cousin,« fuhr er fort, Andreas' Arm fassend, »wir wollen, während Ihre haushälterische Schwester Vorbereitungen zu einem späten Mittagsessen trifft, unser Herz erleichtern. Sie können mir vielleicht einen Wink geben, der mir den Vorfall im Walde verständlich macht. Der Kreuz-Matthes war ein gefährlicher Mensch, und im Grunde genommen haben wir uns alle Glück zu wünschen, daß er der Welt entrückt worden ist. Er war

rechthaberisch, nicht wahr? Und wer sich nicht mit ihm vertrug, dem gedachte er's früher oder später, wie?»

»Sein Gewissen hat ihm schwerlich viel zu schaffen gemacht,« versetzte der Förster ausweichend, indem er dem Stiftssyndikus die Thür zu seinem Zimmer öffnete. Liebner trat ein und ging nach dem Fenster, wo Andreas Frei gewöhnlich an einem schmalen Tische zu arbeiten pflegte. Dieser Tisch war jetzt mit Rechnungen bedeckt über Holzverkäufe aus den zu Schloß Kaltenstein gehörigen Waldungen. Der Stiftssyndikus warf einen Blick darauf, indem er sich seiner Kurzsichtigkeit wegen tief niederbückte. Dabei ließ er wie zufällig den Kugelbeutel auf die Erde fallen.

»Wie kommen Sie zu meinem Kugelbeutel, Herr Cousin?« sprach Frei, sein Eigenthum schnell an sich nehmend. »Als ich heute Nacht nach Hause kam, vermißte ich ihn und konnte mich doch nicht erinnern, wo ich ihn gelassen haben mochte!«

Liebner sah den Förster sehr ernst an, dann erhob er drohend den Finger und sagte:

»Frei, Frei, was haben Sie für Streiche gemacht!«

Der Förster erschrak sichtlich, aber er faßte sich rasch wieder, ein Lächeln erzwingend:

»Haben Sie denn allerwärts Ihre Spione! Darauf war ich freilich nicht gefaßt und darum glaubte ich wenigstens in der vergangenen Nacht von niemand belauscht zu werden. Jedenfalls hoffe ich, Sie geben sich einer solchen Lappalie wegen nicht zum Denuncianten her.«

»Ein Todtschlag, Frei, ein Mord!« stieß der Stiftssyndikus unheimlich heraus.

»Was ist das?« schrie der Förster. »Halten Sie mich für einen Mörder?«

Der Stiftssyndikus zeigte auf den Kugelbeutel und zog gleichzeitig die Heherfeder aus der Tasche.

»Den Beutel da fand ich in unmittelbarer Nähe der Leiche, und ein paar Schritte davon an zerbrochenem Tannenreis hing diese Feder, die dort auf Ihrem Hute fehlt! ... Cousin! Die Knie schlotterten mir und eiskalt lief es mir über den Rücken, als ich diese schreckliche Entdeckung machte!« ...

Der Förster war auf einen Stuhl gesunken, von der gegen ihn geschleuderten Anklage des Stiftssyndikus fast der Besinnung beraubt. Es vergingen einige Minuten, ehe er die Sprache wieder fand.

»Beim ewigen Gott, ich bin unschuldig!« rief er dann. »Bei all dem Unglück, das mich drückt und schon so tief zu Boden gebeugt hat, ich weiß nicht, wer dem Kreuz-Matthes das Lebenslicht ausgeblasen haben mag!«

»Cousin,« erwiderte der Stiftssyndikus, »hören Sie mich an und seien Sie überzeugt, daß ein wohlmeinender Freund mit Ihnen spricht! Ich habe so manchem schlechten Kerl eine warme Stube und freie Kost in einem sichern Hause verschafft statt des hanfenen Halsbandes, das ihn von Rechts wegen eigentlich hätte zieren sollen. Dieser meiner dummen Gutmüthigkeit wegen nennen mich sogenannte ehrliche und streng gewissenhafte Leute einen Rechtsverdreher! ... Gut! sie sollen's thun!

Ich lasse gern jedem seine Meinung und will niemand schelten, wenn er auch über mich und mein Thun unbarmherzig den Stab bricht. Ich habe auch meine Religion, wenn sie auch von der landläufigen, zu der sich der große Haufe bekennt, ein wenig abweicht. Ich war immer der Ansicht, es sei besser, auch einem Schufte das Leben zu erhalten, damit er Zeit gewinne, in sich zu gehen, als ihn sozusagen mit Haut und Haar, appetitlich zugerichtet, dem Teufel in die Küche zu schicken. Wenn ich nun das schon manchem Schelme gethan habe, meinen Sie, Cousin, ich würde mit Ihnen, der Sie unter allen Umständen doch nur unglücklich zu nennen sind, unbarmherziger umspringen? ... Die Büchse ist Ihnen unvermuthet losgegangen, nicht wahr, Cousin? Und wie Sie das Unglück sahen, das daraus entstanden war, suchten Sie Ihr Heil in eiliger Flucht?«

»Gott weiß es, ich bin unschuldig!« rief der Förster abermals. »Ich hörte einen Schuß fallen in voriger Nacht ... ich sah den Blitz des Pulvers, aber ich weiß weder wer jenen Schuß abfeuerte noch wem er geglolten hat!«

»Wo hörten Sie den Schuß?«

»Unfern der Grenze, am Kreuzwege. Das Pulver blitzte im Tannicht, deshalb sprang ich darauf zu, und dort werd' ich Heherfeder und Kugelbeutel verloren haben!«

»Lügen Sie nicht, Förster Frei!« erwiderte der Stiftsyndikus. »Sie reden sich um Kopf und Kragen, wenn Sie Ihre persönliche Gegenwart in der Nähe des Orts zugeben, wo man den Kreuz-Matthes aufhob! ... Viel besser ist's, Cousin, Sie steuern auf meinem Fahrwasser ... Ein

Unglück kann jedem begegnen, zumal in windiger Regennacht und in einem Walde, wo es ohnehin nicht geheuer ist.«

»Nicht geheuer!« wiederholte der Förster. »Sie haben recht, es war nicht gehener vergangene Nacht im Walde ... weder am Kreuzwege noch anderwärts ... Ich sah Schatten, daß es mir grauste, und bei Gott, hätte ich die Büchse von der Schulter gerissen und auf einen oder den andern dieser durch die Büsche huschenden Schatten gehalten, es hätte mir niemand verargen können! ... Es war eine Unglücksnacht!«

»Besinnen Sie sich, Cousin!« bat der Stiftssyndikus. »Wir sind allein; was Sie mir eröffnen, bleibt unter uns.«

»Verlangen Sie, daß ich mich selbst zum Mörder machen soll?«

»Den Kreuz-Matthes streckte eine Kugel aus Ihrem Büchsenrohre zu Boden!«

»Nein und nochmals nein!« rief Andreas. »Und wenn Sie mir den Kopf vor die Füße legen lassen, ich sage nein bis zum letzten Athemzuge!«

»Es war eine von Ihren Freikugeln, Cousin! Der Stiftsarzt hat sie gefunden vorn in der Brust ... Soll er sie Ihnen zeigen?«

»Von meinen Freikugeln? ... Seit einem Monat führe ich keine mehr!«

»Wo sind sie alle geblieben? ... Ich weiß, daß Sie trotz meiner Warnung noch zweimal in der Höhle unter dem Schalksteine hockten, um diese Teufelsgeschosse zu gießen!«

»Um nicht als Lügner vor Ihnen zu stehen, gebe ich letzteres zu, Gebrauch aber habe ich niemals davon gemacht, und um nicht doch einmal in einem verhängnißvollen Augenblicke dazu verlockt zu werden, verschenkte ich sie allesammt.«

Liebner suchte im Auge des Försters zu lesen, Andreas aber hielt den Blick des Stiftssyndikus nicht aus.

»Wem schenken Sie diese unseligen Kugeln, Cousin?« fragte er misstrauisch.

»Dem hochwürdigen Herrn Domdechanten.«

Der Stiftssyndikus schüttelte ungläubig den Kopf.

»Wissen Sie, Cousin, daß diese Angaben sehr unwahrscheinlich klingen? Sie geben zu, daß Sie am Kreuzwege den Blitz des Pulvers sahen, den Knall eines abgefeuerten Schusses hörten! . . . Sie sprechen von Schatten, die Sie gewährten, die Sie erschreckten! . . . Sie bekennen sich selbst zu Kugelbeutel und Heherfeder, und dennoch wollen Sie behaupten, Sie wüßten nichts von dem Tode des Kreuz-Matthes?«

»Ich weiß auch nichts davon und werde stets bei dieser Behauptung bleiben!«

»Cousin, ich verspreche Ihnen, daß Sie ganz straflos ausgehen sollen, wenn Sie mir ein Geständniß unter vier Augen ablegen! . . . Der Kreuz-Matthes begegnete Ihnen im Walde . . . Sie setzten ihn zur Rede seiner Schwartzhaftigkeit wegen . . . Der verwegene Mensch drohte und vergriff sich sogar an Ihnen . . . Es kam zum Kampfe . . . Da entlud sich im Handgemenge Ihre Büchse . . .«

»Nein! Nein! Nein!« rief Frei in der heftigsten Aufregung.

»Oder Sie betrafen den resoluten Dieb und Wegelagerer auf dem Anstande um zu wildern ... Er widersetzte sich und Sie gebrauchten Ihr Jägerrecht! ...«

»Hören Sie auf ... es ist nicht so! Der Kreuz-Matthes ist nicht durch mich gefallen!«

Wehmüthig ruhte das Auge des Stiftssyndikus auf dem Förster.

»Cousin,« sprach er nach kurzer Pause, »Sie zwingen mich, gegen Sie zu verfahren, wie ich nicht möchte! ... Wollen Sie die Kugel sehen?«

»Ich verlange es jetzt,« sprach Andreas Frei. »Wenn sie nicht in den Lauf meiner Büchse paßt, hat sie mir nie gehört!«

Liebner rief den Arzt und ließ sich von diesem die in der Leiche vorgefundene Kugel reichen. Er gab sie dem Förster, der sie sehr genau betrachtete, dann seine Büchse aus dem Gewehrschranke nahm und sie an die Oeffnung des Rohrs hielt.

»Ich habe sie mit eigener Hand gegossen,« sagte er mit Resignation, dem Stiftssyndikus das verhängnißvolle, so laut gegen ihn zeugende Blei wieder zurückgebend. »Verfahren Sie mit mir, wie Sie müssen!«

»Beharren Sie noch auf Ihrem Leugnen, Cousin?« antwortete Liebner. »Sehen Sie nicht ein, daß meine Rathschläge gut sind? Daß sie Ihnen Leben und Ehre retten? ... Denken Sie an Hildegarde!«

»Das arme, unglückliche Kind!« rief seufzend Andreas.

»Sie drücken ein Brandmal auf die Stirn Ihrer einzigen Tochter und selbst mir, Ihrem so nahen Verwandten, heften Sie eine *levis macula* an!«

»Jeder Mensch muß sein Schicksal erfüllen,« versetzte der Förster. »Lügen kann und will ich nicht, und wäre damit Gott weiß welcher Vortheil zu gewinnen. Es mag also zur Untersuchung kommen, wenn mir dies Schicksal einmal bestimmt ist. Gott weiß, daß ich unschuldig bin, wenn auch Steine und Bäume gegen mich zeugen sollten!«

Der Stiftssyndikus gerieth durch diese hartnäckige Weigerung des Försters, den er trotz der Versicherung seiner Unschuld dennoch für den Todtschläger des Wilderers und Diebes halten mußte, in die peinvollste Verlegenheit. Jetzt schon, während er noch mit seinem Vetter das unselige Ereigniß besprach, konnte die Kunde von der Ermordung des verrufenen Menschen bereits in der ganzen Umgegend bekannt sein. Es war außerdem nicht anzunehmen, daß der erste Entdecker der Leiche, der Klosterbauer Büttner, gegen jedermann reinen Mund halten werde, und es blieb ihm daher, weigerte sich Andreas Frei hartnäckig ein offenes Bekenntniß abzulegen, nichts übrig, als den Unglücklichen, der dunkeln That Verdächtigen vorläufig zu verhaften.

Im Begriff diese Eröffnung dem Förster so mild wie möglich zu machen, nahm der Stiftssyndikus die für die weitere Untersuchung so wichtigen drei Gegenstände wieder an sich und sagte zwar sanft, aber doch in entschiedenem Tone:

»Sie werden das Forsthaus heute nicht mehr ohne mich verlassen, Cousin! Wie aber fangen wir es an, um Ihre Schwester –«

Hier unterbrach Liebner seine eigene Rede, denn eben ließ sich die Stimme Kathrinens in einer Weise hören, die wenig Gutes verhieß. Sie klang herausfordernd, hart, höhnisch, und ward durch scharfes, heiseres Lachen noch unheimlicher.

»Schöne Geschichten, das muß ich sagen!« rief die Schwester des Försters. »Erst zieren wir uns, als könnten wir nicht bis drei zählen, dann machen wir Mätzchen und kokettiren mit unserm Lärvchen, und endlich . . . «

Die letzten Worte erstarben unter abermaligem schallenden Gelächter, das schnell näher kam.

Andreas, von diesem auffallenden Gebaren seiner Schwester beunruhigt, öffnete die Thür und fragte hastig, was es gäbe.

Kathrine trat misachtend, zornig und doch auch wieder mit einem Anfluge von verzweifelterm Humor, wie ein aus Requisition begriffener Dragoner, in das Zimmer ihres Bruders. In der Hand hielt sie einen Brief des Domdechanten.

»Die herrliche Saat der Frau Baronin beginnt die längst erwarteten Früchte zu tragen,« sprach sie mit Genugthuung einen stolzen Blick auf Liebner heftend. »Meine sehr wohlherzogene schöne Nichte hat den erhabenen Entschluß gefaßt, Hosen anzuziehen und unter die emancipirten Frauenzimmer zu gehen, die seit einiger

Zeit in jedem Wochenblättchen zu allen Pforten hinaus gerühmt werden!«

»Was soll das nun wieder heißen?« sagte Andreas indignirt, nach dem Briefe langend.

Kathrine machte nach ihrer Gewohnheit einen sehr tiefen Knicks.

»Das soll heißen, mein lieber Herr Bruder, daß alles genau so kommt, wie ich es vorausgesagt habe,« versetzte sie. »Wäre die Welt überhaupt vernünftig zu machen, so würde ich mit Erlaubniß der Herren dieser Erde vorschlagen, mich in die Reihe der kleinen Propheten mit aufzunehmen. Da dies aber nicht zu erwarten steht, so mache ich noch einmal mein Compliment, auch vor dem gelehrten und weisen Herrn Stiftssyndikus, und sage nur: Gratulire! Gratulire aufs beste, und bin ganz entzückt von der so vornehmen Verwandtschaft!«

Förster Frei hatte inzwischen den Brief Warnkauf's erbrochen, dessen ungefähren Inhalt Kathrine durch rasche Fragen dem Ueberbringer schon entrissen hatte. Jetzt ließ der betroffene Vater das Papier fallen und deckte seine Hand unter lautem Stöhnen über die Augen.

Der Stiftssyndikus hob den Brief auf. Er enthielt die Anzeige von Hildegardens heimlicher Flucht aus der Dechanei, der einige tröstende Worte nebst der Versicherung beigefügt waren, daß bereits nach allen Seiten Boten ausgesendet worden seien, um die Entflohene aufzusuchen und in ihr sicheres Asyl, wo man nur ihr Bestes wolle, zurückzuleiten.

DRITTES KAPITEL. STÖRENDER BESUCH.

»Ein fremder Herr will mich sprechen?« sagte Baron von Kaltenstein, den Bedienten sehr mismuthig ansehend. »Und so früh? Ist das eine Zeit, wo man bei anständigen Leuten Besuche zu machen pflegt? . . . Bin nicht zu Hause!«

»Der Herr tritt sehr zuversichtlich auf,« bemerkte der Bediente. »Wenn er sich nun nicht abweisen läßt?«

»Dann wirf ihn meinerwegen aus der Thür, nur laß mich in Ruhe! Die Geschichte mit dem unseligen Förster macht mir wahrhaftig Kopfschmerzen genug! Und zum Ueberflusse läuft auch noch die Tochter des Unglücklichen bei Nacht und Nebel davon, und ich muß es mir gefallen lassen, daß man allen Ernstes in meinem Hause nach ihr sucht! Meine Frau hat sich dermaßen darüber alterirt, daß sie aus einer Ohnmacht in die andere fällt!«

»Da kommt der Herr schon an,« sagte der Bediente, nach der Thür zeigend, die soeben geöffnet ward.

Der Baron sah in ein Gesicht, das er kannte, ohne sich gleich erinnern zu können, wo es ihm zuletzt entgegengetreten war.

»Guten Morgen, Alterchen,« sagte der Fremde, der, ohne eine Einladung abzuwarten, rasch ins Zimmer trat. »Wie geht's? Fließen die Rimessen reichlich? Es gibt Leute, die etwas brauchen können, und die nicht gern weite Wege ohne Nutzen zu machen pflegen. Du wohnst hier verteufelt hübsch, und hast wohl noch ein paar Zimmerchen auf einige Zeit übrig für mich und mein Mädels?«

Ein strenger Blick des Besitzers von Kaltenstein trieb den lächelnd lauschenden Bedienten aus dem Zimmer.

Der Fremde, welcher mit so merkwürdig cordialer Zudringlichkeit den adelsstolzen Baron mit fast beleidigendem Du anredete, war ein Mann von gegen sechzig Jahren, breitschulterig, von schlankem, kräftigem Wuchse, mit stark ergrauten Haaren, die einen bedeutenden Theil des Hauptes kahl ließen. Er trug einen ebenfalls grauen, starken und gepflegten Schnurrbart. Das Gesicht war geröthet und zeigte Spuren sinnlichen Lebensgenusses. Die Kleidung des Fremden war von feinem Stoff, aber stark abgetragen. In einem Knopfloche seines dunkelbraunen Rockes sah man ein schmutzig gewordenes Ordensband.

»Ich vermag mich wirklich nicht zu besinnen,« sprach Baron von Kaltenstein, »wie ich zu der ganz unverdienten Ehre komme . . . «

»Ach was, Alterchen, laß den Schnickschnack!« fiel der Fremde ihm lachend ins Wort. »Sieh mich an mit deinen leichtfertigen, von vielem Trinken und vielem Genusse blaß gewordenen Schelmenaugen, und dann breite die Arme aus wie sonst, und drücke mich an dein treues Bruder- und Freundesherz! Wie wäre es möglich, daß du deinen langjährigen Kumpan und Reisegefährten, den zuverlässigsten Theilnehmer an allen deinen Thorheiten, Abenteuern, Liebeshändeln und Bacchanalien, deinen Geldern vergessen haben könntest?«

»Geldern? ... Wirklich? ... Du wärest Lieutenant Geldern?« sagte der Baron, als erkenne er den Fremden erst jetzt.

»Ich bin's auf Ehre!« rief der Fremde, »mag es dir lieb sein oder nicht! Ich bin's in eigener Person, dein leiblicher Schwager Geldern, ehemals ...«

Baron von Kaltenstein ließ den sehr laut sprechenden Lieutenant seine Rede nicht beendigen. Er hielt ihm die Hand auf den Mund und sagte in unverkennbarer Bestürzung:

»Still! ... Ich bitte dich um Gottes willen! ... Wenn du so schreist, zwingst du mich, dir die Gurgel zuzuschnüren!«

»Hoho, Alterchen!« erwiderte Geldern, sich freimachend und seine Stimme bedeutend mäßigend. »Wirf dich nicht zu sehr in die Brust und empfangen einen Freund und nahen Verwandten nicht mit Drohungen! Daran bin ich nicht gewöhnt, Schwager, und ich lasse es mir auch nicht gefallen!«

Baron von Kaltenstein nahm eine vornehme Miene an und sagte:

»Du scheinst unsers vor zehn Jahren getroffenen Abkommens gar nicht mehr eingedenk zu sein. Ich habe dir doch vor nicht sehr langer Zeit geschrieben –«

Lieutenant Geldern lachte, indem er sich nachlässig in einen bequemen Sessel warf.

»Noth bricht Eisen, heißt es im Sprichwort,« unterbrach er den Baron. »Ich bin in Noth und darum habe ich

mit Absicht alles Vergangene in die Fluten der Lethe versenkt, wie wir das früher so oft zusammen thaten, wenn uns mancherlei unbequem geworden war.«

»Reisest du unter dem Namen Geldern?« fragte der Edelmann.

»Ist er dir etwa im Wege?«

»Du weißt es, daß ich es nicht haben will, und ich erkläre dir hiermit, ehe wir noch ferner Worte miteinander wechseln, daß ich die Führung dieses Namens unter keiner Bedingung dulden werde. Du befindest dich hier auf meinem eigenen Grund und Boden, innerhalb der Grenzen meiner gutsherrlichen Gerichtsbarkeit, und ich sage dir ohne Umschweif, daß ich, wenn du Lust bezeigen solltest Flausen zu machen, mein Recht gebrauche!«

»Das ist lieb und brav von dir, Alterchen,« erwiderte der Lieutenant, »und damit du siehst, daß ich heute noch wie vor langen Jahren, in glücklichern Tagen, Lebensart besitze, scheidet mich von meinem Namen, den du ungern hörst.

Ich werf' ihn hin, nun sein Gehalt verloren!«

setzte er mit theatralischem Pathos hinzu. Der Baron reichte ihm darauf die Hand und sagte etwas freundlicher, obwohl noch immer mit finsterer Stirn:

»Gut, Sandomir, ich gebe dir jetzt Erlaubniß zu reden, wenn du mir gleichzeitig versprichst, deine Anwesenheit hier möglichst abzukürzen.«

»Da letzteres ganz von deinem Verhalten abhängen wird, so gehe ich bereitwillig auch diese Bedingung ein.

Höre und *erhöre* mich, und du sollst in jeder Beziehung mit mir zufrieden sein!«

»Was willst du?« fragte der Baron.

»Wenn ich darauf Antwort gebe, möchte ich doch von dir in Erfahrung dringen, wie meine liebe Schwester sich befindet?«

»Sie besitzt, was sie wünscht, und kann sich über nichts beklagen.«

»Und . . . und euer hoffnungsvoller Sprößling?«

Im Gesicht des Herrn von Kaltenstein zuckten die Muskeln, als würden sie galvanisirt.

»Der Sohn deiner Schwester wird dereinst, wills Gott, der Träger und Stammhalter meines alten Namens sein,« lautete seine Antwort.

»Ausgezeichnet!« sagte der Lieutenant. »Die Geschichte ist nobel eingekleidet und du weißt, ich war immer für alles Noble passionirt! Darum mache ich dir von Herzen mein Compliment zu dieser Eröffnung. Wie alt ist der Junge gegenwärtig?«

»Einige zwanzig,« sprach der Baron verbissen. »Und nun?«

»Nun zum Geschäft!« erwiderte Lieutenant Sandomir Geldern, nahm ein Cigarrenetui aus der Brusttasche seines Rocks und bot seinem Schwager eine derselben an.

»Danke! Ich pflege um diese Zeit nicht zu rauchen.«

»Ich rauche zu jeder Stande, wenn ich Lust und Appetit habe. Es sind feine Manillas. Also?«

»Danke!« sagte der Baron nochmals.

»Man macht immer die besten Geschäfte, wenn man dabei eine gute Cigarre raucht. Der schöne, dunkelblaue Rauch, der so würzig über uns emporsteigt und unsere Denkerstirnen in olympische Wolken hüllt, gebiert die kühnsten Gedanken und gibt uns Muth, Erhabenes zu wollen und zu erstreben.«

Nach dieser Bemerkung zündete sich Geldern die Cigarre an und fixirte mit seinen schlaunen, ins Grünliche spielenden Augen den Baron, als weide er sich recht innerlich an dem Verdrusse, welchen dieser offenbar über den unbequemen Besuch empfand.

»Um denn endlich in aller Ruhe von dem Geschäftlichen zu sprechen,« begann er von neuem, »will ich mich kurz fassen. Du weißt von früher her, daß man zuweilen Unglück hat und daß es nicht immer gelingt, das Glück zu corrigiren. *Enfin*, man kommt herunter, und weiß zuletzt nicht mehr wo aus noch ein. Diese Fatalität ist mir nun vor kurzem passirt, und weil ich augenblicklich wirklich keinen Ausweg mehr habe, spreche ich bei dir vor. Mit ein paar hundert Thalern ist mir geholfen.«

»Die ich dir geben soll?« fiel der Baron ein.

»Nicht geben, nur vorstrecken,« sagte Geldern.

»Keinen Heller bekommst du mehr,« erwiderte Baron von Kaltenstein. »Je mehr Geld man dir zuwirft, desto mehr willst du haben. Du warst stets ein Faß ohne Boden.«

Der Lieutenant lachte und ließ sich seine aromatische Manillacigarre vortrefflich schmecken.

»Ereifere dich nicht, Alterchen,« sagte er mit größter Gelassenheit, »du wirst nur grauer und häßlicher davon, und damit ist einem Manne von Welt ebenso wenig gedient als eleganten Frauen. Ueberlege dir in aller Ruhe mein Verlangen, bedenke deine Stellung, deinen Reichtum, meinen Einfluß, – bei diesen Worten traf den Baron ein eigenthümlichstechender Blick Geldern's – »und dann rücke gemächlich mit dem Gelde heraus! Ich mache mir's einstweilen hier bequem, lasse mein Mädels kommen, um es der vornehm gewordenen Tante vorzustellen, und lade mich zu Mittag bei dir und deiner liebenswürdigen Frau ein.«

Baron von Kaltenstein hatte, im Zimmer auf- und abgehend, seinen Schwager ausreden lassen. Jetzt trat er dicht vor ihn hin und erwiderte:

»Sandomir, willst du mich anhören?«

»Herzlich gern! Nur laß deine Rede wie Gold und Silber klingen, nicht wie gemeines Blei!«

»Es besteht ein Abkommen unter uns, nicht wahr, daß die Vergangenheit für immer begraben sein soll?«

Sandomir Geldern nickte beistimmend mit dem Kopfe.

»So ist es,« sprach er, »und so soll es auch bleiben!«

»Wenn du dies zugibst und damit einverstanden bist,« fuhr der Baron fort, »kannst du auch auf deinem Verlangen nicht bestehen. Clotilde würde sich zum Tode erschrecken, erblickte sie dich jetzt wieder!«

»Hm – hm,« brummte Geldern, »das will mir nicht recht einleuchten. Weiber sind zäh, und meine Schwester

zumal . . . ha, ha, ha, ha . . . die ist ja an Ueberraschungen und starke Emotionen von Jugend auf gewohnt.«

»Nur nicht an den Anblick ihres Bruders,« fiel der Baron ein.

»Umarmen und küssen wird sie mich freilich nicht,« sagte Geldern, »ebenso wenig aber wird sie vor Entsetzen laut aufkreischen, wenn ich ihr freundlich entgegenrete. Dazu hat sie von dir und der ganzen vornehmen Welt, viel zu viel Lebensart gelernt. Deshalb, mein' ich, es würde sich für uns beide schicken, du bereitetest deine Frau auf mein Kommen vor; wir verbrachten zusammen in traulichem Geplauder ein paar gemüthliche Tage und Abende, arrangirten eine kleine Partie . . .«

»Nicht um eine Million!« rief Baron von Kaltenstein.

»Gewiß nicht, Alterchen,« lachte der Lieutenant. »So hoch geht der Flug meiner Gedanken und meiner Wünsche nicht, schon weil ich sie des niedrigem Einsatzes wegen, den du ja doch machen müßttest, nicht gewinnen könnte, aber ein paar hundert Thälerchen würde ich doch riskiren, nur müßte ich sie vorher besitzen.«

»Damit du mir durch deine Fertigkeit im Corrigiren des Glücks noch einige hundert mehr abschwindeln könntest . . . Sehr pffiffig ausgedacht, mein Herr Schwager! Aber wir sind, gottlob! auch gewitzigt! Man hat doch nicht ganz umsonst eine volle Mandel Jahre mit Abenteurern, Glücksrittern und vornehmen Gaunern – entschuldige das Wort – die Welt durchzogen und sich zuletzt von dieser . . . nobeln Sippschaft durch ein gewagtes Manöver für immer – hörst du: für immer – losgekauft!«

»Alles vollkommen wahr,« versetzte Geldern, »doch ist nie davon die Rede gewesen, daß dieser sogenannte Loskauf eine Beseitigung jeglicher nobeln Passion mit involvire. Eine der nobelsten Passionen aber ist das Spiel, und ich seh' es dir an den Augen an, daß du es heute noch ebenso sehr liebst wie vor zwanzig Jahren.«

»Ich will noch einmal ein Thor sein,« sagte Baron von Kaltenstein, »und dir einige hundert Thaler auszahlen, du mußt dich aber zwei Bedingungen unterwerfen.«

»Für Geld thut der Mensch viel,« erwiderte Geldern, »lassen doch die jüngsten und schönsten Mädchen sich für Geld an die gemeinsten Wüstlinge verkuppeln. Nenne mir deine Bedingungen.«

»Du bleibst nur heute und die nächste Nacht auf Schloß Kaltenstein, dann reisest du mit deiner Tochter wieder ab, und unterzeichnest einen Revers, daß du dich nie wieder bei mir blicken läßt, nie wieder neue Forderungen an mich machst, mit Clotilde nicht *ein* Wort von der Vergangenheit sprichst und daß du in alle Zukunft deine Schritte nicht noch einmal nach Kaltenstein lenkst!«

»Du verlangst viel, Alterchen,« sagte Geldern nachdenklich, nachdem er die gestellten Bedingungen leise wiederholte, »indeß aus Freundschaft, aus alter Anhänglichkeit an dich, aus Liebe zu Clotilde will ich darauf eingehen. Hole also das Geld und setze den Revers auf!«

»Und kein Wort mehr vom Spiel,« fügte der Baron hinzu. »Seit jener entsetzlichen Nacht – es schaudert mich

noch, wenn ich daran denke – habe ich den Grünen Tisch geflohen wie die Sünde!«

Sandomir Geldern lachte cynisch.

»Wie die Sünde, wenn sie nicht schön ist,« sagte er. »Ich begreife gar nicht, was dich dabei so alteriren kann? Ich habe immer über jenes Spiel gelacht, und – alles in allem, Alterchen – so gar lumpig und sündhaft war der Einfall doch nicht! ... Auch gewannst du ja, und das ist doch wohl die Absicht eines jeden, der sein Glück im Spiele versucht.«

»Ich mahne dich an unser langjähriges Abkommen, über Vergangenes zu schweigen,« unterbrach Baron von Kaltenstein seinen Schwager. »Um alles Aufsehen möglichst zu vertreiben und keinerlei Gerüchte aufkommen zu lassen, will ich Clotilde von deiner unerwarteten Ankunft benachrichtigen. Hüte inzwischen deine Tochter; ich werde Sorge tragen, daß sie freundliche Aufnahme findet.«

»Und wenn ich wiederkomme, liegt das Geld, nicht wahr!«

»Geld und Revers, ersteres zum Einsacken, letzterer zum Unterzeichnen werden bereit liegen. Wo hast du dein Kind gelassen?«

Geldern zog die Schultern in die Höhe und blinzte mit den Augen.

»Genau weiß ich es selber nicht,« sagte er in jenem leichtfertigen Tone, den er bei seinen Gesprächen meistentheils beibehielt. »Aengstlich bin ich nicht, und da Zerline ohne Mutter aufgewachsen ist, und von Kindheit

an sich selbst helfen mußte, bedarf sie keiner Aufsicht. Mir kommt das sehr zu statten, da ich ganz ungenirt und stets Herr meiner Zeit bin. Irgendwo in der Nähe des Schlosses wird sie mir wohl in die Augen fallen.«

Er stand auf und griff nach seinem stark abgetragenen, feinen Castorhut.

»Also zu Mittag, nicht wahr?«

»Du bist mit deinem Kinde für heute und die nächste Nacht zu mir eingeladen. Gehe und komme während dieser Zeit wie du magst.«

Geldern entfernte sich, der Baron aber geberde sich wie ein Wüthender, als er sich wieder allein sah.

»Daß der entsetzliche Mensch auch nicht sterben will!« rief er einmal über das andere aus. »Ich hab's geahnt, daß er doch noch einmal den Frieden meines Hauses stören wird, denn umsonst schreibt er keine Briefe. Und ich traf doch meine Vorkehrungen . . . Fatale Geschichte! . . . Hätte ich diesen Ausgang vorausahnen können, ich würde mich wohl gehütet haben, dem verruchten Menschen ein paar Haarsägen zuzustecken! . . . Aber ich hoffte, er könne mir dienen und . . . die Sache hatte in aller Stille ein Ende gehabt. Nun läßt sich der Narr erschießen, und mein alter, braver Frei, dieser zum Unglück wahrhaft prädestinirte Mensch kommt in den Verdacht, den schlechten Menschen absichtlich erschossen zu haben . . . Die verfluchten Freikugeln.

Der Baron von Kaltenstein erschloß seine Geldkiste, entnahm derselben einen gewichtigen Beutel, den er mit

bedauernden Blicken betrachtete und hart auf den Tisch stellte.

»Wieder eine Abkaufssumme, die doch nicht verschlagen wird, wenn man nicht durch kräftigere Mittel nachhelfen kann,« sprach er düster. Darauf zählte er die in dem Beutel enthaltene Summe nach, bei welcher Beschäftigung ihm noch einigemal die Worte entschlüpfen.

»Die verfluchten Freikugeln!«

VIERTES KAPITEL. SANDOMIR GELDERN UND SEIN KIND.

Die sonderbare Weise, mit welcher Sandomir Geldern sich den Zutritt zu seinem nahen Verwandten errungen hatte, machte ihn sofort zu einer bemerkenswerthen Persönlichkeit für die Untergebenen des Barons. Dieser galt allgemein für einen umgänglichen und gutherzigen Menschen, da er für Kleinigkeiten kein Auge hatte und alles nach großem Maßstabe beurtheilte. Es war längst bekannt, daß Baron von Kaltenstein vor seiner Verheirathung ein höchst ausschweifendes Leben geführt und Unsummen auf seinen Reisen im Auslande verschwendet hatte. Mit seinen Seitenverwandten gerieth er durch die Heirath mit Clotilde in Streit und Feindschaft, die sich erst spät etwas verlor, da die Baronin eine Menge höchst liebenswürdiger Eigenschaften besaß, die sie geschickt zu ihrem Vortheil zu verwenden verstand. Dadurch gelang es ihr, nach und nach die Familie ihres Gatten wieder auszusöhnen, wenn auch ein intimes Verhältniß, noch

weniger ein freundschaftlicher Umgang mit den einzelnen Gliedern derselben sich nicht herstellen ließ. Clotilde selbst schien ebenso wenig daran gelegen zu sein als dem Baron. Dieser vertrieb sich die Zeit nach seinen Neigungen und fand immer Menschen, die ihm zusagten, Clotilde aber eroberte sich durch ihre bestechenden Eigenschaften das Herz Corneliens und deren Tochter, und war, wenn nicht vollkommen glücklich, doch gewiß so zufrieden im Besitz der Freundschaft dieser beiden Wesen, wie nur irgendjemand es sein kann.

Daß über Clotildens Vergangenheit ein undurchdringlicher Schleier lag, wußte man weniger als man es ahnte. Der Baron brachte sie als seine angetraute Gemahlin aus dem Süden Deutschlands auf seine Besitzungen, und da sie sich durch auffallende Schönheit und vielseitige Bildung auszeichnete, wozu sich noch die feinste Anmuth im Umgange gesellte, so verübelte von allen Bürgerlichen, welche den Baron kannte, diesem es keiner, daß er die Hand einer so liebenswürdigen und gebildeten bürgerlichen Dame einem adelsstolzen, kalten, vielleicht gar zank- und herrschsüchtigen Fräulein ohne Vermögen vorgezogen hatte. Erst mit der Ankunft Adolar's auf Kaltenstein bildeten sich allerhand Gerüchte, die einen leisen Schatten auf Clotildens Vergangenheit warfen. Es gab auf den Besitzungen des Barons auch nicht einen Menschen, der den jungen Adolar nicht für den Sohn der Baronin von Kaltenstein hielt. Auszusprechen freilich wagte eine so schwer wiegende Behauptung niemand.

Dem Bedienten war die Bestürzung seines Herrn beim Anblick des herabgekommen aussehenden Lieutenants, dessen Name und Charakter erst später allen Bewohnern Kaltensteins bekannt wurde, aufgefallen. Es ließ sich gar nicht bezweifeln, daß zwischen diesem zudringlich auftretenden Manne und dem Baron Beziehungen ganz eigener Art bestehen mußten, und diese Annahme genügte, um dem Fremden scharf aufzupassen.

Die schweren Regenwolken zerstreuten sich, als Lieutenant Geldern nach anderthalbstündigem Zwiegespräch mit dem Baron Schloß Kaltenstein wieder verließ. Der Bediente, welcher ihn angemeldet hatte, folgte ihm unbemerkt auf dem Fuße und sah, daß er nach dem tiefer gelegenen Dorfe ging, hier in ein ganz gewöhnliches Wirthshaus trat, wo fast nur Fuhrleute verkehrten, und nach kurzem Verweilen dasselbe wieder mit einem jungen Mädchen am Arme verließ. Beide sprachen lebhaft miteinander, schlugen einen nach dem Walde führenden Fußsteig ein und verfolgten diesen bis an den Waldsaum. Dann erst kehrten sie um und verfügten sich abermals nach dem Schlosse. Der Bediente kam jedoch noch vor dem wunderlichen Paare daselbst an und versäumte nicht, die gemachte Entdeckung sogleich all seinen Kameraden mitzutheilen.

Sandomir Geldern wußte sehr wohl den Aufenthalt seiner Tochter. Zerline war kein Mädchen gewöhnlichen Schlags. Sehr jung, recht hübsch und mit schätzenswerthen Naturanlagen begabt, hatte das stets vernachlässigte Kind sich allerdings selbst erzogen. Sie war fast wild

aufgewachsen, hatte nie regelmäßig eine Schule besucht, infolge eines sehr entwickelten Fassungsvermögens sich aber doch so viele oberflächliche Kenntnisse angeeignet, daß sie ohne besondere Mühe sich überall forthelfen konnte. Eine Eigenschaft nur fehlte Zerline ganz, weil sie ihr eben von Jugend auf verloren gegangen oder durch die unverantwortliche Vernachlässigung ihrer Erziehung gleichsam gestohlen worden war: sie besaß keine Ahnung von jener feinen Zartheit, die das Weib wie eine Glorie umgibt und es frechen, frivolen Angriffen unzugänglich macht. Dieser ungeheuere Mangel verwirrte in Zerline's Geist alle Begriffe und ließ sie kaum zwischen Recht und Unrecht, viel weniger zwischen Sitte und Unsitte unterscheiden. Trotzdem aber war das eben erst siebzehnjährige Mädchen weder schlecht noch abstoßend. Die Ursprünglichkeit Zerline's, so lange sie in der Unverdorbenheit ihres Herzens wurzelte, konnte sogar für Männer gefährlich werden.

Zerline trug einen faltenreichen Ueberwurf von dunkelm feinen Tuch, wie sie bei Frauen und Mädchen in Neuspanien beliebt sind. Obwohl dies in Europa und namentlich in Deutschland höchst selten vorkommende Kleidungsstück Zerline nicht paßte, sah sie doch so besonders darin aus, daß sie jedem, der ihr begegnete, sogleich auffallen mußte.

Zerline war auf eine originelle Weise in Besitz dieses Poncho gekommen. Ihr Vater hatte denselben einer Dame aus Mexico im Hazardspiel abgewonnen, als diese all ihr Geld bereits verloren hatte und doch noch nicht vom

Spiele ablassen wollte. Als der Poncho Eigenthum Geldern's geworden war, bekleidete die unglückliche Spielerin Zerlinien mit eigener Hand damit, und seitdem war er das Lieblingskleidungsstück der Tochter des gewesenen Lieutenants Sandomir Geldern.

»Du hättest mir doch folgen und mich gleich auf das Schloß mitnehmen sollen,« sagte Zerline, ihr fein geschnittenes, blasses Gesicht dem Vater zuwendend, der seiner Tochter mit lächelndem Munde eine Mittheilung gemacht hatte. »Mir würde der Onkel Baron nicht widerstanden haben. Jetzt haben wir nur etwas, nicht alles gewonnen. Bedenke, Papa, dreihundert Thaler! . . . Was läßt sich damit anfangen! Das Vierfache wenigstens mußt du verlangen!«

»Du hast gut reden, Schätzchen,« erwiderte Geldern, »kennst du Kaltenstein wie ich, so würdest du ihn anders beurtheilen.«

»Er sollte nur auch mich kennen, Vater! Ich bin nicht feig, du weißt es, und mit leeren Drohungen halte ich mich nicht lange auf.«

Zerline's dunkelbraune Augen glänzten unheimlich bei diesen Worten, und Geldern fühlte an dem sich verhärtenden Arme der Tochter, der in dem seinigen lag, daß das entschlossene Kind unwillig die Faust ballte.

»Eine so hohe Forderung würde den Baron wüthend gemacht haben,« sagte er. »Man muß stets an dem Grundsatz festhalten, daß etwas besser ist als nichts, ein Sperling in der Hand sicherer als zehn auf dem Dache. Die erschwatzten dreihundert Thaler helfen uns über die

ersten paar Wochen fort; inzwischen hat man Zeit weiter gehende Pläne zu machen und mehr zu erreichen.«

»Wenn du deinen Namen unter die alberne Schrift setzt, enterbst du dich selbst und verbannst dich für immer von Kaltenstein!«

»Ich habe aber noch nicht unterschrieben, Schätzchen.«

»Du sollst auch nicht!« sagte determinirt Zerline. »Die Tante soll alles rückgängig machen. Von ihr werde ich fordern, was du vom Onkel zu verlangen Anstand nahmst!«

»Laß das lieber bleiben, unbändiges Kind!« sagte Geldern. »Mit meiner Frau Schwester, die zwar eine ganz vortreffliche Person war und ohne Zweifel noch ist, konnte man niemals gut scherzen. Uebrigens dürfen und wollen wir nicht vergessen, daß nur ihre vortrefflichen Eigenschaften uns mit dem Baron von Kaltenstein in so enge Verbindung gebracht haben. Ich wollte, du hättest etwas mehr feine Schmiegsamkeit von deiner Tante geerbt, du würdest dann mit deinem starken Willen und deiner kecken Dreistigkeit, die sich um Formen nicht kümmert, viel bessere Geschäfte machen. Um in der Welt fortzukommen, Schätzchen, und es zu etwas zu dringen, muß man heucheln und schmeicheln, lügen und prahlen, bitten und weinen, beten und fluchen können, je nachdem es die Umstände erheischen!«

Zerline achtete kaum auf diese Lehren ihres Vaters. Sie machte ein sehr entschlossenes Gesicht, hüllte sich dichter in den bis fast auf die Knöchel herabreichenden Poncho, um sich gegen den scharf vom Gebirge hereinwehenden Wind zu schützen, und fragte den Vater, ob er Adolar gesehen habe.

»Schäfchen,« versetzte dieser, »in meinem Geschäftseifer habe ich an den Jungen nicht gedacht.«

»Das ist sehr unrecht von dir, Väterchen,« sprach Zerline. »Auf ihn setze ich gerade die meiste Hoffnung. Er ist die Hauptperson in dem Lustspiele, dessen erster Act heute beginnen soll.«

»Nur verrechne dich nicht, Kind!« warnte Geldern. »Auch der beste Plan mislingt, wenn eine Karte nicht einschlägt.«

»Meiner wird gelingen, Väterchen! Ich will, daß Adolar sich in mich verlieben soll!«

Geldern blieb stehen und brach in helles Lachen aus.

»Du bist aber wirklich ganz göttlich!« sprach er dann. »Wenn es dir glückt, habe ich nichts dagegen, allein –«

»Welche Bedenken quälen dich?«

»Wenn nun Adolar nichts von dir wissen möchte?«

»Wenn ich es will, muß er sich schon ergeben!«

»Du bist aber ganz und gar nicht liebenswürdig, Schätzchen!«

»Das hast du mir schon so oft gesagt, daß ich genöthigt sein würde, es zu glauben, wärest du nicht mein Vater. Hast du aber dennoch recht, so will ich Liebenswürdigkeit lernen.«

»Das ist ein schweres Studium, das nicht jeder begreift.«

»Die Tante wird mir Unterricht darin ertheilen.«

»Die Tante! . . . Ach ja, sie könnte wohl, aber es gehört nur sehr viel Zeit dazu, und morgen geleitet man uns schon wieder vor das Thor des Schlosses!«

»An dein unbesonnenes Abkommen kehre ich mich nicht,« sagte Zerline. »Willst du es halten, so thu' es. Du hast dann eine Veranlassung mehr, in der Nähe des Schlosses Kaltenstein zu bleiben. Ich werde mich der Tante, obwohl ich sie noch gar nicht kenne, unentbehrlich zu machen wissen.«

»Mit deinem Eigensinn, deinem Eisenköpfchen? Unter jungen Studenten möchtest du dich wohl in Respect zu setzen verstehen, meiner Frau Schwester gegenüber aber, die ebenfalls weiß, was das Wort Herrschaft bedeutet, ist das eine Aufgabe, welcher du nicht gewachsen bist!«

»Dann werde ich zum ersten male deine gelehrige Schülerin sein,« erwiderte Zerline. »Oder meinst du, Väterchen, ich könne das nicht, weil ich bis jetzt immer nur meinem Willen nachlebte? Gerade weil ich soviel Eigenwillen besitze, kann ich ihn auch mir selbst unterordnen. Es ist ein Hazardspiel wie jedes andere, bei welchem nur die Ausdauer den höchsten Gewinn einstreicht. Hast du das ganz vergessen, alter Praktikus?«

Zerline blickte ihren Vater jetzt schelmisch und lieblich zugleich an, und in ihren großen klaren Augen lag ein bestechender Zauber. Geldern blickte lange unverwandt in diese dunkeln, unergründeten Seelenbrunnen,

und die Hoffnung, es könne doch wohl möglich sein, daß sein von Natur so männlich geartetes Kind einem Manne Liebe einzuflößen vermöge, umschmeichelte sein Herz. Er drückte sie wärmer an sich und sagte, dem Schlosse rascher zuschreitend:

»Ich will dir nicht hinderlich sein, Schätzchen. Versuche dein Heil, und hast du Glück, so setze ich mich gern mit dir zur Ruhe. Ein Leben, wie wir es diese Jahren her führten, hat bei allem Reiz und aller Abwechslung auch seine großen Schattenseiten, namentlich dann, wenn man nicht mehr rüstig ist, und nicht jedem Begegnenden gern in die Augen sieht.«

Im Schlosse warteten schon geraume Zeit alle Bedienstete auf die Ankunft der zu so vielen Vermuthungen Anlaß gehenden Fremden. Zerline gefiel allgemein, nicht bloß durch ihr unleugbar interessantes feines Gesicht, sondern auch ihrer seltsamen Tracht wegen, die einen so eigenthümlich theatralischen Anstrich hatte. Ueber Geldern dagegen schüttelten alle den Kopf und das Urtheil über ihn lautete in jeder Beziehung ungünstig. Wenn dieser Mann – so nahmen die im Dienste des Barons Stehenden an – kein gefährliches Subject war, vor dem jeder auf der Hut sein müsse, konnte nur entweder langjähriges Unglück oder ein fortgesetztes abenteuerndes Leben ihm diese schlotterige und dabei doch auch brüsk herausfordernde Haltung beigebracht haben. Als Gast des Barons durfte seine Gedanken natürlich keiner über den auffallenden Mann aussprechen, alle aber sagten sich, daß der Besitzer von Kaltenstein, ohne Verpflichtungen

gegen denselben zu haben, mit einem so verlottert aussehenden Menschen gewiß nie Worte gewechselt haben würde.

Inzwischen war Clotilde von der Ankunft ihres Bruders durch ein Billet des Barons benachrichtigt worden. Diese unangenehme Kunde persönlich seiner Frau zu überbringen, nahm der Edelmann aus doppeltem Grunde Anstand. Er wollte nämlich nicht Zeuge der Entrüstung sein, in welche diese Nachricht Clotilde, wie er glaubte, versetzen würde, und noch weniger fühlte er sich in der Stimmung, bei dieser Gelegenheit etwa fallende Aeußerungen ohne alle Widerrede anhören zu können. Beides ließ sich mittels einer schriftlichen Mittheilung umgehen. Der Baron beurtheilte den Charakter seiner Gemahlin ganz richtig und wußte, daß, hatte sie nur den ersten Eindruck der ärgerlichen Nachricht überwunden, sie Gewalt genug über sich besaß, um den Vorfall objektiv zu betrachten und leidenschaftslos ein Gespräch darüber anzuknüpfen.

Es verging fast eine Viertelstunde, ehe Clotilde ihrem Gemahl durch das Kammermädchen anzeigen ließ, sie sei jetzt bereit, den Herrn Baron zu empfangen. Dieser folgte unverweilt der erhaltenen Einladung. Er traf Clotilde in höchst eleganter Morgentoilette auf der Chaiselongue ruhend. Sie sah sehr gut, fast jugendlich aus. Namentlich konnte ihre blühende Gesichtsfarbe, die einen rosigen Anhauch von duftigster Zartheit besaß, sie gern um zehn Jahre jünger erscheinen lassen. Diese Jugendfrische war jedoch, wie vieles andere bei Clotilde, erkünstelt. Sie rührte von geschickt aufgelegter Schminke her.

»Ist der unselige Mensch wirklich zu dir gedrungen, Karl?« redete die Baronin ihrem Gatten mit weinerlicher Stimme an. »Das ist ja entsetzlich!«

»Unangenehm ist es gewiß, mein Kind,« versetzte der Baron, »indeß lange – das verspreche ich dir – lange soll er uns nicht lästig fallen.«

»Und seine Bastardtochter begleitet ihn?«

»Weil er nicht so glücklich war, sich mit deren Mutter verheirathen zu können,« sagte der Baron, einen sehr scharfen Blick auf Clotilde werfend. »Ihm spielte der Zufall einen bösen Streich, andere hatten mehr Glück.«

Clotilde schloß ihre langbewimperten Lider, als blende sie das Licht, und während sie noch ihre alabasterweiße Hand darüberlegte, fuhr sie seufzend fort:

»Ich habe mich entschlossen, freundlich zu sein mit den ... Menschen, um nicht noch mehr Emotionen zu haben ... Es stürmt gegenwärtig gar zu viel auf mich ein ... Das Unglück mit Frei und dessen Tochter hat mich zu sehr erschüttert! ... Ist noch keine Nachricht über die Verschwundene eingelaufen?«

»Bis jetzt hörte ich nichts von Hildegarde,« erwiderte der Baron. »Gewiß aber entdeckt man bald ihren Versteck, und dann wird der Stiftssyndikus ein ernstes Wort mit ihr reden.«

Clotilde ließ ihre Hand sinken und richtete sich schnell auf.

»Gerade dieser Mann und vielleicht mehr noch der Domdechant, sind schuld an dem beklagenswerthen

Schritte des armen, verwaisten Kindes!« rief sie mit Hefigkeit. »Hätte man es mir anvertraut, wie die gute Cornelia es wünschte, Hildegarde hätte nie daran gedacht, durch eine so unüberlegte Handlung sich selbst so furchtbar zu compromittiren und ihren Ruf zu gefährden . . . O Gott, o Gott! . . . Und ihr Vater! . . . Mir ist's, als quälten mich wilde Träume, wenn ich daran denke! . . . Andreas Frei eines Todtschlags angeklagt! . . . Es ist zu fürchterlich! . . .«

»Die Schuld des Försters am Tode des verrufenen Diebes ist noch nicht erwiesen,« versetzte Baron von Kaltenstein. »Was mich persönlich betrifft, so glaube ich nicht daran, weil ich eine solche That für ganz unmöglich halte. Der unglückliche Schuß ward gewiß von irgendeinem andern abgefeuert, und wer mag wissen, ob er nicht auch einem andern galt!«

»Welch schreckliche Annahmen, Karl! . . . Leben wir denn mitten unter Banditen?«

»Die Untersuchung wird hoffentlich Licht über diese Angelegenheit verbreiten,« sagte der Baron ausweichend. »Mich schmerzt es nur, daß der arme Frei neben dem schweren Kummer, den ihm die unbesonnene Flucht der verzogenen Tochter macht, noch seiner Freiheit so lange beraubt bleibt, bis sich Beweise finden, die seine Unschuld an den Tag bringen. Ach, und das kann bei dem heimlichen Gerichtsverfahren, das wir leider noch immer besitzen, sehr, sehr lange dauern! Am Rhein würde es nicht halb so lange währen. Du erinnerst dich wohl noch . . .«

»Ich bitte dich, Karl,« fiel Clotilde ein. »Nimm doch Rücksicht auf meine nervöse Aufregung! ... Wann erwartest du die ... die Menschen?«

»In jedem Augenblick. Bist du bereit, sie zu empfangen?«

»In deiner Gegenwart will ich es versuchen. Wie sieht – seine Tochter aus?«

»Noch sah ich sie nicht. Sandomir selbst hält sie, wie mir scheint, für ein ganz exquisites Geschöpf.«

»Sehr wahrscheinlich; ist er doch selbst ebenfalls ein exquisiter Mensch.«

»Dein Bruder, *ma chère* Clotilde! Es gab eine Zeit, wo du seine Talente zu würdigen verstandest.«

Clotilde erbleichte bei diesen Worten, daß sie das Ansehen einer geschminkten Leiche erhielt und der Baron selbst über diese plötzliche Verwandlung erschrak.

Wahrscheinlich wäre es zu höchst unerquicklichen, wo nicht gar heftigen Erörterungen gekommen, wenn nicht lautes Klopfen das *tête-à-tête* der beiden Gatten zur glücklichen Stunde unterbrochen hätte. Das Kammermädchen der Frau Baronin meldete die Ankunft eines Herrn und einer jungen Dame.

»Sie sind es,« sagte Baron von Kaltenstein. »Bist du geneigt, beide zugleich zu empfangen, oder wünschst du erst den Bruder und sodann dessen Tochter zu sprechen?«

Clotilde war schon wieder gefaßt.

»Beendige erst das Geschäft,« sprach sie, ein farbloses Lächeln erkünstelnd, »und hast du dich mit Sandomir abgefunden, dann führe mir die ... seltenen Gäste zu ... Auf eine Nacht, nicht wahr?«

»So habe ich es mit dem Herrn Lieutenant ausgemacht!«

Clotilde winkte nochmals lächelnd und legte sich, wie stark ermüdet, wieder zurück in die Chaiselongue.

FÜNFTES KAPITEL. UNTER GESCHWISTERN.

Baron von Kaltenstein war doch überrascht, als ihn Zerline begrüßte. Die merkwürdige Unbefangenheit dieses blutjungen Mädchens, das auf den wirren Lebenswegen ihres sorglosen Vaters mehr Erfahrungen gesammelt hatte als manche funfzigjährige Dame, imponirte und konnte unter Umständen sogar bestechen. Zerline's Vorsatz, einen guten Eindruck auf den Onkel zu machen, mochte mit dazu beitragen, daß sie sich zusammennahm und das Weibliche in ihr die Oberhand über die ihr zur andern Gewohnheit gewordene männliche Derbheit gewann. Mit einem Worte, Zerline gefiel dem Baron, und im ersten Augenblick vergaß er vollständig das eben mit deren Vater getroffene, förmliche Abkommen. Geldern entging dieser wohlgefällige Eindruck nicht, und berechnend, wie er war, suchte er auf der Stelle Vortheil für sich daraus zu ziehen.

»Nicht wahr, Alterchen,« sagte er, seinen Arm vertraulich auf des Barons Schultern legend, »das Mädchel ist nicht aus der Art geschlagen? Man kann sich sehen lassen mit

dem Kinde? *Enfin*, es wäre so übel nicht, darauf eine tüchtige Spekulation zu gründen?«

Der Baron duldete, daß Zerline ihn küßte. Ihre Lippen waren weich und voll.

»Ich bin entzückt, den gnädigen Herrn Onkel endlich kennen zu lernen,« sagte Zerline, und einen Blick durchs Fenster werfend setzte sie harmlos hinzu: »Hier ist's allerliebst! Da möchte ich gleich mein ganzes Leben lang bleiben!«

»Das Wünschen hast du umsonst,« sprach Geldern, »damit aber wirst du dich auch begnügen müssen. Wünsche dir also soviel du magst, denn morgen schon geht die Herrlichkeit hier zu Ende.«

»Schnickschnack!« fiel Zerline mit dem köstlichsten Stirnrunzeln dem Vater ins Wort. »Ich verklage dich gleich beim Onkel, wenn du mir nicht einmal Zeit lassen willst hier zu Athem zu kommen! Man ist froh, unter guten, lieben Menschen zu sein nach dem ewigen Leben in Gasthäusern! Nicht wahr, Herzensonkel, Sie geben nicht zu, daß der Vater seinen Kopf aufsetzt und schon morgen wieder weiterreist? Bitte, stehen Sie mir bei! Ich möchte gar so gern dem Vater gegenüber recht behalten!«

Ehe Baron von Kaltenstein noch antworten konnte, hatte Zerline schon beide Arme um seinen Hals geschlungen, drückte ihn fest an sich und war durchaus nicht karg im Austheilen von Küssen.

»Teufelshexe!« grinste Geldern vor innerlichem Vergnügen. »Das Mädels ist ein unbezahlbares Geschöpf, ohne das ich längst schon verhungert wäre, oder mir das

Gehirn mit ein paar Loth Pulver zum ewigen Schlafe hätte auspolstern müssen.«

Der Baron ließ geschehen, was er nicht hindern konnte, hütete sich aber doch, seiner naiv zudringlichen Nichte eine bestimmte Zusage zu geben.

»Darüber wird sich sprechen lassen, mein Kind,« sagte er, »wenn du dich mit der Tante verständigt hast. Folge mir jetzt zu ihr; sie ist begierig, dich zusehen. Deinen mexicanischen Ueberwurf aber kannst du einstweilen hier lassen.«

Zerline warf ohne jegliche Ziererei den Poncho ab und präsentirte sich jetzt in einem Kleidchen, das dürftig genug aussah und dazu gemacht zu sein schien, die feingerundeten Formen des jungen Mädchens in das vorteilhafteste Licht zu stellen. Den Baron überraschte die schöne, halbenthüllte Büste der Kleinen, an der er ungeheucheltes Wohlgefallen fand; aber er mußte sich doch sagen, daß Zerline in solcher Tracht bei Clotilde leicht Anstoß erregen konnte. Denn die Baronin hielt streng auf Anstand, wenn schon sie durchaus keine Kopfhängerin war. Zum Glück befand sich Baron von Kaltenstein im Besitze eines sehr schönen Longshawls, der ursprünglich für Hildegarde bestimmt gewesen war. Diesen holte er hervor und warf ihn über Zerline's runde, glänzend weiße, nur gar zu stark entblößte Schultern.

»So, Kindchen,« sagte er, »jetzt kannst du dich vor der Tante sehen lassen. Ich selbst werde dich ihr zuführen.«

Er bot Zerline den Arm, die ihn lachend annahm und sich mit vielem Handküssen fürs das schöne Geschenk

gebührend bedankte. Geldern trat vor den Spiegel, zupfte die zerknitterten Vatermörder zurecht, rückte an dem ehemals fein gewesenen Busenstreifen und der Weste von großgeblühtem schweren Seidendamast, die auch bereits Spuren ihres Alters zeigte, bürstete sorglich die wenigen weißgrauen Haare an den Schläfen so zurecht, daß sie vornehm genial abstanden, und zog endlich ein paar gelbe Handschuhe an, deren einem jedoch der Daumen fast ganz ausgerissen war. Der alte Spieler besaß aber ein ganz eigenthümliches Geschick, diese Wunde so zu verdecken, daß sie nicht sogleich bemerkbar ward. Eine kurze, vertrauliche Verbeugung zeigte dem Baron an, daß er nun vollkommen gerüstet sei, der vornehm gewordenen Schwester seine Aufwartung zu machen.

Clotilde hatte es nicht für nöthig gehalten, des unerwarteten und ihr noch dazu sehr unangenehmen Besuchs wegen sich besonders zu putzen. Nur ihr noch sehr schönes, volles Haar, auf dessen Pflege sie von jeher große Sorgfalt verwendet hatte, ließ sie sich nochmals von dem Kammermädchen ordnen und bedeckte es dann mit einem sehr kleidsamen Häubchen. So erwartete sie gespannt, innerlich aber geärgert und eigentlich voll Zorn den liederlichen Bruder und, wie sie stillschweigend voraussetzte, dessen leichtfertige natürliche Tochter, für deren sittliche und geistige Erziehung soviel wie gar nichts geschehen war.

Sandomir Geldern, der vor längerer Zeit einige Jahre als Offizier in französischen Diensten gestanden und sich durch seine Bravour ein Ordenskreuz erworben hatte,

begrüßte seine Schwester mit solcher Herzlichkeit, daß Clotilde nicht umhin konnte, freundlich zu erscheinen. Sie duldete Sandomir's etwas stürmische Umarmung und war gnädig genug, Zerline, der sie nur einen einzigen flüchtigen Blick zuwarf, ihre wohlgepflegte Hand zum Kusse zu reichen. Zerline verstand diese Handbewegung und beugte ihr leicht erröthendes Gesicht sehr devot über die schöne Hand der vornehmen Tante.

»Habe Geduld mit ihr, Schwester,« sagte Geldern. »Es fehlt dem Kinde noch Tournure; aber sie hat Anlagen, vortreffliche Anlagen! Wolltest du sie einige Zeit unter deine Flügel und in deine Schule nehmen, gewiß, Schwester, Zerline würde dir Ehre machen. Ich finde überhaupt, daß sie dir merkwürdig ähnlich ist in ihrem Thun, ihren Wünschen, ihren Neigungen. Die Männer läßt sie ablaufen, daß man darüber erstaunen muß, und steht ihr das Köpfchen gerade recht, so weiß sie wieder so wunderbar süß zu girren, daß auch die Rauhesten und Stolzesten willig unterducken. Wie vortrefflich aber du das verstandest, Clotildchen, damals . . . am Rhein . . . weißt du noch, wo dein jetziger gestrenger Herr Gemahl zuerst an die ausgeworfene Angel biß, dessen wirst du dich wenigstens noch dunkel erinnern können.«

»Es ist angerichtet,« meldete der Bediente, die Thür zum Speisezimmer öffnend.

Der Baron nahm sogleich wieder den Arm seiner Nichte, während Geldern seine Schwester zu Tische führen wollte. Clotilde aber warf stolz den Kopf zurück, erhob

sich vornehm gelassen, zupfte ungeduldig an ihrem gestickten Taschentuche, und folgte, ohne den Bruder eines Blickes zu würdigen, ihrem mit der leichtfertigen Nichte vorangegangenen Gatten.

»Habe ich ausgezeichnet gemacht!« rief Geldern sich zu, die schadhaften Handschuhe schnell abstreifend. »Sie weiß jetzt, daß ich aus ihrer Vergangenheit kein Geheimniß zu machen fest entschlossen bin, sie muß deshalb auch annehmen, daß Zerline bereits in alle Familienverhältnisse eingeweiht ist, und sie kann bei ihrer Klugheit voraussehen, wie wenig ich mich auf Rücksichtsnahmen einlassen werde. Soll ich schweigen, so muß sie zuvor höflich gegen mich werden und sich mit mir verständigen. Bereit dazu bin ich, aber nur gegen baare Zahlung. Sie ist im Besitze, ich habe nichts, mithin wäre ich ein Thor, benutzte ich nicht die günstige Gelegenheit! . . . Am Hierbleiben liegt mir wenig, mir persönlich wäre es sogar lieber, wenn unser Aufenthalt nicht länger als einen Tag und eine Nacht dauerte. Geld jedoch muß ich erst einsacken, ehe ich mit meinem Zaubermädel weiter ziehe, und Geld soll die liebe Schwester so viel herausrücken, daß ich Zerlinchen als Köder für leichtsinnige reiche Herren von Stande damit herrlich herausputzen kann.«

Bei Tische beobachtete die Baronin ihre Nichte sehr aufmerksam und richtete auch verschiedene Fragen an sie, die von Zerline schnell, bestimmt und immer treffend beantwortet wurden. Es leuchtete Clotilde ein, daß dies aufgeweckte Kind wohl einer bessern Erziehung werth

sei, und momentan fühlte sie fast Mitleid mit dem so jungen, hübschen Geschöpf, das möglicherweise mit schnellen Schritten tiefer moralischer Verwilderung entgegen ging. Sie verglich Zerline mit Hildegarde, deren Schicksal sie so schwer beunruhigte, und sie mußte sich sagen, daß der Lebensgang beider Mädchen mancherlei Aehnlichkeit habe.

Geldern war überaus gesprächig. Er erzählte fortwährend, indem er seine Rede bald an den Baron, bald an Clotilde richtete. Bisweilen fragte er auch Zerline oder rief sie gleichsam zum Zeugen auf. Er legte bei allen diesen Erzählungen eine Rücksichtslosigkeit an den Tag, daß Clotilde einmal über das andere erröthet sein würde, hätte die schützende Schminke sie nicht vor solchem Unglück bewahrt. Sie kam sich vor, als lebe sie unter Verbrechern, und sie dankte Gott wirklich von ganzem Herzen, daß Hildegarde nicht auf Kaltenstein weilte!

Auch dem Baron war es widerwärtig, in Gegenwart eines jungen Mädchens, das vor den sie umgebenden Personen doch Respect haben sollte, Vorgänge berühren zu hören, die man schon aus Klugheit gewöhnlich verschweigt, und es überrieselte ihn einigemal ein Schauer, als er die entsetzliche Bemerkung machen mußte, daß Zerline in alles vollkommen eingeweiht sei. Ihr Benehmen war dabei so unbefangen, daß Baron von Kaltenstein nicht recht wußte, ob er mehr die Naivetät der Lebensanschauung Zerline's bewundern, oder sich über eine so frühe gänzliche Verwilderung des hübschen, vielfach verführerischen Geschöpfs entsetzen sollte.

Mit richtigem Takt kürzte Clotilde die Tafel möglichst ab. Den Arm des Bruders, der sich ungemein behaglich zu fühlen schien, nahm sie auch jetzt nicht an; ebenso wenig duldete sie, daß Zerline ihr die Hand küßte.

»Erwarte unsere Rückkunft,« sprach sie befehlshaberisch zu ihrer Nichte, »ich und der Onkel, wir haben allein mit deinem Vater zu sprechen.«

Geldern blickte sie schlau lächelnd an, Clotildens Auge aber blieb kalt und streng.

»Jetzt gleich?« sagte er scherzend. »Um vernünftigen Gesundheitsvorschriften nachzuleben, müßte man sich lieber etwas Bewegung machen oder sanft der Ruhe pflegen.«

»Die Zeit drängt,« erwiderte Clotilde, »und ohnehin ist es unerläßlich, daß wir uns ein für allemal verständigen.«

»Auf meinem Zimmer,« sprach der Baron. »Dort liegt das Nöthige bereit. Es bedarf nur noch deiner Unterschrift.«

Geldern sah ein, daß unbedingte Fügsamkeit allein zum Ziele führen könne; er trat aber nicht mit so großer Zuversicht wie vor dem Mittagmahle in das Wohngemach seines Schwagers. Letzterer legte ihm in einigen Rollen die verlangte Summe vor und unterbreitete ihm sodann den Revers. Geldern wog prüfend die Geldrollen, überlas aufmerksam die Schrift und legte sie vor sich hin, indem er sagte:

»Sehr schön, Alterchen; doch ehe ich mich mit unnützer Tintenkleckerei befasse, möchte ich aus Liebe zu

meinem Kinde mit euch beiden, die ich stets wahrhaft geliebt und verehrt habe, noch ein paar Worte wechseln.«

Clotilde, die bisher sehr rasch und ihr Taschentuch drehend auf- und niedergegangen war, trat jetzt vor den Bruder. Ihre Augen flammten vor Aufregung und Zorn.

»Sandomir,« sprach sie, »ich wünschte, der Blitz hätte dich erschlagen!«

»Ein sehr unchristlicher Wunsch; liebe Schwester,« versetzte Geldern lächelnd. »Du würdest dann nie Carrière gemacht haben und nie Baronin von Kaltenstein geworden sein.«

»Daß jener feurige Strahl vom Himmel mich betäubte, es war ein Irrthum des Weltenlenkers!« fuhr Clotilde fort. »Warum wollte mich Gott, ich weiß es, warnen, vielleicht bekehren, wie er den Verfolger Saulus bekehrte, und ich würde den Ruf aus der Höhe vernommen und ihm nachgelebt haben, wärest du nicht am Leben geblieben!«

»Liebe Schwester,« versetzte Geldern, »du überhäufst mich da mit Vorwürfen, die ich gar nicht verdient habe. Bedanke dich lieber bei dem Baron, der sich so huldvoll deiner Unschuld annahm . . . Auch kann ich wirklich gar nicht begreifen, weshalb du dich so schrecklich ereiferst, weil das Zusammentreffen verschiedener Ursachen die Wirkung hatte, daß du schließlich eine wohlangesehene Dame von Stande wurdest!«

»Laßt das Vergangene vergangen sein und haltet euch an die Gegenwart,« fiel der Baron ein. »Wir werden uns dabei alle wohl befinden und uns gegenseitig jeden Vorwurf ersparen.«

»Nein,« sprach Clotilde, »ich will und werde *nicht* schweigen! Deine Auslassungen bei Tische haben mein Innerstes empört! Du prahlst im Beisein eines geistig noch unreifen Mädchens mit Unternehmungen, deren jeder redliche, unbescholtene Mann sich schämt! Du forderst dies Kind auf, deine Erzählungen zu bestätigen, und dies arme, unglückliche Kind ist – deine eigene Tochter!«

»Es war nicht mein Wille, sehr tugendhafte gnädige Frau Schwester, daß auch ich des Glückes, Vaterfreuden zu genießen, theilhaftig werden sollte,« bemerkte der verwilderte Geldern. »Wenn du übrigens der Meinung bist, ich taue wenig zum Erzieher junger Mädchen, eine Meinung, der ich mich anzuschließen gern geneigt bin, so könntest du ja nur ein gutes Werk stiften, wenn du dich der Armen, Verlassenen mit mütterlicher Zärtlichkeit liebevoll annehmen wolltest. Du selbst hast keine Kinder, also . . . «

Die Baronin schleuderte Sandomir Geldern einen Blick voll Verachtung zu, der diesen momentan verstummen machte. Er faßte sich aber gleich wieder und fuhr fort:

»Wahrhaftig, Schwester, ich spreche im Ernst! Seit du so glücklich und so vornehm verheirathet wurdest, habe ich einen ganz unbegrenzten Respect vor dir. Ich schließe mich dem Glaubensbekenntniß der unverbesserlichen Weltkinder an, die fortwährend behaupten, Reichthum tilge jeden Flecken! Recht haben sie auch; denn wer ist jemals mehr geehrt und bewundert worden als jene gedankengroßen Menschen, die Länder raubten, Kronen

stahlen und ihre lieben Brüder zu Tausenden hinschlachten ließen, um aus dem zusammengescharrten Raube sich später ein glanzvolles, wohnliches Haus zu erbauen? Wärest du weniger glücklich gewesen, wer weiß, hinter welchem Zaun du jetzt hocktest, einen Stecken in der abgemagerten Hand und einen Bettelsack auf der Schulter!«

»Du bist frech, gemein und lieblos!« rief Clotilde empört. »So frech und gemein wie das Gewerbe, von dem du dein elendes Leben fristest!«

Geldern machte eine spöttische Verbeugung vor seiner Schwester, indem er sagte:

»Du unterstütztest mich früher in diesem Gewerbe, und der Baron, gegenwärtig dein Gemahl, war in unserm Bunde der dritte!«

Clotilde traten Thränen der Wuth, vielleicht auch der Reue in die Augen.

»Ich habe dafür gebüßt!« rief sie aus. »Ich büße noch, ich will und werde büßen bis zum Tode, aber, gottlob! ich hoffe auch Stärke genug zu gewinnen, um aus der Buße Versöhnung zu schöpfen!«

»Wie rührend das ist!« sprach Geldern. »Du bist ein Weib nach der Schrift, Schwester! Ich erinnere mich, darin irgendwo einmal, als ich noch zur Schule ging, gelesen zu haben, es würden sich die Engel im Himmel mehr freuen über einen reuigen Sünder, welcher Buße thue, als über tausend Gerechte, die der Buße nicht bedürftig wären . . . Was willst du denn eigentlich mehr? Die Engel

im Himmel müssen sich, wenn sie dich einst unter Freudenjauchzen in Empfang nehmen, bei mir bedanken, daß ich den guten Seelen diesen erquickenden Spaß gemacht habe.«

Der Baron schob jetzt dem gefährlichen Schwager die Geldrollen zu und reichte ihm die Feder zum Unterzeichnen.

»Mach' ein Ende!« sprach er gebieterisch. »Es ist nothwendig, daß wir uns alsbald für immer und auf Nimmerwiedersehen trennen.«

Geldern achtete indeß nicht darauf. Er ließ das Geld liegen und nahm auch die dargereichte Feder nicht.

»Du bist übrigens sehr ungerecht, Schwester,« nahm er abermals das Wort, »ungerecht am meisten gegen dich selbst. Bedenke doch, welch genußreiches, unterhalten-des Leben du mit mir führtest, als du kaum das Alter Zerline's erreicht hattest! In der Absicht, als Marketen-derin dich zu ernähren, gingst du mit mir nach Spanien. Später führten uns die Kriegereignisse nach unserm verlorenen Vaterlande, dem als selbständiger Staat doch in alle Ewigkeit verlorenen Polen. Es war ganz gescheidt von dir, Tildchen, daß du beim Zuge der großen Armee nach dem heiligen Rußland von dem unheiligen Gedanken erfaßt würdest, mich zu bereden, mit dem Rest der geplünderten Kriegskasse, den uns ein glücklicher Zufall in die Hände spielte, eine kleine Bank zu errichten, die sich unter dem dummen Bauernadel der Polackei, unsers schönen, sumpfreichen Vaterlandes zerrissenen An-gedenkens, leidlich bezahlt machte . . . Wir schlugen uns

durch, Tildchen, redlich und ehrlich, wie's gehen mochte . . . Ich war nicht stolz und hochfahrend, ließ mir von unsern trunksüchtigen Landsleuten alles gefallen . . . war heute ihr Narr, morgen ihr Factotum . . . immer, um nur leben, aber möglichst gut leben zu können . . . Und du, ach, wie hold und anschmiegsam war damals das liebe Schwesterchen! . . . Weißt du noch, wie die alten beiden Starosten auf dem Schlosse Biczlowice in Masuren aus deinen Schuhen so lange Ungarwein tranken, bis sie alle beide besinnungslos unter den Tisch fielen, und die Wette, wer Sieger bleiben sollte, ein Röllchen mit fünfzig vollwichtigen Pistolen, in unsere Tasche sich verlor, wir aber in tiefer Mitternacht das Weite suchten? . . . Versuche es nicht, Tildchen, solche bedeutungsvolle Merktage im Leben trotzig mit deinem kleinen, von den Starosten bewunderten Füßchen in die Erde hineinstampfen zu wollen; es glückt dir doch nicht! . . . Du warst damals sehr mit dem Ausgange dieser lustigen Wette zufrieden, und eigentlich die ganz alleinige Veranlassung dazu, weil du die Spröde gegen die alten Herren so meisterhaft spieltest und es nur duldest, daß sie dir Dukaten ins Busentuch schieben durften . . . «

Clotilde, längst schon zitternd, brach jetzt mit einem wilden Schreckenschrei zusammen. Der Baron fing sie in seinen Armen auf und ließ sie sanft in einen Lehnsessel nieder. Dann wandte er sich dem cynisch lächelnden Geldern zu.

»Kein Wort will ich mehr hören,« sprach er, »oder du zwingst mich, Leute herbeizurufen, die mich von deiner

verhaßten Gegenwart befreien! ... Willst du der Mörder deiner eigenen Schwester werden?«

Geldern ließ sich auch durch diese Drohung seines Schwagers nicht stören.

»Ereifere dich nicht, Alterchen,« versetzte er mit seiner unerschütterlichen Ruhe und dem stereotypen Lächeln auf den verwüsteten Zügen, »wir kennen uns ja zu lange, um uns ernsthaft zu erzürnen. Deine Frau, das bemerke ich jetzt, wird alt, und ... nun, du kennst ja das Sprichwort von den jungen Sünderinnen! ... Ich will es nicht wörtlich anführen, um die Ohren Clotildens, die vielleicht noch hören, nicht gar zu sehr zu beleidigen. Auch aufbringen will ich mich euch nicht, obwohl ihr doch eigentlich nur durch mich ein so glückliches Paar geworden seid ... Ehe ich jedoch gehe, bin ich gezwungen, dir und auch meiner Schwester – die, wie ich zu meiner großen Freude bemerke, sich wieder zu regen beginnt – noch an die letzte schwere Nacht in Genf zu erinnern.«

Die Baronin schlug die Augen auf und erfaßte die Hand ihres Gatten.

»Karl!« sprach sie mit Mühe ... »Schütze mich ... vor ... diesem ... Menschen!«

»Das Spiel war zu Ende,« begann Geldern aufs neue, »ich hatte das letzte Geldstück verloren ... da sahst du ... «

»Halt ein, Wahnsinniger!« rief Clotilde und drückte aufspringend ihre Hand auf den Mund des schrecklichen Bruders. Dieser zog sie herab, lächelte sanft wie ein Mädchen und sagte geschmeidig:

»Es ist höchst unklug von dir, so abscheulich zu schreien! Die Bedienten hören es ja und müssen denken, wir wollen uns hier allesammt erwürgen. Ich kann sehr gut und sehr lange schweigen, aber ich muß dafür bezahlt werden.«

»Die verlangte Summe liegt vor dir,« sprach der Baron.
»Nimm sie zu dir und unterschreibe!«

Er schob ihm nochmals das Papier zu nebst Tinte und Feder. Geldern steckte die Rollen gelassen ein.

»Das wäre für unser Abkommen,« fuhr er fort, »um aber meinen Mund stumm zu machen, mein leider sehr gutes Gedächtniß todt zu schlagen, und auch die Lust in mir für immer zu tödten, froh Erlebtes in heiterer Stimmung ändern, blos zur Unterhaltung, mitzuthemen, begehre ich das Dreifache, und zwar entweder sogleich oder, solltest du zufällig nicht gut bei Kasse sein, in einer gültigen Sichtanweisung auf deinen Bankier. Schneide keine Gesichter, Baron, ich bin unterrichtet und weiß, daß du bei Moser und Comp. verschiedene Tausende deponirt hast! . . . Machst du tausend Thaler gerade voll, so will ich die letzten hundert zur Equipirung meiner Tochter verwenden, und ihr Kleider anschaffen, wie sie der Nichte einer Baronin ziemen, und die ganz so anständig zugeschnitten sind, wie die Aristokratie der Geburt es liebt.«

»Unverschämter!« flüsterte Baron von Kaltenstein, über die bodenlose Frechheit des Spielers entrüstet.

»Befriedige ihn,« rief Clotilde, »befriedige ihn auf der Stelle! . . . Ich lege noch ein goldenes Armband für das

unglückliche Geschöpf zu, wenn ich mir mit diesen Opfern die Wohlthat der Entfernung von Vater und Tochter aus meinem Hause erkaufen kann!«

»Du siehst mich gerührt über solche Großmuth!« sprach Geldern und fuhr sich mit einem schadhafteu seidenen Taschentuche über die piffigg blinzelnden Augen. »Solch unbegrenzter Liebe kann ein Mann von Welt nicht widerstehen.«

Er ergriff die Feder und unterschrieb den Revers.

»Schreibe die Anweisung aus,« bat mit flehentlicher Geberde Clotilde ihren Gatten. »Ich hole inzwischen das Armband und lege es dem Mädchen an.«

»*Enfin*,« sprach Geldern, sich devot vor seiner Schwester verbeugend, »ich sehe ein, daß ihr Lebensart besitzt, und daß ein gutes Gedächtniß und die glückliche Naturgabe es passend anzuwenden, beinahe ebenso viel werth sind als Frauenschönheit. Es lassen sich damit die köstlichsten Eroberungen machen.«

Clotilde hatte sich schon entfernt. Der Baron schrieb seufzend die Anweisung auf seinen Bankier aus. Bald darauf trat Clotilde, die heitere Zerline führend, an deren Arme der schöne Schmuck blitzte, ein. Diese umarmte jubelnd den Onkel und erklärte unter fortwährendem Lachen, daß sie nie so glückliche Stunden verlebt habe. Sie wäre zwar am liebsten ganz oder doch noch recht lange auf Schloß Kaltenstein geblieben, weil sie aber der gnädigen Tante bei ihren nervösen Leiden beschwerlich fallen müsse, sei sie gern bereit, ihrem Vater zu folgen, wohin er sie führe.

»Du bist ein kluges Kind,« sagte Geldern,« möge Gott dir noch viele Freuden und ein recht langes Leben schenken! Der orthodoxeste Jude kann die Gebote nicht strenger halten als mein kluges, weißes Täubchen.«

Clotilde ließ es geschehen, daß Zerline ihr nochmals die Hand küßte, nur dem Bruder entzog sie dieselbe. Sie wendete sich zusammenschauernd ab, als er ihr zärtlich Lebewohl wünschte. Der Baron aber begleitete Schwager und Nichte bis vor den Schloßhof, wo er den langsam Fortwandelnden so lange nachsah, bis sie seinen Blicken entschwanden.

SECHSTES KAPITEL. DOMDECHANT UND STIFTSSYNDIKUS.

Sabine Warnkauf hatte einige Tage das Zimmer hüten müssen. Die Flucht Hildegardens, der sie doch so innig zugethan war, machte die gutherzige Schwester des Domdechanten vollkommen krank. Sie begriff nicht, wie man in so früher Jugend schon so undankbar sein und mit so großer Meisterschaft die Kunst der Verstellung üben konnte. Aengstigte nun Sabine das Schicksal des schutzlos in die Welt hineingelaufenen Mädchens, so wunderte sie sich noch mehr über die Gleichgültigkeit des Försters, der kein Wort von sich hören ließ und auch den von ihrem Bruder abgesandten Boten nicht einmal zurückschickte.

Der ganze erste Tag verging so unter bangem Harren. Es ward Abend und Nacht, und noch immer lief keine Antwort aus dem Forsthouse auf der Dechanei ein. Warnkauf nahm deshalb an, Förster Frei möge wohl gar nicht

zu Hause gewesen sein; weil aber der Bote, dem er strengen Befehl gegeben hatte, auf Antwort zu warten, nicht ohne eine solche sich auf der Dechanei wolle sehen lassen, werde er vorgezogen haben, die Rückkunft des Försters abzuwarten.

Der Prälat war indeß nicht müßig. Die seiner Obhut empfohlene Hildegarde lag ihm zu sehr am Herzen, und gewissermaßen mußte er ja auch für sie und ihr Wohl eintreten. Das begabte, nur eigensinnige und durch verkehrte Erziehung auf gefahrvolle Bahnen geleitete Mädchen war ihm anvertraut worden, damit er es geistig und sittlich erziehen solle. In dem Vertrauen, das man ihm schenkte, lag die schönste Anerkennung seines Wirkens als Mensch und Priester. Es konnte ihm ein glänzenderes Zeugniß seiner humanen, milden Gesinnung, seiner unbefangenen Weltanschauung kaum ausgestellt werden. Ihm, dem katholischen Geistlichen, vertraute ein zum Protestantismus sich bekennender Vater sein einziges Kind an, weil er die feste Ueberzeugung in sich trug, es sei nirgends besser aufgehoben. Er fürchtete nicht den Einfluß katholischer Dogmen, nicht den bestechenden, am leichtesten junge Herzen berückenden Glanz des katholischen Ritus. Der vertrauensstarke Förster wollte sein Kind nur gesichert wissen vor den Verlockungen der Welt und verderbter Menschen. Sein Wunsch und Wille war, es möge dem von allen Vorurtheilenfreien Manne der Kirche, den keine Familiensorgendrückten, gelingen, eine bereits auf Irrpfade gerathene Seele durch Wort und

Beispiel zur Einsicht ihres Irrthums zu bringen und sie später geheilt dem Vater wieder zuführen.

Warnkauf bezichtigte sich selbst schwerer Nachlässigkeit. Weil er glaubte, der Förster habe volles Recht ihn verantwortlich zu machen für das Geschehene, ließ er nichts unversucht, um die Spur der Entflohenen zu entdecken. Noch während der Nacht sendete er Boten aus, die Hildegarde zu suchen Auftrag hatten. Aber die Nacht war finster, der Regen goß in Strömen herab und der Weststurm brauste durch die Wipfel der hohen Tannen im nahen Grenzwalde. In solchem Wetter, in so tiefer Finsterniß einen Flüchtling aufzufinden, dessen erste Aufgabe es sein mußte, sich seinen Verfolgern zu entziehen, gehörte fast zu den unmöglichen Dingen. Die Suchenden waren genöthigt, Laternen mitzunehmen, um die Fußtapfen der Geflüchteten zu erspähen, und der Schein ihrer Lichter verrieth sie ja dieser von fern. Es ward also weiter nichts durch Entsendung der Boten erreicht, als daß man die ungefähre Richtung ermittelte, welche Hildegarde, nachdem sie den Garten der Dechanei verlassen, eingeschlagen hatte. Die aufgefundenen Spuren verloren sich im Moos des Grenzwaldes.

Aus manchem Gespräche mit Hildegarde hatte der Domdechante die Ueberzeugung gewonnen, daß sie mit zäher Festigkeit der übel berufenen Baronin von Kaltenstein anhänge. Seit vielen Tagen schon konnte er nicht mehr an der Absicht des jungen Mädchens zweifeln, ein Zusammentreffen mit dieser Frau herbeizuführen, und seit der Prälat die beiden Briefe Hildegardens gelesen,

die deren eigener Vater ihm mittheilte, begriff er vollkommen die Nothwendigkeit, den Einfluß dieser gefährlichen Frau auf seine Pflegebefohlene gänzlich zu paraly-siren.

»Das thörichte Kind hat sich nach Kaltenstein gewen-det,« sprach Warnkauf zu seiner Schwester. »Morgen am Tage werde ich sie dort suchen lassen und ihre Zurücklie-ferung mit Nachdruck verlangen. Es ist möglich, daß man diese beanstandet unter allerhand nichtigen Vorwänden; lange indeß wird die Baronin sich nicht sträuben kön-nen.«

Sabine ließ sich von ihrem weisern Bruder gern trö-sten und sah dem nächsten Morgen ziemlich gefaßt ent-gegen. Ehe jedoch nach dem Schlosse geschickt werden konnte, traf auf der Dechanei die Meldung von dem im Walde vorgefallenen Morde ein. Gleichzeitig erfuhr der Domdechant von zwei seiner in der Nacht entsendeten Boten, die mit ihren Laternen ziemlich tief in den Grenz-forst eingedrungen waren, daß sie in der Richtung, wo man später den Kreuz-Matthes fand, einen Schuß hatten fallen hören. Es mochte gegen Mitternacht gewesen sein. Etwa eine halbe Stunde später war den Suchenden ein Wagen begegnet, mit einer Plane überspannt, wie sie im Gebirge gebräuchlich sind. Ein böhmischer Knecht hat-te das leichte Fuhrwerk gelenkt, das von zwei Personen, einem schon bejahrten Herrn und einem noch sehr jun-gen Mädchen, eingenommen ward. Das neugierige Be-leuchten der Insassen dieses Wagens seitens der Suchen-den hatte diesen noch einige unhöfliche Bemerkungen

eingetragen. Außerdem wollten die Boten des Domdechanten scheltende Stimmen im Dickicht des Waldes vernommen haben. Was die Zankenden sprachen, konnten sie nicht hören, sie glaubten aber behaupten zu können, daß den vernommenen Stimmen nach zu urtheilen wenigstens drei Personen, und zwar nur Männer, so laut und heftig miteinander gesprochen hätten.

Die Sorge um Hildegarde und die Verantwortung, die den Domdechanten treffen mußte, ließ ihn abends nach einem in großer Aufregung durchlebten Tage doch keine Ruhe mehr. Er gab Befehl, seinen Wagen anzuspannen, um in Person den Förster zu besuchen. Ehe dieser aber ausgeführt werden konnte, hielt ein anderer Wagen vor dem Portal der Dechanei, dem der Stiftssyndikus Liebner entstieg.

Warnkauf eilte dem langjährigen Freunde entgegen und hieß ihn mit dreifachem Kusse willkommen. Liebner war so bewegt, daß seine Lippen bebten und die gewöhnlich so vergnüglich blickenden Augen sich mit Thränen füllten. Wir wissen schon, daß der genußsüchtige alte Hagestolz von diesem Thränenerguß nichts wußte; er war ihm, vielleicht durch vieles Weintrinken, zur andern Gewohnheit geworden. Liebner weinte bei jeder Gelegenheit, mochte sie eine freudige oder traurige sein. Daher konnte er einem längere Zeit nicht mehr gesehenen Freunde ohne einige Thränen weder die Hand reichen noch guten Tag sagen.

»Ein seltener Besuch,« sprach der Domdechant, in dem Auge des Stiftssyndikus nach der Veranlassung desselben

forschend; denn er setzte voraus, daß nur die Flucht Hildegardens diesen die Bequemlichkeit liebenden Mann zu so ungewohnter Stunde zu ihm führe.

»Weniger selten als seltsam,« versetzte Liebner, an der Seite des Domdechanten die Treppe hinaufsteigend. »Ich komme aus dem Forsthause.«

Warnkauf führte den Gast in sein Studirzimmer.

»Demnach sind Sie bereits unterrichtet,« sagte der Prälat, seine goldene Dose dem Stiftssyndikus präsentirend. »Sie erscheinen im Auftrage des Försters?«

»Nein! Nein!« versetzte Liebner. »Cousin Frei sendet mich nicht, er weiß nicht einmal, daß ich hier bin. Ich komme aus eigenem Antriebe.«

»Noch haben sich leider keine Spuren von dem verblendeten Kinde auffinden lassen!« sprach Warnkauf betrübt. »Ich bin recht niedergeschlagen ob dieses ganz unvorhergesehenen Ereignisses, um so mehr, als ich fast ganz rathlos dastehe.«

»Es ist eine fatale Geschichte, allerdings,« erwiderte der Stiftssyndikus, »aber die Sache wird sich hoffentlich wieder repariren lassen. Das Mädchen ist uns allen leider über den Kopf gewachsen; sie hat uns getäuscht, betrogen. Nun, das ist andern Leuten auch schon passirt, und eigentlich sollte jeder, wenn er mit Weiblichkeiten zu thun hat, sich auf dergleichen Dinge gefaßt machen! Indeß, quälen wir uns deshalb nicht! Meine niedliche Cousine ist zu klug, um mehr als einen dummen Streich in einem Athemzuge zu machen. Ins Wasser springt sie gewiß nicht. Also läßt sich mit einiger Wahrscheinlichkeit

annehmen, daß sie entweder sehr bald die Tollheit ihres Unternehmens einsieht und von selbst wieder bei Ihnen um Einlaß bittet, oder daß sie eine Mittelsperson als Fürsprecherin zu Ihnen sendet.«

»Meinen Sie?« fragte mit ungläubigem Stirnrunzeln der Domdechant, »und theilt Förster Frei Ihre Ansicht?«

Der Stiftssyndikus seufzte und zwischen seinen etwas angegriffenen Augenlidern zeigten sich wieder ein paar Thränen.

»Der Förster!« sagte er. »Haben Sie nichts gehört?«

»Vom Förster?«

»Von dem Vorfall im Grenzwalde, im Klosterforst?«

Der Domdechant erinnerte sich der Erzählung der Boten.

»So, so!« sagte er. »Also darum war der Förster nicht aufzufinden! Holte er Sie in Person zu dem Todten ab?«

Der Stiftssyndikus trocknete sich die schon wieder feucht gewordenen Augen und faßte die Hand des ihm befreundeten Prälaten.

»Kein Gang – ich versichere Sie, werther Freund – kein Gang ist mir jemals so schwer geworden, als mein heutiger Besuch im Forsthause! . . . Urtheilen Sie selbst! . . . Im Walde liegt der Kreuz-Matthes, dieser Schuft aller Schufte. Eine Kugel hat ihm das Lebenslicht ausgeblasen . . . Ein paar Schritte davon im Tannicht hängt der Kugelbeutel des Försters Frei, daneben eine Heherfeder von seinem Hute! . . . Die Kugel im Körper des Todten paßt in

des Försters Büchse . . . er selbst erkennt sie als ihm zugehörig an, und er hat den Schuß fallen hören, der den Bleidieb niederstreckte!«

»Er wird sein Alibi beweisen oder sich sonst rechtfertigen können,« sagte Warnkauf. »Was Sie mir da eben erzählt haben, klingt so völlig unglaublich, daß ich darüber lachen würde, hörte ich es nicht eben von Ihnen. Was halten Sie selbst davon?«

»Die Pflicht gebot mir, den eigenen Vetter zu arretiren.«

»Andreas Frei ist unschuldig!« sprach der Domdechant zuversichtlich. »Ich habe ihn immer nur als einen streng rechtlichen Mann kennen gelernt. Er ist unfähig, ein Verbrechen zu begehen, und nun vollends einen Mord! . . . Ein früherer Spießgeselle des Kreuz-Matthes wird Rache für erduldete Unbill an dem Elenden genommen haben.«

»Ehrlich war mein Cousin,« sagte der Stiftssyndikus, »zu den guten Menschen, wie die christliche Religion und Kirche den Begriff ‚gut‘ faßt, gehörte er aber schon lange nicht mehr. Andreas Frei ging, wie jetzt sein beklagenswerthes Kind, wie vor ihrem Tode meine Nichte, wie die verbissene Beschließerin im Forsthause, krumme Wege schon lange. Er ist wie seine Tochter eine verirrte Seele. Diese Irrenden auf den rechten Weg zu leiten, wäre eine schöne Aufgabe für Sie und Ihresgleichen, nur müßten Sie das subjektive Bekenntniß dabei aus dem Spiele lassen.«

»Ich kann's nicht begreifen!« rief der Domdechant. »Blieb der unglückliche Mann denn ruhig bei dem Gewicht der gegen ihn zeugenden Thatsachen?«

»Wenn er nicht unschuldig sein sollte, würde ich glauben, der Teufel besitze ihn. Die Flucht Hildegardens drückt ihn weit schwerer als der Verdacht, der ihn zum Mörder des Kreuz-Matthes stempelt.«

»Hat sich Frei über diese Flucht ausgesprochen? Zürnt er mir?«

»Ich habe ihm versprechen müssen, kein Mittel unversucht zu lassen, das zur Entdeckung seines verblendeten Kindes führen kann. Auf Schloß Kaltenstein habe ich bereits Nachfrage gehalten. Dort hat sich Hildegarde noch nicht sehen lassen. Die Baronin, mag sie auch die Gabe der Verstellung besitzen, erschrak zu natürlich, als ich ziemlich unsanft mit meiner Neuigkeit herausplatzte. Ich habe alle Arten des Erschreckens bei Frauen von jedem Alter gründlich studirt, und weiß genau, wo die Natur aufhört und die Verstellung anfängt. An der Flucht Hildegardens ist die Frau Baronin von Kaltenstein unschuldig; auch weiß sie zuversichtlich nicht, wo das Mädchen geblieben ist.«

»Ein schweres, schweres Unglück!« rief der Domdechant. »Wenn die Unbesonnene, Leichtsinnige in der Nacht nun gewissenlosen Schurken in die Hände gefallen ist? . . . Ich mag's nicht denken!«

»Anfangs beunruhigte mich dieser Gedanke ebenfalls,« fuhr der Stiftssyndikus fort, »ich habe mich desselben

aber bald ent schlagen. Hildegard e hat einen hochfahrenden Geist, ihre Sinnlichkeit ist noch nicht erregt, und so wird sie wenig zu befürchten haben.«

»Wenn aber das entsetzliche Wetter ihre Kräfte aufrieb?« fiel Warnkauf ein. »Wenn sie ermattet, ohnmächtig zusammenbrach? Wenn die Schrecken der Einbildungskraft im Dickicht des Waldes Feuerflammen in ihre Seele schleuderten? ... O, sie ist verloren, die Arme, wenn nicht Gott und die heilige, gebenedeite Jungfrau gnädiglich über sie wachten!«

»Gott und alle Heiligen werden über eine Verirrte, eine Irrende gewacht haben,« sprach Liebner zuversichtlich. »Ich halte fest an diesem Glauben. Uebrigens scheint es mir, als sähe ich die Hand Gottes in allen diesen Vorgängen.«

Der Domdechant bog lauschend den Kopf gegen Liebner vor, als wünsche er eine nähere Begründung dieser Annahme zu hören.

»Ohne die Flucht Hildegardens,« fuhr der Stiftssyndikus fort, »würde Förster Frei augenblicklich unter dem Verdacht, der sich ausschließlich auf ihn wendet, die Hand vielleicht gegen sich selbst kehren. Jetzt kümmert ihn das eigene Schicksal weniger als das seiner Tochter. All sein Denken ist nur auf Hildegard e gerichtet. Er wird nicht ruhen, bis er weiß, was aus ihr geworden ist, mag sie leben oder umgekommen sein. Und diese Gleichgültigkeit gegen sich selbst erleichtert mir wieder die Untersuchung. Winkelzüge, unwahre Angaben habe ich von dem Förster nicht zu befürchten. Nur ganz im Anfange

besorgte ich, er könne möglicherweise absichtlich mit der Wahrheit zurückhalten. Jetzt bin ich anderer Meinung und halte mehr an der Ansicht fest, daß er persönlich an der Tödtung des verschmitzten Diebes keinen Antheil hat. Aber die Kugel, die Kugel macht mir noch Sorgen!«

»Ich habe oft gehört, daß Weidmänner bisweilen Kugeln untereinander tauschen,« sagte der Domdechant. »Sollte dieser Fall nicht auch bei Förster Frei denkbar sein?«

»Es fiel nur *ein* Schuß!«

»Wer hörte ihn?«

»Der Förster selbst!«

»Würde er so ehrlich sein, dies zu sagen, wenn er sich schuldig wüßte? Sie theilten mir früher schon, als wir Hildegardens wegen unterhandelten, mit, daß Sie Ihrem Cousin in bester Absicht jene unter unchristlichen Zaubersprüchen gegossenen Kugeln, zu denen gerade der nunmehr getödtete Kreuz-Matthes das Material lieferte, abnahmen. Was fingen Sie mit diesen Kugeln an?«

Der Stiftssyndikus sprang auf.

»Sie haben recht, Sie haben recht!« sprach er aufgeregt. »Ich danke Ihnen aufrichtig, daß Sie meinem Gedächtnisse, das doch etwas schwach zu werden beginnt, so vortrefflich auf die Sprünge helfen! . . . Warten Sie . . . Wo ließ ich doch die albernen Freikugeln! . . . «

»Vielleicht warfen Sie dieselben absichtlich weg, es fand sie irgend jemand, und dieser Unbekannte erschloß schließlich mit einer derselben den Dieb, durch dessen Umgang mit Frei dieser selbst in übeln Leumund kam!«

»Ich weiß es, wo ich sie ließ,« fiel Liebner dem Prälaten ins Wort. »Ich nahm die Kugeln alle – es waren im ganzen dreizehn Stück – alle mit in meine Wohnung. Etwa eine Woche, oder wohl auch einige Tage später besuchte mich der Baron von Kaltenstein mit seinem Adoptivsohn Adolar –«

»Den ihm aber doch wohl die Frau Baronin geboren hat,« warf der Prälat ein. »Es gibt noch viele Geheimnisse auf Schloß Kaltenstein zu erforschen!«

»Letzterm,« fuhr der Stiftssyndikus fort, »gefielen die Kugeln. Er fragte mich, wie ich dazu komme, da ich doch seines Wissens weniger das Vergnügen der Jagd als die schmackhaften Ergebnisse derselben liebe, und bat schließlich, ich möge ihm ein Geschenk damit machen.«

»Sie willfahrten dem Wunsche des jungen Herrn?«

»Ich wollte ihn ängstigen, und bedeutete ihm, daß es Freikugeln seien, die ich von Amts wegen confiscirt hätte. Zugleich machte ich eine grausenhafte Beschreibung von der Wirksamkeit derselben. Adolar fand meine Schilderung, die allerdings stark übertrieben war, köstlich – er hatte erst vor kurzem die berühmte Oper Weber's: ›Der Freischütz‹, in der Residenz aufführen sehen – und er that scherzend die Aeußerung, daß er gelegentlich doch einmal die Kraft dieser Zauberkugeln erproben wolle.«

»Nun, und das Ende?«

»Der Baron mischte sich schließlich in unser Gespräch, nahm die Kugeln in die Hand, klapperte damit, wir kamen auf andere Gegenstände zu sprechen und siehe da,

zuletzt vergaß ich die Kugeln ganz. Da ich sie später vermißte, so bin ich überzeugt, der Baron von Kaltenstein oder dessen Adoptivsohn Adolar hat sämtliche dreizehn Freikugeln an sich genommen.«

»Falls Ihr Gedächtniß Sie nicht irrt,« versetzte der Domdechant, »würden Sie dann nicht berechtigt sein sich bei dem Herrn Baron nach dem fernern Schicksal der Ihnen abhanden gekommenen Freikugeln zu erkundigen?«

»Es ist und bleibt eine ärgerliche Geschichte,« sagte Liebner. »So ein dummer Schuß, mitten in finsterster Nacht, bei Regen und Sturm ins Blaue hinein abgefeuert, verdirbt einem den Appetit auf Tage! . . . Ich wollte, der nichtswürdige Kerl wäre in eine unzugängliche Schlucht gestürzt und hätte dort zwanzig, dreißig Jahre lang verborgen gelegen. Kein Hahn hätte darüber gekräht, denn um das Verbleiben des entsprungenen Kreuz-Matthes kümmerte sich sicherlich niemand! . . . Dem Baron kann ich nicht beweisen, daß er mir die Kugeln entführte. Und dann eine solche Frage unter solchen Umständen! . . . Man könnte ja das größte Unglück damit anrichten!«

»Ich wüßte Rath,« versetzte der Domdechant. »Eine Pflicht der Seelsorge nöthigt mich, in diesen Tagen nach Schloß Kaltenstein zu gehen. Ich habe nämlich erfahren, daß der Reitknecht des Herrn Barons Katholik ist und einem Mädchen meines Sprengels die Ehe versprochen hat. Das arme Geschöpf vertraut ruhig dem Worte des Menschen, bis sie hört, daß er in Kaltenstein ebenfalls eine Braut haben soll. Nähere Erkundigungen bestätigen

das Gerücht. Mein Beichtkind macht sich nun nach dem Schlosse auf den Weg. Der Reitknecht leugnet nicht, dafür erklärt er der Bethörten kurz und bündig, er gäbe ihr jetzt sein früheres Versprechen zurück, weil er gesonnen sei, nunmehr die neue Geliebte vor den Altar zu führen. In ihrer Herzensangst hat die Verlassene mir ihren Kummer geklagt und ich habe ihr mein Wort gegeben, dem leichtsinnigen Menschen ins Gewissen zu reden. Wenn ich also nach Kaltenstein fahre, begleiten Sie mich. Es wird sich dann schon eine Gelegenheit finden, das Gespräch auch auf die Freikugeln zu dringen. Der Baron ist im Grunde auch ein gutmüthiger Mann, nur äußerst lax in seinen Grundsätzen. Hinter dem Berge aber pflegt er nicht zu halten. Nahm er also die Kugeln wirklich mit, so wird er es schwerlich leugnen.«

Dieser Vorschlag gefiel dem Stiftssyndikus, weshalb er ohne Zaudern darauf einging.

»Ich begleite Sie,« sagte er, dem Domdechanten die Hand drückend und eine schon wieder hervorbrechende Thräne von seinen Wimpern streifend. »Wie gut, daß Sie mich an die Freikugeln erinnern mußten. Es mindert dies um vieles meine Sorge um den Förster, und läßt mich meine Gedanken mehr auf die kleine, tolle Hildegarde richten, zu deren Ausstattung wir zusammen uns verbinden und gemeinsame Schritte thun müssen. Und nun, mein verehrter Freund, lassen Sie uns die ganze dumme Geschichte vergessen! Ich dränge mich Ihnen heute *sans façon* zum Gaste auf und bleibe auch die Nacht bei Ihnen.

Die alte Dechanei wird wohl ein Kämmerchen aufzuweisen haben, wo ein alter Junggeselle unterducken kann . . . Ihre vortreffliche Schwester! Versichern Sie diese verehrte Person meiner innigsten Theilnahme! . . . Sie werden ihre geschickte Hand, da sie so leidend ist, arg vermissen; denn ich kenne gar keinen Menschen, der eine so vorzügliche Knoblauchsauce zu Rindfleisch und so köstliche Fastenspeisen zu bereiten versteht wie Mademoiselle Sabine Warnkauf!«

Der Prälat, der auch kein Verächter einer gutbesetzten Tafel war, versprach lächelnd, den wohlgemeinten Gruß des Stiftssyndikus zu bestellen, schellte dann der Hausköchin und trug dieser auf, für einen guten Abendimbiß zu sorgen.

Während dieser vorbereitet wurde, ließ der Domdechant eine Flasche Hochheimer und zwei grüne Römergläser bringen, und lud den Stiftssyndikus zu einer Partie Schlagdame ein. Die Römer voll gießend und mit dem jetzt wieder materiellen Genüssen zugänglich gewordenen Liebner anstoßend, sprach er:

»Auf gutes Glück, auf baldige Entdeckung eines Schuldigen und auf heiligende Errettung verirrter Seelen!«

Der Stiftssyndikus that gern Bescheid. Der Wein war vorzüglich. Dem Auge des leichtgerührten Mannes entfiel aber doch, während er ihn behaglich ausschlürfte, eine Thräne.

SIEBENTES KAPITEL. ZWEI LAUSCHER.

Bürgstein ist ein in höchst romantischer Gegend gelegenes Dorf Böhmens. Außer dem sehenswerthen gewaltigen Sandsteinfelsen, in dessen Innerm sich eine Menge künstlich ausgehauener Gemächer, ja selbst eine kleine Kirche und eine Menge Gänge befinden, zeichnet sich der gewerbreiche Ort durch seine Glaswarenfabriken und besonders durch eine der größten Spiegelschleifereien des Königreichs aus.

Kurz vor Weihnachten, als eine Anzahl Arbeiter die Fabrik mittags verließen, begegnete ihnen der Factor derselben, ein ernster Mann von guter Erziehung und tüchtigen Kenntnissen in seinem Fache. Joseph am Ort war mehrere Jahre in Konstantinopel gewesen, wo er der großen Niederlage vorstand, welche die Besitzer der böhmischen Spiegel- und Glasfabriken daselbst halten; denn namentlich sind die künstlich geschliffenen Gläser ein im ganzen Orient stark gesuchter Artikel. Seit einem Jahre erst war Joseph am Ort aus Konstantinopel zurückberufen worden und seitdem stand die Spiegelfabrik unter seiner ausschließlichen Leitung.

Die Arbeiter grüßten den stillen Mann, der vom nahe gelegenen Schlosse kam, in dem er wohnte.

»Der Herr hat einen heimlichen Kummer,« sagte Watzmann, der Oberschleifer, zu seinem jüngern Gefährten Polzau. »Er verfällt ja sichtlich und aus seinem früher so frischen Gesicht ist alle Farbe gewichen. Was kann ihm wohl begegnet sein?«

»Seine Muhme ist ja gestorben,« erwiderte Polzau, »und der hing er an, als wär's seine eigene Mutter.«

»Um die alte harthörige Frau wird sich der Joseph nicht zu Schanden grämen,« sagte Watzmann. »Solange sie lebte, hatte er doch bloß Noth mit ihr, weil sie eigensinnig war und ihn keine Stunde von sich ließ, die er außerhalb der Fabrik zubrachte. Und überdies ist er durch den Tod gerade dieser Muhme zu etwas Vermögen gekommen. So eine hübsche Erbschaft macht die Augen eines jungen Mannes nicht trüb. Ich habe meine eigenen Gedanken über sein düsteres Wesen.«

Polzau sah den Gefährten fragend an. Watzmann blieb stehen und blickte nach dem alten Schlosse, dessen hohe Fenster im Sonnenschein funkelten.

»Was fällt dir auf an dem alten Bau?« fragte Polzau.

»Ich habe bemerkt, daß dort in dem Erkerzimmer seit einigen Wochen die ganze Nacht Licht brennt,« versetzte Watzmann. »Früher war es da immer finster.«

»Der Schloßverwalter, der halbblinde Ritter von der Dub, der sein Lebtag kaum das Schloß verlassen, wird sein Winterquartier dort bezogen haben,« meinte Polzau. »Es ist ja bekannt, daß der alte Narr ununterbrochen im Schlosse herumzieht, um die Zimmer gleichmäßig in wohnlichem Stande zu erhalten.«

»Du hast recht, Narr genug dazu ist er,« versetzte Watzmann, »in dem Erkerzimmer aber wohnt Ritter von der Dub nicht. Das Licht, das dort brennt, wird von andern angezündet.«

»Was kümmert das uns?«

»Nichts, Polzau, ich glaube aber einen zu kennen, den es kümmert, und der heißt mit seinem ganzen Namen Joseph am Ort.«

»Was du dir einbildest!«

»Ich bin, Gott sei Dank, nicht so blind wie der Ritter,« fuhr Watzmann fort, »ich sehe sogar des Nachts wie die Katzen und da ist mir denn was vorgekommen, das meine Augen jetzt immer wieder nach dem Erkerzimmer blicken macht.«

»Darfst du nicht darüber sprechen?«

»Warum nicht? Es kommt blos darauf an, ob mein Zuhörer auch reinen Mund halten kann.«

»Ich bin keine Plaudertasche.«

»Hand drauf!«

Polzau schlug kräftig ein.

»Weißt du dich noch der Nacht zu entsinnen, in welcher der Sturm das Dach der Fabrik so stark beschädigte, daß sie einige Tage feiern mußte?«

»Ganz genau. Die Beschädigung wäre nicht so arg geworden, hätte man früher darauf geachtet.«

»Herr Joseph am Ort war damals gerade im Auftrage der Compagnie verreist.«

»Nach Sachsen und Schlesien, ich weiß es. Er blieb zwei Tage über die festgesetzte Zeit aus.«

»Am letzten October sollte er wieder eintreffen, und erst am späten Abend des 2. November hörten wir, daß er angekommen sei!«

»Das böse Wetter und die schlechten Wege waren schuld an seinem längern Ausbleiben.«

»Herr Joseph am Ort behauptete das, und es gab keinen einzigen, der seine Behauptung bestritt.«

»Hast du etwa Lust, dies nach so vielen Wochen zu thun?« fragte Polzau.

»So etwas soll und wird mir niemals in den Sinn kommen,« erwiderte Watzmann, »denn der Herr Factor ist ein Mann, vor dem man Respect haben muß, und der jeden nach Verdienst behandelt. Ich weiß nur, daß der gute Herr seit jener Zeit sehr zerstreut, so still und so merkwürdig elend geworden ist, und daß es genau seit dem 3. November im Erkerzimmer des alten Schlosses leuchtet!«

Polzau lachte.

»Jetzt weiß ich, was dem Factor fehlt,« sagte er. »Auf seinen Reisen in der Türkei ist er mit allerhand wunderlichem Volk zusammengekommen, hat Juden und Heiden kennen gelernt, und gesehen, daß sie die seltsamsten Kunststücke zu machen verstehen. Zeigte er mir doch schon im Sommer einmal einen Stein, der gar sonderbar glühte. Er sah gerade aus wie brennendes Blut. Wenn du die Finger gegen die Sonne hältst, da haben sie ungefähr die nämliche Farbe. Eigentlich überraschte ich den Herrn Joseph bei Betrachtung seines Steins, und es war ihm offenbar nicht lieb, daß ich ihn störte. Weil er sich aber nicht verstellen oder sich nicht den Schein mir gegenüber geben wollte, als treibe er Heimlichkeiten, so ließ er mich durch den Stein blicken. Einen Karfunkel nannte er ihn, und von einem Derwisch der Wüste – ich ließ mir das Wort von ihm aufschreiben – wollte er ihn für vieles

Geld erkaufte haben. Er ist unbezahlbar! fügte er geheimnißvoll hinzu. Das machte mich nun neugierig. Ich lag ihn mit Fragen an, und da hat er mir was offenbart.«

Jetzt war es Watzmann, dessen Auge fragend an Polzau's Munde hing.

»Ich denke, du vertraust mir, ebenso viel wie ich dir,« sprach er.

Polzau fuhr fort:

»Mit Hülfe dieses Karfunkelsteins, behauptete der Factor, kann man Schätze finden. Es kann aber nur geschehen zur Zeit des Neumonds und in stürmischer Nacht beim Glockenschlage zwölf. Dann leuchtet der Karfunkel, als träufle Blut auf den Punkt, wo der Schatz liegt. Zeigt sich dies wunderbare blutige Glühen, so muß der Besitzer im Namen des Bösen sogleich zu graben beginnen, und läßt er sich von den Fratzen, die ihn während der schweren Arbeiten umtanzen und zu entmuthigen suchen, nicht erschrecken, und nimmt kein frommer Gedanke während der Zeit Besitz von seiner Seele, so fällt der Schatz punkt 1 Uhr in seine Hände, und er ist ein gemachter Mann. Herr Joseph steckte den Karfunkelstein zu sich, als er in der letzten Hälfte des October seine Reise antrat.«

»Hm, hm, hm!« brummte Watzmann ungläubig. »Meinst du, Herr Joseph am Ort habe einen Schatz gehoben unterwegs und zähle ihn seitdem in dem erleuchteten Erkerzimmer?«

»Ritter von der Dub stört ihn nicht,« sagte Polzau.

»Gewiß nicht, denn der ist ebenso gut wie blind, mir sind aber andere Gedanken aufgestiegen.«

»Es wird dennoch so sein, wie ich sage,« meinte Polzau. »Der Herr Factor wird den Schatz schon haben, wenigstens einen guten Part davon; er hat sich aber beim Graben desselben vor des Teufels Puppenspiel dergestalt entsetzt, daß ihm der Schrecken in den Gliedern sitzen geblieben ist. Darum wird er nun elend und immer elender, bis er zuletzt ganz und gar hinsiecht. Er könnte mir jetzt eine ganze Hand voll Gold schenken wollen, ich nähm' sie nicht! Meine Gesundheit ist mir doch lieber.«

»An Geld fehlt's dem Herrn Factor freilich nicht,« sagte Watzmann. »Er geht auch nicht sauber damit um, denn aller Augenblicke ruft er einen hausirenden Juden an und kauft ihm allerhand Tändelkram ab. Sein Geld aber hat er sich unter Türken und Heiden verdient, die mit Edelsteinen – hab' ich mir sagen lassen – herumwerfen wie wir mit weißen Bachkiesel. Wie nun kommt es denn, daß Herr Joseph sich meistens nur Weiberkram anschafft? Weißt du das? Hat er etwa eine Braut?«

»Ich wüßte nicht,« erwiderte Polzau, dessen Latein stark zu Ende ging; doch setzte er gleich hinzu: »Ist ja gar nicht möglich! Die Herrschaften machten es von jeher zur Bedingung, daß der Factor, solange er der Fabrik vorstände, unverheirathet bleiben müsse. Herr Joseph am Ort ist diese Bedingung ebenfalls eingegangen.«

»So ist es!« bestätigte Watzmann, »und just weil es so ist, hängt unser Factor den Kopf.«

»Hältst du ihn für verliebt?«

»Für verliebt, für versprochen, für verheirathet, ganz wie du willst, Kamerad. Und seine Braut oder Frau steckt bei ihm, und dort im Erker hält er sie verborgen!«

»Du sprichst dich ums Brot, Watzmann, wenn du das laut werden läßt!«

»Wenn ich's dir sage, weiß es keiner. Du bist ja verschwiegen,« fuhr Watzmann fort. »Verlaß dich auf meine Katzenaugen. Acht Tage sind's jetzt her, daß ich mich aus purer Theilnahme für den Herrn auf die Lauer lege. Es vergeht keine Nacht, in der er nicht seine Wohnung im Schlosse verläßt, an dem ausgetrockneten Schloßgraben fortschleicht, über die schadhafte Zugbrücke, deren Ketten der Rost immer mehr zerfrißt, klettert, und die Seitenpforte erschließt, die nach dem östlichen Flügel führt, welcher eine besondere Abtheilung von den übrigen Schloßräumen bildet. Ist die Luft still, so hört man dann wohl sprechen, selbst Weinen und Schreien glaub' ich vernommen zu haben. Das dauert eine Stunde, wohl auch etwas darüber. Dann geht die Thür wieder auf und Herr Joseph am Ort rennt, als hätte er Gespenster gesehen, bleich, verstört, einem Verrückten ähnlich, zurück nach seiner Wohnung. Meinst du, es habe das nichts zu bedeuten? Und glaubst du nicht, ein solches Leben zwischen Furcht und Hoffnung, unter dem ewigen Gejammer einer Frau oder einer Geliebten, die nicht wie eine Gefangene, sondern wie eine Edeldame leben, will, greife die Gesundheit nicht an?«

»Darf ich dich begleiten, wenn du wieder den Aufpasser spielst?« fragte Polzau.

»In nächster Nacht schon.«

»Wo treffen wir uns?«

»In der Radkammer. Ich habe dort zu thun.«

»Zu welcher Stunde?«

»Wenn die Schleifmaschinen gestellt werden.«

»Also gegen 9 Uhr?«

»Vor zehn müssen wir unser Versteck zunächst der Zugbrücke eingenommen haben.«

»Ich werde pünktlich sein,« sprach Polzau. »Sieh nur zu, daß kein anderer von unserm Vorhaben etwas erfährt!«

»Wir beiden genügen, um uns gegenseitig zu nützen,« erwiderte Watzmann. »Ich habe mir etwas ausgedacht. Gelingt mir das, so ist unser beider Glück gemacht. Du sollst es erfahren, wenn du erst einmal Zeuge der nächtlichen Wanderungen Herrn Joseph's am Ort gewesen sein wirst.«

Die Arbeiter trennten sich, um abends an der bezeichneten Stelle in der Schleiferei wieder zusammenzukommen. Als sie sich hier getroffen hatten, sprach Watzmann:

»Herr Joseph am Ort war heute noch viel niedergeschlagener als sonst. Wenn meine Vermuthung sich bestätigt, dann blüht unser Weizen. Komm, laß uns eilen! Die Nacht ist zum Spioniren wie gemacht! Es herrscht eine Finsterniß, die nur für Augen, wie ich sie besitze, durchdringbar ist.«

Beide verließen darauf die Fabrik, um sich ihrem Versteck zu nähern.

»Das alte Schloß, vor mehreren Jahrhunderten von einem von der Dub erbaut, lag etwa zwanzig Minuten von der Spiegelfabrik entfernt. Es lehnte sich an eine bewaldete Hügelreihe, die sich bis zu weiten, endlosen Waldungen fortzog. Durch diese noch wenig gelichteten Forste liefen eine Menge schlechter Wege meilenweit bis an die Grenze, sodaß man, je nach Belieben, wenn man die gewerbreichen Dörfer und Flecken in den fruchtbaren, von starken Bächen durchrauschten Thälern vermeiden wollte, immer im dichtesten Walde die einige Meilen weit entfernte Grenze erreichen konnte.«

Das Erkerzimmer im Ostende des Schlosses war von mattem Lichtschimmer erleuchtet.

»Siehst du's?« fragte Watzmann seinen Begleiter. »So flimmert's hinter den alten trüben Fensterscheiben seit dem 3. November.«

»Der Factor soll blechen!« sagte Polzau, »mag er nun in seinen Schätzen wühlen oder ein Schätzchen dort oben verborgen halten!«

»Hast ganz meine Gedanken,« versetzte Watzmann, »nur müssen wir ihn auf der That ertappen, sonst wird uns die Freude zu Wasser!«

»Aufpassen ist dafür das beste Mittel. Da klappern und klirren ja schon die alten Ketten der Zugbrücke!«

»Dieser Busch dort war bisher mein Wachthaus,« sagte Watzmann, auf einen vielästigen Fliederbaum zeigend, der vom ausgetrockneten Schloßgraben heraufragte und stark genug war, ein paar Menschen zu tragen. »Wir sitzen da so sicher wie in Abraham's Schos.«

Vorsichtig gingen die Lauschenden den Graben entlang, bis sie die Fliederbüsche erreichten und hier ebenso vorsichtig Stellung nahmen. Der Erker mit den trüb schimmernden hohen und schmalen Fenstern lag gerade vor ihnen, und die schwanke, zum Theil schon völlig verwitterte Zugbrücke, die hier über den bedeutend breiten Schloßgraben führte, konnte von niemand überschritten werden, ohne daß er den Verborgenen zu Gesicht kommen mußte.

Unter leisen Gesprächen hatten sie hier wohl eine halbe Stunde gewartet, ohne daß sich weder im Innern des Schlosses noch außerhalb desselben irgendein auffallendes Geräusch vernehmen ließ. Der Lichtschimmer im Erkerzimmer blieb unverändert derselbe, aber es regte sich nichts Lebendiges. Polzau hielt deshalb seine Behauptung aufrecht, es brenne ununterbrochen, Tag und Nacht, eine Lampe in jenem niemand zugänglichen Raume, und wenn der Factor denselben betrete, so geschehe es nur, um die mit Hülfe des Karfunkels erlangten Schätze auch praktisch beim Scheine der nie erlöschenden Lampe auszubeuten.

»Aber das Schreien und Wimmern?« warf Watzmann ein. »Gold und Silber oder Edelstein flennt doch nicht wie betrubte Weibslleute?«

»Kannst du nicht wissen! An solchen mittels der schwarzen Kunst gehobenen Schätzen hängt immer ein Stück Teufelsschwanz und der kann – das hat mir schon

vor Jahren der einäugige Zacharias gesagt – alle möglichen Töne nachmachen, wie er sie gerade braucht. Dadurch zwingt er die in seine Gewalt Gerathenen zu thun was er will.«

»Horch, jetzund klappert was!« flüsterte Watzmann seinem Gefährten zu.

Dieser verstummte und lauschte mit verdoppelter Aufmerksamkeit. Während Watzmann sein die Nacht durchdringendes Auge auf die Brücke und die Umgebung des Schloßgrabens richtete, beobachtete Polzau die Erkerfenster und die Thür der Pforte. Diese ward jetzt von innen geöffnet und ein kleines, hageres, gebücktes Männchen, das sich auf einen Krückstock lehnte, blieb unter derselben stehen.

»Ritter von der Dub!« flüsterte Polzau seinem Gefährten zu.

»Wie kommt der auf diese Seite des Schlosses?« versetzte Watzmann höchlichst erstaunt. »Sollte der auch aufpassen wollen?«

Er sah sich um und erkannte in dem einem Gnomen nicht unähnlichen Manne auf den ersten Blick den sonderbaren Schloßverwalter, der sich für den eigentlichen Herrn desselben hielt. Er trug langes, gelocktes Haar, das bis auf die Schultern herabhing, eine schwarze Mütze, mit aufwärts stehender viergetheilte Krämpe, kurze Beinkleider von kapergrünem Sammt, feine, gestreifte, seidene Strümpfe, Schnallenschuhe und einen dunkelgrünen Jagdrock, den ein Lederriemen umgürtete. An diesem hing eine Degenkoppel, in der indeß der Degen

fehlte. Die Stelle desselben vertrat ein gewaltiger Schlüsselbund, mit dem der wunderliche Alte ein paar mal recht trotzig rasselte.

»Blind ist der Narr,« lispelte Polzau, »an dem Gehör aber hat er's nicht; wir müssen uns ruhig verhalten, sonst tragen wir unsere eigene Haut zu Markte.«

»Wenn ich nur wissen sollte, welcher Satan den Ritter gerade heute in diesen fast niemals betretenen Schloßflügel führt?« sagte Watzmann.

»Holla! Wer lebt da drüben?« rief die Stimme des Ritters in kräftigem Tone in die Nacht hinein, indem er den Krückstock erhob und mit demselben nach drei Seiten hin in die leere Luft schwunghafte Hiebe führte. Die Lauschenden duckten sich auf ihren luftigen Sitzen und verhielten sich mäschenstill.

Ritter von der Dub rasselte mit seinem Schlüsselbunde.

»Im Namen aller Heiligen,« fuhr er fort, »und unter dem Schutze meiner Ahnen und des Patrons der uralten Herrschaft derer von der Dub befehle ich allen Feinden meines Geschlechts, sichtbaren wie unsichtbaren, zu weichen von der Schwelle, die ich zu bewachen berufen ward, und meinen Frieden wie den des berühmten Geschlechts derer von der Dub nicht wieder zu stören. *Quod Deus bene vertat!*«

Der Ritter kehrte sich um, schlug mit dem Krückstocke drei Kreuze in die Luft und verschloß die Pforte, sich in das Innere des Schlosses wieder zurückziehend.

«Ob ihm jemand was gesteckt haben mag?» sagte Polzau.

»Ein vernünftiger Mensch gibt sich mit dem Narren gar nicht ab,« erwiderte Watzmann. »Er hat's von jeher so gemacht – jetzt besinn' ich mich! ... 's ist heute Thomaabend. Das Schloßgesinde gießt Blei und wirft den Pantoffel, um die Zukunft zu ergründen, und der Alte lärmt mit seinen verrückten Sprüchen in allen Gängen und vor allen Thüren seines vermeintlichen Erbes, das seinen Urgroßältern schon nicht mehr zu eigen gehörte, weil er glaubt, mit solchem Schnickschnack ließen sich alle Feinde, deren Zahl in seinem verfinsterten Kopfe Legion ist fern halten vom Sitze der verarmten, gänzlich heruntergekommenen Dub!«

Watzmann konnte recht haben. Dem fast blinden Ritter fuhren allerhand wirre Gedanken durch den müßigen Kopf, und da er eingebildet, stolz auf seine Herkunft und abergläubisch in hohem Grade war, so ließ sich durch die Zeit, in die man getreten, sein wunderliches Gebaren wohl erklären.

Es blieb indeß seltsamerweise und zu nicht geringem Verdrusse Polzau's auch außerhalb des Schlosses ruhig. Joseph am Ort kam nicht, im Erkerzimmer, wo das Licht fort und fort brannte, hörte man weder Klagen, noch Biten, noch Schreien, und die beiden vergeblich Harrenden sahen sich zuletzt genöthigt, unverrichteter Dinge ihren Versteck verlassen zu müssen. Die Glocke auf dem Thürmchen der Spiegelfabrik schlug Mitternacht, als sie,

in hohem Grade verstimmt, sich zum Rückzuge anschickten.

ACHTES KAPITEL. RITTER VON DER DUB.

Joseph am Ort hatte den ganzen Abend geschrieben. Um Mitternacht noch saß er auf seinem Zimmer, beschäftigt, einen Brief zu beendigen, der ihn viele Zeit kostete, obwohl er nicht umfangreich und sogar in lakonischen Ausdrücken abgefaßt war. Daß ihn das Schreiben dieses Briefs so ungewöhnlich lange beschäftigte, hatte einen eigenthümlichen Grund. Der vielgereiste, kenntnißreiche Factor schrieb mit verstellter Hand, und das fiel dem jungen Manne schwer, weil er in dieser Kunst keine Uebung besaß. Auch gab er sich große Mühe, in seinem Schreiben jeden einzelnen Satz so allgemein, ja dunkel zu halten, daß der Leser alles Mögliche aus diesen kurzen und geheimnißvollen Andeutungen herauslesen konnte.

Endlich, wenige Minuten nach 12 des Nachts, war das schwierige Werk beendet, Joseph am Ort überlas das Schreiben noch einmal sehr nachdenklich, jedes Wort, jeden Ausdruck vorsichtig abwägend. Er war befriedigt; das Glück aber mußte ihm den Rücken gekehrt haben, denn er seufzte und stöhnte, als habe er schwere Leiden zu erdulden. Nach einiger Zeit falzte er den Brief, siegelte ihn mit einer Oblate zu und schrieb, wiederum mit völlig verstellter Hand, die Adresse darauf. Diese lautete:

»An Seine Hochwohlgeboren, dem Herrn Stiftssyndikus Liebner zu **.«

Joseph am Ort hatte vor wenig Tagen in einem Zeitungsblatte, das ihm ganz zufällig in die Hände fiel, gelesen, der Förster Frei, den bis dahin jedermann für einen durch und durch ehrlichen Mann gehalten, sei infolge schwerer Indicien gefänglich eingezogen worden, weil das Gericht annehmen müsse, es habe derselbe Kunde von dem Tode des aus dem Gefängnisse des Stifts entflohenen Wilderers und Bleidiebes, genannt Kreuz-Matthes. Vor dieser Nachricht entsetzte sich der Factor. Sie erschütterte ihn dergestalt, daß er seine ganze Kraft zusammennehmen mußte, um sich aufrecht zu halten.

»Andreas Frei des Mordes verdächtig!« rief er aus.
»Darüber kann man den Verstand verlieren!«

Joseph am Ort ging nun mit sich zu Rathe, was zu thun sein möge, um diesen schrecklichen Verdacht von dem Unglücklichen abzulenken, mittheilen konnte und durfte er seine Absicht niemand. War überhaupt etwas zu thun, so mußte dies ganz allein von ihm selbst ausgehen. Nur eine entschlossene Handlung ohne Mitwissen anderer konnte vielleicht, wenn es nicht schon zu spät war, die erwünschte Wirkung haben.

Der bestürzte junge Mann ging lange mit sich zu Rathe. Endlich schien ihm das sicherste Mittel zur Erreichung seines Zweckes die Abfassung eines anonymen Briefs an den mit der Untersuchung des betrübenden Falls betrauten Stiftssyndikus Liebner zu sein. Daß dieser Mann dem Förster verwandt sei, wußte Joseph am Ort nicht, wie ihm denn überhaupt die Familienbeziehungen desselben fast gänzlich unbekannt waren. Sein

langes Verweilen im Auslande, und der Umstand, daß er selbst kein Eingeborener, nur ein Eingewanderter der Gegend war, erklärten diese Nichtkenntniß des Factors vollkommen.

Joseph am Ort hatte eben die Adresse geschrieben, als schlürfende Tritte sich vor seinem Zimmer hören ließen und eine Hand tastend die Thür berührte. Ehe er noch selbst öffnen und nachsehen konnte, wer so spät in der Nacht noch im Schlosse herumschleiche, war dieser Unruhige schon eingetreten. Ritter von der Dub stand vor dem aufgeregten Factor.

»Es ist Schlafenszeit, Herr am Ort,« sagte der gnomenhafte Schloßverwalter, »warum sind Sie noch wach?«

Die großen Augen des greisen Ritters blitzten ihn bei dieser Frage geisterhaft an.

»Weil ich zu thun hatte, Herr Ritter,« versetzte Joseph am Ort. »Sie sind ja selbst auch noch nicht zur Ruhe gegangen, und könnten sich diese doch eher gönnen als ich, da Sie ihr eigener Herr sind.«

Der Ritter schüttelte sein weiß umlocktes Hause, indem er erwiderte: »Ich habe genug geschlafen während meines Lebens, und kann nun, wo ich bald für immer einnicken werde, mehr wachen als andere, jüngere Leute. Wenn Sie aber der Schlaf noch nicht übermannt, Herr am Ort, so können Sie mir Gesellschaft leisten. Wollen Sie?«

Der Factor verschloß den Brief und erklärte sich bereit, dem Ritter zu Willen zu sein. Der sonderbare alte

Mann, den alle ohne Ausnahme für etwas schwachsinnig hielten, hatte ihn von jeher interessirt. Joseph wollte es nämlich vorkommen, als habe das wunderliche Wesen des Schloßverwalters einen Grund, den niemand kenne.

»Es ist eine heilige Nacht,« fuhr von der Dub fort, offenbar erfreut über die Bereitwilligkeit Joseph's ihm Gesellschaft zu leisten, »und in solchen Nächten bringt Wachen zuweilen Segen. Soll ich Ihnen eine Geschichte aus frühern Tagen erzählen?«

»Wenn es Ihnen Vergnügen macht, Herr Ritter, werde ich gern und mit Aufmerksamkeit zuhören.«

Joseph schob einen Sessel an den Tisch und bat den Greis darin Platz zu nehmen.

»Nein, Herr am Ort,« versetzte von der Dub, »hier ist nicht der rechte Platz für meine Geschichte. Nehmen Sie die Lampe und begleiten Sie mich. Ich will Sie herumführen in der Burg meiner Ahnen. Keiner auf Erden kennt diese Gemäuer so genau wie ich.«

Des Ritters Augen richteten sich wieder mit seltsam bleichem Glanze auf den Factor, sodaß diesem fast unheimlich in der Gesellschaft des Alten ward. Gleichzeitig wühlten die Finger desselben in dem Schlüsselbunde und lösten einen aus der Zahl der daran befestigten.

»Das ganze Schloßgesinde ist zur Ruhe gegangen,« sprach von der Dub weiter; »ich habe überall nachgesehen. Nur wir beiden sind noch wach, ein Beweis, daß wir unter gleichen Sternen geboren wurden. Kennen Sie Ihr Schicksal?«

Joseph am Ort verneinte.

»Es wird dem meinigen ähneln,« fuhr der alte Ritter fort, »und eben deshalb sollen Sie erfahren, was ich alles erlebt habe! Vor funfzig Jahren galt ich für einen schönen Mann.«

Ein vergnügtes Lächeln flog über die eingefallenen erdfahlen Züge des Greises und verrieth dem Factor, daß auch jetzt, in so hohem Aner, die Eitelkeit im Herzen des Ritters noch nicht ganz erstorben sei. Während dieser Fragen und Antworten hatten die beiden Männer den bewohnten nach Westen gekehrten Flügel des Schlosses durchwandert. Der Ritter ergriff jetzt seinen Schlüssel und trat dicht an die Wand, die mit Spinnengewebe überdeckt war. Zur Verwunderung seines Begleiters stieß er den Schlüssel in ein sehr niedrig angebrachtes Schloß, eine kaum sichtbare Thür öffnete sich, und Joseph am Ort erkannte, als er auf des Ritters Wink diese überschritten hatte, sofort, daß er sich in dem gewundenen Corridor des östlichen, seit Jahren schon nicht mehr bewohnten Schloßflügels befand. Wäre Ritter von der Dub nicht beinahe blind gewesen, so würde ihn das Erbleichen des Factors und das Zittern, von dem er plötzlich befallen ward, beunruhigt haben. Zwei Wendeltreppen, eine rechts, die andere links, führten von diesem Corridor aus in das erste Gestock des Schlosses. Der Ritter bedeutete seinem Begleiter, er möge die zur Linken befindliche Treppe erklimmen.

Joseph am Ort athmete leichter auf und erstieg ziemlich schnell die steinernen Stufen.

»Wir könnten auch über die Treppe zur Rechten nach dem Orte kommen, den ich Ihnen zeigen will,« sprach der Ritter, »den Weg gehe ich aber nicht gern. Ich höre da immer seufzen.«

»Seufzen?« wiederholte mit unverkennbarem Entsetzen der Factor.

»Seufzen, klagen, rufen,« erwiderte Ritter von der Dub. »Ach, es gibt der Schmerzensteine, die ein unglücklicher Mensch ausstößt, gar viele, junger Herr! Und wer solche Töne jahrelang hören mußte, dem sitzen sie zuletzt so fest im Ohr, daß sie nie mehr ganz verhallen.«

»Gehen denn Geister um in der Burg Ihrer Ahnen?« fragte Joseph am Ort, um den Ritter gesprächig zu machen, denn er wußte, daß er es gern hörte, wenn man sich das Ansehen gab, als hielte man ihn für den rechtmäßigen Besitzer des Schlosses.

»Wo gingen sie nicht um!« erwiderte von der Dub. »Es kann sie jeder überall hören und ihre Spuren finden, wenn er nur Sinn dafür hat. Bitte, Herr am Ort, steigen Sie noch diese acht Stufen hinan!«

»Ist das nicht die Pforte zu den sogenannten Gemächern der Ahnfrau?«

»Es ist ein Ort, den Sie kennen lernen müssen, weil Ihr Schicksal dem meinen verwandt ist!«

Der alte Ritter klapperte wieder an seinem Schlüsselbunde, öffnete die Pforte und führte nun seinen Begleiter in ein sechseckiges Erkerzimmer, dessen Fenster nach Süd und West sahen. Der Fels mit seinen ausgehöhlten

Gemächern lag gerade vor, obwohl man ihn in der finstern Nacht nicht eigentlich erkennen konnte. Das Gemach war alterthümlich möblirt. In einem großen Kamin lagen noch Ueberreste verkohlten Holzes. Auf einem mit gestickter Decke überbreiteten Tische standen zwei Römer und eine Weinflasche, in der sich der Rest einer vertrockneten Flüssigkeit befand. Neben einem der beiden steiflehnigen, mit karmoisinrothem Samt bezogenen Stuhle gewahrte Joseph am Ort einen feingearbeiteten Frauenschuh mit hohem Absatz.

Ritter von der Dub, der alle diese Gegenstände nur errathen, nicht sehen konnte, blickte den Factor, in dessen Hand das Licht zitterte, lächelnd an und sagte:

»Wie gefällt es Ihnen hier?«

Joseph am Ort, auf den die ganze Einrichtung des an sich zwar sehr anmuthigen und wohnlichen Raumes doch einen unheimlichen Eindruck machte, mußte an sich halten, um sich nicht zu verrathen. Er sah es dem greisen Manne an, daß er eine heitere Antwort zu hören wünschte, und darum erwiderte der Factor, der sich des Ritters Vorhaben gar nicht zu deuten wußte.

»Am Tage muß man hier eine bezaubernde Aussicht auf die Gegend haben. Schade, daß dies Gemach nicht mehr bewohnt wird!«

»Es ist das schönste, das gemüthlichste Zimmer im ganzen Schloß!« sprach Ritter von der Dub. »Seit mehr als vierzig Jahren hat es außer mir selbst niemand mehr betreten. Wissen Sie weshalb?«

Joseph mußte selbstverständlich diese Frage verneinen.

»Sie sollen es erfahren,« fuhr der Ritter mit jugendlicher Lebhaftigkeit fort. »Setzen wir uns! Aber geben Sie Acht, junger Freund, daß Sie nicht so verrücken! Es muß hier alles bleiben, wie es ist. Das bin ich dem Andenken an die glückseligen Stunden schuldig, die ich dereinst hier verlebte. Waren Sie schon einmal in Polen?«

»Ich hatte bisher nur Gelegenheit den Süden Europas nicht den Norden zu besuchen, obwohl ich unfern der polnischen Grenze geboren wurde.«

»Das ist schade, Herr am Ort! Ich wünschte, daß Sie die polnischen Frauen kennen!«

»Ich weiß nicht, Herr Ritter, ob ich Ihnen für diesen Wunsch danken soll. Man will behaupten, die Anmuth und Schönheit der polnischen Frauen halte gleichen Schritt mit ihrer Gefährlichkeit. Sie gelten für feurig und leidenschaftlich; man rühmt ihren patriotischen Opfermuth, doch habe ich nicht gehört, daß sie die Tugenden, durch welche sich die deutschen Frauen meistens auszeichnen, in gleich hohem Grade besitzen.«

Der alte Ritter nickte bedeutsam mit dem Kopfe.

»Es liegt Wahrheit in dem, was Sie sagen, Herr am Ort,« erwiderte er, »bei alledem aber sind die Polinnen reizende Geschöpfe. Dieser Schuh hier unter dem Tische bekleidete den Fuß einer Polin, die mir sehr nahe stand. Ich hatte mich mit ihr verlobt und ich liebte sie leidenschaftlich. Dennoch ward sie nicht mein Weib.«

Es schien Joseph am Ort, als ob in dem halb erloschenen Auge des Greises eine Thräne zitterte.

»Der Tod entriß Ihnen die Geliebte?« fragte erzögernd.

»Sie ruht für mich längst im Grabe,« fuhr Ritter von der Dub fort, »aber sie lebt noch, obwohl sie aufgehört hat meine Verlobte zu sein.«

Um keine beleidigende Frage zu thun, schwieg der Factor.

»Berenice von Ludmirsky, die ich in sehr jugendlichen Alter an einem damals berühmten und viel besuchten Badeorte des südwestlichen Deutschland kennen lernte,« nahm der Ritter nach kurzem Schweigen wieder das Wort, »verlobte sich mir mit Beistimmung ihres Vormundes, eines Obersten in russischen Diensten. Ihre Aeltern waren früh gestorben, der Vater, ein begüterter Edelmann Volhyniens, auf dem Felde der Ehre die Mutter vor Gram über den Fall ihres Vaterlandes Ihres Vermögens infolge der politischen Vergangenheit des Starosten Ludomirsky beraubt, lebte sie der Gnade ihres Vormunds, eines weitläufigen Verwandten. Berenice mußte sich in jeder Hinsicht seinem Willen unbedingt fügen und ihm deshalb auch auf seinen Reisen begleiten. Oberst Stanislaus Wertschinsky war ein leidenschaftlicher Spieler und richtete deshalb sein Augenmerk besonders auf solche Orte, wo man der trügerischen Glücksgöttin reiche Opfer darbringt. Im ganzen spielte er glücklich, obwohl seine Mittel sich doch niemals mehrten. Aus Caprice vielleicht, wie er selbst jedoch behauptete um das Glück mehr an sich zu leiten, mußte Berenice stets neben ihm

sitzen. Ihr feiner Wuchs, ihre sanfte, etwas melancholische Schönheit, die man bei Polinnen häufig findet, erregten Aufmerksamkeit, und es konnte nicht fehlen, daß sich bald eine auserlesene Schar junger und bejahrter Verehrer um Berenice Ludomirska scharren. Sie gab indeß niemand Veranlassung, die zu Hoffnungen verleiten konnten. Manche behandelte sie kühl, einige abstoßend. Völlig unliebenswürdig zeigte sich aber Berenice gegen einen Freund des Obersten, einem bedeutend jüngern Mann deutschen Stamms. Er war ebenfalls Militär gewesen, hatte aber seinen Abschied genommen. Ich hörte ihn oft Sandomir nennen, nach einem kleinen Gute, das er käuflich an sich gebracht hatte. Später erst erfuhr ich durch Zufall seinen wahren Namen, den er schon lange nicht mehr führte. Dieser Mann war keck, unternehmend und schreckte vor nichts zurück. Der Oberst achtete ihn gerade dieser Eigenschaft wegen und liebte deshalb seine Gefellschaft. Auch mir gefiel Sandomir, und deshalb schloß ich mich ihm gern an. Als es mir gelungen war, Berenice's Neigung zu gewinnen, und ihr Vormund mir die Hand seiner schönen Mündel zugesagt hatte, ging Sandomir selten mehr von meiner Seite. Zugleich begleitete er mich, da ich ihn gern dazu aufforderte, zugleich mit Berenice und dem Obersten Wertschinsky auf dieses Schloß. Letzterer reiste nach einigen Tagen wieder ab. Berenice bewohnte dies Zimmer nebst den anstoßenden Gemächern, Sandomir bezog die Zimmer auf dem andern Schloßflügel, die Ihnen jetzt eingeräumt sind. Wir

lebten nun selige Tage und Wochen, in so köstlicher Eintracht, daß nie die geringste Disharmonie sich einschlich. Auch das Verhältniß Berenice's zu Sandomir gestaltete sich freundlicher, wie wohl meine Braut den Freund ihres Vormundes stets mit einer gewissen kalten Vornehmheit behandelte.

»So vergingen drei volle Monde. Der Oberst ließ nichts mehr von sich hören, obwohl er schon nach wenigen Wochen zu schreiben versprochen hatte. Berenice ward, je länger alle Antwort ausblieb, immer ängstlicher. Es schien, als leide sie unter den Beweisen meiner Zärtlichkeit. Endlich entschloß ich mich, damit ich diesem unerklärlichen Schweigen auf den Grund kommen möge, nach der Residenz zu reisen, um dort bei einem bekannten Bankierhause, mit welchem der Oberst correspondirte, Erkundigungen einzuziehen. Sandomir erbot sich von selbst, mich zu begleiten. Berenice fügte sich, obwohl ungern, weil sie einsah, daß etwas geschehen müsse, um unsere so lange verzögerte Verbindung zu beschleunigen. So reisten wir denn ab Mitte December. Ach, hätte ich doch nie, nie meine geliebte Berenice verlassen!«

Dem greisen Ritter traten abermals Thränen in die Augen, indeß fuhr er gleich wieder, sich fassend, in seiner Erzählung fort.

»Das Bankierhaus behauptete, nicht den Oberst, sondern dessen Bruder zu kennen,« und wollte nur mit diesem in Verbindung gestanden haben. Mich beunruhigte diese Auskunft, denn, war sie begründet, so konnte ich möglicherweise arg getäuscht worden sein. Sandomir sah

meine Bestürzung und erklärte, um mich zu beruhigen, er reise auf der Stelle nach Volhynien ab, um sich Gewißheit zu verschaffen. Seinem Freunde müsse ein Unfall zugestoßen sein, sonst würde er längst seine feierlichen Versprechungen gehalten haben. Mir empfahl er, ein paar Tage in der Residenz zu rasten, um Berenice nicht zu erschrecken und ihr schönes Glück zu stören, wenn ich so betrübt und niedergeschlagen vor sie hintrete! . . . Ich ließ mich bereden, Herr am Ort. Sandomir reiste mit Kurierpferden fort, ich blieb und suchte mich zu sammeln . . . Am Thomasabend spät sah ich die Giebel meines Ahnensitzes wieder. Von weitem schon gewahrte ich den Lichtschimmer in den Fenstern dieses Gemachs . . . Wie klopfte mein Herz vor Entzücken, daß ich die Geldern wiedersehen, sie wieder an meine Brust drücken sollte! . . . Auf dem kürzesten Wege eilte ich hierher, es begegnete mir niemand außer dem alten Eckardt, der, wie immer, in seinem Zimmerchen saß und sein Lieblingsbuch, die Lebensbeschreibung des Freiherrn von der Trenck, wohl zum hundertsten male las.

»Alles in Ordnung?« fragte ich den treuen Diener.

»Alles, Herr Ritter. Das gnädige Fräulein speist eben zu Nacht.«

»Ich fliege die Treppe hinan, hierher, und – trete in ein leeres Gemach! . . . Im Kamin glimmte noch das erlöschende Feuer, die Flasche war geleert bis auf diesen Rest, der die langen Jahre her freilich stark eingetrocknet ist. Von Berenice sah ich nichts mehr als diesen ihren

reizenden Schuh. Er war feucht von Wein, den man daraus getrunken hatte! ... Ich konnte nie ermitteln, wohin meine Verlobte gekommen sein mochte. Entflohen war sie nicht, denn sie liebte mich zu innig; ein falscher Freund nur kann sie mir durch List oder mit Gewalt geraubt haben! ... Ich war sehr unglücklich, Herr am Ort, und der Schmerz raubte mir die Besinnung ... Als ich wieder zu mir kam, war es Morgen. Da kleidete ich mich um und schickte dann den alten Eckardt aus mit einigen zuverlässigen Leuten, um die Geraubte zu suchen und sie mir wieder zuzuführen. Ich schrieb an Sandomir, an den Oberst und dessen Bruder, aber meine Briefe müssen wohl alle verloren gegangen sein, denn ich habe nie eine Antwort erhalten. Eckardt und seine Begleiter kehrten auch bald zurück, ohne eine Spur von meiner Berenice entdeckt zu haben, und ich, mein lieber Herr am Ort, ich habe sie bis heute noch nicht gefunden, obwohl ich die treue, liebevolle Seele unablässig in allen Theilen dieses Schlosses meiner Ahnen mit nie ermüdendem Eifer bis auf den heutigen Tag zu suchen nicht aufgab. Noch zweifle ich nicht an dem Erfolg meines Bemühens, denn verloren kann mir Berenice nicht sein. Sie hat es mir hundertmal zugeschworen, daß sie in meinen Armen sterben will! Solch ein Schwur auf den Lippen einer Braut ist immer ein Evangelium, das sich erfüllen muß, und deshalb kommt auch noch der Tag oder die Nacht, wo ich sie dereinst hier wiederfinden werde. Aber ich muß sehr vorsichtig sein, und deshalb habe ich alle Schlüssel an mich genommen. Ohne meinen Willen kann – Sie allein

ausgenommen, Herr am Ort – niemand weder aus dem Schlosse noch in dasselbe. Ich bin der wachsamste Verwalter dieser mir so theuern Räumlichkeiten, und werde mir nie ein Versehen zu Schulden kommen lassen. Nur die Rückkehr meiner Braut in dieses Zimmer kann mich der schweren Verantwortlichkeit entheben, die ich mir selbst aufgelegt habe.«

Mit einem gemischten Gefühl von Furcht und Mitleid hatte Joseph am Ort die Mittheilungen des alten Ritters vernommen. Er war sich nicht klar, ob er den ihm offenbar wohlwollenden Greis für kindisch oder für wahnsinnig halten sollte. Unter dem Volke galt er bald für das eine, bald für das andere. Es war vom Hörensagen vielen bekannt, daß der wunderliche alte Herr, den man nur aus Barmherzigkeit im Schlosse ließ, obwohl er schon seit undenklichen Zeiten gar nichts darin zu sagen, am wenigsten aber die eigentliche Verwaltung desselben zu besorgen hatte, in frühen Jahren von einer schönen, jungen Dame dupirt worden sei. Ob dabei besondere Intriguen angezettelt worden sein mochten, und ob überhaupt die angebliche Verlobung des Ritters zu Beziehungen von weitgreifenden Folgen Anlaß gegeben habe, war niemand bekannt. Den alten Ritter sah fast jeder wie einen Schloßkobold an, dem man seinen Willen lassen müsse. Im Wege war er keinem, der ihn nicht in seinem Thun hindern wollte. Kümmerte sich niemand um den Ritter, so vertrat er wirklich Koboldsdienste, denn es gab

in der That keinen Raum im ganzen Schlosse mit alleiniger Ausnahme des Erkerzimmers, wo die beiden Arbeiter in der Spiegelfabrik des Nachts Licht bemerkt hatten, die Ritter von der Dub nicht betrat, durchstöberte, ja sogar mit eigener Hand fegte. Gewöhnlich brachte er dann auch, meistentheils wachend, ein paar Nächte in jedem derselben zu. Jenes erleuchtete Erkerzimmer aber vermied er absichtlich, weil seiner Behauptung nach gerade dieses die Ahnfrau des Hauses neuerdings zu ihrem Aufenthalt erkoren habe.

Der alte Ritter stand jetzt auf, tastete mit der Hand nach Flasche und Gläsern, überzeugte sich, daß der zurückgebliebene Schuh seiner Verlobten noch an derselben Stelle sich befinde, wo er ihn seit so langen Jahren belassen und kaum zu berühren gewagt hatte, und forderte dann den Factor auf, nunmehr mit ihm wieder auf die andere Seite des Schlosses zurückzukehren.

»Haben Sie wohl Acht, lieber Herr am Ort,« sprach er, die Thür des Erkerzimmers aufmerksam schließend, »daß es Ihnen eines Tags nicht ebenso traurig ergeht wie mir! Nichts greift einen Menschen von Gemüth mehr an als der Verlust einer geliebten Braut. Es ist nicht anders, als ob man sich schwer an Gott selber versündigt hatte, und dieser nun, um uns zu strafen, den Engel, der von Ewigkeit an jedem einzelnen für seine Wanderzeit auf Erden mitgegeben wird, abrufe. Solch ein engelloser Mensch muß dann immer allein durch die weite Lebenswüste wandern und da geräth er leicht unter flammende Irrlichter, die ihn dergestalt blenden, daß er zuletzt selbst

sich den tanzenden Flammen anschließt und als irrende Seele so lange herumläuft, bis der Tod sich seiner mitleidig annimmt und mit seiner Knochenhand das gaukelnde Lichtchen einfängt, um es mit einer Fürbitte dem Schöpfer wieder zu überliefern.«

»Eine tiefsinnige Verrücktheit!« murmelte der Factor, als der alte, geschwätzigte Ritter ihm endlich gute Nacht wünschte und ohne Licht den langen Corridor hinabschlürfte. »Der wundersame Mensch findet sich im Finstern zurecht, und ich sehe keinen Ausweg, keine Rettung für mich, und wenn ich tausend Kerzen anzünden wollte!«

Vor Tagesanbruch noch stieg Joseph am Ort zu Pferde, trabte nach der nächsten Poststation und übergab daselbst einem Bettelbuben den Brief an den Stiftssyndikus Liebner, damit er ihn auf der Posthalterei abliefere. Als er sich vergewissert hatte, daß dies geschehen sei, trabte er wieder zurück, ehe jemand seine nur kurze Zeit dauernde Abwesenheit erfuhr.

NEUNTES KAPITEL. BRUDER UND SCHWESTER.

In dem Augenblicke, als Kathrine Frei dem Boten des Domdechanten durch inquisitorisches Fragen das Geständniß von der heimlichen Flucht ihrer Nichte entrisen, hatte sie eine tiefinnerliche Befriedigung gefühlt. Zwar gerieth sie in Zorn, der sich durch lautes Schelten und höhnisches Auflachen Luft machte; ihre Menschenkenntniß aber feierte einen Triumph, der wohl das über

den Förster hereingebrochene Unglück vollkommen aufwog. Es war ja ganz so gekommen, wie sie vorausgesagt hatte. Eine so verkehrte Erziehung konnte gar kein anderes Resultat liefern. Sie mußte ein kaum der Schule entwachsenes Mädchen, dem Mutter und bewundernde Freundin den Kopf verdrehten, eingebildet auf das ihm beigebrachte leere Wissen machen, es zur Heuchelei und Lüge verführen, und so auf geradem Wege dem Verderben in die Arme jagen!

Kathrine bedauerte nur, daß der Stiftssyndikus gerade mit ihrem Bruder zu sprechen hatte, sonst würde sie auf der Stelle ihrem übervollen Herzen eine wohlthuende Erleichterung verschafft haben. Es konnte freilich auch nichts schaden, wenn Liebner ebenfalls die ungeschminkte Wahrheit bei dieser Gelegenheit zu hören bekam, denn seiner Verwendung hatte man ja die Verschickung Hildgardens zu danken; allein dieser Herr ließ sich nicht auf ganz gleichem Fuße mit dem einfachen Förster behandeln. Kathrine war deshalb genöthigt, ihren Groll vorerst entweder still in sich zu verschließen oder ihn an andere Personen auszulassen. Aus Bedürfniß und Liebhaberei zog sie letzteres Auskunftsmittel vor. Die Hausmagd und der Jägerbursche, die ihr beide in den Weg kamen, mußten eine Flut kräftiger Redensarten von der Erzürnten über ihr unordentliches Wesen u. s. w. hören.

»Aber was nützt alles Predigen,« unterbrach sie sich selbst, »wie der Herr so 's Geschirr! Das ist noch all Lebtag so gewesen m wird so bleiben, solange die Heiligen

Zehn Gebote, die mein liederlicher Herr Bruder und meine saubere, verlaufene – ha, ha, ha, ha – Nichte längst schon vergessen haben, in der Welt Geltung behalten! . . . Statt daß der Hausherr seinen eigenen Leuten mit gutem Beispiele vorangehen soll, zeigt er ihnen lieber die Wege zur Sünde! . . . Keine Nacht mehr bleibt er im Hause . . . keinen Schlaf kann er sich schaffen, weil der Teufel und seine Großmutter ihn an beiden Ohren gepackt haben, als wären sie gelernte Saufänger und der Herr Förster – mit Respect zu vermelden – die gehegte Sau! . . . Nun, nun, immerhin, mein verblendeter Herr, immerhin! . . . Ich wasche meine Hände in Unschuld, aber den Mund will ich mir nicht verbinden lassen! Ich wäre eine schlechte Schwester, wollte ich schweigen! Die innere Stimme gebietet mir zu sprechen und zu warnen! Wollen aber dir Leute, die es angeht, nicht hören, nun gut, so müssen sie fühlen! . . . Das vornehm aufgetakelte Jungferchen mit ihren verführerischen Augen wird auch noch erfahren, daß die alte Tante mit dem verfitzten Gesicht ehrlicher war als eine andere Person in seidenen Kleidern und zehnerlei Schlappertuscheln auf ihren weiß geschminkten Schultern . . . O, wir kennen uns, und wir werden uns, will's Gott, noch besser kennen lernen! . . . Die von oben herab behandelte bürgerliche Mamsell Kathrin' tauscht noch immer nicht mit mancher gnädigen Frau! . . . Man hat auch noch seine Reputation, und man läßt sich weder täuschen noch mit hochmüthigen Blicken

abtrumpfen! . . . Und das soll die Welt noch einmal erfahren, oder es müßte keine Gerechtigkeit mehr geben und keine gesetzliche Obrigkeit!«

In diesem Tone, in so anzüglichen Worten und drohend eingekleideten Redensarten lärmte die erbitterte Kathrine eine ganze Stunde lang fort, ohne deshalb ihre Arbeiten zu vernachlässigen. Sie ging oder polterte dabei treppauf, treppab, sie rief der Magd Befehle zu und hielt den Jägersburschen durch immer neue Aufträge ununterbrochen im Gange. Ab und an richtete sie auch wohl eine hastige, scharfe Frage an den Boten des Domdechanten, der in einem Winkel der Küche saß, um auf Antwort zu warten, und mit offenem Munde der Suada dieses kaum zu bändigenden Mannweibes zuhörte.

Erst über Tische kam eine mildere Stimmung über Kathrine. Sie erschrak über das Aussehen des Bruders. Daß das Davonlaufen eines unbesonnenen eingebildeten Mädchens, das ihrer Meinung nach früh genug aus eigenem Antriebe sich wieder einfinden werde, einen starken Mann so furchtbar angreifen könne, hatte sie doch nicht vermuthet. Im Grunde verdroß Kathrine auch diese Bestürzung des Bruders, weil sie dieselbe für unmännlich hielt. Darum beschloß sie, Andreas einen Wink zu geben.

»Nur, damit er sich nicht vor andern Leuten blamirt,« sagte sie zu sich selbst. »Wäre ich ein Mann und mir passirte das mit einem Kinde, na, ich wüßte was ich zu thun hatte, und bin gewiß, meine Cur würde anschlagen!«

Noch während des Mittagessens, an welchem auch der Stiftsarzt und der Actuarius theilnahmen, führte Kathrine ihr Vorhaben aus, als sie den Nachtsch aufsetzte.

»So rappele dich doch auf und nimm dich zusammen!« raunte sie dem Bruder zu. »Mir sieht's keiner an, daß ich vor Wirth nur so koche! Wenn das dumme Ding Hunger fühlt, klopft sie de- und wehmüthig von selber an deine Thür. Nur keine Furcht, Unkraut verliert sich nicht!«

Des Försters Blick lähmte die Zunge der Schwester. Er sagte aber nichts als: »Nach Tische wirst du anders urtheilen!«

Diese wenigen Worte veranlaßten Kathrine, einen Blick auf ihre Gäste, besonders auf den Stiftssyndikus zu werfen. Dieser stets heitere Mann trug zwar auch heute eine gewisse heitere Miene zur Schau, aber es war ihm doch anzumerken, daß er sich zwang und eigentlich im hohen Grade verstimmt sein mußte. Sie erklärte sich aber auch diese Verstimmung auf ihre Weise.

»Schwachheit der Männer oder überflüssiges Wichtigthun!« sagte sie still für sich. »Haben sie nichts zu thun, so vertreiben sie sich die Zeit am liebsten mit Spielen, Essen und Trinken oder, sind sie noch jung, mit Liebeleien, auf die sich denn auch die meisten unserer gefallsüchtigen jungen Gänschen einlassen, und kommt ihnen einmal was Apartes vor, da lassen sie entweder tiefsinnig die Köpfe hängen, damit die gewöhnlich bei allen Mannsleuten im Hinterkopfe oder gar im Nacken sitzende Weisheit mehr nach vorn schießt, oder sie tuscheln und muscheln, um ja eine verworrene Angelegenheit noch mehr

zu verwirren. Das nennen sie dann gelehrt oder wissenschaftlich verfahren. Ich dürfte nicht Stiftssyndikus sein, ich pfiß immer aus dem ff. Was hat's denn viel auf sich, daß der Kreuz-Matthes um die Ecke gegangen ist? Hatte er's nicht längst verdient? Die Commune hat Ruhe davon, sie braucht jetzt den Nichtsnutz nicht weiter zu füttern!«

Der Stiftssyndikus gab das Zeichen zum Aufstehen. Dies Zeichen rief Kathrine wieder an die Tafel. Vom Vaterhause her hatte sowohl sie selbst wie der Förster die Gewohnheit beibehalten, vor und nach Tische ein stilles Gebet zu sprechen. Dies geschah auch heute. Nachher wünschte man sich gegenseitig, ebenfalls altem Brauche gemäß, gesegnete Mahlzeit, worauf Liebner die Worte an den Förster richtete:

»Zu einer Stunde denn, Cousin, wenn Sie bis dahin bereit sein können?«

Der Förster gab seine Zustimmung durch eine stumme Verbeugung zu erkennen, faßte den Arm seiner Schwester und trat mit ihr ins Nebenzimmer, dessen Thür er jedoch offen stehen ließ, sodaß man genau sehen konnte, was darin vorging.

»Ich werde dich auf unbestimmte Zeit verlassen, Schwester,« sprach Andreas mit zitternder Stimme.

»Um deiner verlaufenen Tochter nachzuspüren?« unterbrach ihn Kathrine.

»Mein Kind wieder aufzusuchen, muß ich guten Menschen anheimstellen. Ich befehle ihr Schicksal Gott!«

»Wo gehst du denn hin und was nöthigt dich, in dieser Jahreszeit zu verreisen?«

»Ich verreise auch nicht, ich ... bin meiner Freiheit beraubt.«

»Andreas!« rief Kathrine und tiefes Entsetzen malte sich jetzt auch auf ihren Zügen. »Ist es wahr? ... Du hast dich vergangen? ... «

»Ich bin frei von Schuld, aber der Schein zeugt gegen mich. Und Todte können nicht mehr sprechen.«

»Andreas!« wiederholte Kathrine. »Das ist mein Tod! Den Kreuz-Matthes ... «

»Hat eine mir zugehörige Kugel getötet, das ist gewiß, Sie kam aber nicht aus dem Laufe meiner Büchse!«

Kathrine stand wie gelähmt. Sie heftete ihre Augen starr auf das Antlitz ihres Bruders, als könne sie aus dem Ausdruck seiner Züge seine Schuld oder Unschuld lesen. Andreas hielt ihren forschenden Blick zwar aus, obwohl es ihm schwer fiel. Er war sich ganz anderer Schuld bewußt.

»Kannst du nicht Caution stellen?« sprach sie nach einer Weile so leise, daß die im Nebenzimmer befindlichen Personen ihre Worte unmöglich verstehen konnten. »Ich selbst besitze kein baares Geld, aber ich habe einigen Schmuck ... «

Andreas drückte der Schwester die Hand. Eine Thräne füllte seine brennenden Augen.

»Du bist gut,« sprach er bewegt, »aber es nützt nichts. Ohne den Beweis meiner Schuldlosigkeit muß ich für dieses Menschen Mörder gelten!«

»Cousin!« sagte der Stiftssyndikus, in die Thür tretend. »Es dunkelt bereits stark, und der Weg nach dem Stift ist nicht der beste.«

»Bleibe stark,« rief Andreas der noch immer ganz bestürzten, ja fast vernichteten Schwester zu, »fasse Muth und halte gute Ordnung im Hause! Du sollst von Zeit zu Zeit Nachricht von mir erhalten. Sobald der Herr Vetter mir sicheres Logis angewiesen hat, wird er auch an mein verirrttes Kind denken.«

Er reichte Kathrine noch einmal die Haud. Diese war so zerstreut, daß sie nicht mehr wußte was sie that. Sie hielt den Bruder nicht; sie ließ ihn ohne Abschied von sich gehen. Auch dem Stiftssyndikus, der ein paar freundliche Worte an sie richtete, gab sie keine Antwort. Erst als sie das Gerassel des Wagens auf dem holperigen Pflaster des Hofes vernahm, kam sie wieder zu sich. Sie zuckte unter lautem Anfschrei zusammen, riß das Fenster auf und rief mehrmals wie eine Wahnsinnige dem im Trabe fortrollenden Wagen den Namen ihres Bruders nach, bis ihre Stimme durch lautes Schluchzen erstickt wurde.

Liebe und Zärtlichkeit waren in Kathrine Frei's Charakter nicht zu voller Entwicklung gekommen. Wie Nachtfröste im Lenz junge Blütenkeime tödten oder nur dürrig gedeihen lassen, so hatten die Lebensverhältnisse, unter welchen die Schwester Andreas' aufwuchs, gerade die zarteren Anlagen des Weibes nicht so gepflegt, daß sie sich in wohlthuender Weise entfalten konnten. Wahre Liebe hatte Kathrine wahrscheinlich nie empfunden. Jedes liebende Paar reizte ihre Spottlust, und zärtliche Eheleute

verlachte sie hochmüthig. Unter glücklicher Ehe dachte sie sich ein verständiges, auf gegenseitiges Wohlwollen gestütztes Zusammenleben, behufs irdischer Zwecke. Ab und an, meinte sie, könnten dann so große Kinder, wenn der Raptus gerade über sie käme, wohl auch miteinander tändeln und spielen.

Die Ehe ihres Bruders mit Cornelia Liebner hatte, wie wir wissen, nie Kathrinens Beifall gehabt, und seit sie die Wirthschaft im Forsthause führte, vermehrte sich noch ihre Abneigung gegen das Institut der Ehe im allgemeinen. Es konnte sie oft verdrießen, daß dieselbe als eine von Gott eingesetzte Einrichtung immer und immer so laut gepriesen wurde. Bei so vielen Seltsamkeiten, die in dem einseitigen Bildungsgange der alternden Jungfrau sich bis zur barockesten Caricatur verfestigen mußten, lag aber doch mancher Zug von Edelmuth in Kathrine verborgen. Was sie, allen unsichtbar, in dem verborgensten Winkel ihres Herzens von Liebe in sich trug, das concentrirte sich in der schützenden Fürsorge für ihren Bruder. Mochte sie noch soviel schelten und schimpfen, mochte sie tyrannisch auftreten und sich in der abschreckenden Maske einer Xantippe zu ihrem eigenen Nachtheile zeigen: es war immer nur Liebe zu Andreas, die sie so handeln ließ.

Dieser liebevolle Zug der Schwester zu dem jetzt so furchtbar unglücklichen Bruder hielt Kathrine allein aufrecht. Es galt, Muth zu fassen, besonnen zu bleiben, entschlossen zu handeln, und Kathrine war dazu angethan,

einen einmal gefaßten Entschluß auch mit all der Zähigkeit, die sie ihrem Charakter absichtlich gegeben hatte, durchzuführen.

Hildegarde kümmerte sie von dem Augenblicke an, wo Andreas, eines Mordes bezichtigt, verhaftet worden war, gar nicht mehr. Wie es dem leichtfertigen Mädchen erging, ob sie Mangel litt oder umkam, ob sie sich der Baroin in die Arme warf und von dieser in Schutz genommen ward, das alles hatte für Kathrine keine Bedeutung. Den Bruder nur wollte sie befreien, nicht mit Gewalt, nicht durch List oder Bestechung, sondern durch die Beweisführung, daß er schuldlos sei. Sie selbst zweifelte keine Sekunde an der Unschuld des Mannes, den sie höher schätzte als jeden andern, und dem sie mit so inniger Schwesterliebe anhing, daß für eine drittes Person nichts mehr übrig blieb.

Entschlossen und auch besonnen in ihren Handlungen, wenn sie von deren Wichtigkeit überzeugt war, theilte sie noch an demselben Tage der Hausmagd und dem Jägerburschen das Geschehene mit, da es ohnehin nicht verborgen bleiben konnte. Sie kündigte aber beiden gleichzeitig an, daß sie das Forsthaus sofort verlassen müßten, wenn sie sich unterfingen, ein Wort fallen zu lassen, das dem Förster nachtheilig sein könne. Getrost sprach sie es aus, daß ihr Bruder völlig unschuldig sei, und daß sie den Beweis seiner Unschuld führen werde. Wie sie dies anfangen sollte, war der entschlossenen Schwester noch unklar, allein sie besaß Muth und dem Muthigen gelingt ja oft das Unglaublichste.

Kathrine ließ sich einige Tage Zeit. In ihren Betrachtungen und Planen störte sie nur die Ankunft eines sogenannten Heideläufers, den der Baron von Kaltenstein einstweilen als Stellvertreter in das Forsthaus sandte. Die Beglaubigung, welche der junge Mensch vorzeigte, ließ eine Abweisung desselben nicht zu. Kathrine nahm ihn deshalb nach ihrer Art freundlich auf und wies ihm das Zimmer ihres in Haft befindlichen Bruders zur Wohnung an.

»Der Baron hatte sich wohl auch selber auf den Weg machen können,« dachte sie, sie sprach aber ihre Gedanken nicht aus, weil sie ja nicht wußte, ob der Heideläufer, der ein offenes Gesicht hatte, ihr nicht vielleicht zur Erreichung ihres Ziels behülflich sein könne.

»Sie kennen das Misgeschick meines armen Bruders?« fragte sie dessen Stellvertreter bei Tische, abermals sogleich mit Nachdruck die Unschuld desselben betheuernd. Dieser gab kurz eine bejahende Antwort.

»Haben Sie meinen Bruder schon einmal gesprochen?« fuhr sie fort.

Auch auf diese Frage lautete die Antwort bejahend.

»Der Herr Baron muß sich seiner annehmen,« sagte Kathrine. »Wenn er will, so kann er es auch, und es ist seine Pflicht. Niemand als gerade dem Herrn Baron wird der Förster mehr fehlen.«

»Ich hörte davon sprechen,« meinte der junge Weidmann.

Kathrine griff diese Worte sogleich auf und beschloß Nutzen daraus zu ziehen.

»Hörten Sie wirklich?« sagte sie lebhaft. »Wie heißen Sie denn?«

»Edmund – Edmund Kohlrausch.«

Kathrinens Stimme klang fast weich, als sie den Mann bat, ihm mitzutheilen, was er von den Entschließungen des Barons vernommen habe.

»Geht alles, wie es gehen soll und muß, Edmund,« sprach sie vertraulich, »so werde ich es gewiß nicht fehlen lassen, mich für Sie recht warm zu verwenden. Ich kann reden wenn ich will, und müssen die elenden Menschen, die schuld an dieser grausamen Verleumdung meines armen Bruders sind, diesem erst eine Ehrenerklärung geben, dann sollen sie die Wahrheit zu hören bekommen! Der Baron muß Ihnen die beste Stelle geben, darauf verlassen Sie sich, Edmund! Und nun erzählen Sie!«

Edmund Kohlrausch glaubte sich nichts zu vergeben, wenn er der Schwester eines Mannes, den er immer nur mit Achtung hatte nennen hören und der hoch stand in der Gunst des Barons, das, was er zufällig vernommen hatte, mittheilte. Er erzählte deshalb, daß der Stiftssyndikus in Begleitung des Domdechanten auf Kaltenstein gewesen sei, ein sehr langes Gespräch mit dem Baron gehabt und daß dieser beide hochgestellte Herren mit der Versicherung zu ihrem Wagen geleitet habe, er würde nicht ermangeln, seinen Sohn wegen der Kugeln zu fragen.

»Wegen der Kugeln?« wiederholte Kathrine.« Sonst haben Sie nichts gehört, Edmund?«

»Gar nichts.«

»Was glauben Sie, daß dies heißen soll?«

»Ich habe gar keine Meinung darüber.«

»Wegen der Kugeln!« wiederholte Kathrine nochmals, indem sie der vielen Heimlichkeiten gedachte, mit denen ihr Bruder seit Jahr und Tag sich beschäftigte. Trotz ihres Unglaubens an die Wirkung übernatürlicher Kräfte überraschte sie doch plötzlich der Gedanke, daß die Tödtung des verrufenen Bleidiebes doch wohl mit dem Kugelgießen am Schalkstein zusammenhängen könne. War dies wirklich der Fall, so erklärte sich daraus auch die Anwesenheit ihres Bruders in der Nähe des Kreuzwegs, wo man den Todten aufhob, und es ließen sich mit einiger Aussicht auf Erfolg die Wege des Försters in jener verhängnißvollen Nacht verfolgen.

»Der Baron von Kaltenstein hat gewiß von Freikugeln gesprochen,« sagte sie auf gut Glück. »Ich erinnere mich, daß mehrmals zwischen ihm und Andreas Frei die Rede davon war, und daß mein Bruder dem Baron das Versprechen gab, sich einige dieser Kugeln zu verschaffen. Kennen Sie Freikugeln?«

Edmund Kohlrusch verneinte diese Frage, und um das für ihn doch etwas peinliche Gespräch abzubrechen und die Gedanken der Mademoiselle Frei auf einen andern Gegenstand zu lenken, setzte er hinzu:

»Es soll – hieß es heute früh – gestern Abend ein anderer eingezogen worden sein.«

»Wegen des Erschossenen?«

»Ich hörte davon.«

»Nannte man seinen Namen?«

»Genannt hat man ihn, er ist mir aber entfallen. Es soll ein Mensch sein, der früher auch Jäger war, wegen Unrechtfertigkeiten aber abgesetzt ward. Seitdem rühmt man ihm nicht viel Gutes nach. Er ist einäugig.«

Kathrine hatte früher von ihrem Bruder gehört, daß ein alter einäugiger Jäger, der lange Förster gewesen war, im Verein mit Kreuz-Matthes unerlaubte Wege gehe. Sie wußte ferner aus manchem nur beiläufig hingeworfenen Worte ihres Bruders, daß dieser den Einäugigen ebenfalls kannte, und sie besaß genug natürlichen Verstand und gesunde Combinationsgabe, um die Vermuthung aufzustellen, es könne zwischen diesem gewesenen Förster und dem erschossenen Wilderer eine der Welt bisher noch nicht bekannt gewordene Verbindung stattgefunden haben.

Aus Klugheit drang Kathrine nach diesem letzten erhaltenen Winke nicht weiter mit Fragen in Edmund Kohlrausch. Sie wollte nicht neugierig erscheinen und noch weniger Mistrauen in der Seele des jungen Mannes erwecken. Ihre Absicht war, den neuen Hausbewohner als Spion zu benutzen, um dadurch ihrem Bruder nützen zu können.

Seit der Verhaftung des Försters hatte sie die Schwelle des Forsthauses noch mit keinem Fuße überschritten. Wie ein Drache saß sie in dem alten, unheimlichen Gebäude, und selten sah man sie ohne Hausschlüssel, weil sie die Thür desselben stets verschlossen hielt. Begehrte jemand Einlaß, so mußte man Kathrine rufen. Magd und Jägerbursche konnten ohne ihr Wissen das Haus weder

verlassen noch es wieder betreten. Dieser strengen Hausordnung, die manche Unbequemlichkeit mit sich führte, mußte auch der Stellvertreter des verhafteten Försters sich unterwerfen . . . Kathrine kündigte ihm in ihrer entschlossenen Weise, die keinen Widerspruch gelten ließ, an, daß sie von diesem Gebrauche durchaus nicht abgehe. Ihr eigener Bruder, obwohl alleiniger Herr im Hause, habe sich demselben ebenfalls unterworfen. –

Einige Tage später wühlte Kathrine stundenlang in dem großen Kleiderschranke, der nur ihr allein zugänglich war. Sehr früh schon hatte die Hausmagd unter Beaufsichtigung der ordnungliebenden Mademoiselle Frei einen großen Tisch von Lindenholz dreimal mit feinem Sande abscheuern müssen, damit er ja wirklich für gereinigt gelten könne. Jetzt mußte diese den so gereinigten Tisch neben den Kleiderschrank stellen, und nun begann Kathrine eine große Menge Kleider, manche von seltsamem Schnitt und aus Stoffen bestehend, die vor zehn und mehr Jahren modern gewesen sein mochten, höchst behutsam und sauber auszubreiten. Jede Falte derselben strich sie mit einer feinen Sammtbürste aus, legte sie dann wieder in die einmal vorhandenen Bruchfalten zusammen und verbarg sie abermals im Schranke. Endlich faßte sie, nicht ohne mehrfaches Besinnen, einen Entschluß. Sie wählte ein großgeblümtes Kleid von reichem Stoffe, das sie in zwölf Jahren wohl nur sechs- oder achtmal getragen hatte, und das mithin noch für neu gelten konnte, und bekleidete sich damit. Der Schnitt dieses

Prachtgewandes war natürlich gänzlich veraltet, aber Kathrine sah ordentlich majestätisch darin aus, und ihr meistentheils sehr ernstes Auge strahlte von Zufriedenheit, als sie sich in ganzer Figur im großen Trumeau Corneliens erblickte, den sie heute das erste mal zu Rathe zog. Nach einigen scharfen Befehlen an die Hausmagd überreichte sie dieser unter starkem Herzklopfen den Haus Schlüssel, kündigte ihre Rückkunft noch vor Einbruch des Abends an und verließ das Forsthaus.

Die entschlossene Dame schritt rasch vorwärts. Zum Schutz gegen schlechtes Wetter – der Himmel drohte mit Regen oder Schnee – trug sie einen Schirm mit rothseidenem Ueberzuge in der Hand, den sie als Stock benutzte. Auch Handschuhe hatte Kathrine an. Diese gehörten ihr jedoch ursprünglich nicht zu, sondern waren von ihrer verstorbenen Mutter auf sie übergegangen. Sie waren von schwarzem, feinem Leder, mit Pelz gefüttert, bedeckten aber nur die halbe Hand. Eine Decke, welche von den Wurzeln der Finger bis zu deren Spitzen reichte, lag auf der Oberfläche der Finger mehr zur Zierde als zum Schutz, denn auf dieser Decke befand sich eine Rosenknospe, nicht besonders glücklich aus Seide gestickt. Wie alles, was Kathrine gefiel und was ihrer Ansicht nach Werth besaß, trug sie auch diese Handschuhe nur bei seltenen Gelegenheiten. Daß ihre ganze Tracht grenzenlos geschmacklos war und daß sie Klügern oder doch mit der Zeit und deren Ansprüchen mehr Fortgeschrittenen zur Zielscheibe argen Spottes deshalb dienen müsse, davon hatte Kathrine Frei gar keine Ahnung. Sie glaubte höchst

vornehm zu gehen und ganz stattlich auszusehen, und diese Ueberzeugung erhöhte noch ihr Selbstvertrauen.

Da Kathrine eine ganz rüstige Fußgängerin war, so erreichte sie nach Verlauf einer Stunde Schloß Kaltenstein. Es kostete sie Ueberwindung, den Wohnort der Baronin, die sie mehr noch haßte als ihre Nichte, zu betreten; aber sie that es ohne Scheu. Nicht als Bittende, als Fordernde kam sie, und nicht Eitelkeit, sondern ein edler Zweck veranlaßte sie zu diesem Schritte.

Auf dem Schloßhofe schon begegnete ihr der Reitknecht des Barons. Da diesem die wunderlich aufgeputzte Dame mit ihrem schreckenerregenden Hute, der wir ein schiefgebauter Rauchfang über die Stirn weit in die Luft hineinragte, sogleich in die Augen fiel, um ihr blattennarbiges, erdfahles Gesicht den Gedanken in ihm aufkeimen ließ, es möge sich ein wanderndes Zigeunerweib in ihr verstecken, vertrat er ihr den Weg.

Kathrine setzte ihren rechten Fuß trotzig vor, hob den Regetihirm auf und fuchtelte damit vor den Augen des Reitknechts herum, als sei sie nicht abgeneigt, ihm nöthigenfalls einen derben Stoß damit zu versehen.

»Platz du grober Kerl!« rief sie ihm determinirt zu. »Ich hab' Eile und muß den Baron sprechen. Ist er zu Hause?«

Der Reitknecht pflanzte sich fest vor Kathrine hin, stemmte beide Hände in die Seiten und erwiderte lachend:

»Für Leute in solchem Anzuge nicht!«

Kathrine senkte den erhobenen Schirm und schleuderte dem Reitknechte vernichtende Blicke zu. Dann trat sie

mit einer kecken Wendung gegen ihn heran, versetzte ihm einen derben Stoß, daß er seitwärts taumelte, und ging aufgerichtet der Schloßpforte zu.

»Wenn Kathrine Frei mit dem Baron von Kaltenstein zu sprechen hat,« sagte sie, »dann treten die Knechte beiseite oder man stößt sie ohne Federlesen dahin. Versuch' es nicht zum zweiten male, mir grob zu kommen, Bengel! Ich bin schon mit größern Flegeln fertig geworden!«

Der Reitknecht schwieg, da er doch nicht wissen konnte, ob sein Herr den Besuch dieser resoluten Dame, von deren Eigenthümlichkeiten oft schon die Rede gewesen war, erwartete. Kathrine aber, die eine bedeutende Routine besaß, mit ungeschliffenen Menschen umzugehen, ohne sich dabei zu ärgern, drang unaufhaltsam vor, bis ihr ein Bedienter begegnete. Diesem nannte sie sich ohne Umstände und verlangte kategorisch auf der Stelle zu dem Baron geführt zu werden.

»Ich werde mir die Ehre geben, Sie zu melden,« sagte der Bediente, eine spöttische Miene annehmend, die ebenso gut Kathrine selbst wie ihrer auffallenden Tracht gelten konnte.

»Aus Seiner Ehre mache ich mir nicht so viel,« erwiderte die entschlossene Dame, ein Schnippchen schlagend. »Ueberhaupt bin ich nicht aufgelegt zu Complimenten, und darum troll' Er sich! Ich folge Ihm auf dem Fuße.«

Während dieser kurzen Unterhaltung war Kathrine, dem zögernd zurückweichenden Bedienten unverdrossen folgend, bis in das Vorzimmer des Barons gelangt.

Sie sprach sehr laut, sodaß ihre Stimme weithin zu hören war. Dem Baron fiel dies ungewöhnlich laute Sprechen auf, was ihn veranlaßte, selbst die Thür zu öffnen.

»Da wäre ich ja schon, wo ich sein will,« sagte Kathrine, ihren Regenschirm neuerdings wie einen Speer vor sich haltend, um den Bedienten durch dieses Manöver zur Seite zu drängen. »Mach Er sich jetzt fein aus dem Staube, Er sieht, daß Er hier unnütz ist!– Guten Morgen, Herr Baron!«

«Mademoiselle Frei?» sprach Baron von Kaltenstein, über den Besuch dieser Dame höchlichst verwundert. »Was verschafft mir die Ehre?«

»Papperlapap, Baron!« unterbrach Kathrine den Edelmann. »Lassen Sie die Faxen, ich geb' nichts drauf!«

Dabei glitten ihre Augen von einer Ecke des Zimmers zur andern, und mit geübtem Scharfblick entdeckte sie eine Menge Ordnungsfehler in dem an sich sehr wohnlich eingerichteten Raume.

»Da fehlt's, merk ich, auch am Besten,« fuhr sie fort, »und wenn ich hier zu befehlen hätte, müßte das anders werden, ehe die Welt einen Tag älter geworden wäre. Aber darum handelt sich's gegenwärtig nicht. Mir liegt Wichtigeres auf dem Herzen, als die Beseitigung bestäubter Spinnewebe in dem Hause eines Fremden.«

Ohne die ärgerliche Miene des von ihr überrumpelten Barons zu beachten, zog sie sich einen Lehnstuhl heran und plumpete schwer hinein, indem sie ihren Schirm mit beiden Händen faßte und ihn derb auf die gebohrte Diele stampfte.

»Wissen Sie, weshalb ich Sie so zeitig überfalle, Herr Baron?« fuhr sie fort. »Ich will Ihnen reinen Wein einschenken, denn ich gehöre nicht zu den Feinen. Also gerade heraus: Warum haben Sie es zugegeben, daß mein Bruder Andreas ins Gefängniß gesteckt worden ist?«

»Aber beste Mademoiselle Frei –«

»Nicht beste, Baron, böseste mögen Sie sagen, da lügen Sie wenigstens nicht,« fiel Kathrine abermals dem Edelmann in die Rede. »Ich komme nur hierher, um eine klare, kurze Antwort von Ihnen zu holen. Haben Sie mir diese Antwort gegeben, dann sollen Sie eine Rede von mir hören. Nur unterhalten Sie mich nicht mit blumigen Redensarten, denn die lieb' ich nicht. Ich bin noch aus der guten, alten Zeit, wo die Menschen auf ein gerades Wort mehr Werth legten als auf die geschnörkelten und gedrechselten Sätze, die seit der verrückten Franzosenzeit aufgekommen sind. Also flink heraus mit der Sprache! Meine Frage war, denk' ich, verständlich!«

Der Baron gerieth in die peinlichste Verlegenheit.

»Wenn Sie, Mademoiselle Frei, den Grund der Verhaftung Ihres Bruders kennen,« versetzte er, seinen Unwillen bemeisternd, der durch das derb komische Auftreten Kathrinens einigermaßen gemildert wurde, »so können Sie die soeben an mich gerichtete Frage sich selbst beantworten. Ein Mann, der, mag er eine Stellung innehaben, welche er will, eines Verbrechens angeklagt oder nur verdächtig ist, darf nicht auf freien Füßen bleiben.«

»Wirklich!« sagte Kathrine, mit ihren kalten, stechenden Augen unter dem gewaltigen Schirme scharfe Blicke

wie aus einem Schachte dem Edelmann zuwerfend.
»Mein Bruder ist aber kein Verbrecher!«

»Es freut mich, daß Sie eine so gute Meinung von ihm haben,« erwiderte Baron von Kaltenstein. »Unsere Ansichten begegnen sich in dieser Beziehung . . . «

»Und Sie lassen es doch geschehen, daß man einen unschuldigen Menschen, der ohnehin nicht glücklich ist, so schmachvoll vor aller Welt blamirt? Nehmen Sie mir's nicht übel, Baron, das ist schlecht, grundschlecht!«

»Sie scheinen sehr aufgeregt zu sein, Mademoiselle Frei!«

»Gottlob! eine Schlafmütze war ich nie! Oder soll ich etwa lachen und jubilieren, wenn sich mein einziger Bruder über die Schlechtigkeit der Menschen zu Tode grämen muß?«

»Es wird ihm hoffentlich gelingen, seine Unschuld zu beweisen.«

Kathrine stand auf, pochte mit dem Regenschirm auf den Boden und rief: »Das *muß* ihm gelingen oder ich begehle etwas, damit ich ihm Gesellschaft leisten kann! . . . Was soll er denn anfangen ohne mich? . . . Wer hat ihn gehegt, wer für ihn gesorgt? Verkommen und verdorben wär' er schon längst, hätte Gott nicht Einsehen gehabt und mich ihm zur Schwester gegeben.«

Der Baron wußte auf diese Bemerkung nichts zu erwidern und Kathrine plumpete wieder zurück in den weichen Polsterstuhl.

»Beantworten Sie mir noch ein paar Fragen,« fuhr sie mehr fordernd als bittend fort. »Mein Bruder soll den Kreuz-Matthes erschossen haben, nicht wahr?«

»Der Verdacht der unseligen That lastet auf ihm.«

»Mit einer Kugel, nicht?«

»Mit einer sogenannten Freikugel, Mademoiselle.«

»Aha, da guckt der Fuchs schon aus dem Loche! Wissen Sie, Baron, von wem mein Bruder die Freikugeln hatte?«

»Er hatte sie selbst gegossen.«

« Mag sein, Baron! Allein gab er sich aber mit solchen Dingen, von denen er freilich erstaunlich viel hielt, nicht ab. Er hatte Gefährten, die ihm halfen, noch mehr, die ihn diese Narrensposen lehrten. Wissen Sie davon gar nichts, Baron?«

»Ich hörte einmal davon sprechen, Mademoiselle Frei.«

»Hörten Sie auch die Namen der Männer nennen, die meinen armen Bruder zu solchen Thorheiten verleiteten? Nicht?«

»Jedenfalls habe ich kein Recht, des Weitern davon zu sprechen.«

»Nun sehen Sie, Baron, so ängstlich bin ich nicht, die Wahrheit zu sagen, obwohl ich nur ein schwaches Weib bin! Der Kreuz-Matthes und noch einer, ein Einäugiger, haben meinen unglücklichen Bruder diese nichtsnutzige Kunst gelehrt. Der eine ist todt, und der andere? Wissen Sie nicht, was aus dem andern geworden sein mag?«

»Man soll ihn vor einigen Tagen eingezogen haben.«

»Recht schön, Baron, aber warum? Doch wohl nicht um nichts und wieder nichts, oder, weil er nur mit einem Auge noch sehen kann?«

»Da Sie allem Anscheine nach unterrichtet sind, Mademoiselle Frei,« erwiderte Baron von Kaltenstein ausweichend, »so halte ich es für unnöthig, Ihre Frage zu beantworten. Ueberhaupt muß ich gestehen, daß ich noch immer nicht einzusehen vermag, mit welchem Rechte Sie das Interesse für Ihren bedauernswerthen Bruder so weit treiben, mich – entschuldigen Sie, Mademoiselle – mich in so auffallender Weise – zur Rede zu stellen.«

»Eine freundschaftliche Unterhaltung, Herr Baron, ist kein Verhör und kein Zurredesetzen,« sagte Kathrine. »Der Einäugige war im Besitze von solchen Freikugeln, wie man eine vorn in der Brust des Kreuz-Matthes fand. Mein Bruder besaß keine solchen Kugeln, seit der Stiftsyndikus ihm die vorhandenen wegnahm. Von Cousin Stiftsyndikus gelangten die dummen Kugeln in anderer Leute Hände, und wen diese Hände wieder damit beglückten, das macht vielleicht das Gericht ausfindig. Ich wollte nur es wäre schon so weit! Sie nicht auch, Baron?«

»Wenn diese Voraussetzungen sich alle bestätigen,« erwiderte der Edelmann, »dann sind ja Aussichten vorhanden, daß Ihr Bruder Ihnen bald wiedergegeben wird.«

»Ich hoffe und erwarte das, aber ich bin nicht geneigt, *lange* zu warten. Eine gewichtige Aussage genügt, um meinem Bruder die Freiheit sofort wiederzugeben.«

»Eine einzige Aussage?«

»Die Aussage zweier Menschen!«

»Das wissen Sie bestimmt?«

»Ganz bestimmt! Soll ich Ihnen die Namen dieser beiden nennen?«

»Unter vier Augen hat das wohl nicht viel auf sich.«

»Der Stiftssyndikus überließ die meinem Bruder weggenommenen Freikugeln Ihnen, Herr Baron, und Ihren Herrn Sohne.«

»Wer hat Ihnen das gesagt?«

»Wenn es nöthig sein sollte, den Mann zu nennen, so werde ich gewiß nicht schweigen!«

»Und was soll das alles, Mademoiselle Frei?«

Kathrine erhob sich wieder von ihrem Sitze und stieß hart mit dem Regenschirme auf die Diele.

»Nichts weiter als die Freigebung meines Bruders beschleunigen,« sprach sie entschlossen. »Sie beschwören, daß die Freikugeln meines Bruders in Ihre Hände gelangt sind, daß Sie dieselben weggeworfen oder verschenkt haben – was weiß ich – daß mithin Andreas in jener Nacht, wo der Kreuz-Matthes von einer dieser Kugeln durchbohrt ward, nicht mehr im Besitz auch nur einer einzigen derselben gewesen sein kann.«

»Auf wen meinen Sie durch ein solches Manöver den Verdacht der gehässigen That zu lenken, Mademoiselle Frei.«

»Danach frage ich nicht, Baron!«

»Desto schneller würde das Gericht diese Frage aufwerfen.«

»Quält mich nicht! Jeder ist sich selbst der Nächste!«

»Eben deshalb, Mademoiselle! Ein solcher Eid will, seiner Folgen wegen, bedacht sein!«

»Jeder unschuldige Mann kann ihn schwören, Baron!«

»Vielleicht! Gern und ohne sehr gedrängt zu werden, thut es gewiß keiner!«

»Dann wird man ihn drängen.«

»Sie, Mademoiselle?«

»Ich, Baron, der Cousin Stiftssyndikus, der Domdechant, der Stellvertreter meines Bruders.«

»Edmund Kohlrausch?«

»Er ist Andreas in jener Nacht begegnet!«

Der Baron senkte den Blick nachdenklich zu Boden. Er überschlug offenbar die Folgen einer Untersuchung, welche diese Richtung nahm.

»Mademoiselle Frei,« sprach er dann, »lassen Sie uns keinen zu raschen Schritt thun! Ich theile ganz Ihre Ansicht in Bezug auf Ihren Bruder, aber ich kann die Wege, welche Sie in Ihrer Rücksichtslosigkeit gehen wollen, aus mehr als einem Grunde nicht billigen. Warten wir die Aussagen des Einäugigen ab. Sie allein können uns ein Fingerzeig sein zur Darlegung der Unschuld Ihres Bruders!«

»Herr Baron,« erwiderte Kathrine und faßte krampfhaft den Griff ihres Regenschirms, »eine kurze Zeit will ich mich noch gedulden. Geschieht nichts in dieser Frist, so schrei' ich die Geschichte mit den Freikugeln auf allen Gassen aus! Ich will den Bruder, der kein Schelm und kein Mörder ist, wiederhaben oder zu ihm ins Gefängniß gebracht werden! Sie, Baron, müssen mir dazu die Hand

reichen, denn Sie, Sie und Ihr Haus sind doch an dem ganzen fürchterlichen Unglück schuld!«

»Mademoiselle Frei, Sie werden beleidigend!« sagte der Baron drohend.

»Beleidigend oder nicht, die Wahrheit werde ich niemals verheimlichen!« fuhr Kathrine fort. »Ohne die Frau Baronin wäre meine verstorbene Schwägerin dem Herzen ihres Mannes nicht entfremdet und meine Nichte nicht zu lauter vornehmen Schlechtigkeiten erzogen werden. Die Frau Baronin hat meinen unglücklichen Bruder aus dem Hause gejagt, zu den Wilderern getrieben, zu Heimlichkeiten, die des Teufels Spielzeug sind, verführt. Die Frau Baronin hat meine verwilderte Nichte auf der Seele, und das Unrecht, das man jetzt Andreas anthut, schreit laut um Rache zum Himmel!«

In heftiger Aufregung erhob jetzt Kathrine Frei den Schirm und hielt ihn mit drohender Geberde dem Baron entgegen.

»Ja, um Rache!« wiederholte sie in furienhafter Wildheit. »Und Rache will ich nehmen an dem Geschlecht der Kaltenstein, so wahr ein Gott im Himmel lebt! – Rache will ich nehmen für all den namenlosen Schmerz, der meines Bruders irdisches Glück untergraben und seine Kraft vor der Zeit gebrochen hat! Rache will ich nehmen für die Verwahrlosung der Tochter meines Bruders, die mich haßt, anstatt mich zu lieben, und die ich lieber mit kaltem Herzen verderben sehen will als Arm in Arm wandeln mit – mit – der gnädigen Frau Baronin von Kaltenstein!«

Kathrine machte, ihre stechenden, haßerfüllten Augen durchbohrend auf den Edelmann richtend, eine tiefe, steife, ceremoniöse Verbeugung vor diesem, und zog sich dann, immer rückwärts gehend, als habe sie Furcht vor dem so schonungslos von ihr Gereizten, ruhig aus dem Zimmer zurück.

Als sich Baron von Kaltenstein wieder allein sah, schlug er sich mit geballter Faust vor die Stirn und murmelte düster vor sich hin:

»Sie bringt mich doch noch ins Unglück! . . . Sandomir, Sandomir, das alles habe ich dir gutzuschreiben!«

ZEHNTES KAPITEL. DIE EREIGNISSE IN DER ALLERHEILIGENNACHT.

Der Heilige Abend war still und hell. Es hatte stark gefroren, Schnee aber war nur so viel gefallen, daß er wie ein durchsichtiger, weißer Schleier die Fluren bedeckte.

Von hundert Glocken wurde die Christnacht eingeläutet; ihre metallenen Stimmen hörte man allerwärts aus Thälern und von Berghöhen herab die Freudenbotschaft von der Geburt des Herrn verkündigen. Die Gläubigen wallfahrteten oft Stunden Wegs nach den Kirchen, um der Christmette beizuwohnen, und der Anblick des Landes mit den vielen hellerleuchteten Kirchen, den zahllosen wandelnden Lichtern, die man über Ebenen schweben, aus Waldesdickicht hervorblitzen, von Hügeln und Bergen herabsteigen sah, hatte etwas eigenthümlich Bezauberndes.

In der Felsenkapelle des Bürgstein ward ebenfalls die Christnacht kirchlich gefeiert. Der enge Raum war mit Menschen überfüllt, der Duft des Weihrauchs, der auf dem Rauchfaß verbrannte, durchzog als bläuliche Rauchwolke das hohe Felsengemäuer.

Joseph am Ort wie fast alle in der großen Spiegelfabrik Beschäftigten wohnte ebenfalls der feierlichen Christmette in der Felsenkirche bei. Die sehr frommen Besitzer des Etablissements, zugleich Eigenthümer des Grund und Bodens, wünschten dies und sahen es ungern, wenn die von ihnen Beschäftigten Gleichgültigkeit gegen die Kirche an den Tag legten

Am Schlusse der Ceremonie, die nicht viel über eine Stunde dauerte, fühlte sich Joseph am Ort beim Herausgehen aus der Kapelle wiederholt von einer Hand berührt. Es war Doctor Armhalter, der neben ihm stand.

»Ich habe Ihnen eine gute Botschaft zu bringen, Herr Factor,« sprach der Doctor, als Joseph am Ort ihn gewahrte. »Sie werden heute erwartet und Sie dürfen endlich auch Hoffnung schöpfen.«

»In der That, Doctor?« erwiderte der Factor. »Wenn Sie diesmal recht hätten, wenn nicht abermals ein Rückfall meine Wünsche kreuzt, ach, Sie glauben gar nicht, wie glücklich Sie mich da machten!«

»Verlassen Sie sich auf mein Wort,« erwiderte der Arzt. »Die junge Dame brachte bei meinem heutigen Besuche aus freiem Antriebe das Gespräch auf die Entstehung ihrer schweren Krankheit und hat theilnehmend nach Ihnen gefragt.«

»Sie haßt mich also nicht?«

»Bester Herr am Ort, wie mögen Sie nur so hartnäckig sich festklammern an diesen Gedanken! Wenn Sie sich desselben nicht bald entschlagen, bin ich ja genöthigt, Sie selbst in Behandlung zu nehmen, und zwar einer fixen Idee wegen. Das unglückliche Geschöpf – denn dafür muß ich die Dame noch immer halten – lag ja fast ununterbrochen im Fieber. Sie phantasirte, und wenn aus ihren Phantasien hervorging, daß ihr viel Trübes begegnet sein müsse, und daß namentlich zwei männliche Individuen ihr Schrecken, wo nicht Entsetzen einflößten; so hingen, das läßt sich wenigstens mit vieler Wahrscheinlichkeit annehmen, diese Phantasien mit Vorgängen zusammen, welche Ursache zu ihrem Unglück gewesen zu sein scheinen. Ich halte die Zeit noch nicht gekommen, um sie mit directen Fragen zu beunruhigen. Später findet sich wohl eher Gelegenheit dazu. Vielleicht wird sie auch selbst vertrauensvoller und fühlt das Bedürfniß, sich auszusprechen.«

»Sie begleiten mich doch eine Strecke Wegs,« sagte der Factor.

»Bis zur Fabrik,« versetzte Doctor Armhalter.

»Könnten Sie später mein Gast im Schlosse sein? Der alte Ritter wird uns gern Gesellschaft leisten.«

»Es thut mir leid, daß ich Ihre freundliche Einladung nicht annehmen kann. Die Pflicht ruft mich noch in den Wald. Der Bote, der mich führen soll, wartet in meiner Wohnung.«

»Ich befinde mich in einer höchst seltsamen, ja ich möchte fast sagen, in einer ganz verzweifelten Lage,« sprach Joseph am Ort, einen wenig betretenen Seitenpfad einschlagend, der zwischen zerstreut liegenden Häusern des Ortes in gerader Richtung nach der Fabrik führte. »Der Zufall hat mich in Verhältnisse verstrickt, die sich wie ein unzerreißbares Netz um mich legen, meinen Willen und meine ganze Thatkraft lähmen.«

»Sie haben diese Aeüßerung schon so oft gethan, Herr am Ort, daß ich Ihnen glauben muß,« versetzte Doctor Armhalter, »nur sehe ich nicht ein, weshalb Sie gegen mich dann fortwährend so zurückhaltend sind? Ein Arzt, das wissen Sie ja doch, muß schweigen können wie ein Priester!«

»Ich weiß es, bester Doctor, und ich habe auch volles Vertrauen zu Ihnen,« antwortete der Factor, »dennoch kann ich mich doch auf nichts Weiteres einlassen. Sie können den Kummer, der mich drückt, nicht ahnen, und wüßten Sie ihn, so würden Sie höchstens der Theilnehmer eines Geheimnisses, das sofort auch Ihnen nur ruhelose Nächte machen würde.«

»Sie sprechen fortwährend in Räthseln!«

»Nur die einzige Hoffnung hält mich aufrecht,« fuhr der Factor fort, »daß diese schreckliche Ungewißheit nicht mehr lange dauern kann. Eine einzige Nachricht, ein paar Worte, die ich in der Zeitung finde, kann mich aller Sorge mit einem mal entledigen. Dann darf ich auch sprechen, und Sie, bester Doctor, sind gewiß der erste,

dem ich in diesem glücklichen Falle mein Herz ausschütete.«

»Ich wünsche aufrichtig, daß Sie recht bald dazu Gelegenheit finden,« sagte Doctor Armhalter. »Hier scheiden sich unsere Wege. Leben Sie wohl und verleben Sie die Festtage so glücklich und heiter wie Sie können! Erst nach dem Feste besuche ich die Kranke wieder, der Sie sich so ritterlich angenommen haben.«

Der Factor erwiderte den Wunsch des Arztes und ging nach dem alten Schlosse. Die Fenster im östlichen Erker waren wieder matt erleuchtet. Joseph am Ort überschritt die schadhafte Zugbrücke, obwohl es noch nicht spät war, öffnete die schmale Pforte, aus der wir den gnomenartigen alten Ritter treten sahen, verschloß sie wieder hinter sich, und erstieg die vom Corridor aufsteigende Wendeltreppe zur Rechten. Er mußte durch lange, finstere Gänge wandern, bald einige Stufen hinab, bald andere wieder hinaufsteigen. Endlich kam er in einen größern Raum, auf den sich zwei aus gewaltigen Eichenbohlen zusammengefügte, mit vielem schönen Schnitzwerk verzierte Thüren öffneten. An eine dieser Thüren klopfte der Factor. Bald erschien eine sehr einfach gekleidete Frau von wohlwollendem Aussehen. Sie begrüßte den jungen Mann freundlich und reichte ihm theilnehmend die Hand.

»Heute weise ich Sie nicht ab, Herr am Ort,« sagte Ursula, »meine Pflegebefohlene erwartet Sie mit einiger Ungeduld. Sie werden aber schon erlauben müssen, daß ich Ihrer Unterredung mit dem Fräulein beiwohne. Denn der

Herr Doctor hat mir scharfen Befehl gegeben, die nunmehr schnell Genesende vor jeder heftigen Aufregung zu hüten.«

Der Factor nahm sich keine Zeit zu einer Erwiderung. Er begnügte sich, seine Beistimmung stillschweigend zu geben, und folgte der voranschreitenden Wärterin. Ein Wohnraum, ganz so eingerichtet wie das Zimmer, in welches Ritter von der Dub den Factor geführt hatte, mit großem Kamin, in dem ein stilles Kohlenfeuer glühte, einem weiten Himmelbette und einem modern geformten Sofa nahm den jungen Mann auf. Dies Zimmer war von einer Lampe, deren Licht durch doppelte Schirme gemildert ward, nur unvollkommen erleuchtet, hinderte aber nicht, ihn ein junges Mädchen von schönen, durch große Blässe noch interessanter gewordenen Zügen auf dem Sofa sitzend erkennen zu lassen. Das Mädchen war ganz schwarz gekleidet, ihr schönes, reiches, dunkelbraunes Haar leicht gescheitelt, nicht aber in Flechten geordnet. Es hing lockig um das feine leidende Gesicht, und war nur am Hinterkopfe in einen starken Knoten lose zusammengenommen.

Wir erkennen in der Bewohnerin dieses Zimmer auf den ersten Blick Hildegarde Frei.

»Herr Joseph am Ort, Fräulein,« sagte Ursula, den ihr auf dem Fuße folgenden jungen Mann ihrer Pflegebefohlenen anmeldend.

Hildegardens Blicke ruhten fest aus dem Factor, der ihr mit einiger Befangenheit entgegentrat. Ein fast spöttisches Lächeln spielte um ihren Mund, indem sie ohne

alle Schüchternheit die Worte an den jungen Mann richtete:

»Diese gute Frau, die ich nach schweren und finstern Träumen, wie es mir schien, zuerst erblickte, hat mir so viel von den Verdiensten vorerzählt, die Sie sich, Herr am Ort, um mich erworben haben sollen, daß es Pflicht für mich ist, jetzt, wo der Doctor mir Erlaubniß dazu ertheilt, Ihnen für solche Aufopferung persönlich Dank zu sagen. Ich bin Ihnen gewiß recht beschwerlich gefallen, Herr am Ort?«

Der Factor hatte einen andern Empfang erwartet, obwohl er zu etwas mehr gar nicht berechtigt war. Hildegarde Frei sah ihn heute zum ersten mal, wenigstens mußte er dies annehmen, denn daß sie in ihren Fieberanfällen, wo sie allerdings sehr viel sprach, nur meistentheils tolles, völlig unverständliches Zeug, auch die Namen von Männern genannt hatte und einige derselben um sich zu haben glaubte, gab ihm doch kein Recht, sich selbst mit einem derselben zu identificiren. Dennoch wünschte, was man ihm zugute halten muß, Joseph am Ort den Empfang von seiten Hildegardens doch etwas wärmer.

»Ich werde mich glücklich fühlen, Fräulein Frei,« versetzte er, »wenn es mir gelingen sollte, Ihnen auf irgendeine Weise auch jetzt, wo Sie, gottlob! von schwerer Krankheit genesen sind, bessere Dienste als bisher leisten zu können.«

Hildegarde erröthete und ihr sehr lebhaftes Auge flammte unruhig auf.

»Kennen Sie mich denn?« fragte sie, offenbar erschrocken.

»Ich muß annehmen, Fräulein, daß ein Förster, Namens Frei, Ihr Vater ist,« versetzte Joseph am Ort. »Sie haben während Ihrer Krankheit diesen Namen oft genannt und ihn immer mit Ihrem Vater in Verbindung gebracht.«

Hildegarde seufzte und legte sinnend ihre kleine, etwas abgemagerte Hand an die Stirn.

»Es thut nichts,« sagte sie dann, schnell entschlossen. »Haben Sie weitere Erkundigungen eingezogen? Ich kann mir denken – setzte sie erzwungen lächelnd hin zu – daß ich nicht den besten Eindruck auf Sie gemacht habe, vorausgesetzt, daß ich Sie für jenen ritterlichen Mann halten muß – hier verbeugte sich Hildegarde –, den mir der sehr aufmerksame Doctor so oft als meinen Erretter genannt hat. Ein Priester, der sich im Walde verirrt und den zuletzt die Schrecken der Nacht um sein Bewußtsein bringen, darf kaum eine rücksichtsvolle Beurtheilung beanspruchen, wenn sich ergibt, daß das heilige Gewand nur einer Unheiligen Schutz verleihen sollte.«

»Das Unglück hat stets Anspruch auf unsere Achtung,« versetzte Joseph am Ort.

»Lassen wir das, ritterlicher Herr,« fiel Hildegarde wieder ein. »Es kommt wohl eine Zeit, wo ich mich werde rechtfertigen können. Vorerst möchte ich nur wissen, ob mein Vater, der Förster Frei, unterrichtet ist.«

»Wünschten Sie es, mein Fräulein?«

«Als ich jenes Gewand anlegte, in dem ich mich, vor jedem Unfall gesichert glaubte, hatte ich die Absicht, den Weg, welchen ich einschlagen wollte, vorläufig allen meinen Verwandten völlig geheim zu halten. Ich wollte sie nicht fliehen, mein Herr,« fuhr sie lebhafter fort, »ich wollte mich nur sichern. Es gab Menschen, die mich verfolgten, und zu diesen gehörte –«

»Doch gewiß nicht Ihr Vater?« warf Joseph am Ort ein.

»Mein Vater?« wiederholte Hildegarde und strich sich langsam über die eigensinnig gewölbte Stirn. »Gott im Himmel . . . mein Vater!«

Ursula flüsterte Hildegarde einige Worte leise zu.

»Ich habe strengste Ordre,« sagte sie dann laut.

»Heftigen Erschütterungen sind Sie noch nicht gewachsen.«

Hildegarde ermannte sich. Ihr Antlitz war mild und ein Lächeln spielte um den feingeschnittenen Mund.

»Es ist thöricht, an wüste Fieberträume sich zu erinnern,« sprach sie. »Ich will mir Mühe geben, sie alle zu vergessen und sie für das zu halten, was sie eigentlich sind, für körperlose Dünste, die über dem Chaos krankhafter Gedanken gespenstisch hin und wieder schweben. Wenn der Arzt es erlaubt, werde ich an meinen Vater schreiben.«

»Das erlaubt Doctor Armhalter gewiß nicht,« fiel der Factor eifrig ein. »Er weiß nicht einmal, daß Förster Frei Ihr Vater ist!«

»Thut dies etwas zur Sache?«

»Nicht doch, Fräulein . . . indeß . . . Doctor Armhalter ist wirklich nicht unterrichtet.«

»Ursula hat mir doch gesagt, daß der Arzt Ihr Freund sei. Daß Sie ihn gerufen, daß ich ihm diese ungestörte Wohnung zu verdanken habe.«

»Ursula hat Ihnen die Wahrheit gesagt, dennoch kennt Doctor Armhalter nicht mehr als Ihren Namen.«

»Aber wie kommt das, mein ritterlicher Freund?«

»Der Zufall hat dies so gefügt.«

»Das läßt sich freilich hören. Verdanke ich doch auch nur dem Zufall mein Hiersein.«

An den funkelnden Blicken Hildegardens erkannte Joseph am Ort, daß in der Seele des jungen Mädchens abermals gedankenschwangere Wetterwolken aufstiegen.

»Bisweilen,« setzte sie nach kurzem Schweigen hinzu, »bisweilen nimmt der Zufall furchtbare Gestalten an! . . . Wenn ich doch sprechen dürfte! . . . Aber ich weiß ja nicht, wo die Wirklichkeit aufhört und der Traum, der Wahn, der Wahnwitz des Fiebers beginnt . . . Ich sah ja meinen Vater . . . wie jener Schuß fiel. Wissen Sie gar nichts, Herr am Ort?«

Hildegardens Auge war klar und fest. Es drückte nur Nachdenken, keine krankhafte Gereiztheit, am wenigsten Ueberreizung aus. Es dünkte dem Factor, die nur noch in körperlicher Schwäche bestehende Nachwirkung des Nervenfiebers, an welchem Hildegarde gelitten hatte, könne sich durch besonnene Enthüllung unklar ihrem Gedächtniß vorschwebender Begebenheiten eher verlieren als vermehren. Er faßte deshalb den Entschluß, die

verloren gegangenen Gedankenspurens des jungen Mädchens mit aufsuchen zu helfen.

»Sprechen Sie von der stürmischen Nacht des Allerheiligentages?« fragte der Factor, seinen Blick fest auf Hildegarde richtend.«

Sie konnte ein leises Zittern nicht verbergen.

»Ganz recht,« sprach sie, »am Allerheiligentage trug sich das Gräßliche zu!«

Sie faltete die Hände und ihre Blicke wendeten sich fragend himmelwärts.

»Der Widerhall eines Schusses ließ mich Ihnen zu Hülfe kommen, mein Fräulein,« sagte Joseph am Ort. »Es war ein verbrecherischer Schuß, den man in jener Nacht abfeuerte.«

»Ein verbrecherischer Schuß!« rief Hildegarde. »O, ich glaub's, ich glaub's! Und wem, wem mochte er gelten! ... Ob jemand durch ihn verwundet worden sein mag?«

»Man fand am andern Morgen einen Todten im Grenzwalde.«

Hildegarde stand ungeachtet der ihr noch innewohnenden Schwäche auf und ergriff den Arm des Factors.

»Verhehlen Sie mir nichts, Herr am Ort,« sprach sie mit großer Lebhaftigkeit und mit unheimlich blitzenden Augen. »Sie nennen sich meinen Retter und ich will Sie dafür anerkennen; Sie geben mir aber den Tod oder stürzen mich zurück in die Qualen des Fieberwahnsinns, wenn Sie mir die Wahrheit verheimlichen! ... Jener Todte ... es war ... mein Vater?«

Hildegarde faßte den Factor mit beiden Händen, und Mund und Auge schienen jeden seinen Lippen entgleitenden Laut verschlingen zu wollen.

»Ihr Vater lebt,« sagte Joseph am Ort, »in dem Todten erkannte man einen berüchtigten Wilderer, mit dem Beinamen Kreuz-Matthes. Sie haben gewiß schon früher von diesem Menschen gehört.«

»Gott sei Dank! Gott sei Dank!« rief Hildegarde inbrünstig und sank tief aufathmend zurück in das Sofa. »Dann bin ich doch nicht mit der Schuld des Vaternordes belastet!«

Obwohl Joseph am Ort nicht begreifen konnte, wie es kam, daß das junge Mädchen einer so entsetzlichen Einbildung sich hingeben mochte, ward ihm durch diese Aeußerung doch manches in den Phantasien klar, die sie während ihrer Krankheit ängstigten und die oft auch den sorgsamem Arzt beunruhigten, der vergebens der wahren Ursache dieser leidenschaftlichen Ausbrüche eines in so jungen Jahren schon schwerbeladenen Herzens nachspürte. Oberflächlich bekannt mit dem noch unentschiedenen Schicksale des Försters Frei, den der Tod des Wilderers hinter die Mauern des Criminalgefängnisses gebracht hatte, konnte Joseph am Ort einen Zusammenhang zwischen der Tödtung des Kreuz-Matthes und der Annahme Hildegardens, der mörderische Schuß habe ihrem Vater gegolten, nicht entdecken. Die einmal hingeworfene Aeußerung des jungen Mädchens erschien ihm aber so wichtig, daß er im eigenen Interesse der Familie desselben das Gespräch unmöglich jetzt abbrechen

mochte. Selbst auf die Gefahr hin, eine Fortsetzung desselben könne vielleicht nachtheilige Folgen für die Reconvalescentin nach sich ziehen, beschloß er, den zufällig betretenen Weg vorsichtigen Forschens weiter zu verfolgen. War er doch selbst seit einigen Tagen mit an der Sache betheilig.

»Sie werden alsbald die Freude genießen, Ihren Vater wiederzusehen, mein Fräulein,« sagte der Factor, als Hildegard ruhiger geworden war, »und nach diesem Wiedersehen werden sich die Mishelligkeiten, auf die Sie anspielten, gewiß ebenfalls sehr bald beseitigen lassen. Ich fühle mich beglückt, Sie durch ein paar Worte beruhigt zu haben über ein Ereigniß, das wohl vorzugsweise Schuld an Ihrer schweren Erkrankung trägt. Die Annahme, einen geliebten Vater durch Meuchelmord zu verlieren, kann – ich fühle es – unsere Gedanken bis zum Wahnsinn verwirren! Das Entsetzen raubte Ihnen die Besinnung! ... Sie sanken bewußtlos zu Boden ... die durch kältende Luft, der eisige Regen, Angst, Aufregung, geistige und körperliche Ueberanstrengung ... welche Natur möchte der Macht so gewaltsamer Stürme widerstehen!«

Hildegard winkte die Wärterin heran. An dem Glanz ihrer Augen gewahrte Joseph am Ort, daß sie einen unabänderlichen Entschluß gefaßt haben müsse.

»Ursula,« sprach sie so bestimmt, daß die gutherzige Person über den Klang dieser Stimme schon erschrak, »den Befehl des Arztes beobachte ich von diesem Augenblicke an nicht mehr. Für die Folgen stehe ich ein, du bist

frei von aller Schuld. Herr am Ort ist mein Zeuge. Zu gebieterisch verlangen es die Umstände, daß ich mich ohne die geringste noch längere Verzögerung jetzt offen ausspreche gegen den Mann, der als mein Lebensretter vor andern Anspruch auf solche Offenheit hat. Findest du es unverträglich mit deiner Gewissenhaftigkeit, mich sprechen zu hören, so ziehe dich zurück ins Nebenzimmer. Geh' aber sogleich oder verhalte dich still, ganz still!«

Die Wärterin versuchte noch einmal durch einen bitenden Blick die ihrer Pflege Anbefohlene von diesem gewagten Vorhaben abzubringen, Hildegarde jedoch achtete nicht weiter auf Ursula. Sie wandte sich mit Lebhaftigkeit dem jungen Manne zu und richtete die auffällig scheinende Frage an ihn:

»Sind Sie Katholik, Herr am Ort?«

»Meinem religiösen Bekenntnisse nach gehöre ich der alleinseligmachenden Kirche an,« versetzte dieser.

Hildegarde senkte die Augen, als sie weiter fragte.

»Ich glaube Sie schon früher einmal gesehen zu haben, Sie wohnten der kirchlichen Feier in Mariendorf am Allerheiligentag bei.«

»Es war Zufall, mein Fräulein, der mich an jenem Tage nach Mariendorf führte.«

»Ein Freund begleitete Sie.«

»Ein sehr oberflächlicher Bekannter. Wir hatten uns erst unterwegs kennen gelernt und trennten uns auch, wahrscheinlich, um uns nie wiederzusehen, unmittelbar nach der Feier des Hochamtes. Geschäfte hielten mich fest bis an den späten Abend. Unter Sturm und Regen

brach ich auf mit meinem Fuhrwerk, um einen Richtweg durch den Wald einzuschlagen, der mir seiner bedeutenden Kürze wegen empfohlen worden war. Ich verließ mich auf mein Glück und den Instinct meines klugen, zuverlässigen Pferdes. Dennoch verfehlte ich in der undurchdringlichen Finsterniß den rechten Weg, gerieth immer tiefer in das Dickicht der Tannenwaldung und kam bald so in die Irre, daß ich mich durchaus nicht mehr orientiren konnte. Da begegnete ich einem einsamen Manne. Er saß auf einem in die Erde halb eingesunkenen Kreuze, hinter ihm, von dunkelm Tannengeäst halb verdeckt, ragte auf hohem Bildstock ein aus Blech geformtes Christusbild in die Luft. Der im Feuer vergoldete Reif, welcher den Heiligenschein um das Haupt des Weltheilandes bedeuten soll, ließ es mich erkennen. Der Mann blickte auf, als ich meinen Wagen anhielt. Jetzt erst sah ich, daß er ein Gewehr trug und einen Jägerhut. Er sprang vor mit wildem Satz, daß mein Pferd bäumte, und ich fürchtete schon, einem Räuber in die Hände gefallen zu sein. Schnell jedoch trat er, als habe er sich plötzlich anders besonnen, wieder beiseite und ging zurück nach seinem Standorte. Jetzt rief ich den unbekanntem Menschen und erkundigte mich nach dem Wege. Er gab mürrisch Antwort und ich bog rechts ab in den Wald, um seiner Anweisung nach bis zur nächsten Lichtung zu fahren. Da kreuzen sich die Wege, meinte er, und der, welcher dem Winde entgegenläuft, ist für Sie der rechte.«

»Es war mein Vater!« sagte Hildegarde.

»Förster Frei war es nicht,« fuhr Joseph am Ort fort, »wer es aber gewesen sein mag, weiß ich nicht. Ich überließ meinem Pferde die Zügel, und nach etwa einer Viertelstunde ward der Wald lichter. Da schien es mir, als eile in großer Schnelligkeit eine dunkle Gestalt zwischen den Bäumen fort. Gleichzeitig vernahm ich lautes Gezänk eifernder Männer, ohne die Worte verstehen zu können. Ich lauschte und faßte die Zügel meines Pferdes, das sich schnaubend bäumte, kürzer. Da krachte ein Schuß und beim Aufblitzen des Pulvers sah ich drei Männer, gewahrte ich auf dem links abbiegenden Wege in raschem Trabe einen Planwagen aus dem Walde fahren, vernahm rechts von mir den jammernden Klageruf einer entsetzten Frauenstimme und das Brechen von Aesten. Dann hörte ich nichts mehr als das Sausen des Weststurmes in den hohen Wipfeln der Tannen.«

Hildegarde hatte mit angehaltenem Athem dem Factor zugehört.

»Es war kein Traum,« sagte sie jetzt fröstelnd zusammenschauernd. »Den Vater sah ich über den Kreuzweg schreiten und das verzerrte Gesicht des bösen Wilderers neben ihm ... Die Furcht vor Räufern trieb mich sinnlos immer vorwärts, denn ich glaubte mich verfolgt ... Schon lange hörte ich sprechen und die Angst ließ mich unter den Streitenden die Stimme meines Vaters erkennen! ... O, ich war grenzenlos unglücklich in jenen Augenblicken und bereute tief mein unüberlegtes Handeln. Aber lieber wollte ich umkommen oder schlechten Menschen in die Hände fallen, als dem Vater allein ... in

Priesterkleidung ... im Walde begegnen! ... Und was hielt den Vater solange fest; im Grenzforste! Ich hatte ihn sehnsuchtsvoll erwartet den ganzen Tag, mit lieben Freunden erwartet! ... Er kam nicht, auch die Freunde blieben aus, ich hielt mich vom eigenen Vater verlassen! Da ward ich das Opfer einer unseligen Verblendung! ... «

»Sie vernahmen den Schuß, Fräulein Frei?« warf der Factor ein.

»Ich sah den Vater mit erhobener Büchse in das Tan-nicht springen,« stammelte Hildegarde.

»Der Schreck warf Sie zu Boden?«

»Das Entsetzen über das Aussehen meines Vaters!«

»Erkannten Sie den andern Mann mit der Büchse, aus dessen Rohr die verhängnißvolle Kugel flog?«

»Er kehrte mir den Rücken zu.«

»Es war der Jäger am Kreuz!«

»Von ihm ward der Schuß abgefeuert?«

»Vor Gott und Menschen möcht' ich es beschwören!«

Hildegarde saß mit gefalteten Händen im Sofa.

»Nach jenem Schusse und nachdem ich die Gestalt meines Vaters, dessen Antlitz entstellt war und mehr dem Antlitz eines bösen Geistes als eines harmlosen Menschen glich, wie von Furien gepeitscht in das Dickicht stürzen sah, sank ich bewußtlos zu Boden,« sagte Hildegarde. »Was später mit mir vorgegangen ist, ich weiß es nicht. Als ich aus qualvollen Träumen endlich wieder erwachte, sah ich Ursula über mich gebeugt. Obwohl ich die Person früher nie gesehen hatte, faßte ich doch Vertrauen zu ihrem wohlwollenden Gesicht. Ich glaubte auf

Schloß Kaltenstein zu sein und verlangte die Freundin meiner Mutter, die Baronin Clotilde von Kaltenstein zu sprechen. Ursula aber gebot mir Ruhe, sagte mir, daß ich sehr krank und schon volle acht Tage ohne Bewußtsein, aber unablässig phantasirend ihrer Pflege anvertraut sei. Zugleich versprach sie mir, die Baronin von meinem Befinden in Kenntniß zu setzen. Ich ließ mich hinhalten, bis der Doctor mir den Ort nannte, in dem ich lebte, und den Namen des edeldenkenben Mannes, dem ich meine Rettung zu danken habe. Durch Ihren Edelmuth, Herr am Ort, bin ich Ihre Schuldnerin geworden.«

Hildegarde reichte dem Factor die Hand, welche dieser unter sanftem Druck an seine Lippen führte.

»Ich werde es immer für eine glückliche Fügung des Himmels halten,« sprach Joseph am Ort, »daß ich bestimmt war, Ihnen in jener traurigen Nacht beizustehen. Ihr verzweifelnder Schmerzensruf ließ mich ein Unglück vermuthen. Was jener Schuß, was der Streit und die Flucht der Männer, von denen mir nur Ihr Vater bekannt war, zu bedeuten haben mochte, war mir in jenen Augenblicken gleichgültig. Auch will ich nicht leugnen, daß zum Theil mein Handeln aus selbstsüchtigen Zwecken entsprang. Ich war des Umherirrens müde, durchkältet von Wind und Regen, und mußte mich ernsthaften Vorwürfen aussetzen, wenn ich am nächsten Morgen nicht in die Stellung wieder eintrat, zu der mich das Vertrauen der Compagnie, in deren Dienst ich seit Jahren wirke, berufen hatte. Der rechte Weg lag jetzt vor mir und

so trieb ich denn mein Pferd von neuem an. Die scharfen Augen des treuen Thieres unterstützten mein eigenes Forschen. Niedergesunken neben einem großen Tannenbaume gewahrte ich Sie. Es gelang mir, Sie in den Wagen zu heben. Das priesterliche Gewand konnte mich nicht täuschen. Aber mir blieb keine Zeit zu langem Nachdenken. Nur darauf bedacht, sobald wie möglich Bürgstein zu erreichen, trieb ich mein Pferd zu raschem Laufe an. Ihr Zustand beunruhigte mich, denn Sie sprachen offenbar im Fieber. Schon während dieser qualvollen Fahrt verriethen Sie mir Ihren Namen, und eine dunkle Erinnerung tauchte in mir auf. Ich ward nämlich eines Tages beauftragt, einen kostbaren Trumeau auf dem Forsthause zu Kaltenstein abzuliefern. Damals unterhielt ich mich längere Zeit mit Ihrem Vater, während meine Leute mit Aufstellung des Spiegels beschäftigt waren. Flüchtig sah ich Sie in Gesellschaft einer schwarzgekleideten Dame, die ich für Ihre Mutter hielt, über den Hofraum in den Garten gehen. Ihr Bild, Fräulein Frei, prägte sich meinem Gedächtniß tief ein, und als ich Sie inmitten der festlich gekleideten jungen Mädchen während des Hochamtes wieder erblickte, gedachte ich mit Vergnügen jener ersten Begegnung. – Während Sie, gegen Wind und Wetter geschützt, im Fond meines Reisewagens ruhten, ging ich mit mir zu Rathe, auf welche Weise ich Ihnen nützlich werden könne. Vorsicht war nöthig, das sah ich ein, und darum mußte Ihre Ankunft, die ja leicht falsch hätte gedeutet werden können, verheimlicht werden. In dieser Verlegenheit dachte ich an Doctor Armhalter, auf

dessen Verschwiegenheit ich rechnen konnte. Noch war es Nacht, als ich vor dem Hause des mir befreundeten Arztes hielt. Offen theilte ich diesem das mir selbst noch nicht verständliche Erlebniß mit. Doctor Armhalter, der auf der Stelle die Gefahr der Krankheit erkannte, von welcher Sie befallen worden waren, und dessen humane Gesinnung in jedem Leidenden einen der Hülfe Bedürftigen erblickt, traf sofort Anstalten, um Ihnen in dem alten Schlosse der Dub ein Unterkommen zu verschaffen. Dies geschah mit Bewilligung des Bevollmächtigten der Compagnie, welcher persönlich zugegen war, als Sie hier der Pflege treuer Hände übergeben wurden. Oft, mein Fräulein, habe ich in der letzten Woche, bald nur in Ursula's Gegenwart, bald von Doctor Armhalter begleitet, an Ihrem Lager gesessen, ohne daß Sie unsere Anwesenheit ahnten. Ich mußte, um nicht Späheraugen auf mich zu ziehen, vorsichtig sein, und erkundigte mich deshalb meistentheils nur des Nachts nach Ihrem Befinden. Bisweilen weilte ich halbe Nächte im Vorzimmer, um mich auch zu vergewissern, daß die Krankheit gebrochen, die Gefahr, die Ihnen drohte, beseitigt sei. So genasen Sie langsam, und nun gebe ich mich der Hoffnung hin, daß die Zeit nicht mehr fern ist, wo Sie mir erlauben werden unter glücklichern Aussichten Sie Ihrer Familie wieder zuzuführen.«

Hildegarde hatte während dieser in ruhigem Tone vorgetragenen Erzählung des jungen Factors keine Spur von Aufregung gezeigt. Konnte sie auch nicht wissen, ob er die ganze Wahrheit sagte, ob er nichts verschwieg, so

hatte sie doch noch weniger Veranlassung, geradezu Mißtrauen in ihn zu setzen. Joseph am Ort schien jener großen Menge von Männern anzugehören, die sich von den Verhältnissen beherrschen lassen, mögen sich diese nun gut oder schlecht gestalten. Einmal in Abenteuer verstrickt, von Gefahren umringt, halten derartige passive Naturen mit einer gewissen tapfern Zähigkeit darin aus, ohne leidenschaftlich zu werden. Hildegarde hielt daher den Factor für einen in ganz gewöhnlichem Sinne des Wortes wackern und ehrenhaften Mann, mit dem sich, wenn es eben sein müsse, ein ganzes Leben in reizloser Eintönigkeit, aber doch leidlich zufrieden verbringen lasse.

Wäre Hildegarde Herrin ihres Willens und schon wieder im Vollbesitz ihrer Jugendkraft gewesen, so würde sie schwerlich Anstand genommen haben, den guten Factor durch spitzige Bemerkungen zu reizen und ihn unbarmherzig aufzuziehen. Sie wußte längst, daß Joseph am Ort sie verehrte. Das aber kam ihr selbst jetzt, wo doch ein Schwarm von Sorgen wie trübes Nachtgevägel ihr Haupt umkreiste, geradezu komisch vor, und es fiel ihr gar nicht ein, seine vielleicht wahre und tiefe Neigung auch nur durch ein Wort oder einen freundlichen Blick zu erwidern. Die angeborene Klugheit aber sagte ihr, daß es ihr Vortheil bringen könne, wenn sie den Factor sich zum Freunde mache. Das durfte sie nicht allein, es war sogar nach den gemeinen Regeln der Höflichkeit für sie Pflicht, dem jungen Manne freundlich zu begegnen. Zuvor jedoch schien es Hildegarde, in deren Kopfe schon eine

Menge kecker, abenteuerlicher Plane sich ganz von selbst auszubauen begann, nothwendig, über die Stellung ins Klare zu kommen, welche Joseph am Ort zu ihrem Vater, vielleicht auch zu dem Domdechanten Warnkauf einnehme. Waren diese von ihrem Verbleiben unterrichtet, so konnte sie sich einer Rückkehr in das Haus ihres Vaters oder in die Dechanei vorläufig nicht widersetzen, und was sie, geschah dies, an beiden Orten zu gewärtigen habe, darüber machte sie sich keine Illusionen.

»Ist mein Vater unterrichtet?« fragte sie mit verschämter Schüchternheit.

»Noch konnte dies zu meinem größten Leidwesen nicht geschehen,« versetzte der Factor nicht weniger schüchtern. Hildegarde belebte diese Antwort, weil sie jetzt annehmen durfte, daß auch mit dem Domdechanten bis jetzt ihretwegen noch keine Verbindungen angeknüpft worden seien.

»Ich habe meinem Vater großen Kummer gemacht,« fuhr sie betrübt und mit Thränen in den Augen fort. »Sein gerechter Zorn über mein unverantwortlich thörichtes Handeln wird mich zu Boden schmettern!«

»Es leben Ihnen Freunde, Fräulein Frei,« versetzte Joseph am Ort, »die sich gern für Sie verwenden und den Sturm beschwichtigen werden, noch ehe er zum Ausbruche kommt.«

»Die Frau Baronin von Kaltenstein ist Ihnen wohl nicht persönlich bekannt?« fragte Hildegarde, einen berechnenden, fast zärtlichen Blick an den Factor verschwendend.

»Im Fall diese Dame ein Fürwort für Sie einlegen kann, wird Doctor Armhalter Ihnen von morgen an wahrscheinlich das Schreiben erlauben.«

Hildegarde senkte sinnend ihre durchsichtigen, schön bewimperten Augenlider, sodaß sie das Aussehen einer sanft Träumenden erhielt, und baute behend an einem der vielen in ihrem schöpferischen Gehirn immer gleich halb fertig bereit liegenden Plane.

»Wenn ich mich brieflich zugleich an die Baronin und meinen Vater wende, dann, glaub' ich, erreiche ich schneller das gewünschte Ziel,« sagte sie zuversichtlich. »Es wäre dabei nur eine Bedingung.«

»Zum Beispiel?« sagte Joseph am Ort.

»Beide Briefe müßten durch einen zuverlässigen, mir durchaus ergebenen und namentlich meinem Vater völlig fern stehenden Mann überbracht werden.«

Der Factor lächelte.

»Meinen Sie, daß eine solche Persönlichkeit hier schwer zu finden sein wird?«

Hildegarde zuckte die Achseln.

»Ich bin den Bewohnern des Orts, wo ich seit Wochen lebe und den ich mit Augen noch nicht erblickt habe, wie Sie ja selbst zugeben, ein lebendiges Geheimniß. Ich muß es auch bleiben, das seh' ich ein, sonst knüpft sich an meinen verborgenen Aufenthalt in diesem Schlosse wieder ein thörichtes Geschwätz, das Ihnen vielleicht mehr schaden könnte als mir. Die Aussichten für meine heißesten Wünsche sind demnach nicht vielversprechend.«

»In der Feiertagswoche, Fräulein Frei,« erwiderte Joseph am Ort, »arbeitet die Fabrik nicht. Alle in derselben Beschäftigten sind dann weder an Zeit noch Ort gebunden. Könnten Sie also Vertrauen zu mir haben, so dürfen Sie über mich verfügen. Die Einwilligung des Doctors will ich, auch wenn er Schwierigkeiten machen sollte, schon erwirken.«

»Sie sind unendlich gütig, Herr am Ort,« sagte Hildegard mit schmeichelnder Stimme, in der ein Anklang von Rührung nachzitterte, indem sie einen zweiten Zauberblick auf den jungen Mann heftete und ihm gutmüthig ihre Hand zu abermaligem Drucke überließ, den sie sogar ganz leise erwiderte. »Ein solcher Freundschaftsdienst würde mich Ihnen zu ewiger Dankbarkeit verpflichten und ihrem uneigennützigem Samariterwerke erst die Krone aussetzen. Die gute Baronin! . . . Was mag sie um mich gelitten haben! . . . Und mein Vater! . . . Wie glücklich würde ich sein, wenn er mir nur gestatten wollte, als Büßende seine Knie zu umfassen und in tausend Thränen den Kummer zu ertöden, den ich in sträflichem Leichtsinne über ihn gebracht habe!«

»Ein liebevoller Vater nimmt ein reumüthiges Kind frohlockend an seine Brust,« sagte der Factor zuversichtlich. »Morgen schon, theures Fräulein, erhalten Sie Schreibmaterialien, und am Tage nach den Feiertagen breche ich auf, wenn Sie Ihren Entschluß nicht abändern sollten.«

»Ich bin wohl zuweilen leichtsinnig,« versetzte Hildegard, »nicht aber wankelmüthig, und deshalb pflege ich

auch einmal gefaßte Entschlüsse nicht wieder aufzugeben. Ist also Herr Doctor Armhalter ebenso nachsichtig wie mein verehrter edler ritterlicher Freund, so werde ich Ihnen nach drei oder vier Tagen zwei Briefe einer tiefgebeugten Büßerin überreichen. Den an die gnädige Frau Baronin von Kaltenstein gerichteten besorgen Sie aus Rücksicht für meinen armen Vater wohl zuerst. Es wäre mir sogar lieb und verriethe, glaube ich, mehr Zartheit und Schonung, wenn mein Vater erst in dem Augenblickem ein Schreiben empfängt, wo er durch die Vermittelung der Frau Baronin die Kunde erhalten hat, daß sein verirrttes Kind Verzeihung von ihm zu erflehen bereit ist. Eine solche Vermittelung vorsichtig und wirksam anzubahnen, versteht niemand besser als die edle Freundin meiner verstorbenen Mutter.«

»Ich werde nichts versäumen, mein theueres Fräulein,« sagte Joseph am Ort mit Feuer, »und wenn ich das Glück haben sollte, woran ich kaum noch zweifle, als Vermittler Ihnen dienen zu können, so würde ich selbst die Unthat segnen, die mich Sie, mein Fräulein, kennen lehrte.«

Ursula war längst wieder bei ihrer Pflegebefohlenen. Sie trieb jetzt ernstlich zum Aufbruche Joseph's am Ort, denn die Unterredung hatte weit über die Zeit gedauert, welche Doctor Armhalter ursprünglich für ein erstes Zusammentreffen mit der schönen Reconvalescentin festzusetzen für nöthig erachtete.

Am nächsten Tage schon nach einer längern Besprechung Hildegardens mit dem Arzte gab dieser Erlaubniß

zur Abfassung der beiden entscheidenden Briefe, und am Tage nach dem Feste bestieg der Factor in freudiger Stimmung seinen Wagen, um Hildegardens Aufträge nach bestem Wissen und Gewissen zu besorgen.

»Im Walde habe ich neulich auch eine wichtige Entdeckung gemacht,« sprach Doctor Armhalter, als er dem befreundeten Factor die Hand zum Abschiede reichte. »Sie werden davon hören, wenn Sie den Vater unserer liebenswürdigen Genesenden sprechen. Mit Ihnen zugleich hält hoffentlich die Freude einen jubelnden Einzug in das Forsthaus.«

ELFTES KAPITEL. DIE UNTERREDUNG LIEBNER'S MIT DEM FÖRSTER.

So schwere und arbeitsvolle Tage wie in den letzten Wochen hatte der Stifftsyndikus seit langen Jahren nicht erlebt. Es fiel ihm schwer, sich in diese höchst unbequem werdende Veränderung seiner Lage zu schicken, denn das Syndikat des Stiffts galt für eine Sinekure, in deren Vollgenuß ein schon gealterter Geschäftsmann ausruhen, und sich für den noch übrigen Rest seiner Tage erholen und pflegen konnte. Nun aber stürmte alles auf Liebner ein, sodaß er kaum zu Athem kam und die Arbeit sich berghoch aufthürmte.

Am widerwärtigsten war ihm die Untersuchung in Sachen des Kreuz-Matthes. Die Akten über diesen Fall, der sich immer verwickelter gestaltete, schwollen mit jedem neuen Tage mehr an. Liebner erschrak jedesmal, wenn jemand an seine Thür klopfte, denn er vermuthete immer,

man wolle ihm neue Mittheilungen machen. Auch war er sehr ärgerlich, daß seine Verwandten dabei so stark betheiligte waren. Zu all diesen Sorgen kam endlich noch der Kummer um Hildegarde, über deren Verbleiben trotz aller Nachforschungen bisher doch gar nichts hatte ermittelt werden können.

Am Weihnachtsabend, als Liebner sich eben anschickte, die ihm lästig werdenden Aktenbündel, mit denen er sich stundenlang herumgequält hatte, wegzuschließen, ward ihm von seinem alten Diener ein Brief überbracht. Die Handschrift war dem Stiftssyndikus unbekannt, der Poststempel verwischt.

»Was mag das wieder sein?« murmelte er, die Lampe näher heranziehend und das Siegel lösend. Der Brief war kurz in leserlichen Schriftzügen geschrieben, die nur durch ihre Steifheit auffielen. Die Namensunterschrift des Briefstellers fehlte, ebenso Datum, Wohn- und Aufenthaltsort des Schreibenden. Wunderte dies schon den alten Juristen, so mußte ihn der Inhalt des Schreibens noch mehr in Erstaunen sehen, denn hier ward mit klaren Worten gesagt, daß der Förster Andreas Frei von Kaltenstein an dem Tode des Kreuz-Matthes völlig unschuldig sei. Schreiber des Gegenwärtigen könne dies beweisen, weil er wider Willen Zeuge des traurigen Vorgangs gewesen. Zugleich aber könne er dem Gericht auch die Versicherung geben, daß der Kreuz-Matthes gar nicht ermordet, sondern nur ganz zufällig erschossen worden sei. Die Wahrheit dieser Angaben werde durch die Aussagen des schuldlos Gefangenen bestätigt werden, wenn man

sich bei diesem nach den Geschäftsgängen erkundigen wolle, welche Förster Frei in der Nacht vom 1. zum 2. November zwischen abends 9 und nachts 1 Uhr zurückgelegt habe. Gesetzt, der Förster weigere sich, auf dahin zielende Fragen Antwort zu geben, was sehr wahrscheinlich sei, so könne das Gericht Näheres erfahren von dem frühem Förster Zacharias im Winkel.

»Der Teufel selber hat sich gegen mich verschworen,« rief der Stiftssyndikus verdrießlich aus. »Alle Welt zündet den Christbaum an, um sich der heiligen Zeit, die uns wiedergekehrt ist, zu freuen und alles Leid der Erde zu vergessen; groß und klein hat sich schon ein paar Tage lang den Leibgurt fester geschnürt, um sich auch körperlich und leiblich würdig vorzubereiten auf die geweihten zwölf Nächte, damit weder das Christbrot altbacken und schimmelig wird, noch der Braten verdirbt, an denen sich jeder gute Christ erlaben soll. Mich selber hat die Menschheit, so schlecht sie im Grunde auch ist, doch lieb gehabt, denn ich bin für alle zwölf Tage und Nächte eingeladen und würde mich köstlich unterhalten haben; aber nein, das wird von dem pferdehufigen Gesellen, der niemand eine Freude gönnt, nicht gestattet! Unsereiner ist immer nur da, um den Auswurf der Menschheit zu studiren. Statt mich auszuruhen und menschlich zu genießen, kann ich mich wieder an den Arbeitstisch setzen oder mein ewiges Frage- und Antwortspiel, das ich hasse wie die Sünde, von neuem beginnen.«

Trotz seines Aergers hatte indeß die erhaltene Mittheilung die Neugierde des alten Juristen doch so erregt, daß er den anonymen Brief noch einmal überlas.

»Sieh, sieh!« sprach er dann. »Einen Versuch wäre die Geschichte wohl werth. Zacharias? . . . Den Burschen hätten wir ja schon, und der beste Bruder scheint dieser Einäugige nicht zu sein . . . Heute Abend aber will ich mir die Mohnmilch schmecken lassen beim guten Warnkauf. Sabine hat mich so freundlich zu dieser Weihnachtsdelicatesse eingeladen, daß es sündhaft wäre, nicht zu erscheinen . . . Nachher, wenn ich mit Warnkauf allein bin und er mir ein Gläschen von seinem *Est! Est!* vorsetzt, den ihm der hochwürdige Bischof verehrt hat, bringe ich die Geschichte zur Sprache, um, ehe ich handle, die Ansicht des besonnenen, vorurtheilsfreien geistlichen Herrn zu hören.«

Liebner hielt sich selbst. Wort Er nahm den anonymen Brief, dessen Verfasser ermittelt werden mußte, zu sich und fuhr nach Mariendorf. Hier verlebte er glückliche Stunden, vergaß während der ihm bereiteten Genüsse alle Sorgen und Qualen seines Amtes, vergoß wiederholt Thränen, erst über die wahrhaft bewundernswürdige Kochkunst Sabine's, dann über den göttlichen Wein des Domdechanten und zuletzt infolge des reichen Zuspruchs, wodurch er die Güte desselben anerkannte. Ganz zuletzt erst und tief in der Nacht fiel dem Stiftssyndikus der anonyme Brief wieder ein. Er versuchte, den

Prälaten zu unterrichten, konnte sich aber nicht so deutlich ausdrücken, daß Warnkauf seinen Vortrag ganz verständlich fand, und deshalb resolvirte er sich kurz, gar nicht mehr davon zu sprechen.

»Eklich ist die Geschichte ja doch, eklich zum Aergerlichwerden,« sagte er abbrechend. »Der Cousin steckt im Loche und die Feiertage muß er auch noch darin bleiben . . . die gute, unvorsichtige Seele! . . . Ich kann's nicht ändern! Leben wir also wie Menschen, lieber Bruder! . . . Da ist der vertrackte Papierfetzen! . . . Studiren Sie ihn morgen früh . . . vor der Messe! . . . Es muß ein kluger Kopf sein, der ihn geschrieben hat . . . Aber wir packen ihn doch, wir; denn uns hat das Leben und die goldene Praxis erleuchtet!«

Der Domdechant nahm den Brief und legte ihn unter den Fuß des Crucifixes, das auf seinem Schreibtische stand, dann erwiderte er die schon mehrmals wiederholten Segenswünsche des Stiftssyndikus in freundlichster Weise, reichte dem sehr gerührten alten Herrn dreimal die Wange zum Kusse und empfahl, als er ihn endlich glücklich in den Wagen gepackt hatte, dem Kutscher Vorsicht, damit ja auf der Heimfahrt kein Unglück geschehe.

Während der Feiertage gedachte Liebner wiederholt des erhaltenen Schreibens, und obwohl er von Anfang an entschlossen gewesen war, sich gar nicht mit der Untersuchung in der heiligen Zeit zu beschäftigen, ließ ihm sein juristisches Gewissen doch keine Ruhe. Verdrießlich, aber von dem Wunsche beseelt, dem Cousin die Freiheit möglichst bald wiederzugeben, blätterte er die Acten

noch einmal durch und notirte sich einzelne, besonders wichtige Punkte in der Untersuchung. Freilich gab es da noch sehr viel zu enträthseln. Es war nöthig, Personen zu vernehmen, die der Stiftssyndikus lieber ganz aus dem Spiele gelassen hatte. Dies war aber völlig unmöglich, wenn der Förster sich nicht zu einer Aussage bewegen ließ, die seine Unschuld unwiderleglich darthat. Die Andeutungen in dem anonymen Briefe, dessen Absendungs-ort leider nicht zu errathen war, konnte nach Liebner's Dafürhalten dazu beitragen. Es freute ihn deshalb, als er am zweiten Weihnachtstage schon das Schreiben von dem Domdechanten zurückerhielt. Ein Billet des geistlichen Herrn mit Bemerkungen, wie Liebner sie wünschte, bestärkte diesen in seiner Annahme.

»Es soll ein Ende gemacht werden,« sagte der Stiftssyndikus entschlossen. »Morgen schon überrumple ich den unglücklichen Cousin in seiner Zelle. Ich will ihn gar nicht fragen, denn Fragen weicht er meisterhaft aus; ich werfe mich lieber mit groben Keulenschlägen auf ihn, daß er ganz betäubt wird, noch ehe er sich besinnen kann. Auf solche Weise lock' ich ihn wohl unversehens aus seinem Fuchsbau heraus.«

Brief, Actennotizen und die Bemerkungen des Domdechanten bei sich führend, trat der Stiftssyndikus in die Zelle des Försters Frei.

»Gesunde Feiertage, Cousin,« redete er den Gefangenen an, »vergnügte kann ich Ihnen nicht wünschen, obwohl Sie ganz allein selber dran schuld sind.«

Andreas lächelte bitter.

»Haben Sie noch nichts erfahren von Hildegarde?« fragte der Förster den Stiftssyndikus. »Ich gräme mich zu Tode um das Kind! Habe ich doch ihre Seele auf meinem Gewissen!«

»Wir wollen gleich mehr von dem tollköpfigen Kinde sprechen, Cousin,« versetzte Liebner, »zuvor aber muß ich Ihnen den Kopf waschen. Haben Sie denn ganz und gar vergessen, daß Schweigen so schlimm ist wie Lügen? Sie haben mich belogen, daß ich Ihnen böse werden könnte, hätte ich nicht Mitleid mit Ihrem entsetzlichen Unglück!«

Der Stiftssyndikus mußte sich die Augen trocknen, sein Mund zitterte, als könne er gleich in lautes Schluchzen ausbrechen.«

»Ich bin mir nicht bewußt, Herr Cousin,« erwiderte Andreas, »Sie mit Unwahrheiten bedient zu haben.«

»Still!« rief Liebner. »Sie wissen, glaub' ich, gar nicht mehr, wenn Sie lügen. Das Flunkern ist Ihnen, wie den meisten Weidmännern, zur andern Natur geworden! Soll ich Ihnen was sagen? Was Heiteres?«

»Das hörte ich der Abwechslung wegen wohl gern,« sprach Andreas seufzend. »Das Leben hat mich in dieser Beziehung nicht sehr verwöhnt.«

»Sie sind frei, Cousin, wenn Sie wollen! . . . Ja, ja! Sie brauchen mich nicht anzuglotzen, als wollten Sie mich mit den Augen verschlingen! Aber lügen dürfen Sie nicht, sonst laß ich Sie, weiß Gott, und weil ich mich über solche Dummheit erboßen kann, krumm schließen!«

»Aber was wollen Sie denn eigentlich von mir, Herr Cousin?« sagte der Förster, vor Erstaunen und freudiger Aufregung fast sprachlos.

»Sie haben den Kerl ja mit eigenen Augen gesehen, der dem Kreuz-Matthes die Kugel in den Leib jagte!« fuhr der Stiftssyndikus fort. »Es ist so, ich weiß es! Andere Leute sind mehr bedacht auf Ihr Wohl als Sie selbst!«

Er trat dem verstummenden Förster näher und sagte leiser und mit überlegenem Lächeln:

»Cousin, haben Sie nach Ihrer Uhr gesehen, als Sie am Hieronymussteine in der Erde wühlten und die dasselbst vergrabenen beiden Kelche nebst der Kasette mit den verschimmelten Species- und Theresienthalern fanden? Es geschah dies, wenn Sie es vergessen haben sollten, gegen 10 Uhr. Als Sie den Ort verließen, mochte es 20 Minuten über 10 sein. Nun gingen Sie quer durch die Büsche, überschritten den Bach oberhalb der Buschhäuser und schlugen den Weg ein nach Mariendorf. Weil der Sturm Ihnen entgegenwehte, und der Sack, den Sie trugen, mit den goldenen und silbernen Geräthschaften im Verein mit der Furcht, es könne Ihnen ein Bekannter begegnen, Sie an raschem Gehen hinderte, erreichten Sie den Schalkstein kurz vor Mitternacht . . . Nicht wahr, Cousin, ich bin gut unterrichtet?«

Die schlaffen Gesichtszüge des Försters sagten mehr als Worte. Es lag in ihnen das Geständniß einer Handlung, die Frei um jeden Preis geheim zu halten wünschte. Große Perlen kalten Schweißes glänzten auf der Stirn des erschütterten Mannes; er zitterte wie ein auf der

That ertappter Verbrecher. Die Anklage auf Mord hatte er mit männlicher Fassung ertragen, der Gedanke aber, daß man ihm beweisen könne, er habe sich an ihm nicht gehörigem, freilich seit lange schon herrenlos gewordenem Kirchengut vergriffen, drückte ihn völlig zu Boden.

»Es ist schuftig!« stammelte er endlich. »Jetzt fehlt mir nichts als meine Büchse und eine Freikugel!«

Der Stiftssyndikus schwieg, bis Andreas sich wieder etwas erholt hatte. Dann fuhr er fort:

»Geben Sie jetzt zu, daß Sie gelogen haben, Cousin?«

»Ich gebe alles zu und liefere mich willenlos in Ihre Hände!«

»Das freut mich, Cousin, und dieses vernünftigen Wortes wegen sollen Sie auch noch vor Ablauf dieses Jahres Ihre Freiheit wiedererhalten!«

Der Förster glaubte, Liebner wolle ihn quälen.

»Täuschen Sie mich nicht, Herr Cousin, ich weiß ja doch, daß ich verloren bin und daß es mit mir zu Ende geht!«

»Wenn ich Ihnen sage, Sie sollen frei sein,« erwiderte der Stiftssyndikus, »so kommt mir das Wort aus dem Herzen. Um Sie zu ängstigen, bin ich viel zu gutmüthig. Das Zeug, von dem ich sprach, hat man gefunden, und der Kerl, der es besaß, ist gesichert. Er hat schon gestanden.«

»Zacharias hat gestanden?« sagte der Förster ungläubig.

»Nun, habe ich denn nicht recht, Sie der Lüge zu zeihen?« fuhr der Stiftssyndikus grollend fort. »Jetzt, wo ich

Ihnen ohne Umschweife all Ihre Thorheiten zu Ihrem eigenen Besten auf den Kopf zusage, wissen Sie ganz genau, daß Sie in jener verdammten Nacht wieder nach Schätzen gruben, und wie immer, wenn der Teufel auf dumme Seelen Jagd macht, ließ er Sie richtig die Stelle finden, wo das vor achtzig Jahren vergrabene Kirchengut verborgen lag. Freilich, freilich, Geld mußten Sie schaffen, denn Zacharias setzte Ihnen schon lange Zeit stark zu, der Vorschüsse wegen, die er Ihnen gemacht hatte. Nun besaßen Sie, was Sie wünschten, und liefen in blinder Eile dem Orte des Stelldicheins zu, wo Ihnen von schlechten Menschen der erste Unterricht in den Elementen unehrenhaften Wandels gegeben worden war. Ihre Absicht war gut, Cousin, das weiß ich. Sie frohlockten schon, daß die Stunde erschienen sei, wo ein rascher und edler Entschluß Sie Ihren übereilten Versprechungen entbinden konnte und sollte. Aber Sie bedachten nicht, daß, wenn der Teufel den kleinen Finger erfaßt hat, er nicht eher zufrieden ist, bis er auch im Besitz der Hand, womöglich des ganzen Menschen gelangt ist! Zacharias war Ihr Beelzebub, Cousin, und der Kreuz-Matthes sein oberster Geselle. Es gab Zank und Streit ... Sie wurden heftig und drohten zu sprechen ... Da nahm Sie der Kreuz-Matthes beiseite, während Zacharias den gehobenen Schatz in Sicherheit brachte. Sie ließen sich bereden und folgten dem Wilderer; Zacharias schlich Ihnen nach. Er hörte, was der entsprungene Bleidieb Ihnen mittheilte.

Sie widersprachen, denn Sie konnten nicht daran glauben. Da näherte sich von der Grenze her ein Wagen ... Soll ich Ihnen sagen, wer in diesem Wagen saß?»

Der Förster machte eine verneinende Bewegung.

»Sie haben recht,« fuhr der Stiftssyndikus fort, »es ist viel besser, daß man davon schweigt, sonst kommen wir in zehn Jahren aus den Untersuchungen nicht heraus. Ich werde gewiß nicht davon sprechen. ... Nun entsetzten Sie sich vor einer schattenhaften Gestalt, die händerringend durch die Bäume schlich ... Sie glaubten den Geist Corneliens zu sehen ... Da fiel ein Schuß, ein jammernder Schrei hallte durch den Sturm und das Sausen des Forstes ... Sie stürzten sich ins Dickicht, ein Wagen mit schnaubenden Rappen bespannt jagte quer über die schmale Lichtung, Sie aber, Cousin, liefen noch in derselben Nacht zurück nach dem Hieronymusfels, um dort die Spuren Ihrer Schatzgäberei zu vertilgen, und kamen erst gegen 2 Uhr morgens in Ihrer Behausung an! ... Wenn ich mich irren sollte, berichtigen Sie mich wohl!«

»Ich habe nichts hinzuzusetzen, Herr Cousin,« erwiderte Andreas zerknirscht, »nur vor Schande bewahren Sie mich, wenn Sie können!«

»Hätten Sie meine Warnungen nicht in den Wind geschlagen, damals, als der Finger Gottes so hart an Ihre Thür klopfte, dann wäre es dahin nicht gekommen,« fuhr Liebner fort. »Bei alledem nimmt sich der gütige Himmel Verirrter an, wenn nicht böse Lust, sondern nur Schwachheit ihre Verführer sind. Das Stift hat den Schatz, von dem Ihnen nur ein kleiner Theil in die Hände

fiel, vollends gehoben und man ist Ihnen gewissermaßen Dank schuldig, daß der Ort durch Ihr Suchen aufgefunden wurde. Man wird deshalb gern ein Auge zudrücken und sich dem unglücklichen Finder auch erkenntlich erweisen. Finden ist nicht Stehlen, Cousin, und da ich ganz gewiß weiß – hören Sie, Cousin, ganz gewiß! – daß Sie von dem Funde Anzeige gemacht hätten, wäre die dumme Geschichte mit dem Todten nicht dazwischengekommen und hätte Ihr löbliches Vorhaben zunichte gemacht, so ist der Rest, wie bei allen Dingen, die durch langes Rühren und Schütteln nicht besser und klarer werden, Schweigen! . . . Ich hoffe, Cousin, diese vergitterten Fenster werden Sie die Kunst des Schweigens vortrefflich gelehrt haben.«

Andreas antwortete mit Blicken, welche die Augen des leicht gerührten Stiftssyndikus mit Thränen füllten.

»Bin ich denn wirklich noch ein ehrlicher Mann?« fragte der Förster.

»Darüber wird Ihre Schwester Ihnen die beste Auskunft geben können.«

»Aber Hildegarde, Herr Cousin!«

»Still!« befahl Liebner. »Kein Mensch kann zweien Herren dienen – Sie kennen das biblische Wort, und obwohl ich, dem Gerede der Leute nach, zu den bösen Christen gehören soll, richte ich mich doch immer gern nach Gottes Wort. Ist es mir gelungen, Sie hinter diesen Stäben wieder herauszukriegen, so werd' ich mit der Zeit wohl auch ein junges Mädchen wiederfinden, wäre es auch

noch klüger als die Schlange im Paradies, der das schöne Geschlecht die Entstehung der Moden zu danken hat.«

»Wer aber hat den Kreuz-Matthes erschossen!« rief jetzt der Förster. »Zacharias besaß ja keine Büchse!«

»Also doch nicht?« sagte der Stiftssyndikus. »Da hätte der einäugige Schelm ja wirklich die Wahrheit gesagt!«

»Er war ohne jegliche Waffe, Herr Cousin!« betheuerte Andreas.

Liebner fühlte nach dem anonymen Briefe.

»Desto besser,« sprach er, »so können wir vielleicht die ganze Untersuchung niederschlagen, wenn nicht etwa das Papier hier und der, der es so hübsch bekritzelt hat, Aufschluß darüber zu geben vermag. Kennen Sie die Hand, Cousin? Lesen Sie die paar Zeilen immerhin durch.«

Der Förster kam dieser Aufforderung des Stiftssyndikus nach und war über den Inhalt des Schreibens mehr noch als dieser erstaunt.

»Das wird der finstere Schatten gewesen sein, vor dem ich floh,« sprach er, »und der mein Herzblut gerinnen machte!«

»Am Ende war's gar der Teufel!« sagte lachend der Stiftssyndikus. »Gewiß ist es wenigstens, daß er in jener Unheilsnacht unter verschiedener Gestalt einen lauernenden Weltgang hielt! Und nun, Cousin, Gott befohlen! Auf Wiedersehen zum Neujahr im festlich decorirten Forsthause!«

ZWÖLFTES KAPITEL. WIRKUNG EINES BRIEFS.

Zwischen der Feier des Weihnachtsfestes auf Schloß Kaltenstein und im Forsthause fand eine große Verschiedenheit statt. Dort herrschten Glanz und, wenigstens äußerlich, ausgelassene Freude, hier brannte kein Licht, regte sich keine Hand, um den Hausgenossen eine Freude zu machen. Selbst das Backen, dem sonst die wirthschaftliche Kathrine aus Neigung mit großem Eifer oblag, unterließ die tief betrübte Schwester des im Gefängniß sitzenden Försters. Sie hatte trotz allen Bemühens noch immer wenig Aussicht, den unglücklichen Bruder bald wiederzusehen. Indeß ließ sie den Muth nicht sinken. Der Aerger schon und ein immer stärker werdendes Gefühl des Hasses gegen die Anstifter des Unheils verliehen ihr Kräfte. Seit der Unterredung mit dem Baron, der eine nicht weniger energische Unterhaltung mit dem Domdechanten und wiederholte Besprechungen mit dem Stiftssyndikus gefolgt waren, schien Kathrine das Reden fast ganz verlernt zu haben. Sie war immer in Gedanken vertieft oder ihre ohnehin nicht eben sehr ansprechenden Züge hatten etwas verletzend Abstoßendes. Mitleidslose Härte und eiserne Entschlossenheit drückten sich in dem kalten Glühen ihrer tiefliegenden Augen aus.

Im Hause blieb Kathrine geschäftig wie immer. Hier sah sie auch in hergebrachter Weise auf Ordnung. Mit Magd und Jägerbursche schalt sie wenig, aber sie hielt sie streng. Den Hausschlüssel legte sie nie aus der Hand. Edmund Kohlrausch aber ward von der gealterten Jungfrau

eigenthümlich bevorzugt. Ihm suchte sie jeden Wunsch abzulauschen und begegnete ihm so zuvorkommend, daß es den jungen Mann fast genirte. Er dachte nicht anders, als Kathrine habe eine leidenschaftliche Neigung zu ihm gefaßt, ein Gedanke, der ihn entsetzte. Mit dieser Annahme that jedoch Kohlrausch der Schwester Frei's unrecht. Sie liebte nicht und konnte nicht lieben, aber es war ihr Bedürfniß, einen verständigen Menschen um sich zu haben, mit dem sie dann und wann über ihren Bruder sprechen konnte. Was in ihrem Herzen vorging, worüber sie in der Stille brüten mochte, das erfuhr niemand.

Clotilde von Kaltenstein mied natürlich das Forsthaus. Sie hatte in dem alten Gebäude nichts mehr zu suchen. Die abstoßende Wächterin desselben erregte ihr Abscheu und Furcht; denn die Baronin traute Kathrine alles Böse zu. Während sie von Anfang an den Förster für unschuldig gehalten hatte, obwohl es für sie unmöglich war, den Beweis dieser Annahme zu führen, hielt sie die Schwester Frei's jeder Unthat fähig.

»Dieser widerwärtigen Person ist es auf die Stirn geschrieben,« äußerte Clotilde wiederholt zu dem Baron, »daß sie mit kaltem Blute ihre nächsten Verwandten vergiften kann. Ich bitte dich, Karl, laß mir dieses unheimliche Weib nicht ins Schloß!«

Der Baron hatte aus eigenem Antriebe Vorkehrungen getroffen, daß ein etwa wiederholter Besuch Kathrine Frei's ihn nicht belästige. Er fürchtete die rücksichtslose Dame nicht, aber scheute sich, mit ihr nur sprechen

zu müssen. Bei allen Verkehrtheiten während eines langen, abenteuerlichen Lebens, das ihn mit einer Menge Menschen von sehr zweideutigem Rufe zusammengeführt hatte, war er doch immer ein auf seine altadeliche Abkunft gewaltig stolzer Mann geblieben. Dieser Stolz machte sich jetzt, nun er, durch die Jahre gezwungen, solidern Lebensgenüssen sich wieder zuwandte, besonders stark geltend, und er sah es ungern, wenn Leute aus dem Volke sich ihm vertraulich näherten. Wo er abgeschliffene Formen bemerkte, da übersah der Baron wohl die bürgerliche Abstammung, wenn aber diese Formen mangelhaft waren oder ganz fehlten, dann mußte er sich die größte Gewalt anthun, um nicht beleidigend sich zurückzuziehen. Das Schrecklichste von allem aber war ihm Formlosigkeit oder offen zur Schau getragene Derbheit bei Frauen. Darum flößte ihm Kathrine Frei wirkliches Entsetzen ein, und er begriff nicht, wie der viel höflicher geartete Förster es über sich gewinnen konnte, diese bäuerisch rohe, gegen niemand Rücksicht nehmende Schwester in seinem Hause zu dulden.

Seine unerläßlich gewordene Verheirathung mit Clotilde ertrug der Baron gerade deshalb mit so gutem Anstande, weil seine Gattin die Form meisterlich beherrschte. Wer es nicht wußte, daß sie bürgerlichen Ursprungs war, würde im Umgang mit Clotilde gewiß nie daran erinnert worden sein. Nur hörte der Baron ungern von vergangenen Tagen sprechen. Es tauchte dann so vieles vor ihm auf, dessen er sich zu schämen hatte; schämen aber wollte er sich nicht mehr, weil er sich dann eigenthümlich

schwach fühlte und die Glorie, die er mit so glücklichem Takt um seine gegenwärtige Existenz zu weben verstand, bedeutend an Glanz verlor. Das Wiederauftauchen Sandomir Geldern's, dieses verwegenen Spielers und raffinirten Lebemanns, den er durch große Opfer seit seiner Verheirathung mit Clotilden sich fern gehalten hatte, ängstigte ihn. Dieser Mann, den er leider vor langen Jahren Freund nannte und der in alle Geheimnisse seiner Vergangenheit eingeweiht war, hatte sich schon im Spätsommer brieflich an ihn gewandt und um Unterstützung gebeten. Die Leidenschaft des Spiels, der Geldern rettungslos verfallen war, bereitete ihm fort und fort neue Verlegenheiten, und da der Baron voraussah, es würde dereinst eine Zeit kommen, wo der ihm auf seltsame Weise verwandt gewordene Lieutenant ihm auch zur Last fallen könne, hatte er sich für immer von ihm loszukaufen gesucht. Daß Geldern, arg bedrängt, sich schließlich doch nicht daran kehrte, wissen wir bereits. Auch der Baron vermuthete die Ankunft des unangenehmen Schwagers, weshalb er derselben vorzubeugen suchte. Er hatte zuletzt sogar an Sandomir Geldern geschrieben, um ihn nur ja nicht wiederzusehen. Dennoch kam der Gefürchtete, und sein Auftreten bewies dem Baron und Clotilden, daß sie sich des Schlimmsten zu versehen hätten, wenn es nicht möglich war, seine geschwätzigte Zunge zu fesseln.

Das Zusammentreffen mit dem Bruder hatte die Baronin wirklich krank gemacht. Das eigene Leid, die Sorgen, die sich berghoch vor ihr aufthürmten, ließen Clotilde sogar einige Zeit Hildegarde vergessen. Erst der Besuch

Kathrinens auf Kaltenstein, der ihr nicht verborgen blieb, wendete ihre Gedanken wieder dem jungen Mädchen zu, das sie schon darum liebte, weil es in sehr vielen Dingen nach ihr geartet war, und weil sie wußte, daß ein Wort von ihr für Hildegarde mehr Werth hatte als von andern eine ganze Predigt.

Der Baron, den Clotilde wiederholt aufforderte, der Entflohenen nachzuspüren, versprach dies, ohne jedoch sein Wort zu halten. Er hatte seine Gründe, daß er es nicht that, diese Gründe aber konnte er niemand mittheilen. Deshalb suchte er immer neue Ausflüchte zu machen, wenn Clotilde mit Bitten und Thränen in ihn drang, ohne doch je nur eine Hand zu rühren. Um nun den Gedanken seiner Gattin womöglich eine andere Richtung zu geben, überhäufte er sie zu Weihnachten mit den seltensten und kostbarsten Geschenken.

Diese Diplomatie verfehlte ihres Zweckes nicht. Clotilde ward von der Freigebigkeit des Barons dergestalt überrascht, daß sie ihm wieder ungekünstelt zärtliche Blicke zuwarf und ein nochmaliges Erwachen längst erkalteter Zuneigung für nicht unmöglich hielt. Die Geschenke waren so schön, so reich, so geschmackvoll, daß eine Dame von Welt, die für Glanz, Putz und äußern Schein schwärmte, wohl einige Zeit Wohlgefallen daran haben konnte. Clotilde vergaß über diesen Weihnachtsgaben wirklich Hildegarde, und der Baron wurde von keinen neuen Mahnungen belästigt.

In dieser Gefühlsschwärmerei, aus unlöblicher Selbstsucht erzeugt, überraschte Clotilde die Anmeldung eines

Herrn am Ort. Das Kammermädchen überreichte ihrer Herrin gleichzeitig die Karte des Fremden, der in wichtigen Angelegenheiten um die Ehre einer Unterredung bat.

Die Baronin kannte keinen Mann dieses Namens, weil er aber doch adelich klang und das Kammermädchen als Empfehlung die Bemerkung hinzufügte, der Fremde sei ein ganz stattlicher Herr, nahm die gefallsüchtige Dame den Besuch an.

Joseph am Ort besaß genug Weltbildung, um durch gewandtes Auftreten sich auch Vornehmen und Hochgestellten empfehlen zu können. Er machte den besten Eindruck auf Clotilde, die ihn mit freundlicher Herablassung empfing, seine entschuldigenden Worte huldvoll lächelnd anhörte, und mit verzeihlicher Neugierde den Brief in Empfang nahm, den der Factor, wie er selbst sagte, der gnädigen Frau im Auftrage einer jungen Dame einzuhändigen verpflichtet sei. Den Namen dieser Dame verschwieg er. Clotilde blickte Joseph am Ort sehr freundlich an, bat ihn Platz zu nehmen, und entfernte sich dann. Nach einer Viertelstunde erst trat sie wieder ins Zimmer, wo der Factor ihrer Rückkunft harrte. Sie sah sehr vergnügt, aber ungewöhnlich aufgereggt aus.

»Für diese Nachricht bin ich Ihnen tief verpflichtet, Herr am Ort,« sprach sie, dem Factor zutraulich die Hand reichend. »Ich und vielleicht auch andere haben schweren Kummer getragen um das liebe Kind, dem in so seltsamen Weise ein so großes Unglück zugestoßen ist! Ach, und dabei haben wir dem armen Geschöpfe noch dazu

unrecht gethan! . . . Im Fieber, besinnungslos verirrt sich das gute Kind! Und Sie, Herr am Ort, wurden ihr Retter! . . . Aber, Gott sei Dank, Hildegarde ist wieder genesen! Sie schreibt so klar, so klug, wie ich es an ihr stets gewöhnt war . . . Sie ist ein sehr wohlerzogenes, sehr gebildetes Mädchen, das ich liebe, wie meine eigene Tochter, und deren Bestes mir stets am Herzen liegen wird! . . . Seit dem Tode ihrer Mutter, die leider ein recht trauriges Leben führte, vertrat ich bei der Verwaisten die Stelle einer Mutter und Erzieherin. Darum hängt sie mir auch mit so unbegrenzter Liebe an und setzt unbedingtes Vertrauen in mich und meine Rathschläge. Hoffentlich werden auch Sie, Herr am Ort, dem Hildegarde so viel zu verdanken hat, diesen meinen mütterlichen Rathschlägen nicht entgegenhandeln.«

Joseph am Ort fühlte sich durch das vertrauensvolle Entgegenkommen der Baronin ungemein geschmeichelt und freute sich, eine so wohlwollende Dame von so bedeutender Lebensstellung als mütterlich vorsorgende Freundin eines Mädchens kennen zu lernen, das ihm längst nicht mehr gleichgültig war.

»Ihre Wünsche, gnädige Frau Baronin, werden für mich stets Befehle sein,« sagte er vollkommen zufrieden gestellt.

Clotilde lächelte sehr gnädig.

»Leider,« fuhr sie fort, »ist es mir nicht möglich, gerade die wichtigste Bitte der guten Hildegarde auf der Stelle zu erfüllen. Sie wissen, daß das liebe Mädchen auch an

ihren Vater geschrieben hat. Nach dem in letzter Zeit Vorgefallenen muß ich fast dem Himmel für die Krankheit danken, die er gnädig über Hildegarde verhing. Sie ist dadurch einer furchtbaren Prüfung entgangen. Ihr Vater – Sie haben vielleicht davon gehört?»

»Fräulein Frei weiß nichts von der Verhaftung ihres Vaters, gnädige Frau, die, wie ich zuversichtlich erwarte, demnächst aufgehoben wird.«

»Möchten Sie wahr sprechen, Herr am Ort!« sagte Clotilde. »Wir alle, die wir den Förster, seine Verhältnisse und seinen Charakter kennen, sind von Anfang an von der Unschuld des armen Mannes überzeugt gewesen. Allein noch ist er seiner Freiheit beraubt, da bis jetzt hinlängliche Beweise seiner Unschuld nicht beigebracht werden konnten. Ich besorge nun, daß Hildegarde einen Rückfall bekommen könnte, erführe sie das schreckliche Schicksal ihres Vaters. Deshalb wünsche ich ihr dasselbe vorläufig noch zu verheimlichen. Meiner Ansicht nach aber kann dies nur geschehen, wenn mir ganz freie Hand gelassen wird. Meinen Sie nicht auch, Herr am Ort?«

Der junge Factor glaubte nur klug und im Sinne seiner Auftraggeberin zu handeln, wenn er der wohlwollenden, milden Baronin unbedingt beipflichtete.

»Diesen Brief Hildegardens an ihren Vater,« fuhr die Baronin fort, »werde ich vorerst dem Herrn Stiftssyndikus Liebner senden. Dieser mit der Untersuchung des so betrübenden Falls betraute Mann ist vorsichtig und will nur das Beste des Angeklagten. Er wird die geeignete Form am leichtesten zu finden wissen, um dem armen

Vater diese Nachricht mitzutheilen. Inzwischen kehrt Hildegarde aus ihrem bisherigen Asyl zurück und bleibt vorerst bei mir. Pflichten Sie diesem Vorschlage bei, Herr am Ort, so bin ich bereit, noch heute mit Ihnen nach Bürgstein abzureisen oder – es fällt mir eben ein, daß dies noch besser sein könnte – Sie eilen mir voraus, um Hildegarde vorzubereiten, und ich folge Ihnen dann morgen.«

Joseph am Ort nahm keinen Anstand, diesen Vorschlag gutzuheißen. Er fühlte sich von dem einnehmenden Wesen der Baronin beruhigt und pries im stillen das Glück Hildegardens, die in dieser gebildeten Dame von Stande eine so treue, mütterliche Freundin gefunden hatte. Voll Vertrauen empfahl er sich von Clotilde, um unverweilt nach Bürgstein aufzubrechen. Die Baronin aber setzte sich hin, schrieb ein paar höfliche Zeilen an den Stiftsyndikus und legte diesen den Brief Hildegardens an den Förster bei. Wie sie in Besitz dieses Schreibens gelangt war, gab sie nicht an, auch sendete sie den Brief erst nach ihrer Abreise ab, damit ja niemand ihre Plane kreuzen oder gar zunichte machen könne.

Als Liebner das Billet Clotildens mit Hildegardens Brief erhielt, war er gerade entschlossen, dem Förster seine Entlassung aus dem Gefängnisse anzukündigen. Eine abermalige Vernehmung des Einäugigen setzte die Unschuld Frei's am Tode des Wilderers außer allen Zweifel. Der Bleidieb war von der Kugel eines andern durchbohrt worden.

»Gottlob!« sprach er, die schnell mit Freudenthänen sich füllenden Augen trocknend. »Die schelmische kleine

Hexe hat den gescheidtesten Zeitpunkt gewählt, in die Arme ihres Vaters wieder zurückzukehren. Aber wo mag sie denn stecken? Na, das wird wohl in dem Briefe stehen. Es soll die erste Freude sein, die ich dem vielgeprüften Cousin nach so vielen Wochen langen Leidens heute bereiten will!«

Der Stiftssyndikus beeilte sich, dem Förster die Freiheit und die Auffindung Hildegardens anzuzeigen. Andreas Frei nahm beides mit gerührter Ergebung in sein Schicksal hin. Man sah es ihm aber an, daß er Gott im Herzen für diese frohe Nachricht dankte. Den Brief der Tochter durchlas er mit Bangen.

»Sie bittet mich so rührend um Verzeihung,« sagte er zu Liebner, »daß ich ein Tyrann sein müßte, wollte ich sie jetzt nicht wieder in mein Haus aufnehmen. Lesen Sie selbst, Herr Cousin!«

Er reichte den Brief dem Stiftssyndikus, der sich während der Lectüre wiederholt die Augen abtrocknen mußte.

»Sehr schön stilisirt, das muß ich sagen,« sprach er. »Etwas überspannt aber ist das Mädchen doch. Im Eifer des Schreibens hat sie sogar vergessen, den Ort namhaft zu machen, wo sie steckt! Thut indeß nichts. Wir fahren zusammen sogleich auf Schloß Kaltenstein vor, damit der Baron Sie in Person wieder als Förster instalirt und dadurch alles unnütze Gerede niederschlägt. Auf Kaltenstein werden wir den Aufenthalt Hildegardens ohne Zweifel erfahren.«

Der Förster ließ sich gern von dem Stiftssyndikus leiten. Allein in das Forsthaus zurückzukehren oder dem Baron wieder ohne Beistand unter die Augen zu treten, würde ihm sehr schwer gefallen sein. Als sie einige Stunden später den alten Edelsitz erreichten, erfuhren sie die Abreise Clotildens. Der Baron, welcher sich wenig um das Thun seiner eigenwilligen Frau kümmerte, wußte nur, daß sie ausgefahren war.

»Sobald sie wiederkommt, will ich sie fragen,« sagte er ziemlich gleichgültig, dem befreundeten Förster herzlich die Hand schüttelnd. »Mir ist's nur lieb, daß Sie endlich wieder auf freiem Fuße sind, Frei, und daß Ihre Tochter noch lebt. Nun wollen wir allesammt ein Auge zudrücken und des Vergangenen gar nicht mehr gedenken; denn es kommt mir vor, als hätten wir alle, der eine mehr, der andere weniger Werch am Rocken, meine eigene Frau gar nicht ausgenommen,« setzte er lächelnd hinzu.

Beide, den Stiftssyndikus und den Förster, lud der Baron hierauf ein, mit ihm zu speisen.

»Wir brauchen uns gar nicht zu geniren,« sprach er, »und können ganz cordial sein. Clotilde wird uns nicht stören, denn wenn sie sich so ganz stillschweigend empfiehlt, kommt sie vor abends selten zurück.«

Der Stiftssyndikus blieb gern, da er wußte, daß der Baron auserlesene Weine in seinem Keller liegen hatte, und Frei war es ebenfalls angenehm, nach der langen tödten Einsamkeit im Kerker wieder einmal unter alten Bekannten ein paar Stunden sorglos zubringen zu können.

Ueber Tische ward er von dem trefflichen Weine fast fröhlich, dem er, genöthigt, stärker als er gewöhnt war zusprach. Die Baronin kehrte aber nicht zurück. Ohne über das Verbleiben seiner Tochter nähere Auskunft erhalten zu haben, ließ er sich, nachdem es bereits Nacht geworden, von dem Baron und dem Vetter Stiftssyndikus begleitet, in das Forsthaus führen, wo die bereits von der Freigebung des Bruders in Kenntniß gesetzte Kathrine ihn mit stürmischer Heftigkeit, um ihre Rührung zu verbergen, empfing.

In derselben Nacht fuhr Hildegarde an Clotildens Seite der großen Kaiserstraße zu. Dem Factor hatte die Baronin versprochen, über das fernere Verbleiben ihres Schützlings schon nach einigen Tagen Nachricht zu geben. Der junge Mann sah dem schönen Mädchen, das seiner Sorgfalt und Ritterlichkeit Ehre und Leben verdankte, mit feuchtem Auge nach. Er hatte eine dunkle Ahnung, daß vielleicht das prophetische Wort des alten Ritters von der Dub sich an ihm erfüllen könne.

DRITTES BUCH.

ERSTES KAPITEL. EIN BRIEF.

Achilles, Graf von Serbillon, war ein ungewöhnlich gastfreier Herr. Sein Schloß Hammerburg, wo er sich gewöhnlich aufhielt, beherbergte außer seiner Familie stets eine Anzahl Gäste, die in der Regel verschiedenen Nationalitäten angehörten. Es sprachen auf Hammerburg bald Franzosen, Landsleute des Grafen, bald Deutsche und Polen ein. Nur Engländer sah man nie bei dem reichen Seigneur, da die schweigsamen Bewohner des meerbeherrschenden Eilandes seinem Naturell nicht zusagten.

Schloß Hammerburg, ursprünglich eine deutsche Besetzung, war durch Kauf an Graf Serbillon übergegangen. Die stattliche Burg lag auf der Grenzscheide Deutschlands in malerischer Gegend und bot einem unternehmerischen Besitzer Gelegenheit zu industriellen Anlagen mancherlei Art. Graf Serbillon hatte dies eingesehen und, weil er persönlich zu kaufmännischen Unternehmungen keinerlei Drang fühlte, Strecken Landes an Fremde verpachtet mit der Erlaubniß, das ihnen so überlassene Land nach Gutdünken für industrielle Zwecke zu benutzen. So waren denn seit einigen Jahren in der Nähe der alten zinnengekrönten Hammerburg Etablissements mancherlei Art entstanden, die, von verständigen Männern geleitet, den Werth der großen Besitzungen Serbillon's noch bedeutend erhöhten.

In seiner Jugend hatte Graf Achilles sich an den Kriegszügen Napoleon's betheiligt. Er war in Spanien gewesen,

hatte dann, zum Hauptmann avancirt, sich dem unermesslichen Heereszuge nach Rußland angeschlossen, wo er, in der Schlacht bei Smolensk verwundet, zurückzubleiben genöthigt ward. Diesem glücklichen Zufall verdankte er nicht nur Leben und Gesundheit, sondern auch die Hand seiner Gemahlin, der auch jetzt noch schönen Diana von Jagello. Auf dem Landsitze des Vaters dieser Dame hatte Graf Serbillon seine Genesung abgewartet. Hier lernte er die einzige Tochter des ritterlichen schon bejahrten Wojwoden Jagello kennen, der seinen Stammbaum bis auf das einst mächtig gewesene Dynastengeschlecht der Jagellonen zurückführte. Mit den ersten Schreckensnachrichten von den Unfällen, welche die große Armee auf dem Rückzuge betrafen, fiel des Grafen Achilles Vermählung mit Diana, die ihrem Gatten nach Frankreich folgte und ihn später nach dem inzwischen erworbenen Hammerburg begleitete.

Beide, Achilles wie Diana, waren leidenschaftliche Bewunderer des großen Corsen, weshalb auch Graf Serbillon es vorzog, nach der Zurückführung der Bourbonen auf den französischen Thron sein Geburtsland zu verlassen, ohne jedoch sich selbst zu expatriiren. In diese Zeit fiel der Erwerb von Schloß Hammerburg, das ihm, seiner schönen, liebenswürdigen Gattin und seinen zahlreichen Freunden und Gesinnungsgenossen ein anziehendes Asyl gewährte.

Es konnte nicht fehlen, daß die großen politischen Ereignisse des Jahres 1830 den noch rüstigen Grafen lebhaft anregten. Die Bewegung der Belgier, der Aufstand

in Brüssel würde ihm ohne Zweifel noch einmal das Schwert in die Hand gedrückt haben, wäre er nicht mit Verlust seiner rechten Hand aus dem so unglücklichen Feldzuge des Jahres 1812 zurückgekehrt. Diese Verstümmelung, obwohl sie weder auf seinen Charakter noch auf seine Stimmung irgendwelchen Einfluß übte, nöthigte ihn zu beschaulicher Beobachtung der Ereignisse, denen Achilles mit gespannter Aufmerksamkeit folgte. Nahmen nun schon die abermalige Vertreibung der Bourbonen und der glückliche Kampf der Belgier gegen Holland den Grafen und dessen Gattin lebhaft in Anspruch und veranlaßten sie eine bis dahin kaum geahnte politische Regsamkeit auf Schloß Hammerburg; so steigerte sich diese fast bis zum Fanatismus, als die Kunde von dem blutigen Aufstande Polens das gräfliche Paar und dessen Freunde erreichte.

Diana war von jeher eine leidenschaftliche Patriotin gewesen. Tausend Hoffnungsblüten entfalteten sich jetzt in ihrem heißblütigen Herzen. Sie träumte von einer nahe bevorstehenden Wiederherstellung ihres Vaterlandes, und die Worte des Liedes ›Polen ist noch nicht verloren!‹ waren ihr ein heiliges Vermächtniß. Zu wiederholten malen äußerte sie gegen Achilles den Wunsch, sich selbst nach Warschau zu verfügen, das Abrathen des besonnenen Gatten hielt sie jedoch auf Hammerburg zurück, da sie sich in ruhigern Augenblicken selbst sagen mußte, daß sie persönlich ihren Landsleuten wenig nutzen könne.

Desto mehr wirkte Gräfin Diana von Serbillon durch ihre zahlreichen Freunde, ihre Verbindungen und durch die Mittel, welche der Besitz eines großen Vermögens immer gewährt. Achilles unterstützte seine Gattin in diesem Streben auf das bereitwilligste, und so gestaltete sich schon wenige Wochen nach Erhebung des polnischen Volks der Verkehr des gräflichen Paares mit den hervorragendsten Persönlichkeiten der national-polnischen Partei ungemein lebhaft.

Ein Mitbewohner von Schloß Hammerburg war Abbé Kasimir, ein noch junger Mann, der in einem der bedeutendsten Jesuitencollegien seine Studien gemacht hatte. Ebenfalls Pole von Geburt, aber früh verwaist, war er entweder noch während der letzten Kämpfe des Corsen oder bald nach dessen Sturze nach Belgien gekommen. Seit fünf Jahren lebte Abeé Kasimir in engster Verbindung mit den Besitzern der Hammerburg. Er genoß das unbedingte Vertrauen des Grafen wie der Gräfin, und wenn es eine besonders wichtige Angelegenheit zu ordnen oder zu erledigen galt, so bedienten sich beide ohne Bedenken des stets gefälligen Abbé, der bei aller Schmiegsamkeit doch auch die nöthige Energie und hinreichende Klugheit besaß, um schwierige Aufträge leicht und gewandt zum Abschluß zu bringen.

Ueber der frühesten Vergangenheit Kasimir's lag ein geheimnißvoller Schleier gebreitet. Der Abeé hatte sich

nie über dieselbe ausgesprochen und es ließ sich annehmen, daß ihm wohl selbst nicht allzu viel von der Vergangenheit bekannt sein möge. Eine dringende Veranlassung, Nachforschungen darüber anzustellen, lag nicht vor. Der Abbé besaß keine Verwandte, und da er im Schoße der Kirche wohlwollend Aufnahme gefunden hatte, sich auch offenbar in der ihm angewiesenen Stellung geistig gehoben fühlte, so wäre es überflüssig gewesen, den in sich Ruhigen durch unnütze Nachforschungen aus dem schönen Frieden seiner Seele herauszureißen.

Dieser Mann, gebildet, von angenehmen Aeußern und feinen Sitten, wurde jetzt in Schloß Hammerburg eine sehr einflußreiche Persönlichkeit. Er war Priester, vielleicht auch Jesuit aus Ueberzeugung, Patriot aus innerstem Herzensdrange. Hätte er noch in seinem Geburtslande gelebt, so würde er wahrscheinlich den Rock des Priesters mit der soldatischen Uniform vertauscht haben; denn Kasimir besaß jenen heißen Drang nach Thaten, der ein Erbtheil der meisten Polen edler Abkunft zu sein pflegt. Nur die Bitten Diana's und die eigene Besonnenheit hielten ihn zurück auf Hammerburg da er sich sagen mußte, daß er im Verborgenen mehr wirken könne, als wenn er persönlich mit in die Schlacht ziehe.

Schon um die Weihnachtszeit trafen polnische Emisare auf dem Schlosse ein, welche beauftragt waren, im Auslande für die nationale Sache zu wirken. Man wollte die Stimmung der Fremden sondiren, sich einen Rückhalt, womöglich directe Unterstützung sichern, unter allen Umständen aber Freunde gewinnen. Es war keine

Verschwörung, welche von diesen Emissaren angezettelt wurde; nur für Erfüllung eines nationalen Wunsches zu wirken, vereinigten sich Hunderte, die einen kämpfend, die andern das Wort als Waffe handhabend, um Schwankende der großen Sache geneigt zu machen.

Mit mehreren dieser durchreisenden Emissare verkehrte sowohl Abbé Kasimir wie das gräfliche Paar. Einzelne ließen sich bewegen, einige Tage die Gastfreundschaft der Besitzer von Hammerburg zu genießen und Ausführliches den Freunden über den Stand der Dinge, über die Hoffnung und Erwartung des Volkes, die sich daran knüpften, mitzutheilen.

Dabei kam auch mancher Vorgang aus der Vergangenheit zur Sprache, besonders häufig ward der Name Napoleon genannt und der Verheißungen gedacht, welche dieser gewaltige Geist zur Zeit seines Glückes den Polen gemacht hatte.

Ein alter Oberst, der schon damals als Unterhändler manchen Auftrag glücklich zu Ende führte, ließ es sich länger als andere auf Schloß Hammerburg gefallen. Da er auf Depeschen und weitere Weisungen warten mußte, versäumte er eigentlich nichts, und so ergab er sich denn mit sichtlichem Behagen jener ritterlichen Courtoisie, in welcher der wirklich gebildete Pole alten Adels mit den besten Männern der altfranzösischen Aristokratie zu wetteifern versteht.

Graf Serbillon gefiel das Auftreten des alten weißbärtigen Mannes um so mehr, als er ihn auch vortrefflich

unterhielt und manchen schönen Tag längst in Vergessenheit gerathenen Ruhmes in neuern Glanze vor ihm aufsteigen ließ.

Abbé Kasimir war bei derartigen Erzählungen stets ein aufmerksamer, aber schweigsamer Zuhörer. Oft schien er davon tief ergriffen zu werden und bisweilen wirkten sie so gewaltig auf ihn, daß sich ein Anflug von Schwermuth vorübergehend seiner bemächtigte.

Eines Abends um die Mitte des Januar trat Gräfin Diana mit heiterm Lächeln ins Zimmer, wo bereits ihr Gatte, der alte Oberst und Abeé Kasimir in Gespräche vertieft, um das traulich brennende Kaminfeuer Platz genommen hatten.

»Du mußt eine frohe Botschaft erhalten haben,« redete Graf Serbillon seine Gattin an, »denn mit so strahlendem Gesicht sah ich dich seit dem Tage nicht mehr, der uns die erste Kunde von Polens entschlossener Erhebung brachte.«

Die Gräfin reichte dem Gatten die Hand und ließ dann ein feines Blatt Papier vor seinen Augen flattern.

»Von wem könnte wohl dies Billet kommen?« sagte sie lächelnd, ohne das Blättchen dem Grafen zu überreichen.

»Wie, wäre es möglich, dies zu errathen!« versetzte Achilles. »Deine Correspondenz ist neuerdings gar zu ausgebreitet und der Kreis derer, die dich interessiren, läßt sich nicht erschöpfen, wenn man nicht das Alphabet zwei- oder dreimal durchgehen will.«

»Eine recht alte Bekanntschaft hat sich wieder einmal unser erinnert,« sagte Diana. »Ich gestehe, daß ich mich

selbst ausgescholten habe, denn ohne diese zarte Erinnerung würde ich schwerlich so bald an sie gedacht haben.«

Graf Achilles richtete fragend sein Auge auf Diana, die in diesem Moment das erhaltene Billet dem Abbé überreichte.

»Sie sind unser Gewissensrath, lieber Abbé,« fuhr sie fort, »und da es sich hier um eine Gewissenssache handelt, möchte ich zuvörderst Ihre Ansicht über die Frage hören, die man an mich richtet.«

»Darf ich alles lesen, gnädige Gräfin?« warf der Abbé ein.

»Viel Zeit wird Ihnen diese Lectüre nicht rauben,« erwiderte Diana, »und da ich ja schon gesagt habe, daß Sie zuerst Ihre Meinung abgeben sollen, so bitt' ich, tragen Sie die in sehr mangelhaftem Französisch abgefaßte Epistel zu unser aller Unterhaltung mit möglichstem Ausdrucke vor.«

Nach dieser Aufforderung las Kasimir folgende Worte:

»Gnädige Frau Gräfin werden sich eines Ausfluges erinnern können, den Sie vor nunmehr beiläufig neun Jahren in Gesellschaft einer deutschen Familie von Prag nach Burg Kaltenstein machten. Sie hatten die Güte, einen Knaben, der sich mehr noch durch seine Wildheit als durch sein hübsches Gesicht auszeichnete – obwohl Sie dasselbe über alle maßen reizend fanden – sehr lieb zu gewinnen. Ganz im Ernst – ich erinnere mich sehr genau – wollten Sie mich bewegen, Ihnen diesen Knaben, weil Sie selbst kinderlos seien, zu überlassen. Ich konnte und durfte diese Ihre Bitte, die Ihnen Thränen der Sehnsucht

entlockte, nicht erhören, aber ich gab Ihnen das Versprechen, das Sie mir gewissermaßen abnöthigten, falls der Himmel mir eines Tages eine Tochter schenken sollte, diese Ihnen eine Zeit lang zu übersenden, damit Sie die in Ihrem Herzen lebenden Gefühle der Zärtlichkeit auf dieselbe übertragen und sie für die Freuden und Leiden dieses Lebens erziehen möchten. Gott hat mir nun – vielleicht nur Ihnen zu Liebe – kürzlich ein solches Geschöpf zugeführt, und so lieb ich es habe, sehe ich doch ein, daß mir augenblicklich die Gelegenheit gänzlich mangelt, derselben eine Erziehung, wie die Welt sie erheischt, geben zu können. So erinnere ich mich denn Ihrer Bitte und meines Versprechens. Das Kind befindet sich unterwegs zu Ihnen, gnädige Frau Gräfin. Sie harret Ihrer oder eines zuverlässigen Sendlings von Ihnen in Bonn. Dort wird sie Ihnen jauchzend entgegen eilen, wenn Sie der unten stehenden Adresse Beachtung schenken wollen. Einer directen Antwort von Ihnen, theuere Freundin, bedarf es nicht, meine schöne Tochter wird mich schon unterrichten. Nur lassen Sie das herzige Kind nicht zu lange warten. Ich weiß, daß Sie es nicht bereuen, wenn Sie thun, was hierdurch von Ihnen, theuerste Gräfin, erbittet

Ihre Sie hochschätzende

Clotilde,

Baronin von Kaltenstein.«

»Das klingt ja überaus geheimnißreich,« sagte Achilles, den Brief aus der Hand des Abeé empfangend. »Des wilden, schönen Jungen erinnere ich mich ganz wohl, und

auch die Baronin steht noch leidlich klar vor meinen Augen.«

»Bitte, lieber Abbé, Ihr Urtheil?« sprach lächelnd Diana. »Was muß ich thun? Der Aufforderung nachkommen oder sie ablehnen?«

»Das Kind soll schön sein?« warf Graf Serbillon ein.

»Schön und wahrscheinlich unglücklich dazu!« rief der politische Oberst. »Thun Sie mir den Gefallen, Abbé, und befehlen Sie als Gewissensrath und Beichtvater, daß die Thore dieses alten Schlosses, die an den Anblick hoher Frauenschönheit längst gewöhnt sind, sich der geheimnißvollen Tochter der Luft oder der Nacht öffnen! Ich leiste den edeln Besitzern von Hammerburg so lange Gesellschaft, bis diese Fee, die uns ein wunderbarer Zufall senden will, hier eingezogen ist.«

»In der That,« sagte Abbé Kasimir, »ich muß mich dem Herrn Obersten anschließen. Wer weiß, welche trüben Erlebnisse die Schützlingin der Baronin so seltsame Wege einzuschlagen zwingen. Als Priester und Diener Gottes schon liegt mir die heilige Pflicht ob, Verlassene aufzusuchen, Trauernde zu trösten, Irrende zurückzuleiten auf die Pfade der rechten Erkenntniß. Der Herr Graf wird deshalb meinem Wunsche gewiß gern entgegenkommen, und die Unbekannte sobald wie möglich aus ihrem jetzigen Aufenthaltsort abholen lassen.«

»Dieser sonderbare Findling,« fiel der alte Oberst ein, »soll, denk' ich, Leben und Heiterkeit in unsern oft nur gar zu kleinen Cirkel bringen. Was ungesucht sich darbietet, ist fast immer das Anmuthigste. Ich komme mir schon

in dem Gedanken, einer jungen, schönen Abenteuerin in die scheu gesenkten Augen zu blicken, wieder ganz jung vor, und muß dabei mancher Erzählung gedenken, die ich in meinen jungen Jahren immer halb und halb für Erfindungen hielt.«

»Der Abfassung dieses Schreibens liegt aller Wahrscheinlichkeit nach eine ganz eigenthümliche Veranlassung zu Grunde,« nahm der Abbé wieder das Wort. »Vor allem fällt mir auf, daß die Frau Baronin nicht einmal den Namen ihres Schützlings nennt. Es ist blos von einem jungen und – das Wort ist unterstrichen – einem *schönen* Mädchen die Rede! . . . Sind Sie vielleicht vertraut mit – mit den Familienverhältnissen dieser mir gänzlich unbekanntem Dame? Sie lebten einige Zeit mit ihr auf Reisen?«

Kasimir hatte die Frage eigentlich an die Gräfin gerichtet, Achilles übernahm es indeß, darauf Antwort zu geben.

»Es war auf einer Reise nach Süddeutschland und der Schweiz, wo uns der Zufall mit dem Baron von Kaltenstein und dessen Begleitung zusammenführte,« sagte er. »Wir hatten uns schon flüchtig einigemal in der Hauptstadt Böhmens gesehen bald in Kirchen, bald in Palästen. Worte wechselten wir erst in der berühmten Kapelle des heiligen Wenceslaus, die bekanntlich dem Volke für besonders heilig gilt, weil nicht nur der Ring an der Thür angebracht ist, den König Wenceslaus erfaßte, als sein Bruder Boleslaus ihn zu Brandeis ermordete, sondern weil hier auch in besonderm Behältnisse die Zunge des heiligen Nepomuk aufbewahrt wird, die ewig

frisch bleibt. Die Baronin schien keine Gläubige zu sein, denn sie konnte sich eines höchst frivolen Lächelns nicht enthalten, als der uns herumführende Kirchendiener von dem wunderbaren Geläut aller Glocken in Prag erzählte, das dem erstaunten Volke den Tod des frommen Königs von selbst verkündigt haben soll. Dies spöttische Lächeln gab den ersten Anstoß zu einem Gespräch über Wunder und Reliquien, und ich kann nicht leugnen, daß mich die Bemerkungen der ungewöhnlich interessanten Frau, die von Natur mit höchst schätzbaren Gaben ausgerüstet zu sein scheint, fesselte. Meine Frau fand ebenfalls Wohlgefallen an der neuen Bekannten, und als wir einige Tage später auch den einzigen Sohn der Baronin von Kaltenstein kennen lernten, der voller Schelmerei steckte, schlossen wir uns enger an die Familie an. Einige Wochen haben wir aufs angenehmste mit ihr verlebt. Daß wir später die lieben Menschen so vernachlässigen konnten, läßt sich streng genommen gar nicht entschuldigen. Schon um diesen Verstoß gegen die gute Sitte einigermaßen wieder auszugleichen, müssen wir dem Gesuch der Baronin willfahren. Die Frau besitzt Takt und Feinheit. Sie versteht eine Vernachlässigung in so liebenswürdiger Weise zu rügen, daß man sich fast glücklich fühlen muß, wenn man nur die so schickliche Gelegenheit ergreifen kann, um sie um Verzeihung zu bitten.«

»Ein Weltkind der gefährlichsten Art!« sprach der Abbé, einen langen, forschenden Blick auf Diana heftend,

die Achilles beifällig zunickte. »Wir stiften gewiß ein gutes Werk, wenn wir dem Wunsche der Baronin nachkommen.«

»Pflichte unbedingt bei!« rief der polnische Oberst. »Wer aber soll der unbekanntem, schönen Dame, in der sich vielleicht eine geraubte Prinzessin verbirgt, das Ehrengelock geben? Würde ich nicht von heiligen Pflichten hier festgehalten, wahrlich, ich ließe mich selbst zum Ritter derselben anbieten!«

»Das Vertrauen der Baronin von Kaltenstein verdient unsere volle Beachtung,« fiel die Gräfin ein. »An mich, die ihr fern stehende Frau, in der sie eine Freundin zu erblicken glaubt, hat sie sich gewendet ohne Hinterhalt, mit jener aufrichtigen Zuversicht, die nur einem edeln Herzen entkeimt. Sie soll sich nicht einer Undankbaren anvertraut haben. Ich selbst werde das schöne Kind aus Bonn abholen. Damit ich aber des nöthigen Schutzes nicht entbehre, wird der ehrwürdige Abbé mich begleiten.«

Kasimir verbeugte sich dankend gegen Diana und zeigte sich sogleich bereit, deren Wunsch zu erfüllen.

»Ich bin es gern zufrieden,« sagte Graf Serbillon. »Wir beide, der gute Oberst und ich, wollen inzwischen die leidigen politischen Geschäfte soviel wie möglich abzumachen uns bemühen, damit wir bei eurer Zurückkunft uns gebührend dem Dienste schöner Frauen nach dem Beispiele unserer Vorfahren widmen können. Und nun, meine Herren, lassen Sie uns zu drei eine Partie Billard spielen! Ich finde es ohnehin hier heute Abend so kühl,

daß eine körperliche Bewegung im Billardzimmer unserer Gesundheit nur förderlich sein kann.«

Der politische Oberst kam dieser Aufforderung seines Gastfreundes sogleich nach; der Abbé aber unterhielt sich, ehe er den Vorausgegangenen folgte, noch einige Zeit leise mit der Gräfin, und als er später das Billardzimmer betrat, wo er die beiden Herren bereits emsig ins Spiel vertieft fand, war sein bleiches, stets ruhiges Gesicht von einer Wolke tiefen Nachdenkens beschattet. Die letzten Mittheilungen Diana's in Bezug auf die Baronin von Kaltenstein schienen diese Verwandlung verursacht zu haben.

ZWEITES KAPITEL. DER NEUE GAST.

Dringende Geschäfte ließen weder dem Grafen noch dessen Hausgenossen Zeit, über das ungewöhnliche Ansuchen lange nachzudenken. Kaum hatte Gräfin Diana mit dem Abbé, einer zuverlässigen Kammerfrau und einem alten Bedienten Schloß Hammerburg verlassen, so traf ein Kurier nach dem andern aus Polen ein. Alle überbrachten dem alten Oberst Depeschen, die ungesäumt gelesen und beantwortet werden mußten. Einige dieser Eilboten hatten Befehl, in möglichster Schnelligkeit wieder zurückzukehren. Andere waren nach Paris bestimmt, wo der polnischen Sache mächtige Freunde und warme Fürsprecher lebten. Noch hegten die enthusiastischen Patrioten Polens die bestimmte Erwartung, daß Frankreichs neue Regierung ihre Sache thatkräftig unterstützen werde.

Auch Graf Serbillon gab sich dieser Hoffnung vertrauensvoll, ja mit einer gewissen chevaleresken Leichtfertigkeit hin, wie man sie bei sanguinischen Menschen von auflodernder Lebhaftigkeit nicht selten findet. Von seinem Standpunkte aus zweifelte er keinen Augenblick an einer energischen Theilnahme Frankreichs, und weil den Polen die Sympathien auch der erregten Völker Europas größtentheils zur Seite standen, sah er im Geiste schon die ganze tapfere Nation als Sieger dastehen und Polen als selbständiges starkes Reich wiederhergestellt. Daß die Nachrichten, die mehr einen privatlichen Charakter hatten, und nur an den Oberst und ihn persönlich gerichtet waren, weniger günstig lauteten übersah Graf Achilles. Sein unbegrenztes Vertrauen in die tadellose Tapferkeit des polnischen Volkes ließ den Gedanken, die Revolution könne ein klägliches Ende nehmen, gar nicht in ihm aufkommen. Und dieser Muth, dieses siegesfrohe Hoffen verscheuchte auch die trüben Gedanken, die doch zuweilen den viel ältern und an traurigen Erfahrungen reichen Oberst beschleichen wollten. Zwischen diesen Geschäften rein politischer Natur nahmen den Grafen auch noch die eigenen Angelegenheiten fortwährend stark in Beschlag. Im letzten Herbst erst hatte ein Bauunternehmer, der über große Mittel verfügte, umfangreiche Gebäude aufgeführt, um hier nach der neuesten Methode

eine Schleiferei für Glasplatten anzulegen. Dies Unternehmen war gegenwärtig so weit gediehen, daß es demnächst eröffnet werden sollte, und der Industrielle, welcher es ins Leben rief, wünschte aus Nützlichkeitsgründen, daß der Graf sich auch persönlich dafür interessiren möge. Deshalb lud er denselben wiederholt zu einer Besichtigung der fertigen Baulichkeiten ein, welchem Ersuchen der Besitzer von Schloß Hammerburg auch endlich nachkam.

Oberst Malachowsky leistete dem Grafen bei diesem Besuche Gesellschaft, da er Sinn für alle industrielle Unternehmungen besaß und auch einiges davon verstand. Mit vielem Interesse betrachteten beide Herren die ganze Einrichtung des Etablissements und ließen sich die sinnreiche Construction der Maschinen von dem Unternehmer erklären, der sie persönlich herumführte. Darüber vergingen mehrere Stunden, und wahrscheinlich hätte der Graf, der zuletzt mit seinem Pächter in ein lebhaftes Gespräch gerieth, noch länger bei diesem verweilt, wäre nicht ein Bote von Schloß Hammerburg eingetroffen, welcher dessen Besitzer die Nachricht von der Rückkunft der Gräfin überbrachte.

Sogleich verabschiedete sich Graf Achilles mit seinem polnischen Gaste, um nach dem Schlosse zu eilen. Beide, bis vor wenigen Minuten noch lebhaft und gesprächig, waren plötzlich verstummt. Dies längere Zeit anhaltende Schweigen brach der Oberst zuerst, indem er heiter ausrief:

»Sind wir nicht arge Thoren, liebster Graf, daß uns der Gedanke, einem unbekanntem jungen Mädchen in die Augen zu blicken, die Sprache raubt? Wir haben doch, mein' ich, unsere Erfahrungen gemacht, und lassen uns weder von jungen noch klugen Herrn berücken. Also hoff' ich, es wird uns gelingen, der in so origineller Weise Angemeldeten unter die Augen zu treten, ohne daß sie es vermag, uns an Herz und Seele zu schädigen.«

»Sie haben recht, lieber Oberst,« versetzte der Graf, »was mich still macht, ist auch nur die Erwartung auf die uns bevorstehende Erklärung. Gestehen Sie nur, daß auch Sie nach dieser Richtung hin ein wenig Neugierde plagt.«

Malachowsky gab eine scherzhafte Erwiderung, das Gespräch kam wieder in Fluß, und als beide Herren durch das hohe gothische Thor des Schlosses schritten, geschah es unter heiterm Lachen.

Im Vorzimmer schon trat ihnen Abbé Kasimir entgegen. Er sah heiter und ungemein geheimnißvoll aus.

»Nun, wo haben Sie die verzauberte Prinzessin?« redete der Graf den Geistlichen an. »Man hat Sie doch nicht gefoppt?«

»Keineswegs, Herr Graf,« erwiderte Kasimir. »Die Frau Baronin von Kaltenstein hat ihre Verheißungen buchstäblich gehalten. Aus ihren eigenen Händen empfing die Frau Gräfin das schöne Kind, das uns allen während des Winters eine recht liebe Gesellschafterin sein wird.«

»Wie heißt das Mädchen?« fiel Graf Serbillonein. »Ist sie von guter Familie?«

»Der Name lautet bürgerlich, doch scheint das Kind gut, ja vornehm erzogen zu sein.«

»Also keine ganz nahe Verwandte der Baronin?«

»Ich glaube nicht.«

»Aber liebenswürdig, jung, von feinen Manieren?«

»Sie müssen Hildegarde Frei selbst sehen und sprechen.«

»Hildegarde Frei heißt die Schöne?«

»So nannte sie die Frau Baronin.«

»Besitzt sie Aeltern?«

»Der Vater lebt noch.«

»Lebt noch? Das klingt ja räthselhaft.«

Kasimir zuckte die Achseln, ohne auf diese letzte Bemerkung des Grafen eine Antwort zu geben. Man hatte inzwischen langsam das Vorzimmer durchschritten und trat jetzt in das gewöhnliche Wohngemach, das nur von der still brennenden Glut des Kaminfeuers matt erleuchtet war.

Hier, gerade dem Kamin gegenüber, lehnte auf einem der hohen alterthümlich geformten Sessel eine schlanke Mädchengestalt, in schlichte, schwarze Seide gekleidet. Sie sah unverwandt in die leis knisternde Flamme, deren Widerschein ihr regelmäßig schönes Gesicht mit warmem Roth übergoß. Auch die runden vollen Schultern, die aus dem glänzend schwarzen Gewand hervorleuchteten, erschienen fein geröthet, während auf dem reichen dunkelblonden Haar ein matter Goldschein lag. Eine Hand drückte die Fremde leicht gegen die edel gewölbte Stirn, die andere hing über die Lehne des Stuhls

und ruhte regungslos auf dem dunkeln Sammpolster desselben. Hatte sie die Eintretenden, in tiefe Gedanken versunken, wirklich nicht gehört oder war sie sich des Eindrucks wohl bewußt, den sie in ihrer regungslosen Stellung, so malerisch vom Kohlenfeuer beleuchtet, auf jeden Fremden machen mußte; gleich viel, sie blieb stehen wie eine Statue, und als Graf Serbillon ein lautes Geräusch machte, blickte sie, wie aus einem Traum erwachend, mit großem Auge auf, strich sich über die Stirn, trat wie erschrocken vom Stuhle zurück, legte beide Hände über ihre volle Brust und verbeugte sich, ohne ein Wort zu sprechen, vor den eintretenden Männern.

Auch diese waren von dem Anblick des wunderbar schönen Mädchens so völlig überrascht, daß sie ebenfalls keine Worte fanden. Es bedurfte einer Anregung des an der Thür stehen gebliebenen Abbé, ehe es zu Rede und Gegenrede kam.

»Fräulein Hildegarde Frei,« sagte Kasimir, die junge Dame dem Herrn des Schlosses vorstellend, »der Herr Graf von Serbillon und der polnische Oberst Malachowsky.«

Während dieser Worte trat die Gräfin, von der Kammerfrau, die einen Armleuchter mit brennenden Lichtern trug, gefolgt, aus einem der Nebenzimmer, begrüßte ihren Gatten und den Oberst aufs freundlichste und führte gleichzeitig Hildegarde, deren Hand sie ergriff, dem Grafen zu.

»Unsere Schutzbefohlene, Hildegarde Frei, über deren Wohl wir fortan zu wachen haben,« sprach sie. »Das gute

Kind bittet für heute um die Erlaubniß, sich zurückziehen zu dürfen. Sie ist angegriffen von der Reise und die Erlebnisse der letzten Wochen verlangen, daß man ihr Ruhe gönne und ihr liebevolle Schonung zu Theil werden lasse.«

Diana winkte der Kammerfrau und ertheilte ihr mit leiser Stimme einige Aufträge. Dann wandte sie sich abermals zu Hildegarde, die mit leicht gesenktem Haupte, verschüchtert, wie es schien, noch immer schweigend neben der Gräfin stand.

»Empfehl dich den Herren, liebes Kind,« sagte sie zu dem jungen Mädchen. »Du darfst und wirst mir vertrauen; denn du bist Zeuge dessen gewesen, was ich der Frau Baronin von Kaltenstein versprochen habe.«

Dieser Aufforderung folgend, verbeugte sich Hildegarde abermals vor dem Grafen und dessen Gast, küßte sodann der Gräfin die Hand und wendete sich, von dieser geleitet, einer der hohen Flügelthüren zu, die in die anstoßenden Gemächer geleiteten. Hier kehrte sie sich noch einmal um, in stummer Demuth sich abermals verneigend, worauf sie der Kammerfrau ihren Arm reichte und mit dieser hinter der Thür verschwand.

Graf Achilles legte jetzt seinen gesunden Arm auf die Lehne desselben Sessels, wo früher Hildegarde gestanden hatte. Seine Blicke ruhten fragend auf den classischen Zügen seiner Gemahlin.

»Was ist es mit diesem Kinde – mit diesem feenhaften Wesen, wollte ich sagen?« sprach er zu Diana, die sich an der Ueberraschung der Männer zu weiden schien. Will

man uns täuschen oder verbirgt sich irgendeine geheime Absicht hinter dieser schweigsamen Dame, die trotz ihrer Befangenheit doch den Anstand einer Königin besitzt?«

»Wir haben Zeit, uns ausführlich darüber auszusprechen,« versetzte die Gräfin, »und eben weil ich dies für nöthig erachte, habe ich das Mädchen fortgeschickt. Es wäre unzart, sie über ihren Lebensgang ausfragen zu wollen. Das würde sie verletzen und stumm machen vielleicht für immer, denn sie besitzt ein sehr reizbares Temperament, ist ungemein empfindlich und es bedarf größter Vorsicht, um ihr Vertrauen zu gewinnen. Nur Unterrichteten gegenüber, die ihr Wissen nicht zur Schau tragen oder damit prahlen wird sie unbefangen auftreten, und alle die Vorzüge glänzend entfalten, mit denen die gütige Natur sie so reich ausgestattet hat.«

»Seit geraumer Zeit war ich auf eine Mittheilung nicht so gespannt wie auf die jetzt uns bevorstehende,« versetzte der Graf, indem er die Anwesenden einlud, um den Kamin Platz zu nehmen. »Ich setze nämlich voraus, daß der Schleier, der dieses lebendige Geheimniß bedeckt, sogleich gehoben wird.«

»Der Herr Abbé wird statt meiner das Wort ergreifen,« warf die Gräfin ein, eine Aufforderung, welcher Kasimir ungesäumt nachkam. Dieser schilderte nun zunächst das Zusammentreffen mit der Baronin von Kaltenstein, und erzählte sodann, was die weltkluge Dame der Gräfin und deren Begleiter in Bezug auf Hildegardens Leben und deren gegenwärtige Lage mitzutheilen für gut befunden hatte. Daß in diesen Mittheilungen mehr verschwiegen

als gesagt ward, lag theils in der jüngsten Vergangenheit Hildegardens, theils in der Stellung der Baronin zu dieser. Ohne gerade die Absicht zu haben, die Gräfin hintergehen zu wollen, mußte Clotilde schon aus Liebe zu ihrem Schützlinge zu Verheimlichungen ihre Zuflucht nehmen, die sich von absichtlicher Täuschung wenig unterschieden. Im allgemeinen enthielt alles, was sie der Gräfin über Hildegarde gesagt hatte, nur Wahres. Sie verschwieg nicht, daß die verstorbene Mutter derselben ihre liebste und dankbarste Freundin gewesen sei und daß sie noch kurz vor ihrem unerwartet eingetretenen Tode die verwaiste Tochter ihr so dringend ans Herz gelegt habe. Dabei ließ die eitle Baronin allerdings durchblicken, wie groß und bestimmend ihr eigener Einfluß bei Erziehung Hildegardens gewesen, und wie das junge, begabte Mädchen gerade dadurch mitten in der Beschränktheit des Vaterhauses doch in ganz andere, höhere und feinere Kreise der Bildung entrückt worden sei. Das Bild, welches Clotilde von Kaltenstein ferner von dem Förster Frei entwarf, enthielt keine schmeichelhaften Farben, aber es war dennoch treu, nur etwas zu grell und schroff gehalten, wodurch es sich fast zur Fratze verzerrte. Sowohl die Gräfin wie der Abbé begriffen, daß ein junges Mädchen von der Gemüthsart Hildegardens mit so vielen schätzbaren Kenntnissen ausgestattet, gewöhnt an ein Leben, das von allem Wissen nur den Duft einzufangen veranlaßt ward, im Umgang mit einem Vater, der für alles andere, nur nicht für das Zarte, Schöne und den Geist Erlaubende Sinn hatte, sich höchst unglücklich fühlen müsse.

Schon dieses Porträt des grämlichen, aller feinern Geistesbildung abholden Försters genügte, das Mitgefühl der Gräfin für Hildegarde zu erregen. Sie vermuthete jetzt, noch ehe die Baronin ihr weitere Mittheilungen machte, daß die sich unglücklich fühlende Tochter das Vaterhaus in einer verzweiflungsvollen Stunde verlassen und bei der Freundin ihrer viel zu früh verstorbenen Mutter Zuflucht und Schutz gesucht habe. Es hätte nicht noch der Erwähnung Kathrinens bedurft, deren Charakterbild von Clotilde mit so unbarmherziger Wahrheit hingestellt ward, daß es geradezu abschreckend erscheinen mußte. Auch in der Schilderung dieser Persönlichkeit übertrieb die Baronin nicht, aber sie tauchte ihren Pinsel in Galle und Gift, und verlieh dadurch dem ebenso harten als im Grunde doch auch streng rechtlichen, wenn auch seltsam verschrobenen Charakter der Tante Hildegardens einen so hohen Grad von moralischer Häßlichkeit, daß sich jeder Gutdenkende von diesem Unholde mit unverhohlenen Abscheu abwenden mußte.

Clotilde von Kaltenstein wollte Hildegarde, für deren rechtmäßige Versorgerin sie sich hielt, nur empfehlen. Gelingen konnte dies allein dann, wenn sich die Flucht des Mädchens moralisch rechtfertigen ließ. Darum war in den fernern Mittheilungen an die Gräfin von Serbillon weder die Rede von dem Stiftssyndikus und dessen väterlichem Schritte, noch von der Aufnahme Hildegardens im Hause des wohlwollenden, milden Domdechanten. Ebenso wenig gedachte sie der Flucht aus dem schützenden Hause des letztern und was sich an dies wichtige

Ereigniß knüpfte. Sie sagte mit kecker Stirn der Gräfin, das arme beklagenswerthe Mädchen sei aus Verzweiflung über die unwürdige Behandlung, die sie im Vaterhause habe erdulden müssen, bei Nacht und Nebel entflohen, habe sich bis zum Wahnsinn erhitzt, zu ihr gerettet, und, da das Leben der Aufgeregten wirklich in Gefahr geschwebt, habe sie es für Pflicht gehalten, der Unglücklichen beizuspringen.

Am Schlusse ihrer Eröffnungen gab die Baronin von Kaltenstein an die Gräfin von Serbillon die Erklärung ab, daß Förster Frei von ihr den Aufenthalt seiner Tochter nicht früher erfahren solle, bis diese es selbst wünsche. Sie gelobte der Gräfin solange unverbrüchliches Schweigen dem Vater Hildegardens gegenüber, falls derselbe bei ihr wegen der Verschwundenen Nachfrage halten solle. Ein gleiches Versprechen nahm sie auch der Gräfin und Abbé Kasimir ab, der Zeuge dieser Unterredung war. Von dem geheimnißvollen Morde des frühern Wilddiebes und von dem schrecklichen Verdachte, welcher dadurch auf dem Förster haftete und diesen als den Mörder bezeichnete, erwähnte die berechnende Baronin keine Silbe. Auch des wochenlangen Aufenthalts Hildegardens im alten Schlosse des Ritters von der Dub gedachte Clotilde nicht.

Graf Achilles folgte der Erzählung des Abbé mit ungeteilter Aufmerksamkeit. Man sah es seiner lauschenden Haltung im Sessel an, daß er sich für das Schicksal dieses ungewöhnlichen Mädchens interessirt. Diana wußte, daß ihre Vorschläge die Billigung ihres Gatten finden würden,

falls es überhaupt nöthig sein werde, damit hervorzutreten. Als nun Kasimir schwieg, richtete sich Graf von Serbillon auf und wandte sich zunächst mit den Worten an seine Gemahlin:

»Nach dem Vernommenen muß ich annehmen, daß der Vater dieses bedauernswerthen jungen Mädchens keine Ahnung von dem Verbleiben seines einzigen Kindes hat.«

»Die Frau Baronin gab uns die Versicherung,« fiel Abbé Kasimir ein, »daß sie Mittel und Wege finden werde, den Förster zu beruhigen. Hildegarde selbst soll die Hand dazu bieten, einen Brief an den Vater schreiben, ihn darin um Verzeihung bitten, zugleich aber auch den Wunsch zu erkennen geben, daß ein Leben im Verborgenen der einzige Weg sei, sie ruhig zu machen und dereinst glücklich dem versöhnten Vater wieder zurückzugeben.«

»Halten Sie diesen Ausweg für gut, das heißt zum Ziele führend und – Sie gestatten, daß ich auch daran denke – für erlaubt?«

Der Abbé lächelte, indem er, die Bedenken des Grafen beseitigend, zur Antwort gab.

»Erlaubt ist jeder Schritt, welcher beitragen kann, ein irre geleitetes Herz zu beruhigen und sich selbst wiederzugeben. Das Försterhaus war für Hildegarde ein gefahrvoller Aufenthalt. Sie erkannte dies mit dem Scharfsinn, welchen die wahre Bildung verleiht, und gewarnt durch die Stimme der Unschuld, die sie sich fleckenlos bewahrte. Ich finde mithin nicht, daß man unrecht thut, wenn

man eine Wehrlose den Verlockungen entzieht, die verkehrte Weltanschauungen stets in sich tragen.«

»Welchen Eindruck hat das Mädchen auf dich gemacht, beste Diana?« fragte der Graf seine Gattin.

»Mein Urtheil ist befangen, denn ich bin von der anmuthvollen Lieblichkeit Hildegardens vollkommen bestochen worden,« versetzte mit schöner Offenheit die Gräfin. »Wenn die Baronin von Kaltenstein ihren Schützling liebevollen Händen übergeben wollte, so konnte sie eine bessere Wahl als die, zu der sie sich entschloß, kaum treffen. Sie hat mich richtig beurtheilt, und dafür bin ich der wackern Dame recht dankbar. Dem hartherzigen Förster, der sich jahrelang kaum um die Tochter kümmerte und die eigene Frau vernachlässigte, weil sie ihm an Herzens- und Geistesbildung unendlich überlegen war, kann der Schmerz um den Verlust des einzigen Kindes, wenn sich dies Gefühl überhaupt bei ihm einstellt, zur wohlthuernden Arznei für seinen verwilderten Geist werden, und mit diesem Unhold, der Tante Kathrine, in der sich die Dämonen des verruchtesten Neides und der gemeinsten Rechthaberei, verbunden mit einer völlig bildungsunfähigen, rohen, von Kindheit an verwahrlosten Natur verkörpern, habe ich durchaus kein Mitleid. So schlimm verwilderte Charaktere verdienen, daß sie durch sich selbst zu Grunde gehen, ja ich halte es für ein gutes Werk, wenn man dazu beiträgt, die fluchwürdige Thätigkeit, die sie im Leben entfalten, dadurch, daß man ihnen feindlich entgentritt und ihre Wirksamkeit lähmt, abzukürzen.«

Abbé Kasimir pflichtete diesen Ansichten mit Wärme bei, indem er von seinem Standpunkte als Priester auch auf die Möglichkeit einer Bekehrung Hildegardens in religiöser Beziehung hindeutete.

»Ihr Gemüth ist beruhigt und jedem tiefern Eindruck zugänglich,« sprach er. »Obwohl sich ihr Thun rechtfertigen läßt vor dem Richterstuhl der Moral, werden doch bange Gedanken sie bisweilen verklagen; denn als Kind, das seinen Aeltern gebotsam sein soll, hat sie gefehlt. Jede Fehle aber verlangt Buße. Ohne Buße ist Seelenruhe nie denkbar.«

Graf von Serbillon ließ sich auf diese, ihm persönlich ziemlich fern liegende Frage nicht weiter ein. Er war selbst guter Katholik im gewöhnlichen Sinne, hatte aber nie tiefer über religiöse und kirchliche Angelegenheiten nachgedacht. Jemand nach seinem Bekenntniß zu fragen, würde ihm schwerlich eingefallen sein, wohl aber sah er am liebsten sogenannte Rechtgläubige um sich. Daß die neue Hausgenossin Protestantin sei, erfuhr er erst durch die Bemerkung des Abbé, und diese Entdeckung war ihm eigentlich unlieb.

»Also es versteckt sich in dieser anmuthigen Hülle eine kleine Ketzerin,« sagte er. »Das hätte ich gar nicht vermuthet. Die Baronin von Kaltenstein hörte doch in der Metropolitankirche von St. Veit auf dem Hradschin mit so großer Andacht die Messe.«

»O, über euch Kurzsichtige!« rief Diana aus. »Unsere lebenswürdige Freundin hörte freilich die heilige Messe, wie sehr viele andere Freunde auch, aber sie verstand

nichts davon. Nur die äußerlichen Zeichen, die üblichen Handbewegungen und Kniebeugungen machte sie mit vieler Geschicklichkeit mit, und dadurch hast du Unaufmerksamer dich täuschen lassen.«

»Eure sündhaftes Verstellung!« sagte der Abbé, die Stirn finster runzelnd. »Jetzt erst freue ich mich, daß diese noch unverbildete, aber bildungsfähige Jungfrau durch, wie ich nicht anders annehmen kann, die Gnade Gottes auch den Händen einer so gefährlichen Frau entrückt worden ist. Lassen Sie uns das heimatlose Geschöpf als ein Geschenk betrachten, das der Himmel uns gegeben hat, damit wir damit wuchern zum Leibe Gottes und seiner Heiligen!«

Die letzten Worte sprach der Abbé in salbungsvollem Tone. Graf Serbillon hörte diesen Ton nicht gern, weil er auf alles Predigen nicht gut zu sprechen war. Er ergriff deshalb die Gelegenheit, die Unterhaltung auf andere Gegenstände zu lenken, indem er den Oberst Malachowsky nach dem Geschlecht der Plater fragte und nach dessen Vermögensumständen.

»Denken Sie sich, lieber Abbé,« fügte er hinzu, »eine Gräfin Plater hat sich, von heiligem Patriotismus getrieben, selbst unter die Vaterlandsvertheidiger gestellt und ist fest entschlossen, den Feldzug gegen die Erbfeinde mitzumachen! Ein Volk, das solche Frauen hervorbringt, kann nie und nimmer untergehen!«

Der Oberst reichte seiner Landsmännin die Hand.

»Es kann und wird nicht untergehen,« sagte er, »wenn es die Einigkeit findet, wie wir, und der Verrath nicht aufkeimt im eigenen Schoße!«

Auch der Abbé reichte dem alten Polen die Hand, der eine Thräne aus seiner grauen Wimper strich, dann rasch aufstand und mit großen Schritten das geräumige Gemach auf- und abwandelnd, die Melodie des Liedes ›Polen ist noch nicht verloren‹ leise vor sich hinsummte.

DRITTES KAPITEL. EIN ANZIEHENDES PORTRÄT.

Seit Hildegarde die Freundin ihrer verstorbenen Mutter wiedergesehen hatte, war eine große Veränderung mit ihr vorgegangen. In stürmischer Erregtheit, die zum Theil wohl noch Folge der überstandenen schweren Krankheit sein mochte, warf sie sich der Baronin an die Brust, und die ersten Worte, die sie unter reichlichem Thränenerguß der ihr gewogenen mütterlichen Vertrauten zuraunte, bezogen sich auf ihre Zukunft.

»Nur weit, weit fort von der Heimat, theuerste Freundin!« bat sie flehentlich. »Ich kann den Vater nicht wiedersehen, die Tante, die mir Schrecken einflößt, nicht begrüßen! Auch dem Domdechanten und dem Stiftssyndikus mag ich nicht vor Augen kommen. Retten Sie mich, helfen Sie mir, gnädigste Baronin, nur fort, fort in die weite, weite Welt!«

Diese Gemüthsstimmung der Förstertochter kam dem Plane, welchen Clotilde von Kaltenstein bereits entworfen hatte, auf halbem Wege entgegen. Auch sie sah die Nothwendigkeit einer Entfernung Hildegardens ein,

wenn sie Gewalt über das Mädchen behalten sollte. Nur fürchtete die Baronin, es werde Schwierigkeiten verursachen, sie zu dem, was sie selbst für gut hielt, zu veranlassen. Sollten die nächsten Angehörigen die Entflohene nicht wiederfinden und in ihre Gewalt bekommen, so mußte sie in weiter Ferne, womöglich im Auslande, untergebracht werden. Ob aber dazu Hildegarde, der es weder an Eigensinn noch Selbständigkeit gebrach, ihre Einwilligung geben werde, war wenigstens fraglich. Im Falle eines ernstlichen Widerstandes wäre Clotilde in nicht geringe Verlegenheit gesetzt worden.

Begierig griff sie daher die Worte Hildegardens auf, indem sie auf der Stelle statt aller Beruhigungsversuche mit ihrem schon fertigen Plane hervortrat und ganz bestimmt erklärte, sie habe bereits ein schickliches Asyl für ihren Liebling gefunden.

Hildegarde widersprach nicht, sie zeigte sich vielmehr mit dem Vorschlage der von ihr so hoch verehrten Baronin vollkommen einverstanden. Die ferne Gegend, das fremde Land, die vornehme Familie, deren Mitglied sie werden sollte, beschäftigten ihre Einbildungskraft, und da Clotilde ihr wiederholt die Versicherung gab, die nothwendig gewordene Entfernung trenne sie nur körperlich von ihr, geistig blieben sie einander nahe gerückt und stets verbunden, so war Hildegarde schnell über ihr Schicksal beruhigt. Erst als sie erfuhr, daß die gräfliche Familie Serbillon katholisch sei, zeigte sie einige Unruhe.

»Dann werden sie mir nie vertrauen oder mich mit Bekehrungsversuchen quälen,« sagte sie geringfügig. »Ich

liebe die Frommen nicht und mag selbst gar nicht fromm werden! . . . Es ist so entsetzlich langweilig!«

Clotilde von Kaltenstein, die selbst sehr wenig Religion besaß, wußte ihren Schützling leicht zu beruhigen. Sie schilderte die Gräfin von Serbillon als eine Weltkame von feiner Bildung und eleganter Tournure; sie hob alle Eigenschaften derselben, welche sie selbst bestochen hatten, hervor und folgerte daraus, daß die Gräfin in hohem Grade liebenswürdig sei und das rein Menschliche jeder beengenden Satzung verziehe. Endlich aber machte sie Hildegarde auch eine Mittheilung, welche deren Vater betraf und die Tochter tief bewegte. Sie erwähnte nämlich, immer den Förster entschuldigend, des Verdachts, der längere Zeit auf diesem geruht hatte, ohne den Namen des in so geheimnißvoller Weise Getödteten zu nennen.

Diese Mittheilung wirkte entscheidend. Hildegardens Stolz würde selbst eine Anspielung auf diesen betrübenden Vorfall, der noch immer der Aufklärung harrte, nicht ertragen haben. Auch schien ihr, gerade infolge desselben, ihre Entfernung von Vater und Tante gerechtfertigt. Die Vorschläge der Baronin fanden daher ihre ganze Billigung, und die Aussicht, demnächst im Schoße einer weltlich gesinnten katholischen Familie vielleicht jahrelang leben zu müssen, hatte für das zerstreungssüchtige Mädchen weit mehr Anziehendes als Abstoßendes.

Hildegarde zog es vor, den ersten Abend auf Schloß Hammerburg still in den beiden ihr angewiesenen sehr

wohnlich eingerichteten Zimmern zu verweilen. Einsamkeit war ihr vorerst wirkliches Lebensbedürfniß, denn in den letzten Tagen hatten zu viele Eindrücke auf sie eingestürmt. Ohne daß sie litt, fühlte sie sich unendlich erschöpft, ja fast gebrochen. Ihr Herz zitterte, jeder Nerv schmerzte sie und doch war sie weder krank noch traurig gestimmt. Die Folgen einer nun schon viele Wochen lang dauernden Anspannung aller geistigen Kräfte machten sich jetzt erst dem Körper bemerkbar. Dieser Abspannung dieses dumpfen Schmerzes, die Leib und Seele gleichmäßig empfunden, mußte sie erst vollkommen Meister geworden sein, ehe sie den neuen Freunden mit Bewußtsein und freier Entschließungen fähig unbefangen entgegenzutreten konnte.

Diana, Gräfin von Serbillon, imponirte Hildegarde in jeder Hinsicht. Die begabte Försterstochter fühlte sogleich den Unterschied heraus, der zwischen dieser begeisterten Polin und der blasirten Baronin von Kaltenstein bestand. Diana war eine Edeldame im vollsten Sinne des Wortes; sie würde alle die Vorzüge, durch die sie sich auszeichnete, auch in Bettlertracht zur Geltung gebracht haben, ohne sich anzustrengen. Die Noblesse, die Würde waren Diana angeboren, und die ihr eigene Bildung machte diesen Schmuck der Natur noch augenfälliger und anmuthiger.

Bei Clotilde von Kaltenstein war das alles anders. Auch diese Dame, die vielleicht weit mehr Lebenserfahrung als die Gräfin von Serbillon besaß, war vornehm, und der Duft der Bildung gab sich bei ihr in jeder Redewendung

kund, der wahre Adel aber ging ihr ab. Wäre sie in Lumpen gekleidet gewesen, so würde niemand gezweifelt haben, daß die Tracht der Bettlerin die ihr gebührende sei.

Diese Entdeckung machte einen höchst peinlichen Eindruck auf Hildegarde und gab ihr viel zu denken. Sie ward Veranlassung, daß sie schweigsamer und befangener als anfangs, ja beinahe unbeholfen der Gräfin gegenüber stand. Gerade diese Schweigsamkeit aber gefiel Diana, weil sie dieselbe für ein Zeichen jugendlicher Blödigkeit hielt. Auch Abbé Kasimir, welchen übrigens Hildegarde wenig beachtete, glaubte in dem auffallend schönen Mädchen einen seltenen Edelstein gefunden zu haben, der nur der geschmackvollen Fassung bedürfe, um alle Welt zu fesseln, ja in Staunen zu setzen.

Die Zimmer, welche unsere Freundin auf Schloß Hammerburg bewohnte, erinnerten sie an ihren unfreiwilligen Aufenthalt im alten Schlosse der Dub. Das Wohngemach hatte ebenfalls einen Erker mit hohen Fenstern, aus denen man eine malerische Landschaft mit vielen Weilern, Dörfern und Kirchen überblickte. Um den Fuß des Hügels, welcher Hammerburg trug, strömte ein wasserreicher Fluß, an dessen Ufern in der Ferne die Baulichkeiten zu erkennen waren, die mit Bewilligung des Grafen industrielle Unternehmer aufgeführt hatten. Jetzt lag die Landschaft unter einer blendenden Schneehülle begraben, die im hellen Mondlicht zauberhaft funkelte und blitzte.

Ohne es zu wollen, mußte Hildegarde an Joseph denken, der ihr das Leben gerettet und den sie zum Dank dafür hintergangen hatte. Die gräßliche Nacht im Stiftswalde stand wieder vor ihrem Geiste . . . Sie sah den Mann am Crucifix . . . sie hörte das Wagengerassel . . . der rothe Blitz der abgefeuerten Büchse zuckte auf vor ihren Augen . . . Geschrei und Gezänk hallte wider in ihrem Ohr, und die Gestalt des bleichen Vaters mit dem verwilderten Haar stürzte sich in das Gebüsch! . . .

»Wenn der Vater nun doch um den Tod des Bleidiebes wußte?«

Immer von neuem mußte Hildegarde diese schreckliche Frage sich verlegen, und immer ward sie mehr davon beunruhigt. Die Gedanken verwirrten sich fast, wenn sie alles in ihrem Gedächtniß zusammensuchte, was den vereinsamten Vater in jener Nacht in den Wald getrieben haben konnte. Die Tochter war sich unredlichen Handelns bewußt. Des Vaters Betrübniß darüber, daß sie ihm weniger anhing, als er zu fordern ein Recht hatte, kannte sie ebenfalls, und wie der Förster von der Baronin dachte, das hatte er niemals verhehlt. Alles in allem also konnte sich Hildegarde mittelbar die Schuld an seiner Verhaftung zusprechen.

Dennoch, so oft sie auch ihr Herz befragte, zog nichts sie zurück in das Haus des Vaters. Ja hätte sie unbemerkt das Zimmer besuchen können, in welchem ihre Mutter, um die sie noch trauerte, so unerwartet gestorben war,

zur selben Stunde noch würde sie zu Fuße dahin aufgebroschen sein. Am Bett der armen Dulderin hätte die Tochter vielleicht weinen und beten können.

Durch die Flucht aus der Dechanei war ihr Leben – das sagte sich Hildegarde – in ein ganz neues Stadium getreten. Bis dahin konnte sie noch bestimmend auf sich selbst einwirken, seit jenem Abend waren ihr die Zügel der unbekanntten Macht, die sie trug, der sie folgen mußte, entglitten. Ihre Führer konnten Dämonen sein, und das Heil ihrer Seele, ihr ganzes Erdengeschick war diesen Unsichtbaren völlig anheimgegeben.

So oft Hildegarde dieser Gedanke beschlich, überrieselte es sie kalt, und ein Seufzer qualvoller Bangigkeit entrang sich ihrer Brust. Lange indeß gab sie sich quälender Pein nicht hin, weil das Leben zu rasch in ihr pulsierte, und die nächste Zukunft ihr doch mehr heitere als trübe Bilder zeigte.

Um nun alle düstern Gedanken zu verbannen und sich selbst einigermaßen klar zu werden, schrieb Hildegarde an die Baronin von Kaltenstein. Diese Beschäftigung gewährte ihr Zerstreuung, und an Stoff zu Mittheilungen fehlte es ja nicht.

Als sie das Niedergeschriebene, das mehrere Seiten füllte, überlas, gewährte sie, daß sie ganz und gar vergessen hatte, von der Gräfin, die ja doch die Hauptperson war, zu sprechen. Ihr Schreiben beschäftigte sich mit dem Abbé und den Fragen, welche Kasimir während der Reise ihr vorgelegt hatte, mit dem Grafen, der sie nur flüchtig begrüßte, und mit dem polnischen Oberst, den sie als

einen Mann von hohem militärischen Anstande schilderte.

Weshalb schrieb Hildegarde nichts über Diana?

Als sie darüber nachdachte, gestand sie sich, daß sie der Gräfin nicht gedacht hatte, um die Baronin nicht durch einen in ihren Mittheilungen etwa vorkommenden Ausdruck zu beleidigen. Sie beschloß jedoch, ihrem Briefe ein Postscript anzuhängen, in welchem ausschließlich von der Gräfin die Rede war, Hildegarde nahm dabei all ihre Klugheit zusammen, wog jedes Wort ab, das sie brauchte, und fand zuletzt, sie habe weder zu viel noch zu wenig gesagt.

Einige Tage schon genügten, um Hildegarde den Aufenthalt in Schloß Hammerburg angenehm zu machen. Die Gräfin behandelte sie wie eine Tochter, der Graf war freundlich und galant gegen sie, der Oberst Malachowsky stellte sich auf einen väterlich vertraulichen Fuß, nannte sie bald Sie, bald Du, entschuldigte sich dann jederzeit auf die munterste Weise, und ward Veranlassung, daß sich Hildegarde entschloß, Reitstunde zu nehmen und von ihm das Billardspiel zu erlernen.

Die Försterstochter war eine gelehrige Schülerin. Da sie ein sicheres Auge und eine feste Hand besaß, es ihr auch an Keckheit nicht fehlte, so gewann sie dem Oberst sehr bald eine und die andere Partie Billard ab, und in der Reitbahn machte sie womöglich noch erstaunlichere Fortschritte.

Mit dem Abbé kam die neue Schloßbewohnerin, welche für eine Verwandte der Familie galt, nur bei Tafel

und abends, wenn man sich vor dem Thee um den Kamin einfand, zusammen. Kasimir schien sich absichtlich etwas fern von der jungen Schönen zu halten, und Hildegarde wußte diese Zurückhaltung zu schätzen. Es ging ihr aus diesem Verhalten des Abbé hervor, daß er nicht die Absicht habe, sein Bekehrungstalent an ihr zu erproben. Ueberhaupt vermieden alle, religiöse Gegenstände zu berühren. Der Abbé las jeden Morgen in der Kapelle des Schlosses eine Messe, welcher die Gräfin immer, der Graf und der Oberst meistentheils beiwohnten, Hildegarde aber ward von niemand aufgefordert, ein Gleiches zu thun.

Diese Duldsamkeit machte das junge Mädchen unbefangen, und die Schalkhaftigkeit, die ihr von Natur innewohnte und die nur durch die betrübenden Ereignisse der letzten Monate zurückgedrängt worden war, begann sich nach einiger Zeit wieder in sehr bestimmter Weise geltend zu machen.

Neue Nachrichten aus Polen, wo bereits blutige Schlachten geschlagen worden waren, ließen keinen Tag ohne Gespräche vergehen, welche diese wichtigen Ereignisse zum Gegenstande hatten. Hier nun war der Abbé entschieden der Lebhafteste, wie er sich auch in der Geschichte Polens und seiner Leiden sehr bewandert zeigte.

Die Vorträge Kasimir's über die Vergangenheit einer Nation, der er selbst durch Geburt angehörte, hatten für die aufgeweckte und leichtfassende Hildegarde große Anziehungskraft. Sie hing mit Aufmerksamkeit an seinem Munde und lernte durch das von seinen Lippen fließende

lebendige Wort mehr als die übrigen Zuhörer. Dem Abbé konnte dies nicht entgehen und so kam es, daß, wenn er von den politischen Zuständen Polens sprach, er seine Worte zunächst für Hildegarde berechnete.

Diese sich oft wiederholenden Unterhaltungen brachten die Försterstochter dem Abbé näher, als es wohl sonst geschehen sein würde. Kasimir war nicht mehr Priester seiner Kirche, wenn er von seinem Vaterlande sprach, das ihm selbst schon in frühester Jugend verloren gegangen war, sondern heißblütiger, polnischer Patriot. Keine Nation haßte er intensiver als die russische, wie er auch in der russisch-griechischen Kirche den Antichrist erblickte, was ihn wiederholt zu unbedachten Aeußerungen fortriß, obwohl beobachtende Zurückhaltung Pflicht seines Standes war.

Hildegarde entdeckte infolge dieser Gespräche, daß in ihrem Wissen noch große Lücken auszufüllen seien, und sie äußerte unbefangen den Wunsch, der Abbé möge ihr Lehrer werden.

Kasimir kam diesem Wunsche gern entgegen, da ihn die Ursprünglichkeit Hildegardens anzog. Auch er lernte von dem jungen Mädchen, denn er gewann die Einsicht, daß sich in dieser Natur seltsame Widersprüche verbargen, die nur das Leben langsam versöhnen würde. Sein scharfer Blick, sein Urtheil, durch Lehre und Forschung geübt, entdeckte eine Menge Heimlichkeiten in der jugendlichen Schloßbewohnerin, die ihrer Erscheinung und ihrem ganzen Wesen an Interesse zulegten, was sie ihr an kindlicher Naivetät und Jungfräulichkeit

nahmen. Er sagte sich, daß die dem Vaterhause Entfremdete vieles aus ihrer Vergangenheit mit Absicht geheim halte, und er gab sich selbst das Versprechen, diese verschlossene, in die Tiefe gehende Mädchenseele, ohne daß sie es ahne, zu erforschen, um sie durch und durch kennen zu lernen.

Der Abbé bewohnte auf Schloß Hammerburg ein stilles Zimmer, wo er seinen Studien oblag. Er besaß eine nicht große, aber ausgewählte Büchersammlung, die in einem alterthümlichen Schranke aufgestellt war. In demselben Schranke verwahrte Kasimir auch verschiedene geschriebene Hefte, die von dem Seminar und der Universität herrührten, auf denen er sich gebildet hatte. Aus dem Studirzimmer des Abbé gelangte man in den Ahnensaal des Schlosses, der selten von jemand betreten ward. Es sah darin wüst und etwas unheimlich aus. Die sehr alten Tapeten hatten sich hier und da von den Wänden gelöst und bewegten sich raschelnd, wenn der Wind an den hohen Mauren rüttelte oder durch eine Spalte der ebenfalls schadhaft gewordenen Fenster strich.

Alle Wände dieses Saales waren mit lebensgroßen Gemälden der frühern Besitzer des Schlosses bedeckt, deren letzter Sproß zu Anfang dieses Jahrhunderts verstarb. Sein Porträt, ein Kniestück, hing zunächst der Thür, welche sich nach dem Zimmer des Abbé öffnete. Neben diesem zeigte sich ein Brustbild mit schönem männlichen Kopfe und schwärmerischen dunkeln Augen, die gar

nicht recht mit der Uniform harmonirten, welche der junge Mann trug. Es war die Uniform eines polnischen Ulanenrittmeisters.

Hildegarde, die sich überhaupt wenig um das Innere des weitläufigen Schlosses kümmerte, hatte von dem Vorhandensein dieses Saals kaum eine Ahnung. Der Zufall erst lehrte sie denselben kennen. Ihrem Wunsche gemäß nämlich nahm sie mit Bewilligung der Gräfin in Geschichte und Literatur der slawischen Stämme, von denen sie bitter wenig kannte, Unterricht bei dem Abbé. Behufs dieser Lehrstunden verfügte sich Hildegarde in das Studirzimmer Kasimir's, den sie jedesmal ihrer harrend, zwischen Büchern und Manuscripten sitzend, antraf.

Diese Stunden, die sich täglich wiederholten, gewährten dem bildungseifrigen Mädchen hohen Genuß und ließen sie alle Schmerzen der Vergangenheit schnell vergessen. Sie ward heiterer, als sie sich zu Anfang ihres Aufenthalts auf Hammerburg zeigte, und die Farbe der schönsten Jugendfrische erblühte wieder auf ihren bleich gewordenen Wangen. Nun erst verstand sie ganz den hohen Werth der Erziehung zu schätzen, die sie zunächst ihrer verewigten Mutter und in zweiter Linie auch dem ermunternden Einflusse und der uneigennützigten Unterstützung der Baronin von Kaltenstein zu danken hatte.

Abbé Kasimir war ein vorzüglicher Lehrer, wenigstens für Hildegarde. Sein Vortrag war nicht trocken, nicht doctrinär. Er erzählte mit Feuer, und so gewann der Gegenstand, den er behandelte, durch die Frische seiner Rede Leben. Hildegarde hätte dem kenntnißreichen Mann, der

gar keine priesterliche Strenge zur Schau trug und am allerwenigsten sich damit brüstete, stundenlang, ohne zu ermüden, zuhören können.

Eines Tages, als die Tochter des Försters Frei das Zimmer ihres freundlichen Lehrers zur gewohnten Stunde betrat, war der Abbé nicht anwesend. Wie immer nahm Hildegarde ihren Platz am Tische ein und begann in einem der großen alten Bücher zu blättern, in denen ihr Lehrer studirt haben mochte.

Es war ein Kirchenvater, zu deren Wissen sich Hildegarde nicht eben sehr hingezogen fühlte. Blättern und bald da, bald dort einige Worte lesend, mochten etwa fünf Minuten vergangen sein, ohne daß der Abbé erschien. Plötzlich glaubte Hildegarde ein Geräusch zu hören, das wie das leise Knarren einer Thür klang, die sich langsam in ihrer Angel dreht. Sie wendete sich um, indem sie zugleich aufstand, denn sie meinte, der Abbé werde eintreten. Dies war jedoch nicht der Fall, wohl aber wiederholte sich das eben vernommene Geräusch. Nun ward ihre Neugierde rege. Sie umschritt lauschend den mit Büchern beschwerten Tisch, sie legte ihre Hand ans Ohr, sie beugte den vollen Lockenkopf vor, um besser hören zu können. So gelangte sie an die in den Ahnensaal führende Thür und sah, daß dieselbe geöffnet und nur angelehnt war.

Hildegarde konnte nicht umhin, ihre Hand nach dem Griffe auszustrecken und gegen denselben zu drücken. Die Thür gab geräuschlos nach, und der lange, hohe Saal

mit den gebräunten Tapeten, den von Motten zerfressenen wurmstichigen Möbeln, den alten Bildern lag vor ihr.

Vielleicht wäre das Mädchen, von einem natürlichen Gefühl der Scheu vor den unheimlich finstern Blicken der zum Theil im ritterlichen Schmuck des Harnisch gemalten Herren ergriffen, zurückgewichen, hätte sie nicht links von der Thür den Abbé erblickt. Dieser kniete auf der staubigen Diele und sein Auge ruhte, offenbar ganz in Schauen vertieft, auf dem Porträt des jugendlichen Mannes in der Uniform eines Rittmeisters der polnischen Ulanen. Aber auch Hildegarde erschrak und ward gleichzeitig beim Anblick dieses Bildes gefesselt. Sie blieb an der Schwelle stehen, als sei sie erstarrt, so überrascht ward sie von dem Ausdruck der Züge in diesem jugendlichen Männergesicht. Ein einziger Blick genügte, um ihr zu sagen, daß sie einem Manne, welcher diesem Bilde merkwürdig ähnlich sah, bereits einmal begegnet sein müsse, ein zweiter gab ihr Gewißheit darüber, und von heftigem Herzklopfen befallen, holte sie unabsichtlich und laut Athem aus schwerbeengter Brust.

Von diesem lauten Aufathmen ward auch der Abbé in seiner Beobachtung gestört. Er wendete sich um und erröthete ein wenig, als er, nur wenige Schritte hinter sich seine jugendliche Schülerin erblickte. Die Ueberraschung und der Reiz neugierigen, freudig staunenden Anschauens, das ihren Mund halb erschloß und den blendenden Schmelz der weißen Zähne enthüllte, verlieh Hildegarde einen ungewöhnlichen Grad von Schönheit, die auch den jungen Priester nicht kalt ließ. Indeß beherrschte er sich

und stand auf. Lächelnd näherte er sich der noch ganz befangenen Hildegarde, die ihr Auge immer wieder zu dem fesselnden Bilde erhob.

»Sie werden glauben, mein Fräulein, ich sei ein Götzendienner geworden,« sprach Kasimir, mit seinem Taschentuche die Flecke von den Knien stäubend, welche die unreine Diele auf seinem schwarzen Beinkleide zurückgelassen hatte. »Es war aber nicht Anbetung oder Verehrung, sondern einfache Wißbegierde, die mich diesen Kniefall vor einem Bilde thun ließ. Ich wollte den Namen des Mannes kennen lernen, der, wie es scheint, bei Lebzeiten für mein Vaterland die Waffen getragen hat.«

»Hat Ihnen diese Demüthigung vor dem Porträt eines sehr weltlichen Mannes diese Kenntniß verschafft, Herr Abbé?« gab Hildegarde zur Antwort.

»Ich bin von dem Namen desselben überrascht worden.«

»Wie so?«

»Dieselbe Frage könnte ich an Sie richten, mein Fräulein, denn auch in Ihren Zügen malte sich eine große, freilich mehr eine frohe Ueberraschung, während sich der meinigen herbe Trauer beimischte.«

Hildegarde erröthete bis in die Stirn. Sie wagte nicht, dem scharfsichtigen Abbé ins Auge zu blicken. Diese unvermuthete Entdeckung machte Kasimir seine Schülerin noch um vieles interessanter.

»Es scheint,« sprach er, »als hätten wir beiderseits in Gewährung dieses Bildes, das uns so beachtenswerth vorkommt, eine Fügung Gottes zu erkennen. Die Züge dieses Mannes, der Sigismund heißt, erinnern mich an meinen verstorbenen Vater. Es sind die Augen meines Vaters, die mich so wunderbar geheimnißvoll, so schwärmerisch weich und doch wieder so leidenschaftlich heiß auf diesem Bilde, von dem ich bis heute keine Kenntniß besaß, ansehen. Aber auch Sie Hildegarde, auch Sie bezaubern diese Augen! Auch Sie müssen ähnliche schon gesehen haben, einem Manne, der diesem Bilde gleicht, irgendwo auf Ihrem Lebenswege begegnet sein!«

Der warme, fast leidenschaftliche Ton Kasimir's vermehrte die Befangenheit Hildegardens. Sie wußte nicht, sollte sie dem Abbé Rede stehen oder ihre Gedanken ihm geheim halten? . . . Gewiß, auch sie hatte schon in ähnliche Augen geblickt, und der Ausdruck dieser Augen lebte fort in ihrem Herzen und machte dies jetzt von neuem heftig schlagen.

»Sie schweigen, Hildegarde?« nahm nach kurzer Pause Abbé Kasimir abermals das Wort. »Verdiene ich nicht Ihr Vertrauen? Oder glauben Sie sich etwas zu vergeben, wenn Sie mich zum Mitwisser eines Geheimnisses machen, das mir doch nicht immer verborgen bleiben wird? Bedenken Sie wohl, daß ich Priester bin, und daß es eine der heiligsten und erhaltensten Pflichten meines Standes ist, anvertraute Geheimnisse bis in den Tod jedermann zu verschweigen! Waren Sie je im Leben einmal in Polen?«

Diese so bestimmt an sie gerichtete Frage durfte Hildegarde mit gutem Gewissen verneinen. Sie that es und ihr Auge schlug sich frei zu dem Abbé auf.

»Sie waren nicht in Polen!« fuhr Kasimir bestürzt fort. »Und dennoch überraschten Sie die Züge dieses längst begrabenen Mannes?«

Er wendete sein Gesicht noch einmal dem Porträt des Rittmeisters zu, schien jede Linie desselben zu prüfen und ergriff dann mit raschem Druck die Hand Hildegardens, die vor der Heftigkeit desselben zusammenzuckte. In der Aufregung des Abbé erhielten auch seine sonst immer streng beherrschten Gesichtszüge einen andern Ausdruck, und wenn ein scharfes Auge eine Familienähnlichkeit zwischen dem schwarzhaarigen Kasimir und dem dunkelblonden, lebensfrischen Bilde Sigismund's herausfand, so war dies vielleicht mehr als bloßes Phantasiespiel.

»Sie sind vorsichtiger und zurückhaltender, als es eine junge Dame dem priesterlichen Gewande gegenüber sein sollte,« sagte der Abbé, mit Hildegarde, deren Hand er noch umschlungen hielt, der Thür zuschreitend. »Da Sie schweigen, will ich reden. Vielleicht krystalliren sich dann in Ihrer Erinnerung die Gedanken und werden so durchsichtig, daß auch Sie dieselben in Worte zu kleiden vermögen. Wer den Lebensgang anderer, die vieles zu erdulden hatten, kennen lernt, vermehrt auch seine Kenntnisse, und die Summe des Wissens, das unser Herz läutert, unsern Verstand aufklärt, erhält durch solche Einblicke in das Leben Verstorbenen vielleicht einen größern

Zuwachs, als ihm die Lehre blos wissenswerther Gegenstände zu geben vermag. Kommen Sie, Hildegarde, und hören Sie mir eine Stunde aufmerksam zu, dann denken Sie über das Gehörte nach, und wenn Sie davon ergriffen werden, folgen Sie den Regungen Ihres Herzens!«

Der Abbé hatte seine Schülerin in das Studirzimmer zurückgeleitet. Er schloß die Thür zum Ahnensaal, öffnete seinen Bücherschrank und entnahm demselben ein dünnes Manuscript, das in braunen Saffian sehr sauber eingebunden war. Mit diesem Manuscript in der Hand nahm er Hildegarde gegenüber Platz.

VIERTES KAPITEL. AUS ABBÉ'S KASIMIR VERGANGENHEIT.

Es lag ein so feierlicher Ernst auf den Mienen des Abbé, daß Hildegarde kein Wort zu sprechen wagte. Kasimir stand im Begriff, ihr Eröffnungen zu machen, die sie zu verlangen kein Recht besaß, und doch sagte ihr ein unklares Gefühl, daß sie derselben bedürfe, wenn sie ihren Lehrer verstehen, und selbst nicht noch traurigern Verirrungen ausgesetzt sein wolle als die, welchen sie schon jetzt anheimgefallen war.

Das Auge des Abbé ruhte lange forschend auf Hildegarde; seine Hände lagen gefaltet auf dem braunen glänzenden Einbände des Heftes, als habe er die Absicht, erst ein Gebet zu sprechen, um sich Stärkung vom Himmel zu erflehen. Und wie Kasimir Hildegarde so unverwandt ansah, wurde ihr immer banger, und sie mußte, von innern Schauern überrieselt, zurückdenken an den unvergeßlichen Tag, wo man ihre Mutter in die Erde senkte.

Endlich war der Abbé gefaßt und schlug das vor ihm liegende Heft auf. »Diese Blätter enthalten ein Familienvermächtniß, das mir heilig ist,« begann er, »und weil ich außer diesen Erinnerungen an eine inhaltschwere Vergangenheit von irdischen Gütern nicht der Rede Werthes besitze, bilden dieselben meine theuerste Habe. Leider aber bergen sie auch ein Räthsel, das bis zu dieser Stunde jeder Lösung gespottet hat, ein Geheimniß, dem ich nachzuspüren schon deshalb nicht unterlassen kann, weil es wesentlich dazu beitragen würde, mich von gewissen Zweifeln befreien zu helfen.«

Der Abbé machte eine kurze Pause, worauf er fortfuhr:

»Sie besaßen eine liebevolle Mutter, die Sie kannten und zärtlich liebten: es lebt Ihnen noch ein Vater, der, wenn er Sie auch nicht verstanden hat, Ihnen doch jedenfalls wohl will und immer bestrebt war, Ihnen Gutes zu erweisen. Die Verlockungen der Welt, die Wege, die sein Beruf ihn gehen ließ, führten zu Misverständnissen, aus denen mancherlei Irrungen erwachsen, die wieder nicht ohne Nachtheil auch auf Sie, mein Fräulein, blieben. So gab es Irrthümer auf beiden Seiten, und Sie werden noch manche Station auf Ihrem Lebenswege, mit sich selbst kämpfend, zurücklegen müssen, ehe die irrende Seele die Ruhe des in sich selbst gesättigten Friedens findet.

»Dennoch sind Sie glücklich zu preisen, meine Freundin, glücklich auch in dem Wirbel der Störungen, die Sie von der Schwelle des Vaterhauses fortspülten! Sie kannten Ihre Aeltern und unvergeßlich hat sich deren Bild Ihrem Gedächtnisse eingepägt. Viele andere wissen nur,

daß sie Aeltern haben oder hatten, weil sie leben, und einen so wenig bevorzugten Menschen sehen Sie in mir vor sich.«

Der Abbé sprach vollkommen ruhig. Seine Züge verriethen keinerlei Erregung; er schien völlig resignirt zu sein.

»So sind Sie frühzeitig eine Waise geworden?« warf Hildegarde ein.

»Meiner Mutter erinnere ich mich nur wie einer Trauerscheinung,« fuhr der Abbé fort, »der Vater steht in festern Umrissen vor mir, nur ist die Erinnerung, die ich von ihm noch besitze, keine erheiternde. Er war unglücklich, und die Last des Unglücks, das ihn beugte, äußerte auch seine Rückwirkung auf mich. Doch, ich wollte ja nicht von mir sprechen, sondern von einer frühern Zeit, der alles spätere Unheil, das meine Familie traf, entkeimt ist. Und hier nehme ich, um nicht Ungehöriges und Fremdartiges einzumischen, meine Zuflucht zu diesem Vermächtniß, das mir erst übergeben ward, als ich die Priesterweihe empfangen hatte.«

Kasimir öffnete das vor ihm liegende Heft und las das Nachfolgende seiner aufmerksamen Zuhörerin mit ausdrucksvoller Stimme vor.

»Meine Aeltern – Sie wollen nicht vergessen, daß es mein Vater ist, welcher spricht – waren reichbegüterte Edelleute Polens, die in verschiedenen Wojwodschaften Besitzungen hatten und ein gewichtiges Wort in allen

Angelegenheiten des Landes mitsprachen. Echt patriotisch gesinnt, hielten sie sich in den unseligen Spaltungen, welche der Zerstückelung unsers unglücklichen Vaterlandes vorangingen und diese vorbereiteten, zur nationalen Partei. Es dachten jedoch leider nicht alle Mitglieder unserer weitverzweigten Familie ebenso. Schwäger und Cousins lebten zum Theil in Rußland und waren mit Russinnen verheirathet. Weltlicher Vortheil und eine glänzende Stellung, die man ihnen anbot, schmeichelten ihrer Eitelkeit, und so ward mehr als einer meiner aller-nächsten Verwandten der Sache des Vaterlandes untreu, noch ehe er die Sprache des Feindes geläufig zu reden vermochte.

»Als es nach jahrelangem Intriguiren endlich zum Entscheidungskampfe kam, dessen Ausgang die Geschichte kennt, stand mein Vater auf der Seite der Nationalen. Er kämpfte und fiel in einer der Schlachten, welche Polens Untergang als Staat besiegeln sollten.

»Von jenem Tage an begann für uns, welche wir diese vaterländische Katastrophe überlebten, eine Zeit der härtesten Bedrängnisse, der schwersten Demüthigungen und kaum zu ertragender Prüfungen. Gnade vor den Siegern fanden nur diejenigen, welche sich knechtisch unterwürfig zeigten und die entwürdigendste Behandlung ohne Einsprache duldeten, ja selbst diese Hingabe an den Sieger schützte nicht immer vor Mishandlung oder noch

Schlimmerm. Aergeres hatten noch diejenigen zu ertragen, welche ihrer natürlichen Beschützer verlustig gegangen waren, sobald man wußte, daß sie mit den Waffen in der Hand die heilige Erde des Vaterlandes vertheidigten.

»In diese Kategorie gehörte ich nebst einigen Verwandten. Ich war noch sehr jung, so jung, daß ich die Waffen kaum zu tragen vermochte, und dennoch kehrte ich, mit Wunden bedeckt, vom Schlachtfelde, aus dem mein Vater verblutete, in die Heimat zurück.

«Zahllose male habe ich damals und später das Los meines glücklichern Vaters beneidet. Er war gefallen mit der Hoffnung im Herzen, Polen könne nie und nimmer dem Fremden dauernd zinsbar werden, ich und meine nächsten theuersten Anverwandten lebten in der schrecklichen Gegenwart, die uns die Gewißheit gab, daß wir an dem Grabe unserer Freiheit ständen.

»Das Schloß, wo sich mein Vater gewöhnlich aufzuhalten pflegte, fand ich, von meinen Wunden kaum genesen, von russischen Truppen besetzt. Man hatte übel gewirthschaftet, und die Spuren der Plünderung waren noch deutlich zu erkennen. Die erlittene Beraubung würde ich indeß als eine gewöhnliche Plage des Krieges, von welcher Tausende heimgesucht wurden, nicht hoch angeschlagen haben, es wartete meiner aber viel Entsetzlicheres.

»Beim Anrücken eines Streifcorps, das von einem brutalen Menschen aus der Ukraine angeführt ward, der als ein Abgefallener lange schon in bitterster Feindschaft

mit meinem Vater gelebt hatte, war die Mutter mit meinen zwei Schwestern, die beide mehr Jahre als ich zählten, entflohen. Wohin sie sich gewendet haben mochten, konnte ich nicht ermitteln. Endlich gewährte ich eines Abends, als ich, über mein Unglück nachgrübelnd, einsam durch den nahen Wald streifte, einen alten Diener meiner Aeltern. Der treue Mensch hielt sich schon geraume Zeit in der Nähe auf, um zu erfahren, wie die Sachen ständen, und nun über mich Erkundigungen einzuziehen. Von ihm hörte ich, daß die Mutter zwar noch am Leben sei, aber sehr leide. Meine Frage nach den Schwestern und deren Befinden beantwortete er ausweichend, dagegen drang er mit Heftigkeit in mich, ich solle ihn begleiten. Da mich sehnlichst verlangte Mutter und Schwestern wiederzusehen, so weigerte ich mich nicht, diesem Verlangen zu entsprechen, nur mußte ich vorsichtig handeln. Der Commandant der Truppe, die auf den Besitzungen meines gefallenen Vaters lag, erließ und vollzog nach Willkür Befehle, wie es ihm behagte. Er hatte mich mit einer Freundlichkeit im Schlosse meiner Väter willkommen heißen, die an das blutdürstige Grinsen der Hyäne gemahnte, welche mit ihrem Opfer spielt, ehe sie dasselbe zerfleischt. Ich war sein Gefangener, sein Diener, sein Sklave, und ich fühlte diese schreckliche Abhängigkeit von seinen brutalen Launen am meisten, wenn ich gezwungen mit ihm tafeln und zechen mußte. Welche Zumuthungen der entsetzliche Mann mir außerdem noch machte, sträubt sich die Feder niederzuschreiben. Nur *eine* Erklärung würde mir ihn zum Freunde gemacht,

mich und unsere ganze Familie gerettet haben, die feierliche, durch einen Schwur bekräftigte Erklärung, daß ich aufhören wolle Pole zu sein!

»Ich fügte mich und duldete, und mein lächelnder Peiniger ließ mich gewähren. Wahrscheinlich wollte er mich kirre machen oder er sann auf irgendein Mittel, von dem er glaubte, es werde seiner Absicht förderlich sein. Ich ward im stillen beobachtet, während man mir scheinbar volle Freiheit ließ. Da ich nach dem Verbleiben von Mutter und Schwestern nicht fragte, so war von diesen auch nicht die Rede. Den Ukrainer mochte es am meisten verdrießen, daß sie sich durch schleunige Flucht seiner Gewalt, seinen Peinigungen entzogen hatten.

»Um nun keinen Verdacht zu erregen und sicher entkommen zu können, schickte ich nach getroffener Abrede den treuen Polko in sein Versteck zurück, während ich selbst, wie immer, dem Willen meines Feindes nachkam. So gelang es mir, ihn und seine Creaturen zu täuschen und einige Tage später meine Flucht zu bewerkstelligen. Polko erwartete mich in einem sichern Versteck mit zwei starken Rennern, und ohne von Verfolgern belästigt zu werden erreichten wir die österreichische Grenze.

»Als ich meine Mutter wiedersah, fand ich sie in Gesellschaft meiner jüngern Schwester, eines Mädchens, das damals zweiundzwanzig Sommer zählte. Veronika zeigte fast keine Spur von Freude, als ich sie begrüßte. Sie war unendlich traurig; der Fall des Vaterlandes schien an ihrem Herzen wie an ihrer Gesundheit zu nagen. Die Mutter rang bereits mit dem Tode. Nur die Hoffnung, mich

vielleicht noch einmal wiederzusehen mochte ihr das Leben gefristet haben.

»Obwohl ich die Gefahr, die ihr drohte, keinen Augenblick verkannte, sah ich doch auch ein, daß menschliche Hülfe der dem Tode Verfallenen keine Rettung bringen könne. In der Angst dieser Ueberzeugung war mein Streben darauf gerichtet, die Trümmer unsers Vermögens womöglich zu retten und nach Kräften für die Zukunft meiner beiden Schwestern zu sorgen. Mit ihnen mich zu berathen, war unerläßlich, und deshalb erkundigte ich mich nach dem Verbleiben Berenice's. Kaum aber hatte ich diesen Namen genannt, als meine unglückliche Mutter von einem Herzkrampfe befallen ward, der ihr alsbald das Bewußtsein raubte und sie tödtete.

»Veronika konnte oder wollte mir das Geschehene nicht mittheilen. Sie war kaum zu vermögen, das Aller-nothwendigste zu sprechen. Ich wandte mich deshalb an Polko und erfuhr, was sich bald nach der Flucht aus dem Schlosse zugetragen hatte.

»Schon seit längerer Zeit verkehrte in unserer Familie häufig ein angeblicher Verwandter, den wir Onkel Stanislaus zu nennen pflegten. Er war nie verheirathet gewesen, hatte von Jugend auf ein sehr unstetes, von mancherlei Abenteuern wohl nicht völlig frei gebliebenes Leben geführt und, seinem Hange nach Thaten folgend, verschiedenen Herren seine Dienste angeboten. Obwohl Pole von Geburt, lachte er doch stets, wenn man von polnischer Nationalität sprach und von der Nothwendigkeit, das polnische Reich von ehemals in seiner Macht und

Herrlichkeit wiederherstellen zu wollen. Onkel Stanislaus nannte das Phantasien, an denen man sich allenfalls ergötzen könne, die man aber beileibe verwirklichen zu wollen schon aus Klugheit und Patriotismus unterlassen möge. Gewohnt, immer dem Glücklichen sich anzuschließen, gestand er auch nur diesem eigentlich Rechte zu. Der Nichtglückliche hatte in seinem Sinne nur noch das Recht, um die Erlaubniß zu bitten, neben dem Glücklichen mit dessen ausdrücklicher Bewilligung fortleben zu dürfen. Dagegen war er ein lebhafter Vertheidiger jedes kecken Wagnisses und selbst, wenn einem solchen verbrecherische Absichten zu Grunde lägen, hütete er sich wohl, es zu verdammen. Ihm galt der Erfolg alles, aber er war schlaue genug, nur das zu wagen, was Erfolg verheiß.

»Einem Manne von so laxen Grundsätzen, groß geworden auf Lebenswegen und Bestrebungen, die weit ablagen von jeder Moral, konnte die Zukunft nichts Anziehendes bieten. Ihn mußten die Hoffnungen begeisterter Patrioten nährisch, ihre Bestrebungen als Ausgeburten unzurechnungsfähiger Wahnsinniger erscheinen.

»Offen sprach er diese seine Gedanken im Hause meines Vaters freilich nicht aus, aber er ließ wiederholt seine wahren Gesinnungen durchschimmern, die leider zu wenig Beachtung fanden. Bald nach eröffneten Feindseligkeiten verließ Stanislaus das Schloß, und keiner von uns sah ihn während des Kriegs wieder. Erst nach dem Falle des Vaterlandes, während der Flucht meiner Mutter tauchte er wieder auf. In einem kleinen, fast nur von

schmutzigen Juden bewohnten Landstädtchen begegnete ihm die Mutter. Die Farbe seiner Uniform, seine Umgebung, sein ganzes Auftreten sagten ihr, wofür der gefährliche Mann sich entschieden hatte. Trotz dieser Entdeckung aber freute sich die Verlassene, allen Schutzes Entbehrende, den Onkel Stanislaus doch wiederzusehen. Sie bat um seine Hülfe, sie flehte ihn an, ihr Fürsprecher zu sein und etwas für ihre Kinder zu thun.

»Mit ritterlicher Galanterie nahm der zum russischen Oberst avancirte Stanislaus sich der vom Unglück Gebeugten an. Er versprach, seinen ganzen Einfluß aufzubieten, um der edeln Verwandten und den verführerisch schönen Muhmen, wie er meine Schwestern stets nannte, die schweren Verluste, die sie betroffen hatten, vergessen zu machen. Arglos schenkte die Mutter dem ränkevollen Manne unbedingtes Vertrauen. Sie gestattete gern, daß er sich zum Vormund ihrer Töchter ernennen ließ: sie gab ihm alles in die Hände, ja, sie trug sich sogar mit Hoffnungen, die einer Mutter wohl zu verzeihen sind, welche sich von der Höhe einer glänzenden Existenz plötzlich in die Bekümmernisse eines dunkeln Lebens ohne Licht, ohne Freunde, ohne die Hoffnung, daß es je wieder anders und besser werden könne, herabgestürzt sieht. Die Mutter gewährte die Huldigungen, welche Oberst Stanislaus meiner ältesten Schwester Berenice ungescheut, aber in zartester Weise darbrachte, und es war ihr lieb, daß auch Berenice gegen diese Auszeichnungen eines verdienten Militärs nicht unempfindlich zu sein, schien.

»Was zwischen dem Obersten und meiner Schwester vorgegangen sein mag, ob sich bereits ein festes Verhältniß unter beiden gebildet hatte, ob Berenice, sich der Führung des Mannes, in dem sie einen sinnigen Freund ihrer Mutter erblicken durfte, rückhaltslos anvertraute, oder ob dieser die Unerfahrene schmachvoll hinterging, vielleicht gar List und Gewalt zugleich anwandte, um sein Ziel zu erreichen: wer mag es wissen! Genug, eines Morgens kehrten beide von einem Ausfluge zu Pferde nicht wieder zurück: Alle angestellten Nachforschungen blieben erfolglos. Der Oberst war mit meiner Schwester spurlos verschwunden. –

»Dieses schreckliche Ereigniß, verbunden mit dem Tode meiner Mutter machten mir die Heimat verhaßt. Ich verließ den vaterländischen Boden bald darauf heimlich, und siedelte mich in Galizien, mitten unter ungebildeten Bauern, an. Veronika begleitete mich, lernte einige Jahre später einen Deutschen von bürgerlicher Herkunft kennen und reichte diesem ihre Hand. Bald nach ihrer Vermählung trennten sie sich von mir, um sich tiefer im Lande niederzulassen. Zwar gaben wir uns gegenseitig das Versprechen, uns oft zu schreiben, und anfangs hielten wir uns auch Wort, bald aber traten längere Pausen ein. Meinen Schwager riefen öfters Geschäftsangelegenheiten bald da bald dorthin, Veronika schien sich nicht recht glücklich zu fühlen, und ich trat, um doch einen bestimmten Zweck zu verfolgen, in fremde Militärdienste. So vernachlässigten wir uns gegenseitig, bis mit dem Ausbruch der Französischen Revolution neue politische

Stürme ganz Europa erschütterten und alles Vergangene der Vergessenheit überlieferten.

»Mein Leben war von da an unsteter denn je. Ich wechselte Ort und Dienst, da eine unbesiegbare innere Unruhe mich immer von neuem ergriff und mich nirgends lange weilen ließ. Auch ließ ich mich von einer Art Fatum zu allen meinen Handlungen bestimmen, indem ich noch immer die Hoffnung, dereinst die verschollene Berenice wiederzufinden, nicht aufgab. Veronika war inzwischen, wie ein spät an mich gelangender Brief ihres Gatten mir mittheilte, im ersten Kindbett gestorben. Das Kind, ein Knabe, blieb am Leben und erhielt in der Taufe den Namen Joseph.

»Inzwischen war Bonaparte in Frankreich zur Macht gelangt. Der Glanz seines kriegerischen Namens, der Ruhm seiner Siege und die neue Gestalt, welche er durch sein kühnes Handeln der Welt gab, riß mich wie so viele Tausende zu unbegrenzter Bewunderung für den Helden des neuen Jahrhunderts fort. Ich trug dem neuen Cäsar meine Dienste an und ward nicht abgewiesen. Wenn ich dennoch weniger glücklich war als andere, die weder durch größere Verdienste noch durch ehrlicheres Hingeben an die Person des Weltbezwingers sich auszeichneten, so habe ich wohl nur den Zufall deshalb anzuklagen. Ich hatte ein seltsames Schicksal. Fast nie gelang es mir, bei einer großen, entscheidenden Affaire zugegen zu sein, oder ich wurde befehligt, derselben unter den Reserven beizuwohnen. So blieb ich denn im Dunkeln und das Auge des Kaisers, der so leicht keinen Würdigen

übersah, suchte mich nicht weiter. Mittlerweile hatte ich mich vermählt. Serene Baronesse von Beaupré, eine junge Ausgewanderte, die ich am Rhein kennen lernte, ward meine Gattin. Ihre Aeltern waren kurz zuvor in sehr dürftigen Umständen gestorben und hatten die einzige Tochter in der traurigsten Lage zurückgelassen. Die Jugend Serene's, der Adel ihres Wesens und das Unglück, das sie beugte, zogen mich unwiderstehlich an, und als unsere Gesinnungen sich begegneten, so war der Bund unserer Herzen bald geschlossen. Serene schwärmte für die neue glorreiche Zeit, die ihr Vater zahllose male vermaledet hatte, und die Hoffnung, daß es ja möglich sei, das Vaterland eines Tags unter glücklichern Verhältnissen wieder betreten, vielleicht auch einen Theil ihres Vermögens wieder erhalten zu können, machte sie froh und flößte mir auch neuen Lebensmuth, frische Thatenlust ein.

»Um diese Zeit machte ich die Bekanntschaft eines Mannes, der mich durch die Unheimlichkeit anzog, die seine ganze Person umgab. Leute, welche kurze Zeit mit ihm umgegangen waren, flohen seine Nähe und behaupteten, es könne kein ehrlicher Mann lange mit ihm verkehren. Dieser sonderbare Mann trug einen unverkennbar militärischen Anstand zur Schau, wurde Hauptmann genannt, und lebte, was er durchaus nicht in Abrede stellte, von der Dummheit der Menschen. Ich sah ihn bald am Spieltisch, bald als ärztlichen Rathgeber unter den ihn umdrängenden Landleuten. Ueberall machte er vortreffliche Geschäfte, da er die Vorsicht beobachtete, sich immer sogleich zurückzuziehen, wenn er merkte, daß der

Glaube an sein Wissen oder an seine Ehrlichkeit zu wanken beginne. Die Fähigkeit, sein eigenstes Wesen zu verändern, war bewundernswürdig. Berühmte Schauspieler hätten in der Kunst, ihren Zügen einen ganz veränderten Ausdruck zu geben, unendlich viel von ihm lernen können. Nur dieser eigenthümlichen, gewissermaßen dämonischen Verstellungsgabe, die ihn heute als ernstesten Priester, morgen als Charlatan auftreten ließ; ihm jetzt erlaubte, den dupirten, wenig gewandten Landjunker zu spielen, dann wieder in einen altfranzösischen Edelmann mit allen verwerflichen Lastern, die unter dem Herzoge von Orleans in Blüte standen, verwandelte, machten den gefährlichen Ueberall und Nirgends unantastbar. Ich traf verschiedene mal mit dem gefürchteten Fremdling zusammen, ohne ihn wiederzuerkennen. Jede seiner vielleicht zahllosen Verkappungen leitete er dadurch ein, daß er sich einen andern Namen gab. Welcher von allen Namen, die er führte, der wahre ihm zukommende gewesen sein mag, hat wohl niemand in Erfahrung gebracht. Ich hörte ihn Baron und Graf nennen, ward aber erst dann aufmerksam auf ihn, als er mit einigen meiner Landsleute ziemlich geläufig polnisch sprach. Damals und überhaupt, so oft er Pole zu sein vorgab, nannte er sich Geldern. Er konnte nur wenige Jahre älter sein als sich, war seltsamerweise den Damen durch sein geheimnißvolles Wesen höchst gefährlich, ja man erzählte sich Geschichten von dem Unglücken, das der Unheimliche über das schöne Geschlecht gebracht hatte, die dem Fabelreiche anzugehören schienen.

»Obwohl dieser dämonische Mensch nie in Begleitung eines weiblichen Wesens erschien, behauptete doch die allgemeine Stimme, daß er vermählt sei und zwar an eine Polin von seltener Schönheit. Es gab einzelne, welche die Gattin des angeblichen Barons, der von deutschen Aeltern doch wohl abstammen mochte, gesehen haben wollten. Diese erzählten, die Dame sei ungewöhnlich schön und habe zwei nicht minder schöne Kinder, einen Knaben und ein Mädchen.

»Diese Andeutungen reizten begreiflicherweise meine Neugierde und ich benutzte, wo ich immer konnte, die Gelegenheit, den für mich interessanten Abenteurer, ohne daß er gegen mich Verdacht schöpfe, auszusprechen. Mir Rede zu stehen, wenn ich ihn als Landsmann ansprach, konnte er sich nicht weigern. Ich that es also und zwar zu verschiedenen malen, und damit ich ihn leichter festhalten möchte, war meine Frau bei solchen Unterhaltungen stets zugegen.

»Eine Zeit lang ging Geldern, wie ich ihn nennen will, auf meine Gespräche ein, bald aber konnte ich bemerken, daß sie ihm unangenehm waren. Namentlich sprach er ungern von gewissen Persönlichkeiten, deren ich gedachte. Er brach dann gewöhnlich durch eine geschickte Wendung das Gespräch ab, sodaß meine Absicht an der schlaunen Vorsicht seines chamäleonischen Charakters immer von neuem scheiterte. Nur ein einziges mal ließ er sich fortreißen zu einer Bemerkung, die ich sofort festhielt. Eine seiner stets fabelhaft gehaltenen Erzählungen

ließ mich vermuthen, daß er den Obersten Stanislaus, jenen Mann, den wir Onkel nannten, gekannt, ja daß er eine Zeitlang mit ihm zusammen gelebt haben müsse. Diese Entdeckung führte mich zu weiter gehenden Fragen. War nicht alles in diesem unergründlichen Manne, dessen Lebensquellen sich auf Heuchelei und raffinirten Betrug zurückführen ließen, wirkliche oder berechnete Lüge, so konnte seine Bekanntschaft mit Stanislaus nur in die Zeit nach dessen Verschwinden gefallen sein. Es ließ sich also vermuthen, daß Berenice dann den Onkel begleitet habe.

»Wie zufällig nannte ich erwartungsvoll den Namen dieser mir verloren gegangenen Schwester, ohne meine so innige Verwandtschaft mit der Genannten durchblicken zu lassen. Geldern stutzte, und ich sah daraus, daß meine Frage, die ich mit dem Namen Berenice verband, ihn frappirte. Er lächelte aber und erzählte auf der Stelle eins seiner Abenteuer, in welchem eine Berenice figurirte und das mit einem Pistolenduell endigte. Leider konnte ich nicht in Erfahrung bringen, ob der in so viele Gestalten sich theilende Abenteuerer wirklich die Bekanntschaft meiner Schwester jemals gemacht habe oder nicht. Er entzog sich meinen Blicken und ich bin ihm später nie wieder begegnet.

»Wenige Tage darauf erzählte man sich, der von allen so gefürchtete Mann habe ein Rencontre mit einem Fremden gehabt, es sei zwischen beiden zu einem Kampfe auf Leben und Tod gekommen und in diesem Kampfe habe er seinen längstverdienten Lohn gefunden.

»Den Namen seines Gegners konnte mir niemand nennen, und da gerade in diese Zeit der Ausbruch des Kriegs zwischen Frankreich und Oesterreich fiel, welcher die Heere Napoleon's in das Herz der österreichischen Monarchie führte und den glorreichen Tag von Austerlitz vorbereitete, blieb mir keine Zeit übrig, weitere Erkundigungen einzuziehen. Die im Dunkeln geschehene That ward im Sturm der großen politischen Ereignisse vergessen. Mich führte die Siegeslaufbahn des Kaisers bald da- bald dorthin, und Serene, die mit aufopfernder Liebe an mir hing, war immer die treue Gefährtin aller meiner Strapazen.

»Bald nach meiner Vermählung hatte Serene mir einen Sohn, das einzige Kind, das Gott uns schenkte, geboren und diesen dem Dienst der Kirche zu weihen in schwerer Stunde feierlich gelobt. Ich mußte der Leidenden das Versprechen geben, ihr Gelübde, wenn sie früher aus der Welt scheiden sollte als ich, zu halten, und ich habe es gehalten. Kasimir ward in seinem neunten Jahre einem theologischen Seminar von mir zur Erziehung und Ausbildung anvertraut. Drei Jahre vorher hatte er seine Mutter verloren. Sie erlag den Schrecken jenes furchtbaren Rückzugs, auf welchem die größte, glänzendste und tapferste Armee der Welt ein schauerliches Grab im Schnee und Eis des Nordens fand.«

Bis hierher hatte der Abbé ohne Unterbrechung gelesen und Hildegarde war seinen Mittheilungen mit gespannter Aufmerksamkeit gefolgt, obwohl sie sich das

auffallende Vertrauen, welches der Geistliche ihr schenkte, nicht recht zu deuten wußte. Während des Vortrags machte sie jedoch eine Entdeckung, die sie von neuem ungewöhnlich aufregte. Wenn ihr Auge sie nicht trog, so mußte der Abbé ihr schon einmal begegnet sein oder er hatte bei lebhaftem Sprechen eine Aehnlichkeit mit einem andern ihr bekannten Manne, die sie sich in keiner Weise zu erklären wußte. Dieser scharfe Zug um den Mund, diese feingeschnittenen Lippen waren zugleich das auffallendste lebende Abbild des Porträts im Ahnensaale, das auch auf sie einen so gewaltigen Eindruck gemacht hatte, und wenn die Augen des Abbé auf sie fielen, zuckte ihr Herz in sehnsüchtigem Schmerz, in süßen Schauern wunderbar und ihr selbst unverständlich zusammen.

Kasimir schloß jetzt das Heft, und seine großen, sprechenden, dunkeln Augen mit dem träumerisch verschleierten Blicke beunruhigten wieder ihre Seele.

»Ahnens Sie die Absicht dieser Mittheilung, mein Fräulein?« redete er Hildegard an. »Ich will Ihnen entgegenkommen, Sie aber müssen mir versprechen, sich meinem Dienste zu weihen. Haben Sie den Willen und den Muth, diese meine Bitte zu erfüllen?«

Hildegard schwieg, denn sie konnte wirklich nicht begreifen, was der so sonderbar bewegte Abbé von ihr verlangte oder verlangen wollte.

»Sie kennen jetzt die Unglücksgeschichte der Familie, deren letzter Sproß ich bin,« fuhr Kasimir fort. »Es ist das

Vermächtniß, welches mein Vater sterbend dem Vorsteher des Seminars für mich überreichte, der mich für die Kirche heranbilden sollte. Diesem Vermächtniß ist aber noch ein Auftrag meines Vaters beigefügt, welcher dahin geht, ich solle, solange ich lebe, nicht aufhören, den verloren gegangenen Spuren meiner Tante Berenice nachzuforschen. Wer mag wissen, ob dieselbe noch lebt! Es wäre ebenso möglich als die Annahme, daß sie, der Himmel weiß wo und wann, ihrem Schicksal erlegen sein dürfte. Mein Vater, der nach dem frühen Tode meiner Mutter sich sehr unglücklich fühlte, nannte Tante Berenice immer eine verirrte Seele! Der Gedanke, sie könne noch am Leben sein, sie könne Kinder besitzen oder hinterlassen haben, die vom Strudel der Welt erfaßt, dem Himmel verloren gingen, wie sie um ihr Vaterland betrogen worden sind, bekümmert mich oft tief, nie aber habe ich die Macht dieses Kammers so schwer empfunden wie seit dem Augenblicke, wo das Auge in jenem Bilde die Frage an mich zu richten schien. Du lebst in Glück und Frieden, du bist ein Priester, ein Hort der Seelen und du hast noch immer keine ernstlichen Schritte gethan, um zu erfahren, was aus deinen nächsten Anverwandten geworden ist! Ich fühlte das Gewicht dieser Frage, aus dem Auge des Bildes zu mir dringend, mich zu Boden drücken, als ich Sie gewahrte und das frohe Staunen bemerkte, das eben dieses Bild auch in Ihnen hervorrief! ... Sie sind jetzt eingeweiht in meine Vergangenheit, in die Geheimnisse einer tief unglücklichen Familie. Dies Vertrauen verlangt ein offenes Entgegenkommen. Darum reden auch Sie jetzt,

Hildegarde! ... Nehmen Sie an, ich sei ein Priester, dem Sie Ihr Herz erschlossen in stiller Beichte! ... Jedes Ihrer Worte bleibt der Welt ein Geheimniß. Ich verberge es tief in mir und niemand als Sie allein soll das Recht haben, das Siegel des Schweigens, mit dem ich es freiwillig verschließe, zu lösen.«

Hildegarde ängstigte dieses Vertrauen des Abbé, indem sie bisher nur einen wohlwollenden, mehr ernsten als heitern Lehrer erblickt hatte. Nun sah sie einen leidenschaftlichen Mann vor sich, der ihr beinahe Furcht einflößte, obwohl er sich durchaus streng in den Grenzen hielt, die sein priesterliches Gewand ihm vorzeichnete. Sie schwieg auch auf die mit seltener Wärme an sie gerichtete Aufforderung Kasimir's, denn sie befand sich augenblicklich weder in der Stimmung, etwas Zusammenhängendes zu erwidern, noch wollte sich ihr eine Form darbieten, in die sie das Wenige, was ihr zu sagen etwa gerade einfiel, hätte einkleiden können. Erst die Ungeduld des Abbé, der sich fast eine zornige Aufwallung beigesellte, gab ihr die Sprache wieder.

»Sie haben mich überrascht, bis zur gänzlichen Bestürzung überrascht, Herr Abbé,« gab sie zur Antwort. »Ich suchte bei Ihnen Belehrung, und Sie fordern von mir, ich solle Ihnen ein Geheimniß ergründen helfen, in das ich doch erst durch Sie eingeweiht worden bin! Ich bedarf der Fassung, des Nachdenkens, wenn ich auf Ihre Frage eine ruhige und verständige Antwort geben soll.«

Der Abbé hatte seine ruhige Haltung wiedergefunden.

»Sie haben recht, Hildegarde, ich verlangte zuviel von Ihnen,« versetzte er. »Besinnen Sie sich also, denken Sie nach, gehen Sie mit sich zu Rathe! Nur halten Sie den Kern meiner Mittheilung und meiner an Sie gerichteten Bitte fest! Es gilt, eine verloren gegangene Seele wiederzufinden, eine Seele, von der ein gebrochener Lichtstrahl Ihr Auge heute nicht zum ersten male berührt hat!«

»Waren die frühern Besitzer dieses Schlosses Verwandte Ihrer Familie?« warf Hildegarde ein, die bei aller Unerfahrenheit doch hinlänglichen Scharfsinn besaß, um einzusehen, daß man vor allem der Abstammung des jugendlich schönen Rittmeisters nachspüren müsse, dessen Bild das Porträt im Ahnensaale vorstellte. »Ich habe vor meinem Zusammentreffen mit der gnädigen Gräfin von Serbillon weder gewußt, daß es ein Schloß Namens Hammerburg gibt, noch bin ich bewundert in der Kenntniß der Adelsgeschlechter Ihres Vaterlandes. Die gnädige Frau Gräfin würde vielleicht besser darüber Aufschluß geben können.«

Abbé Kasimir runzelte die Stirn, was er immer that, wenn er scharf über etwas nachdachte. Dann sagte er abwehrend:

»Das würde nicht zum Ziele führen, mein Fräulein! Die Gräfin hat Kenntniß von dem Unglück meiner Familie, aber sie ist nicht vertraut mit der Geschichte der Ahnen des Hauses Hammerburg. Ich bitte also, halten Sie unser Gespräch über diesen Gegenstand geheim vor der Gräfin. Ich kenne einen Mann, der wahrscheinlich besser Auskunft über das räthselhafte Porträt geben kann. An diesen

werde ich mich wenden, damit er mir Rede stehe. Inzwischen beherzigen Sie meine Bitte, Fräulein Hildegarde! Man thut immer ein gutes Werk, wenn man die Hand bietet, die Fehler und Verbrechen sühnen zu helfen, welche andere vor oder mit uns aus Leidenschaft oder Leichtsinne zu ihrem eigenen Verderben begangen haben.«

Mit diesen Worten stellte er das Manuscript wieder in den Bücherschrank und gab seiner schönen Schülerin zu erkennen, daß er wünsche, sie möge für diesmal die Stunde für beendet ansehen.

FÜNFTES KAPITEL. EIN VERSCHOLLENER.

Seit dieser Unterredung mit dem Abbé, betrachtete Hildegarde alle Menschen mit mistrauischem Auge, obwohl sie zu weltklug war, ihr Innerstes den sie Umgebenden zu enthüllen. Sie hatte Grund nachzusinnen und vorsichtig zu sein. Je länger sie mit Gräfin Diana verkehrte, desto deutlicher ward ihr der ungeheuere Abstand zwischen dieser wahrhaft vornehmen Dame und der Baronin von Kaltenstein, die sie bis vor kurzem noch für die Vornehmste aller Frauen auf Erden gehalten hatte. Hildegarde machte ferner die Entdeckung, daß die Gräfin von Serbillon eine große angeborene Herzensgüte besitze, die Baronin aber, was sie als solche zur Schau trug, sich nur angeeignet haben müsse. Die Gräfin besaß ein Etwas in ihren Augen, das Hildegarde bald verstummen

machte, bald erröthen ließ, bald ihr sogar Thränen entlockte. Sie fühlte sich in der Nähe Diana's immer unendlich glücklich und dennoch gedrückt, gedemüthigt, gebrochen. Es kam ihr vor, als sei sie nicht würdig, dieser reinen hohen Gestalt, dieser untadelhaften Seele gegenüber dauernd zu weilen. Eine ähnliche Empfindung hatte sie im Umgange mit der Baronin niemals empfunden. Mit dieser konnte sie scherzen, lachen, ja sich sogar kleine Unarten erlauben, weil Clotilde diese für Auslassungen einer originellen und naiven Natur eher lobte als tadelte.

Woher rührte dieser auffallende Unterschied zwischen Frau und Frau, die doch beide der vornehmen Welt angehörten und gleichen Anspruch in Bezug auf gesellschaftliche Stellung machten?

Diese Frage begann jetzt Hildegarde zu peinigen, weil ihr jeder Anhaltcpunkt für eine völlig zutreffende Bemerkung fehlte.

Lange hatte das junge Mädchen nicht an Tante Kathrine gedacht, jetzt aber stand die unliebenswürdige Person mit ihrem hagern, blatternnarbigen Gesicht und den kalten stechenden Augen vor ihr, wie ein warnender Geist, der sich ihr drohend und grollend nahte. Sie sah die große Gestalt mit dem Hausschlüssel in der Hand ein paar mal in solcher Lebendigkeit vor ihrem aufgeregten Geiste, daß sie vor Angst laut aufschrie.

Wie denn kam es, daß gerade diese Person, die sie unter allen ihr bekannten Menschen am meisten verabscheute, sich ganz wider Willen, ganz ungerufen in ihre Lebenskreise drängte? Dachte die Tante vielleicht so oft

an die ferne, verschollene Nichte? Oder war sie krank und die Sehnsucht einer Sterbenden verlangte noch einmal nach dem einzigen Kinde des einzigen Bruders, damit sie diesem am Rande des Grabes versöhnend die Hand reiche?

Antwort auf diese wie blasse Nebel in ihrer Seele aufsteigende Fragen fand Hildegarde, ohne daß sie sich anzustrengen brauchte. Sie sagte es sich widerstrebend, daß nicht Tante Kathrine es sei, die sich nach ihr sehnte, sondern daß ihr eigener Geist über die längst verklungenen Worte derselben gebeugt saß, die eines Tags Kathrinens Mund gesprochen hatte und die jetzt in feurigen Buchstaben vor ihrem Auge flammen.

Die Schwester ihres eigenen Vaters gab der Baronin von Kaltenstein ehrenrührige Namen und ihr Vater widersprach der Erbitterten nicht! . . . Der junge Baron war das adoptirte Kind eines nahen Verwandten – Hildegarde hatte dies oft genug aus Clotildens eigenem Munde gehört – und dieser junge Mann hatte dieselben tiefen, schwärmerischen Augen, die ihr in dem Bilde des schönen Mannes in der Uniform des polnischen Rittmeisters aufgefallen waren! . . . Konnte dieser angenommene fremde Knabe nicht ein Verwandter des Unbekannten sein, ja, konnte er nicht auch dem Abbé nahe stehen, der eine nicht weniger große, wenn auch ganz andere Aehnlichkeit sowohl mit dem Porträt im Ahnensaale des Schlosses Hammerburg als mit Adolar besaß? . . .

Die Gräfin sah es gern, daß ihre Schutzbefohlene, zu der sie sich eigenthümlich hingezogen fühlt, von Polen

sprach. Ihre Zuneigung zu dem interessanten Mädchen wuchs noch durch die Theilnahme, welche dasselbe der so ruhmvollen und doch auch wieder so traurigen Geschichte ihres Vaterlandes schenkte.

Hildegarde fand dadurch oft Gelegenheit, mit Gräfin Diana über Polens Vergangenheit sich zu unterhalten. Da sie die Namen einiger hervorragender polnischer Familien kannt, so nannte sie dieselben und fragte, ob diese auch in der Gegenwart noch blühten. Auf diese Weise kam sie naturgemäß auf die Familie des Abbé, dessen Geschlechtsname ihr jedoch entfallen war. Die Gräfin griff diese Erwähnung sogleich auf und sagte mit großer Wärme der Empfindung:

»Der gute Abbé hat also auch gegen dich seiner schrecklichen Jugendzeit gedacht? O, er ist unendlich gut, aber recht sehr unglücklich! Wie entsetzlich, Vermögen und Verwandte zu verlieren, und um wie viel entsetzlicher noch zu wissen, daß man diese heuchlerischen Freunden, Verräthern, Verführern schuld geben muß! Dieser abscheuliche Oberst Stanislaus Wertschinsky! Er ist der eigentliche Vernichter des ganzen, weit verbreiteten altpolnischen Wojwodengeschlechts Ludomirsky!«

»Ludomirsky?« wiederholte aufhorchend die kluge Hildegarde. »Diesen Namen hörte ich nicht von dem Herrn Abbé nennen.«

»Das sieht ihm ganz ähnlich,« fuhr die Gräfin fort. »Er selbst pflegt denselben auch nicht mehr zu führen, sondern hat ihn mit dem Empfang der Priesterweihe ins

Grab gelegt. Er ist und bleibt aber nichtsdestoweniger ein echter Ludomirsky und der letzte bis jetzt bekannte Träger dieses Namens.

Hildegarde senkte ihre Augen auf die Stickerei, mit welcher sie beschäftigt war, denn dieser Name kam ihr nicht ganz fremd vor. Ob sie aber denselben in früheren Jahren zufällig einmal in irgendeinem Blatte gelesen oder ob jemand, der ihr völlig gleichgültig war, ihn genannt hatte, wußte sie nicht anzugeben.

Nach kurzer Pause sah sie die Gräfin mit möglichster Unbefangenheit an und sagte:

»Finden Sie nicht, gnädige Frau Gräfin, daß der Herr Abbé mehr als einem Manne ähnelt?«

»Wo denkst du hin, mein Kind!« versetzte Diana lächelnd. »Mir ist noch niemand begegnet, in dem ich auffallende Aehnlichkeit mit den Zügen des Abbé hätte entdecken können, es müßte denn vielleicht ein Mann der Kirche sein. Aber katholische Priester kennst du ja nicht, da du leider der protestantischen Kirche angehörst!«

Sie seufzte leise, während Hildegarde ihr sanft erröthendes Antlitz abermals über die Stickerei beugte.

»Es mag wohl daher kommen, daß ich überhaupt wenig Männer kennen lernte,« sagte sie leise, »und daß ich die wenigen, mit denen ich zusammentraf, alle einander ähnlich finde.«

Die Gräfin war genöthigt, das Gespräch abubrechen, da sie dicht vor der Thür die Stimmen ihres Gatten und des alten Malachowsky vernahm, der mit Ungeduld neuen Nachrichten vom Kriegsschauplatze entgensah, um

je nach deren Inhalt seine EntschlieÙung zu fassen. Beide Männer sprachen sehr lebhaft, offenbar aber nicht von politischen Dingen.

»Es ist seltsam, äußerst seltsam, sag' ich Ihnen, Herr Graf!« sprach der Oberst, ins Zimmer tretend und die am hohen Bogenfenster sitzenden Damen galant begrüßend. »Der Abbé richtete zuerst eine Frage an mich, die mich neugierig machte, und da ich ihm nicht glauben wollte, führte er mich persönlich durch sein Studirzimmer in den so sehr vernachlässigten Saal. Ich sage Ihnen, wie aus den Augen geschnitten!«

Diese letzten Worte machten sowohl Hildegarde wie auch die Gräfin aufhorchen und letztere warf sogleich die Frage hin:

»Von wem ist denn die Rede, Herr Oberst?«

»Verzeihen Sie, Gräfin,« fuhr der alte Pole fort, zwei Stühle in die Nähe der arbeitenden Damen stellend, von deren einem er selbst Gebrauch machte, während der Graf lächelnd hinter der Lehne des andern stehen blieb. »Durch ein glückliches Ungefähr bin ich in den Ahnensaal der frühern Besitzer dieses Schlosses gerathen. Es sieht so wüst aus, daß man lieber nicht hineinblickt, viel weniger sich lange darin aufhält . . . «

»Du weißt,« fiel hier Graf von Serbillon ein, »daß ich mich längst schon mit dem Gedanken trage, diese alte Halle, offenbar den ältesten Raum des ganzen Schlosses, restauriren zu lassen, um die Porträts unserer beiderseitigen Vorfahren darin aufzustellen. Nur die Scheu vor der

Unruhe eines solchen Baues und – ich will es nicht leugnen – auch eine gewisse Furcht, etwas Unrechtes zu thun, hielt mich bisher ab, meinen Entschluß zur Ausführung zu bringen.«

»Welche Furcht, lieber Achilles?« warf Diana ein.

»Die Furcht vor einer abergläubischen Meinung,« fuhr der Graf fort. »Ahnenbilder entfernt man nicht gern aus Orten, wo sie von Anfang an aufgestellt wurden, sofern nicht die Noth unvorhergesehener und unabwendbarer Ereignisse es gebietet. Eine solche Entfernung von alten Bildern würdiger Menschen hält man für wenig besser als die Einweihung von Gräften, jedenfalls dürfte sie dem Hause, dessen ursprünglichen Erbauern sie gilt, keinen Segen bringen.«

Diana schalt ihren Gatten einen Schwärmer, ohne sich Mühe zu geben, ihm eine andere Meinung beizubringen oder nur entgegenzuhalten. Zugleich wandte sie sich dem alten Oberst zu und richtete an diesen die Frage, was ihm denn in dem von ihr selbst noch nie besuchten Saale der Ahnen von Hammerburg so auffällig gewesen sei?

»Ein einziges Porträt, gnädige Frau,« erwiderte der polnische Emissar, »das Bild eines jungen Mannes, den ich für einen Landsmann halten muß.«

»Das Porträt eines Polen?« sagte ungläubig Diana, während Hildegarde mit halboffenem Munde und wunderbar großen Augen an den Lippen des alten Obersten hing.

»Ich erkläre mir diesen auffallend erscheinenden Zufall ganz einfach,« bemerkte Graf von Serbillon. »Der junge Mann, den das im Ahnensaal befindliche Porträt darstellt, wird einer jener Beklagenswerthen gewesen sein; die mit den flüchtenden Franzosen als Verwundete hier ein Unterkommen fanden, von den Besitzern des Schlosses mit Liebe gepflegt und, als er später doch seinen Wunden erlag, nach seinem Tode zum Andenken und aus Dankbarkeit im Bilde neben den Ahnen der Herren von Hammerburg eine Stelle erhielt. Das Porträt befindet sich, wie Sie bemerkt haben werden, liebster Oberst, neben dem lebensgroßen Gemälde des letzten Besitzers dieses Schlosses.«

»Ganz recht, Herr Graf,« erwiderte der Pole. »Das ist es auch nicht, was mich in Aufregung versetzt, die Aehnlichkeit nur gibt mir zu denken und diese Aehnlichkeit weiß ich mir gar nicht zu deuten.«

Da die Gräfin noch immer den Sinn all dieser Andeutungen nicht zu fassen vermochte, flocht der Graf die Bemerkung ein, daß ihr Gast die Entdeckung gemacht habe, das Porträt des unbekanntem Polen ähnele dem Abbé.

»Dem Abbé?« wiederholte Diana, indem sie sogleich, zu Hildegarde gewandt, hinzufügte: »Und dein dem Abbé ähneln sollender Mann? Verbirgt er sich etwa auch in jenem Bilde?«

Hildegarde schwieg, tief erröthend, ein nur flüchtiger Augenaufschlag aber gestand der Gräfin, daß sie die Wahrheit errathen habe.

»Man wird doch nicht hinter meinem Rücken Verschwörungen oder noch etwas Schlimmeres anzetteln!« sprach Diana heiter. »Der gute Abbé geräth auf gefährliche Abwege; er läßt sich von den Augen eines Bildes bezaubern und hat nichts Eiligeres zu thun, als auch andere an diesem Zauber mit theilnehmen zu lassen! Was würde meine vertrauensvolle Freundin Clotilde von Kaltenstein sagen, wenn sie wüßte, daß ihr Schützling vor gemalten jungen Männern steht und sich in deren etwas lebhaft gerathenen Blicken berauscht! . . . Ich werde dich bitten, lieber Achilles, den gefahrvollen Ahnensaal, wo es demnächst wahrscheinlich spuken wird, von jetzt an fest verschlossen zu halten.«

Die Erwähnung der Baronin setzte Hildegarde in eine Verlegenheit, die sie nicht ganz verbergen konnte.

Dem scharfen Auge der Gräfin entging die innere Unruhe ihrer Pflegebefohlenen nicht, und sie beobachtete dieselbe deshalb mehr als sonst. Auch dem Grafen fiel Hildegardens Benehmen aus, da er gar nicht ahnte, was für das fremde junge Mädchen das Bild des jugendlichen, polnischen Rittmeisters in dem düstern Saale Erregendes haben könne.

»Hätte ich gewußt,« erwiderte er auf die Bemerkung seiner Gemahlin, »daß die in das Zimmer des Abbé führende Thür unverschlossen sei, so würde ich es wahrscheinlich vorgezogen haben, dieselbe abschließen zu lassen, ich glaube sogar, der gute Abbé, hätte mich selbst darum gebeten, denn es gehört durchaus nicht zu den Annehmlichkeiten des Lebens, am wenigsten für Männer,

die ihre Gedanken stets mit den ernstesten und wichtigsten Gegenständen beschäftigen, in unmittelbarer Nähe eines Raumes zu wohnen, der mit alten Bildern gefüllt ist, und von denen einige Persönlichkeiten darstellen, die wohl nicht immer den allergeradesten Weg der Tugend gewandelt sein mögen. Den grübelnden Gelehrten, den Denker und Forscher kann, besonders bei nächtlicher Weile, wenn allerwärts Stille herrscht, leicht ein Grauen überfallen, das einer stark erregten Phantasie Schreckgestalten vorspiegelt. Der gute Abbé ist ohnehin sehr zum Grübeln geneigt. Wir kennen die Veranlassung dazu und schon deshalb ist es unsere Pflicht, ihm nicht Gelegenheit zu geben, die ihn in diesem Hange noch bestärken könnte. Aber wir kommen ganz von dem eigentlichen Thema unsers frühem Gespräches ab,« unterbrach der Graf seine eigenen Betrachtungen. »Sie sprachen von einer Aehnlichkeit, Oberst, welche Sie in dem Bilde des jungen Mannes entdeckt haben wollen. Lassen Sie doch hören, was es mit dieser vermutheten Aehnlichkeit für eine Bewandniß hat?«

»Als ich mit einer Abtheilung meiner vaterländischen Lanciers dem Heere Napoleon's nach Rußland folgte,« versetzte der Gefragte, – »traf ich im Bivouak wiederholt mit einem jungen Offizier zusammen, der mir in mehr als einer Beziehung Interesse einflößte. Er gab vor, von Geburt Pole zu sein, sprach auch unsere Sprache meisterhaft, und doch führte er einen deutschen Namen.«

»Er wird eine Polin zur Mutter gehabt haben,« warf der Graf ein.

»Ohne ihn direct mit Fragen zu belästigen,« fuhr der alte Oberst fort, »erfuhr ich bald seinen Namen. Er hieß Sigismund Geldern.«

»Geldern?« fiel Hildegarde ein.

»Kennen Sie eine Familie dieses Namens?« gegenfragte der Pole.

Hildegarde, ihren unvorsichtigen Ausruf bereuend, verneinte, und die etwas beunruhigte Gräfin glaubte in der unbefangenen Miene ihrer Pflegebefohlenen zulesen, daß diese Verneinung keine Unwahrheit enthalte.

»Dieser Geldern war ein seltsamer Mensch. Bald sah man ihn ausgelassen heiter, zu jedem Wagniß aufgelegt, für alles Abenteuerverliche enthusiastisch erglühend; dann wieder konnte er stunden- ja tagelang von allem Umgange sich zurückziehen und seinen, wie er selbst sagte, melancholischen Gedanken nachhängen. Was den liebenswürdigen, tapfern und durchaus braven Mann in solchen Stunden der Trübsal quälte, darüber sprach er sich gegen niemand aus. Nur einmal – es war am Tage vor dem blutigen Treffen von Borodino – ward eine elegische Stimmung Herr über den finstern Geist, der ihn so häufig heimsuchte. Die Nähe des Todes, der sich Tausende der Unserigen schon zur Beute erkoren hatte, stimmte ihn weicher, und er ward, ohne daß irgendeiner von uns andern in ihn drang, gesprächig. ›Kinder!‹ rief er plötzlich aus, sich vom Lagerfeuer, um das wir gruppirt saßen, erhebend, ›ich wünschte, der nächste Tag brächte mir einen ruhmvollen Tod! Es ist ein schreckliches Schicksal, weder Vater, noch Mutter, noch Vaterland zu haben, und

dennoch zu wissen, daß man ebenso berechtigt, wie jeder andere ist, dieser drei höchsten Güter der Erde nicht unwerth zu sein! Ich bin ein verloren gegangenes, vielleicht gar ein ausgesetztes Kind. Das letztere scheint mir das Wahrscheinlichere zu sein, denn diejenigen, die sich meiner annahmen, fanden auf meiner Brust gebunden ein Päckchen von blauer Seide, das außer einem goldenen Reife einen Zettel enthielt, auf dem nur die Worte standen: ›Dieser Knabe ist ein Pole und heißt Sigismund Geldern.‹ Seht Kameraden, das ist alles, was ich von mir, meiner Abstammung, meiner Familie weiß. Mein Familienname klingt deutsch, er kann aber auch niederländisch sein; bin ich trotzdem ein Pole, so muß meine Mutter polnischen Ursprunges gewesen sein. Wie es kommt, daß ich noch bis zu dieser Stunde die Hoffnung in mir trage, ich werde meine Aeltern, ganz gewiß aber meine Mutter noch einmal wiederfinden, kann ich mir selbst nicht erklären. So oft diese Hoffnung mich recht mit Freude erfüllt, bin ich heiter und glücklich, verläßt sie mich, dann befällt mich die schwärzeste Melancholie und das Leben ist mir eine peinigende Last. Ich komme mir dann vor wie eine Seele, die dem Herrn Himmels und der Erde zufällig entfallen ist, und die nun hier auf dieser verwilderten Welt herumirren muß, bis sie entweder in der Liebe einer andern Seele eine neue Heimat findet, oder bis der Zufall, der sie ins Leben rief, sie auch wieder auslöscht. Ich würde glauben, nicht umsonst gelebt zu haben, wenn mich auf einer im Sturm eroberten Schanze eine feindliche Kugel mitleidig niederstreckte.◀

»Die Donner der Schlacht und die weitem Ereignisse, welche sich an den Sieg der großen Armee knüpften, ließen mich sowohl die Erzählung des jungen Mannes wie diesen selbst vergessen. Ich bin ihm nie wieder begegnet und glaubte, er habe an jenem furchtbaren Tage wirklich den Tod gefunden. Erst heute, als ich das Bild erblickte, mußte ich des verschollenen Kameraden unwillkürlich gedenken. Die Uniform abgerechnet – Sigismund Geldern war damals erst Lieutenant – trägt es ganz seine Züge, und ich bin genöthigt, anzunehmen, daß er auch den spätem kriegerischen Ereignissen noch beigewohnt hat und endlich hierher verschlagen worden sein mag.«

Unter sämmtlichen Anwesenden hatten diese Anführungen des alten Polen nur für Hildegarde eine tiefere Bedeutung. Durch sie erhielt ihr eigenes Leben erst einen Inhalt, die Eröffnungen des Abbé ließen sie in ein wirres Chaos vielleicht furchtbarer Geheimnisse blicken, die kärglichern Mittheilungen des Obersten halfen diese noch vermehren, und wenn sie der Gerüchte gedachte, welche über die Baronin von Kaltenstein umliefen, ohne daß sich je ein Mensch gefunden hatte, der auch nur den Versuch machte, sie zu widerlegen, so durfte sie sich wohl für eine vom Schicksal auserwählte Mittelsperson halten, um die Widersprüche in dem Leben ihr so nahe gerückter Menschen aufklären, die Dissonanzen, die sich so grell darin bemerkbar machten, auflösen zu helfen. Sie bedauerte nur, daß der Abbé bei dem Vortrage des Obersten nicht zugegen war, denn sie glaubte überzeugt sein zu dürfen, daß sich dieser feurige Priester mit ruhigem

Anhören des Vernommenen nicht zufrieden gegeben haben würde.

Graf Serbillon, durch die warme Theilnahme, welche er allem schenkte, was mit Polen und polnischen Familien zusammenhing, angeregt, ward nach dieser letzten Mittheilung selbst begierig, etwas Näheres über die Schicksale des Rittmeisters zu erfahren, der, obwohl ein Fremdling, gleichsam die Reihe der Herren von Hammerburg schloß. Große Hoffnung, dem Lebensgange eines Heimat-, Aeltern- und Verwandtenlosen nachzuspüren, war freilich nicht vorhanden, indeß konnten sich möglicherweise doch Andeutungen auffinden lassen, aus denen sich etwas Weiteres ergab.

Bei der Uebernahme des Schlosses waren dem Grafen nämlich alle auf dessen Geschichte bezüglichen Papiere mit ausgehändigt worden. Diese lagen ungeordnet in einer Kammer, denn da von der Familie Hammerburg kein Sprößling mehr lebte, hatte sich ihr Werth beträchtlich verringert. Graf Serbillon wußte ferner, daß sein Vorfahr im Besitze des Schlosses unverheirathet gewesen war, daß er die Kriege unter Napoleon mitgekämpft hatte und daß er mithin auf dem Feldzuge in Rußland den jungen Mann leicht kennen gelernt und ihn lieb gewonnen haben konnte. Eine Durchsicht dieser Papiere lieferte also, wenn ihn das Glück begünstigen sollte, vielleicht den Schlüssel zur Eröffnung eines seltenen Geheimnisses.

»Gedulden wir uns eine Weile,« sprach er, als der Oberst seine kurze Erzählung endigte, »die Zeit wird schon Licht in das dunkle Leben eines geheimnißreichen

Mannes bringen, den wir unter die Todten zählen müssen. Wenn nur der gute Abbé in seinem Eifer, Aufschluß über die noch am Leben befindlichen ältern Mitglieder seiner Familie zu erhalten, die entdeckten dünnen Fädchen, die sich uns zeigen, nicht zerreißt, ehe wir sie noch ordentlich fassen können! Darum möchte ich bitten, das eben Vernommene allseitig dem Abbé gegenüber einstweilen noch geheim zuhalten.«

Diese Bitte war vornehmlich an Hildegarde gerichtet, deren stark geröthetes Gesicht und glänzende Augen eine Aufregung verriethen, die zu bekämpfen dem jungen Mädchen, das ja täglich ihre Lectionen bei dem Abbé nahm, schwer fallen konnte. Es hätte indeß einer solchen Aufforderung nicht bedurft, denn im ganzen Schlosse lebte mit Ausnahme des Abbé Kasimir niemand, dem mehr daran gelegen war, unbemerkt verloren gegangenen Spuren der Vergangenheit nachzuforschen, als Hildegarde. Ihr schlauer Geist, früh durch die nicht immer vortheilhaft auf ihre Herzensbildung wirkenden zu freien Unterhaltungen mit der Baronin geweckt, fand einen Weg, der ihre Wißbegierde befriedigen konnte. Sie schrieb einen langen Brief an ihre mütterliche Freundin, in welchem sehr viel von dem Abbé, einiges in scherzhafter Weise, die aber manches zu errathen übrig ließ, und außerdem nach allen Seiten hin zu denken gab, von einem Bilde, endlich ganz beiläufig von den polnischen Gästen die Rede war, welche häufig in Schloß Hammerburg ab- und zuginen. Diesen Brief übergab sie der Gräfin, damit dieselbe ihn an die Adresse weiter befördere.

Die Baronin von Kaltenstein hätte noch so keck und übermüthig sein müssen wie damals, als sie die Bekanntschaft ihres gegenwärtigen Gatten machte, hätte dieser Brief ihr verrathen sollen, daß die hingebend liebevolle, von ihren Talenten und Kenntnissen entzückte Hildegarde sich für sie in eine gefährliche Spionin zu verwandeln beginne.

SECHSTES KAPITEL. ADOLAR UND DER POLNISCHE FÜRST.

Solange das Glück der Waffen dem hoffnungsmuthigen Volk der Polen treu blieb und noch nicht alle Aussichten auf Unterstützung desselben durch mächtige Freunde verloren gegangen waren, sympathisirte die große Mehrzahl mit demselben. Vor allen begeisterte sich die männliche Jugend für den im Osten Europas entbrannten Kampf. Es gab kaum eine Vereinigung junger Leute, auch wenn sie nur dem Vergnügen, geselliger Zerstreuung und harmloser Unterhaltung diene, in welcher nicht der polnisch-russische Krieg besprochen wurde. Für Rußland Partei zu ergreifen, konnte im glücklichsten Falle die Verweisung eines so Unvorsichtigen aus der Gesellschaft zur Folge haben; denn es gab eigentlich nur Eine Meinung, der alle beipflichteten, und diese war von Anfang an für Polen und für dessen Berechtigung zu dem Kampfe, den es, auf seine eigene Kraft und auf seine Begeisterung für nationale Unabhängigkeit gestützt, mit dem übermächtigen Nachbar begonnen hatte.

Diese Ansicht war auch allgemein verbreitet in den Kreisen, welche der einstige Erbe von Kaltenstein zu besuchen pflegte. Dieser junge Mann, den wir eine Zeit lang aus den Augen verloren haben, war nach erfolgter Rückkehr auf die Akademie seiner nicht gerade sehr empfehlenswerthen Lebensweise treu geblieben.

Zu dem, was er Studiren nannte, bequemte er sich nur, wenn er von Vergnügen aller Art ermattet, den zu lange geschlürften Becher der Lust mit jenem unerquicklichen Gefühle vertauschen mußte, das der Student ›moralischen Katzenjammer‹ nennt. Gar zu oft hatte sich Adolar über diese fatale Stimmung nicht zu beklagen, denn er besaß eine vortreffliche Natur, der sich schon etwas bieten ließ, und seine Börse war leider immer zu gut gefüllt. Sein Adoptivvater knauserte in keiner Weise, theils weil er von Jugend auf an Sparsamkeit nicht gewöhnt war, theils auch, weil er es nicht für gut hielt, junge Leute seines Standes zu Einschränkungen, welche lästig werden können, zu nöthigen. Moralische Gründe übten auf die Entschließungen des Barons eigentlich keinen Einfluß, er handelte mehr instinctmäßig, wobei er zuweilen wohl auch das Richtige traf.

Daß Adolar auf der Akademie einen Begriff von dem erhalten müsse, was er später einmal als Lebensaufgabe betrachten sollte, leuchtete dem Baron ein. Nur aus diesem Grunde sollte er einige Jahre auf der weit und breit berühmten Bildungsanstalt verweilen, was er aber vorzugsweise daselbst trieb, war dem fernen Landedelmann höchst gleichgültig. Eins nur hatte er dem Sohne

wiederholt streng anbefohlen, er sollte keine Schulden machen!

»Hast du nichts mehr, so melde dich!« lautete fast jeder Brief, den er an Adolar richtete, was viermal des Jahres zu geschehen pflegte, wenn nicht unvorhergesehene Vorfälle ihn öfters die Feder zu ergreifen zwangen.

Adolar befolgte diese Weisung des Vaters merkwürdig streng, weshalb er denn mit Geld jederzeit hinlänglich versehen war. Bis kurz vor Weihnachten hatten dem Baron jene Zettelchen des Sohnes, die eine Anweisung auf seine Geldkiste zu enthalten pflegten, den Humor nicht verdorben. Sie wurden ohne Widerrede angenommen und honorirt. Anfang Februar aber, als der Sohn schon wieder meldete, daß seine Börse bedenkliche Symptome der Auszehrung zu zeigen beginnen, fand er sich doch veranlaßt, sein Ausgabebuch nachzuschlagen und die Zahlen zu überfliegen, die hier als die Summe verzeichnet standen, welche er der geistigen Ausbildung seines Sohnes widmete.

Diese Einsicht zog dem Baron von Kaltenstein die Stirne etwas kraus. Zwar schlug er das Gesuch Adolar's nicht ab, weil er sich sagen mußte, eine einfache Geldverweigerung könne sehr nachtheilige Folgen haben, aber er legte der verlangten Summe einen unfreundlich abgefaßten Brief bei, der über alles Erwarten lang gerieth.

Außer einigen derben Zurechtweisungen, welche dem jungen Verschwender galten, und der kategorischen Erklärung, daß vor Ablauf des Quartals kein Pfennig mehr

nachgeliefert werde, enthielt dieser Brief eine Menge Klagen, wie Adolar sie von dem Vater noch nie vernommen hatte. Es war dem Baron nichts recht, und wenn er nicht an Hypochondrie litt, so mußte er wirklich sehr böse Erfahrungen gemacht haben und in äußerst unangenehme Affairen verwickelt worden sein. Da war von unerwartet angelangtem Besuche die Rede, der nur durch gebrachte Opfer wieder entfernt werden konnte. Dann drückten den Baron Sorgen anderer Art, von denen der Sohn gar keine Ahnung haben sollte. Am meisten Kummer aber, hieß es, mache ihm der Zustand des Försters Frei, der zwar wieder seine Stelle angetreten habe, allein sehr wenig umgänglich sei.

Adolar las dies ungnädige Schreiben nur oberflächlich und ohne große Aufmerksamkeit durch. Für ihn war die Hauptsache, daß der Vater seinem Verlangen entsprochen hatte. Was sonst daheim vorging, ob die Mutter dem Vater zu schaffen machte, ob dieser mit dem Försters schlimme Tage verleben müsse oder welche Fatalitäten ihm außerdem noch nahe träten, lag außerhalb seines Gesichtskreises. Wichtig für ihn waren dagegen die Worte, die von seinem starken Geldverbrauch sprachen, und diese zog er sich auch nur zu Gemüthe.

»Verdammte Geschichte!« rief er aus, den väterlichen Brief zusammenknitternd und ihn in ein Fach seines Serretärs werfend. »Wenn er sich selber Wort hält, sitze ich in der Patsche! . . . Die andern Kerls brauchen zu viel und doch kann ich sie nicht im Stiche lassen . . . Der Comment

schon erlaubt es nicht, wenn auch die Sache sich auf andere Weise unterstützen ließ! . . . Der Fürst Bulabicki ist auch gar zu amusant; er versteht es, wie keiner, mit seinem Johanniskopf Eroberungen für Herz und Vaterland zu machen, und wenn sein famoser Schnurrbart noch drei Zoll weiter auf jeder Seite von seinem blühenden Gesicht abstände, ich glaube, die Zahl der schönen Mädchen und jungen Frauen, die für diesen Adonis aus den volhynischen Wäldern schwärmen, würde sich um noch einige vermehren! Und endlich ist er ein entfernter Verwandter der heldenmüthigen schönen Gräfin, die in Muth und Tapferkeit es den meisten gleich und manchem vielleicht zuvorthut. Ein so wackerer Cavalier, ein so göttlicher Lebewann und unermüdlicher Jäger, Fechter, Reiter und Spieler darf auch momentan nie aufs Trockene gerathen, selbst dann nicht, wenn Polen doch verloren wäre, ein Gedanke, der mir bisweilen gerade in unsern lustigsten Augenblicken schmerzhaft durch den Kopf fährt.«

Adolar warf sich nachlässig aufs Sofa, das am untern Ende durch die Sporen des jungen Mannes einige stark schadhafte gewordene Stellen aufzuweisen hatte. Sein großer, weißer Pudel Ophelia, der dies für eine Aufforderung hielt, theilzunehmen an dem Nichtsthun seines Herrn, sprang sogleich über die Lehne und machte es sich auf der andern Hälfte bequem. Da Adolar aber nicht in der Stimmung war, dem Thiere zu schmeicheln, zauste er es an den Ohren, daß es laut aufjaulend seinen Platz unter dem Sofa wieder aufsuchte.

»Bulabicki läßt heute lange auf sich warten,« fuhr der junge Kaltenstein fort. »Schade, jammerschade! Die Schlittenbahn bis Dornbach muß köstlich sein; von da zum Oberförster haben wir noch eine kleine halbe Stunde, und der alte gemüthliche Herr hat es mir letzthin zugesagt, daß die ausgelassensten Gäste und die besten Schützen ihm die liebsten sein sollten. Wir kommen zu spät und haben höchstens noch den Abhub der Freude mitzugenießen!«

Auf der breiten Steintreppe des Hauses, in welchem Adolar seine Wohnung aufgeschlagen hatte, ließen sich jetzt klirrende Tritte hören. Der Pudel horchte auf, streckte den Kopf unter dem Sofa hervor und knurrte. Nun läutete die Schelle auf dem Corridor, ein kaum merkliches Klopfen an der Thür ward vernehmbar und der Erwartete trat ein.

Es war ein schlank aufgeschossener junger Mann von etwa 28 Jahren, in der national-polnischen, reich mit feinem Pelzwerk verbrämten Kurтка, dem die karmoisinrothe Conföderatka auf dem vollen lockigen blonden Haar, das ungekürzt um beide Wangen fächerelte, ein auffallend ideales Ansehen verlieh, ohne den geistig belebten Ausdruck seiner Züge durch zu große Weichheit zu verwischen. Nur der ungewöhnlich starke und große Schnurrbart, auf dessen Besitz der junge Pole stolz zu scheinen schien und den er mit außergewöhnlicher Sorgfalt pflegte, gab ihm etwas Wildes und Uneuropäisches. Einen unabhängigen Fürsten der Steppe mochte man sich wohl so vorstellen können, in den eleganten Salons

civilisirter Städtebewohner des zahmen, maßhaltenden Deutschland dagegen mußte eine solche Gestalt entweder Schrecken erregen oder durch ihre Fremdartigkeit alle bezaubern.

Fürst Bulabicki trug feingearbeitete fest an die Waden anschließende Stiefeln von hellgelbem Leder, die ebenfalls mit theuerm Pelzwerk eingefast waren. Schwere goldene Sporen blitzten an den Absätzen seiner mädchenhaft kleinen Füße, und höchst wahrscheinlich würde auch ein krummer Säbel in reicher, vielleicht mit Edelsteinen geschmückter Scheide nicht gefehlt haben, hätte die Polizei das Tragen einer solchen Waffe dem ohnehin schon nur zu auffallenden Sarmaten gestattet.

Adolar empfing den jungen Polen mit vertraulichem Gruße.

»Du kommst spät,« sagte er, »das Vergnügen wird für uns kaum ein halbes werden.«

Der Fürst warf seine Conföderatka auf den ersten besten Stuhl, zerrte den liebkosend an ihm emporspringenden Pudel bei den Ohren, was ebenfalls eine Liebkosung bedeuten sollte, und erwiderte lachend:

»Lassen wir heute den besprochenen Besuch! Mir ist was Besseres eingefallen, das uns mehr Spaß machen wird. Der Maskenball –«

»Im Volksgarten?« fiel Adolar ein.

»Ich glaube, so heißt der Ort.«

»Lebhaft wird es da freilich zugehen, allein –«

»Nun, quälen dich Bedenken?«

»Es gibt da wenig oder gar keine Noblesse, Freund!«

»Um so besser!« sagte Bulabicki. »Leute in unsern Jahren amusiren sich auf Maskenbällen, wo sich das Volk versammelt, ungleich besser als auf solchen, zu denen man vierzehn Tage vorher durch besonders lithographirte Karten förmlich eingeladen wird. Ich habe nun einmal Lust, heute ein wenig toll zu sein, wenn du willst, mich auf heimatliche Manier zu vergnügen. Ich bedarf einer Zerstreuung, denn – ich will es dir offen gestehen – die neuesten Nachrichten von meinen Freunden lauten nicht gut. Mein Aufenthalt hier geht zu Ende, fürcht' ich, weil ich unserer Sache schwerlich noch etwas nützen kann. Die angeknüpften Unterhandlungen zerschlagen sich, man überläßt uns uns selbst, das heißt der Vernichtung.«

»Welche unzeitige melancholische Betrachtungen!« rief Adolar aus.

»Du magst recht haben, sie melancholisch zu nennen,« fuhr der Fürst fort, »unzeitig aber dürften sie nicht sein. Paskewitsch, der Eroberer von Eriman ist der glücklichste Feldherr der Russen, zugleich der ehrgeizigste aller Generale, hat den Oberbefehl unserer Gegner übernommen. Was das bedeuten will, verheimlicht sich kein Pole. Aber eben, weil uns trübe Tage bevorstehen, will ich vorher den Becher der Lust noch in langen Zügen ausschöpfen, mich müde rasen im Genusse und dann die noch heiß klopfende Brust in wilder bacchantischer Begeisterung dem erbarmungslosen Feinde entgegen werfen!«

»Tröste dich mit mir, Freund und Bruder,« versetzte Adolar. »Du quälst dich um Dinge, die dich als Person

doch im Grunde nicht berühren können, denn gesetzt auch, das Glück der Waffen wendet euch den Rücken, dich selbst als Fürst kann der Feind nicht zu einer ernstlichen Verantwortung stehen.«

»Du bist kein Pole,« sagte Bulabicki kühl, »mithin verstehst du meine Gefühle nicht. Ueber diesen Punkt werden wir immer und ewig abweichend denken; darum ist es besser, wir sprechen überhaupt gar nicht darüber. Die kurze Zeit, welche ich noch hier zu verleben habe, will ich auch nur genießender Mensch sein und mein Vaterland und dessen Geschick im Genusse vergessen. Vielleicht heißt es, wenn ich mich müde fühle: *après nous le déluge!* Wer diese Flut nicht erlebt, mag sich glücklich preisen! Aber wie steht's mit deinen Finanzen?«

»Vortrefflich!« erwiderte Adolar, indem er dem Freunde eine Anweisung seines Vaters zu ansehnlichem Betrage zeigte, ihm zugleich aber auch dessen Brief reichte. »Die Silberlinge sind leider von Worten begleitet, die sich eigentlich nur in Champagner würdig ersäufen lassen,« setzte er hinzu. »Da lies die Litanei und singe dazu. Kyrie eleison! Es ist ein Meisterstück, das meinem Alten verdammt viel Zeit und nicht wenig Kopfzerbrechen gekostet haben mag.«

»Stehen keine Geheimnisse darin?« fragte Bulabicki.

»Keine, die ich dir zu verbergen hätte.«

Während der Fürst den Brief des Barons durchlas, beschäftigte sich Adolar mit seinem gelehrigen Pudel, den er allerhand Kunststücke machen ließ. »Nun, wie gefällt dir diese Melodie?« fragte er lachend, als der Pole ihm

das zerknitterte Schreiben zurückgab. »Ist's nicht wirklich eine Moral, die man auf Noten setzen, und zu Nutz und Frommen aller flotten Burschen vor jeder studentischen Kneipe von Bänkelsängern ableiern lassen mußte?«

Der Pole schien den Brief doch etwas ernster aufzufassen.

»Ich habe zwar nicht die Ehre, deinen Herrn Vater zu kennen,« gab er zur Antwort, »aber es kommt mir vor, als werde er von recht schweren Sorgen umlagert. Da wird ja einer unheimlichen Mordthat Erwähnung gethan, die, wie der Herr Baron sich ausdrückt, ihm noch in den Gliedern liegt. Ferner spricht dein Vater von stattgehabtem Mädchenraub, wodurch ein Förster – sein ehemals liebster Freund –, heißt es in dem Schreiben – nahe daran sei, den Verstand zu verlieren, und endlich beschuldigt er deine eigene Mutter der Mitwissenschaft bei diesem Raube. Erlaube mir, Freund, eine einzige Bemerkung zu diesem allen. Wenn die Dinge so liegen, wie der Brief sie nur andeutet, so kann das deinem Vater allerdings Kopfweh verursachen, denn zwischen den Zeilen wird jeder Jurist, wenn er nicht ganz auf den Kopf gefallen ist oder absichtlich blind sein will, die Motive zu einer im Hintergrunde lauenden, seinem Hause drohenden Criminaluntersuchung herausklauben.«

»Das wäre der Teufels,« rief Adolar, den Brief jetzt noch einmal mit Aufmerksamkeit durchlesend.

»Findest du nicht?« fragte der Fürst, als dieser die Lectüre endigte.

»Die Geschichte ist dumm, sehr dumm,« erwiderte der junge Kaltenstein, »aber sie sieht der Frau Baronin ganz ähnlich.«

»Hartest du früher schon Kenntniß davon?« fragte Bulabicki weiter. »Die mir völlig unverständliche Angelegenheit scheint schon einige Monate zu spielen. Was hat es denn für eine Bewandniß mit diesem Fürster und mit dessen Tochter, die deine Mutter ohne Wissen und Willen selbst deines Vaters verschwinden läßt?«

»Vorerst mußst du wissen,« versetzte Adolar, »daß meine Mutter nicht meine Mutter und mein Vater auch nicht mein rechter Vater ist. Baron und Baronin haben mich als ihr eigenes Kind angenommen und mich adoptirt. Mein Vater war ein Cousin der Frau Baronin und hieß Geldern.«

»Geldern?« wiederholte Bulabicki.

»Kennst du vielleicht die Familie?« fragte mit schlaudem Gesichtsausdrucke, dem sich ein frivoler Zug um den Mund beimischte, Adolar. »Meine sehr vornehme, sehr stolze und exclusive Frau Mama gehört diesem respectablen Geschlechte ebenfalls an. Es hat sehr, sehr viele Seitenzweige und verbreitet sich über eine Menge Länder und Völker.«

»In der That?«

»Auf Ehre! Die gelehrtesten Forscher würden unendlich viel zu thun haben, wollten Sie alle Seitenlinien des Geschlechts meiner jetzigen respectablen Frau Mama auf ihren wahren Ursprung zurückführen.«

Bulabicki verstand den jungen Baron offenbar nicht ganz, da ihm aber mehr daran gelegen war, über den Mädchenraub etwas von seinem Freunde zu erfahren, so forschte er nicht weiter, sondern wiederholte seine vorige Frage.

»Ueber die Entführung dieser Nymphe, die unter uns gesagt eine seltene Schönheit ist,« nahm Adolar das Wort, »bin ich meiner Frau Mama, wie ich die Baronin, seit ich denken kann, zu nennen mich gewöhnt habe, von Grund meines Herzens böse. Hildegarde war meine Gespielin; wir wuchsen in fröhlicher Wildheit zusammen auf und ich habe sie, solange ich auf Kaltenstein lebte, stets wie eine Schwester behandelt. Im vergangenen Sommer erst sah ich sie wieder und zwar bei der Beerdigung ihrer Mutter, die ebenfalls eine schöne, gebildete Dame von guter Familie und die intimste Freundin der Baronin war. Kein Mädchen hat mich je so gefesselt, wie die trauernde Hildegarde, die zur Jungfrau erblüht, nach jahrelanger Abwesenheit plötzlich wieder vor mir stand! Welche Augen hatte das Försterkind bekommen! Welche Sehnsucht, welche Glut, welche entzückend holde Mädchenhaftigkeit verbarg sich in diesen mit Thränengewölk umflorten Sternen! – Ich verschlang sie fast mit meinen Blicken, und sie fühlte, was sich in mir regte; denn ein köstliches Erröthen färbte ihre vollen zarten Wangen. Seitdem schwärmte ich für die Schöne, und was mir die Wirklichkeit nicht gewährte, schenkte mir zuweilen der Gott des Traums. Eines solchen Traums gedenke ich noch

heute mit Lust. Er führte mich in den Park von Kaltenstein, wo unter Platanen ziemlich versteckt ein schöner stiller Weiher liegt. An diesen freundlichen Teich entrückte mich der Traum, und hier sah ich, auf blendender Muschel ruhend, die Tochter des Försters, nicht aber in Trauerge wandung, sondern im Costüm der Leda, wie sie mit dem Schwane sich schnäbelt. Ich war Thor genug, mein Traumgesicht auszuplaudern, und meine sehr wohlwollende Frau Mama, die nichts höher schätzt als Tugend und Moral, entsetzte sich über die heidnische Sündhaftigkeit meiner Gedanken dergestalt, daß sie mich, was sie vortrefflich einzuleiten verstand, sehr bald aus ihrer ungnädigen Nähe verbannte. So ging mir denn der fernere Anblick Hildegardens verloren. Indeß habe ich mich als Philosoph getröstet und mich dadurch zu entschädigen gesucht, daß ich mich der Welt in die Arme warf, den schönen Spruch des Mephistopheles befolgend, in lustiger Gesellschaft die Kunst zu lernen, wie leicht sich's leben läßt. Was später auf Kaltenstein und im Försterhause vorgekommen sein mag, ist mir bis jetzt nicht völlig bekannt geworden. Ich weiß nur, daß Hildegarde aus dem Hause kam, und zwar gegen den Willen der Baronin, daß dadurch eine Verstimmung zwischen meiner Mama und dem Förster entstand, die auch der Vermittelung meines Vaters nicht weichen wollte. Plötzlich hieß es, Hildegarde sei verschwunden, entführt! Der Verdacht fiel auf die Baronin, die zwar hartnäckig leugnete, sich jedoch nicht völlig von dem auf ihr ruhenden Verdachte reinigen konnte. Wahrscheinlich hätte dies Verschwinden des

jungen Mädchens unangenehmere Folgen für die Baronin gehabt, wäre nicht ein viel schwerer wiegendes Ereigniß dazwischen- oder, wie viele annehmen, mit Hildegardens Entführung zusammengefallen. Es war dies der Mord eines verrufenen Mannes, eines berüchtigten Diebes und Wildschützen, mit welchem Förster Frei in Verbindung stand, der mit einer Kugel des Försters hinterücks an einem Kreuzwege mitten im Walde erschossen gefunden ward. Mehrere andere Umstände verdächtigten den Förster dergestalt, daß er verhaftet und in Untersuchung genommen werden mußte. Während derselben wurde sogar der Baron, ja ich selbst vor Gericht geladen, um einige Fragen zu beantworten. Daß wir beide mit Ehren bestanden haben, brauche ich wohl kaum anzuführen. Nach mehrwöchentlicher Untersuchungshaft des Försters traten unerwartet abermals Umstände ein, welche plötzlich dessen völlige Unschuld ans Licht brachten oder gebracht haben sollen, ohne daß jedoch der wirkliche Thäter dadurch ermittelt wurde. Der Förster erhielt seine Freiheit, nicht aber sein verschwundenes Kind wieder, und ich vermuthete nun, daß die hartnäckige Weigerung der Baronin, den Versteck Hildegardens zu nennen, den sie persönlich zu kennen seit kurzem nicht mehr in Abrede stellt, neuerdings ernste Drohwolken über den alten Giebeln von Schloß Kaltenstein zusammenzieht.«

»Sonderbar!« sagte Bulabicki. »Aber in gewisser Beziehung macht mir deine Mittheilung Vergnügen. Sie lehrt mich, daß auch in euerm gepriesenen humanen Deutschland, das man namentlich uns Slawen so gern als einen

Musterstaat hinstellen möchte, doch bisweilen Dinge geschehen können, die sich weit besser in unsern endlosen Wäldern unter halbgebildeten Schlachtizen und moralisch verwilderten Bauern und Schenkjuden ausnehmen. Also Mord, Entführung können sich ereignen und dennoch hat das Gesetz keine Gewalt über diejenigen, die ihre Hand im Spiele haben, oder es besitzt nicht die Mittel, um kräftig einschreiten zu können. Ich bedauere nur, daß dir in der auf so seltsame Weise Entführten, wie es scheint, eine Flamme entrückt worden ist, an der du dir wohlthuend die allzu rasch gewachsenen Schwungfedern verbrannt haben würdest. Doch, lassen wir alles Grübeln sein! Heute und die nächsten Tage noch wollen wir nur der Gegenwart leben. Dann muß der nächste Kurier aus Warschau eintreffen, von dem ich erfahren werde, ob ich direct zurückkehren oder weiter nach Westen ziehen soll, um die dorthin entsendeten Emissare abzurufen oder ihnen weitere Instruction zu überbringen.«

»Es sei!« sprach Adolar, dem Freunde die Hand reichend. »Ich will mich deiner Führung überlassen, will, wenn du es wünschest, da du ja doch die Stelle eines Verführers mit vertrittst, dein Diener und Knecht sein. Hast du für Masken schon Sorge getragen?«

»Ich sah und prüfte,« erwiderte Bulabicki, »da ich aber nicht wußte, wie du beschlagen seist – meine eigenen Mittel fangen nämlich zur Zeit an, stark auf die Neige zu gehen – so wagte ich kein Angebot zu machen. Laß uns jetzt das Passende für uns auswählen, und vergiß dabei nicht, daß ich es vor allem auf Genuß abgesehen habe.

Lustig, wild, ja wenn es sein muß, kannibalisch will ich leben, wenn ich nur das Schlangenhaupt der Gorgo, das mir so oft sein entsetzliches Antlitz zeigt, im Lächeln eines Mädchengesichts vergessen kann, das mir willig die lebenswarme Lippe darreicht!«

Adolar legte den Arm um den Nacken des Sarmaten.

»Der Herr soll seinen Diener loben!« sprach er. »Ich müßte meine fünf Semester schlecht benutzt haben, wüßte ich nicht, wo *die* Blumen wachsen, die uns die kalte Winternacht in das Paradies der Moslem verwandeln sollen!«

Beide Freunde verließen Arm in Arm das Haus.

SIEBENTES KAPITEL. DER LOCKVOGEL.

In einem Schenkhause der Vorstadt lag Zerline auf dem schlecht gepolsterten Sofa eines dürftig möblierten Zimmers und rauchte eine Papiercigarre. Das Feuer im gußeisernen Ofen war längst schon ausgegangen und an den trüben Scheiben der Fenster wuchsen die schönsten Eisgewächse von tropischer Pflanzenformation. Trotz der gar zu niedrigen Temperatur, welche in dem wenig einladenden Zimmer herrschte, strahlte das Gesicht des jungen Mädchens doch vor Freude, und als wolle sie sich recht gemüthlich in glückliche Gedanken einlullen, zog sie den Poncho fester um Brust und Schulter, welchen sie in Ermangelung eines zweckmäßigeren Kleidungsstückes jetzt als Hauskleid benutzte.

Die Cigarre war ziemlich aufgeraucht, als Zerline's Vater im blauen Frack mit gelben Knöpfen, um den Hals

einen dicken rothen Shawl gewunden, eintrat und einen halb ärgerlichen, halb spöttischen Blick auf die rauchende Tochter warf.

Zerline veränderte ihre Lage durchaus nicht, während sie den Vater mit der hastigen Frage gleichsam anfiel.

»Nun Papachen, was ausgerichtet?«

Der ehemalige Militär und Ritter machte ein grimmi- ges Gesicht, riß erst den Shawl ab, knöpfte dann den Frack auf und zeigte auf seine schöne Weste von meer- grünem Sammt.

»Lies hier die Antwort,« versetzte er mit komischem Pathos. »Man muß sich immer zu helfen wissen.«

»Gewiß, Papachen, und eben weil ich bis jetzt diese deine hochherzige Lehre stets rechtzeitig beachtet habe, sind wir auch immer ehrlich und lustig zugleich durch die Welt gekommen. Sieh' hier!«

Zerline zog ein Billet unter dem Poncho hervor und zeigte es dem Vater.

»Von wem?« fragte dieser, ohne besondere Neugierde zu verrathen.

»Ich habe einen guten Fang gemacht, das heißt wenn ich will,« fuhr Zerline fort. »Mein Scharfsinn und mein loses Mündchen haben ihn herausgelockt aus seinem Bau. Der Fuchs geht in die Falle!«

»Laß die Possen, Kind, und sprich verständig,« unter- brach sie der Vater. »Unsere Zeit ist kostbar, und weil wir Geld aus ihr münzen müssen, dürfen wir keine unnützen Allotria treiben! Du hast in den letzten vierzehn Tagen abscheuliche Summen todtgeschlagen.«

»Sie sollen wieder aufgeweckt werden, mein Herr und Meister,« erwiderte Zerline, die kirschrothen Lippen wie schmollend aufwerfend. »Dies Billet hier ist von Ihm!«

»Von wem? Kann ich wissen, wie viele Er du kennst?«

»Von dem hübschen Juden im langen Roquelaux, der so schlecht den jüdischen Jargon sprach.«

»Der mich in schlechtem Punsch ersäufen wollte?« rief Sandomir Geldern.

»Der gute Junge meinte, Alter schütze vor Thorheit nicht,« sprach lächelnd die noch immer gemüthlich fort-rauchende Zerline.

»Ich habe dir viel zu viel Freiheit gelassen,« fuhr der Vater fort. »Ein Kind, das seinem eigenen Vater das Alter vorwirft, wenn er eben dem Ende der Vierzig mit vollen Segeln zusteuert, ist schlecht erzogen und verdiente eigentlich die Ruthe.«

»Man sieht dir diese Jugend nicht an, Papachen, du nimmst dich viel, viel ehrwürdiger aus,« erwiderte die unverbesserliche, leichtfertige Tochter. »Aber Spaß beiseite, der gute Junge beißt an.«

»Kennst du seinen Namen, seinen Stand?«

»Er ist ein Bruder Studio wie ich, und Studenten verlassen einander nie in der Noth, solange sie noch pumpen oder etwas verklopfen können. Ich kenne ihn seit einer Stunde.«

»Hat er dich besucht?«

»Noch nicht, aber er soll bald kommen, morgen, heute Abend, wenn es dir recht ist. Es hängt das ganz von meinem liebenswürdigen Commando ab.«

»Nenne mir den Namen und du sollst meinen Willen erfahren!«

»Damit mir die Cigarre nicht dabei ausgeht, bemühe dich gütigst, mit eigenen Augen diese Zeilen durchzustudieren.«

Geldern ergriff das Billet, entfaltete es und las nur die Unterschrift.

»Adolar, Baron von Kaltenstein?« sprach er überrascht.

»Mein leiblicher Cousin, Papachen, wenn der echten oder unechten Kaltenstein nicht etwa verschiedene in der Welt herumlaufen,« erwiderte Zerline. »Halb und halb vermuthete ich den jungen Herrn in der Maske des Schacherjuden, der so lustige Bonbons verkaufte. Ich wollte nur recht sicher gehen und deshalb spielte ich die Rolle der stolzen Gräfin, wie ich glaube, mit leidlichem Glücke fort. Die Plater muß unter Männern, weiß Glaubens sie auch sind, immer Enthusiasmus erregen. Der Jude ward bezaubert. Ich erlaubte ihm, unter gewissen Chiffren sich in der gelesenen Zeitung nach mir zu erkundigen, sicherte ihm Antwort zu und verlangte dann die Niederlegung eines ebenfalls bechifferten Briefs auf der Post, natürlich *poste restante*. Während du ausgingst, um Angeln nach Gold auszuwerfen, setzte ich meine Füße ebenfalls in Bewegung. Inzwischen ging dort im Ofen das Feuer aus und ich fand bereits leichtgeblümete Fensterscheiben bei meiner Zurückkunft. Aber der Brief war da, der Vetter wird uns besuchen, und wenn sich bis heute Abend oder morgen früh meine Augen nicht in ein paar Austern verwandeln, will ich aus den Patschhändchen des verliebten

Barönchens die ergiebigsten Goldgruben für uns machen. *Voilà tout!*«

Der routinirte Glücksritter, zu dessen hervorragenden Eigenschaften grenzenlose Leichtfertigkeit gehörte, ward von dieser Mittheilung seines klugen Kindes, von dessen glücklichen Einfällen er zum Theil lebte, höchlichst entzückt.

»Du bist und bleibst mein Goldfink, Zerlinchen,« sagte er, das feine Köpfchen der Tochter mit beiden Händen fassend und sie trotz ihres Sträubens tüchtig abküssend. »Singen, kirren, liebäugeln, wahrlich, das sind drei inhaltsschwere Worte, deren Deutung kein lebendes Wesen besser versteht als du! Was kümmert's mich, daß mein tombackener Chronometer mit dem goldenen Ueberzuge sich jetzt von seiner nie rastenden langweiligen Arbeit, der dummen Narrenwelt das Zeitmaß vorzuticken, einige Wochen lang ausruhen kann? Dem Glücklichen schlägt keine Stunde, sagt der Dichter, und ich denke, wir beide, die wir uns den Vernünftigsten und Einsichtsvollsten aller jetzt lebenden Menschen beizählen, werden uns nicht schlechter stehen, wenn wir uns auch dann und wann ein wenig in der Zeit irren. Aber nun laß vor allem hören, du kluges Kind einer höchst unklugen Mutter, was gedenkst du eigentlich mit dem Bürschchen aufzustellen? Die Gesellschaft, in der wir ihn kennen lernten, war – ich sage das ohne alle Anzüglichkeit – nicht die beste; sein Anhang schien mir etwas anrühiger Natur zu sein, indeß amüsant auf Taille! Das zigeunerhafte Geschleuder um ihn herum duftete stark nach Spiritus und lachte etwas

zu viel und zu laut, um noch *bon ton* zu sein. Und sein Begleiter mit dem diabolischen Schnurrbart, sollte das wohl ein Baschkire gewesen sein, der im moralischen Deutschland seine ersten Culturstudien machen will?«

»Handeln, mein gewandtes Papachen, handeln ist besser als reden,« erwiderte Zerline, sich dichter in ihren Poncho hüllend.

»Sehr wahr, mein kluges Kind, doch ehe man handelt, muß man denken, und das Gedachte in Worte fassen, um sich andern verständlich zu machen, ist auch nicht überflüssig, denn es befördert vorsichtiges Handeln.«

»Ich habe Lust, unserm schönen Vetter eine kleine Fête zu geben,« sagte Zerline.

»*Parbleu*, eine Fête!« rief Geldern aus. »Und woher, wenn ich fragen darf, willst du die allerhand wohl-schmeckenden consistenten und flüssigen Kleinigkeiten nehmen, welche den Hauptbestandtheil eines solchen Zungen- und Gaumenamusement bilden?«

»Von den thörichten Leuten, die ihre Lebensaufgabe darin finden, dergleichen Nichtigkeiten andern zu verkaufen.«

»Gegen baar oder auf – Credit?«

»Letzteres finde ich nobler, Papachen.«

»Ich auch, Töchterchen, nur weiß ich nicht genau –«

»Ob man uns für zahlungsfähig halten wird?«

»Philister sind phantasielose Kerls, Töchter der Luft und der höhern Speculation,« sagte Geldern mit Würde,

»und Menschen ohne die Göttergabe der Phantasie verstehen selten die Wünsche und Gedanken schöpferischer Genies.«

»Eben deshalb müssen wir für einen guten Bürgen Sorge tragen,« versetzte Zerline, das Näschen rümpfend, »und dieser Bürge soll und darf nur der junge, galante Herr Cousin sein.«

»Pompös und wirklich beinahe genial das!« rief Geldern, sich die Hände reibend. »Wir arrangiren ein lucullisches Mahl lassen 'was Rechtes draufgehen, sind die liebenswürdigsten Wirthe und schließlich erhält der Gast den Küchenzettel in Zahlen umgeschrieben, die er wieder auslöschen kann, sobald darunter steht: Dankend empfangen!«

»Ich finde, wir thun, was die Verhältnisse uns erlauben,« meinte mit der ruhigsten Weisheitsmiene von der Welt die längst mit sich einig gewordene Zerline.

»Gewiß, mein Püppchen,« bekräftigte der Vater, »und wo soll diese Fâte stattfinden? In diesem Zimmer – Raum möchte ich nicht sagen – läßt sich ein Baron nicht wohl empfangen.«

»Dann stimme ich dir nun wieder vollkommen bei,« erwiderte Zerline. »Darum habe ich beschlossen, den jungen vornehmen Cousin in einem der ersten Hotels gebührend zu empfangen. Das Hotel de Pologne ist, höre ich, *en vogue*, namentlich bei jungen, lebenslustigen Herren. Mein Cousin, der weder weiß, wie ich heiße, noch wer ich bin, noch welche Farbe meine Augen haben oder wie mein Mund geschnitten ist, mein Cousin

soll auf mein ausdrückliches Verlangen in eigener Person das Lokal miethen, in dem wir uns treffen und näher kennen lernen wollen. Es ist dies die einzige Bedingung, unter der ich mich überhaupt dazu verstehe, die Maske zu lüften, um ihm den Beweis zu liefern, daß ich mehr Aehnlichkeit mit einer gewissen Berenice als mit einer Xantippe habe.«

»Ich höre diesen Namen nicht gern,« bemerkte Geldern, die Stirn runzelnd. Ohne darauf zu achten, fuhr Zerline fort:

»Alle diese eben angedeuteten Wünsche werde ich dem Herrn Cousin schriftlich ans Herz legen. Ich werde ferner Tag und Zeit bestimmen, wann wir der Ehre theilhaftig werden wollen, ihn zu einem exquisiten Souper bei uns zu sehen. Wir werden – denn sonst würde es unschicklich sein – die von ihm für uns bestellten Räume vor ihm betreten, damit wir die Honneurs machen können. Im übrigen bleiben wir ganz unter uns, ein schönes Collegium, bestehend aus drei einander eng verwandten Menschen, die sich einander noch enger, vielleicht auf Lebenszeit verbinden wollen. Leuchtet dir nun ein, Papachen, daß die Gedanken deiner Tochter mit den glücklichsten Einfällen, welche je die Noth dir zuraunte, rivalisiren können, so gib mir jetzt deinen väterlichen Segen, und ich verspreche dir, die Zukunft bringt uns bessere Tage. Es wäre sogar möglich, daß meine hochfahrende Tante auf Schloß Kaltenstein sich noch einmal herabließe, mich bittweise zu sich einzuladen, damit ich ihr die Thränen von ihren schönen Augen küsse, und die kleinen

unsichtbaren Geister, die an ihrem verwitterten Herzen nagen, mit meinem harmlosen Geplauder verscheuche.«

Geldern machte ein tiefes Compliment vor seiner Tochter, indem er sagte:

»Ich erkenne in dir meinen Meister! Thue, wozu deine Schlaueit dich treibt. Mein Geist sagt mir, daß der galante Cousin dieser feingelegten Falle nicht entgehen kann. Ist er erst glücklich hineingeschlüpft, so soll er gerupft werden, bis der blutige Angstschweiß ihm aus allen Poren träuft! Ich denke, meine liebeiche Frau Schwester, die den Teufel sich lieber zum *cavaliere servente* engagiren, als mir aus freiem Antriebe die Hand reichen würde, und mein Schwager, der Baron, werden nach diesem glücklich beendigten Souper zu drei uns öffentlich für ihre lieben, theuern, nur zu lange vermißten Verwandten erklären.«

Zerline erhob sich jetzt, ergriff das von Adolar erhaltene Billet, nickte dem Vater mit vielsagendem Blicke zu und setzte sich an den Tisch, um ihre Antwort, verbunden mit der besprochenen Einladung, zu schreiben. Der Glücksritter erniedrigte sich während dieser Beschäftigung seiner Tochter zum Aschenbrödel, indem er vor dem Ofen niederkauerte und mit Hülfe einer Hand voll Papierschnitzel blasend und pustend, ein hellflackerndes Feuer wieder anzuzünden sich bemühte. Er war eben mit dieser unerquicklichen Arbeit zu Stande gekommen, als Zerline die Feder ausspritzte.

»So!« sprach sie. »Das wäre denn, will das Glück uns wohl, die erste Staffel zu unserer gesellschaftlichen Erhöhung und zu behaglichem Wohlstande. Sieh zu, Papachen, ob ich auch nicht zu unanständige Fehler gegen die Rechtschreibekunst gemacht habe!«

Geldern überlas den Brief der Tochter, billigte ihn seinem ganzen Inhalte nach, verbesserte einige Schnitzer mit leichter Hand und gab ihn dann Zerline zurück.

»Er ist vortrefflich und du bist die gefährlichste Person unter allen, die jemals lange Kleider und bloße Schultern getragen haben! Jetzt lege Mundlack vor, hänge dem Lockvogel die Adresse an und laß ihn fliegen. Ich will inzwischen sehen, ob ich keinen Menschen auffinde, dem ich bei der Pflege seines sterblichen Leibes ein theilnehmender Freund sein kann.«

Zerline that, wie ihr Vater sagte, und als sie ausging, um den Brief zur Post zu tragen, warf Geldern sich etwas mehr in die Brust, machte Toilette vor dem Spiegel, legte die heiterste Miene an, über die er gebieten kannte, und ging so gerüstet auf Raub aus, um Zunge und Gaumen genügend zu letzen.

ACHTES KAPITEL. EIN SOUPER UNTER DREI.

Adolar von Kaltenstein und sein Freund Bulabicki hatten sich bei dem aus so heterogenen Elementen zusammengesetzten Maskenfeste im Volksgarten vortrefflich amusirt. Es ging munter und ungenirt zu, und da man es an anregenden leiblichen Genüssen von keiner Seite

fehlen ließ, so ward auch hin und wieder ein Zeichen ungebundener Lustigkeit laut.

Wir müssen es indeß unsern Bekannten nachrühmen, daß sie selbst sich nicht über die Gesetze jeglicher Etikette hinwegsetzten, auch mieden sie instinctmäßig diejenigen Personen, zu denen man sich einer ähnlichen Neigung versehen durfte. Ueberhaupt konnten nur einzelne unter den zahlreichen anwesenden Masken die Freunde fesseln. Adolar fühlte sich vor allem angezogen von einem kleidsamen polnischen Costüm, das seit einiger Zeit an den Schaufenstern aller Bilderhändler aushing. Es war das leibhaftige Abbild der heldenmüthigen Gräfin Plater, die aus dem Gewühl der Masken jedem auffiel. Das Betragen dieser Unbekannten, die ein hinkender Greis begleitete, der ab und an mit zitternder Stimme das ergreifende Lied aus dem Singspiel ›Der alte Feldherr‹ anstimmte, war so leicht, so elegant, daß die Freunde in dieser Maske eine vornehme Dame, vielleicht gar polnischer Abstammung vermutheten, und überhaupt gar eine Art berechneter politischer Demonstration darin witterten. Adolar ließ sich keine Mühe verdrießen, beide Masken zu verfolgen, diese, waren sie ihm entschlüpft, wieder aufzusuchen, und später mit ihnen ein Gespräch anzuknüpfen. Wie geschickt er aber auch seine Fragen stellte, die Pseudogräfin wußte ihm jederzeit ausweichend zu antworten. Auch ihrem greisen, humpelnden Begleiter war nicht beizukommen, und er mußte sich, als spät in der Nacht der Schwarm nach und nach auseinander stob, selbst beglückwünschen, daß er von der Unbekannten wenigstens

ein paar Chiffren erhalten hatte, unter denen er sich fragweise noch einmal nach ihr erkundigen durfte.

Fürst Bulabicki, den die Sorgen um sein Vaterland drückten, suchte diese durch lautes Jubeln zu übertäuben. Er redete sich ein, daß er vergnügt und heiter sei, obwohl er sich nur selbst belog. Die feine Gestalt der Heldengräfin erregte zwar auch seine Neugierde, eigentlich fesseln aber konnte sie ihn doch nicht; denn als er einige polnische Worte an die schöne Maske richtete, hörte er aus der Antwort heraus, daß er es mit keiner echten Landsmännin zu thun habe. Er überließ daher dem Freunde die ihm gleichgültig Gewordene und suchte sich auf andere Weise zu zerstreuen.

Adolar leugnete nicht, daß die anmuthige, graziöse Gestalt der Unbekannten ihn lebhaft interessire und daß er wohl zu erfahren wünsche, ob sich hinter dieser Maske eine vielleicht ihm nicht ganz fremde Dame versteckt habe. Diese Vermuthung ward für ihn beinahe zur Gewißheit, als er gewahrte, daß sie ohne langes Sträuben auf seine Wünsche einging. An die Möglichkeit einer Intrigue oder an geheime Absichten dachte er nicht. Für ihn war der Austausch von Chiffren, deren man sich gegenseitig bedienen wollte, um einander nochmals ein verbindliches Wort oder einen beziehungsreichen Gruß zu sagen, nichts mehr als ein beiden unschädlicher Maskenscherz.

Als er spät am andern Morgen des Zusammentreffens mit der Fremden wieder gedachte, glaubte er sogar nicht mehr recht an das Halten der gegebenen Zusage, ja er

war selbst zweifelhaft, ob er von der erhaltenen Erlaubniß auch Gebrauch machen solle oder ob ein absichtliches Vergessen in vorliegendem Falle zweckmäßiger sei.

Der verzeihliche Wunsch indeß, eine zufällig gemachte, noch halbverschleierte Bekanntschaft weiter zu spinnen oder die jedem Menschen mehr oder weniger inwohnende Lust, ein Abenteuer zu bestehen ließ Adolar nach zweitägigem Zaudern doch eine Frage in die Zeitung einrücken. Tags darauf schon erfolgte Antwort, und nun entspann sich zwischen den beiden Correspondenten ein kurzes Frage- und Antwortspiel in Chiffren, das schließlich zu freiwilliger Demaskirung des jungen Barons von Kaltenstein führte.

Vor seinem fürstlichen Freunde hatte Adolar die Fortführung der auf dem Maskenfeste angezettelten unschuldigen Intrigue völlig geheim gehalten, ohne sich eigentlich des Grundes bewußt zu werden, der ihn dazu bewog. Jetzt, als sein Brief ausführlich beantwortet ward und sich an diese Antwort sogar eine Einladung knüpfte, die schon ihrer Originalität wegen zur Annahme zwang, kam es ihm vollends nicht in den Sinn, den Freund ins Geheimniß zu ziehen. Er wußte im voraus, daß Bulabicki darauf bestanden haben würde, ihn begleiten zu dürfen, nicht weil er für den Freund fürchtete, sondern um Mitgenosse des Scherzes zu sein, der sich so anmuthig einleitete, und dessen Kosten, wie Adolar sich sogleich gestand, er ganz allein werde zu tragen haben. Aber er hoffte eine interessante Bekanntschaft zu machen, und

es hatte einen eigenen Reiz für ihn das Glück dieser Bekanntschaft allein zu genießen. Ward er, was sich auch denken ließ, von einer Uebermüthigen oder Unwürdigen dupirt, so wäre die Gegenwart eines Zeugen sehr fatal gewesen.

Adolar beantwortete den erhaltenen Brief ohne weiteres Bedenken, nahm die Einladung dankbar an und traf sogleich die nöthigen Einleitungen. Von Natur mehr zum Verschwenden als zum Sparen geneigt, bestellte er zwei elegante Zimmer in dem bezeichneten Hotel und beorderte die Herrichtung eines ausgesucht feinen Soupers für nur vier Personen. Aus Vorsicht wollte er sicher gehen. Schließlich gab er dem Inhaber des Hotels die nöthigen Weisungen, damit die unbekanntenen Fremden, bei denen er zu Gaste geladen war, vor ihm alles bereit fänden und ihn, den später Kommenden auch wirklich als Gast begrüßen könnten.

Mit fieberhafter Spannung erwartete der junge Edelmann die festgesetzte Stunde, welche ihn die geheimnißvolle Maske in ihrer natürlichen Gestalt kennen lehren sollte. Er mußte, als der Wirth ihm entgegenkam, doch fragen, ob sich die Herrschaften auch bereits eingestellt hätten.

»Vor kaum zehn Minuten,« lautete die Antwort.

»Sind es Ihnen bekannte Personen?« forschte der Neugierige weiter.

»Ich habe nicht die Ehre, weder die junge Dame noch den Herrn, der sie führte, je früher gesehen zu haben.«

»Ist die Dame jung?«

»Jung und schön, Herr Baron.«

Adolar trat vor den Spiegel, um die Kravatte zurecht zu ziehen und mit seinem Taschenkamme ein paar mal durch das volle, sich von selbst lockende Haar zu fahren. Dann warf er einen prüfenden Blick auf seinen übrigen Anzug, knöpfte den einen am Handgelenk aufgesprungenen Handschuh zu, nahm den Claquehut unter den Arm und trat in den kleinen, zum Empfangszimmer eingerichteten Salon.

Im Kamin glühte ein stilles Kohlenfeuer, von der Decke herab hing ein Kronleuchter mit fünf Armen, auf deren jedem eine Lampe, von runder geschliffener Glaskuppel überdeckt, brannte und angenehme Helligkeit in dem höchst comfortablen Raume verbreitete. Ihm entgegen über den weichen Teppich schritt an der Hand Sandomir Geldern's die mit großer Sorgfalt, aber etwas auffallend gekleidete Zerline. Die Erscheinung dieses jungen Mädchens, das sich ihrer Gaben wie ihrer Reize vollkommen bewußt war und beide zur Erreichung ihres Zweckes zu benutzen verstand, machte einen überraschenden Eindruck auf Adolar.

»Herr Baron von Kaltenstein, wir begrüßen Sie auf das herzlichste,« redete der Glücksritter seinen Neffen mit der Gewandtheit eines geübten Weltmanns an, »und wir schätzen es uns zur Ehre, Sie bei uns zu sehen. Meine Tochter Zerline,« fügte er auf diese deutend, hinzu. »Sie wollen entschuldigen, Herr Baron, wenn Sie das noch sehr junge Kind, das erst vor wenigen Wochen die Pension verließ, noch ein wenig befangen finden. Schriftlich

zeigt sie mehr Courage als im mündlichen Verkehr. Aber ich hoffe, wir werden uns bald kennen lernen, und dann wird auch Zerline ihre Befangenheit völlig abzulegen im Stande sein.«

Adolar bemühte sich, in den ab und an scheu zu ihm aufblickenden Augen der Jungfrau zu lesen, deren jetzige Schüchternheit er mit den ausgelassenen Scherzen, die ihr beim Maskenfeste über die Lippen sprudelten, nicht recht in Einklang zu bringen wußte. War dies zurückhaltende Wesen wirkliche Müdigkeit oder künstliche Verstellung? Das sonstige Auftreten Zerline's verrieth keinen Mangel gesellschaftlicher Tournure, und deren Vater, der heute sein Ordensband im Knopfloche des sauber gebürsteten Fracks trug, benahm sich durchaus wie ein Mann von Welt, der an den Verkehr auch mit den Vornehmsten gewöhnt ist.

»Wenn ich ungemein beglückt bin, dieser Einladung würdig gefunden zu werden,« sagte der Erbe von Kaltenstein, »so werden Sie die Bitte gerechtfertigt finden, die ich nunmehr auszusprechen wage. Ich möchte den Urhebern dieser mir so unschätzbaren Ueberraschung danken und deren Namen kennen lernen.«

Dieser Wunsch mochte Zerline spaßhaft vorkommen, denn sie begann leise zu kichern, was Adolar auffiel, da er darin gerade keinen eclatanten Beweis guter Erziehung und gesellschaftlicher Etikette zu erblicken vermochte. Geldern aber erwiderte leichthin und mit bester Laune:

»Sie nennen mich einstweilen Hauptmann, Herr Baron. Damit verstoßen Sie nicht gegen die Wahrheit, denn wenn ich das Kriegshandwerk auch schon seit sehr langer Zeit nicht mehr betreibe, erhielt ich doch gründlichen Unterricht darin. Der lange Friede, dessen die Welt sich erfreut, hat viele Krieger außer Dienst gebracht, und einen solchen, mein werther Herr Baron, sehen Sie vor sich. Hat ein gutes Glas Wein erst unsere Lippen genetzt und unsere Herzen erwärmt, so sollen Sie auch meinen wahren Namen erfahren und ich bin gewiß, Sie werden vor Freude und Glück Luftsprünge machen wie ein Seiltänzer.«

Man war mittlerweile in das Nebenzimmer getreten, wo ein großer runder Tisch bereits mit den Gedecken belegt war. Vor jedem Gedeck standen mehrere Gläser von verschiedener Form und Größe. Um eine große Astrallampe gruppirt sich geschmackvolle Aufsätze, welche Früchte und süße Mandeln enthielten. Dunkler und heller Wein funkelte in geschliffenen Krystallflaschen.

Der angebliche Hauptmann außer Diensten zog die Schelle, worauf sogleich ein Kellner mit der Frage eintrat, ob die Herrschaften wünschten, daß das Souper aufgetragen werde?

»Wir warten mit Verlangen darauf,« erwiderte der Glücksritter, indem er seinen jungen Gast aufforderte, Zerline den Arm zu reichen und sie zur Tafel zu führen. Man nahm Platz, Geldern schenkte griechischen Wein in geschliffene Gläser, stieß mit Adolar an und sagte:

»Auf dauernde Freundschaft!«

Zerline mußte ebenfalls anstoßen und von dem feurigen Weine nippen.

Die Speisen, welche nun nach und nach aufgetragen wurden, machten der Küche des Hotelinhabers Ehre. Es war alles ausgesucht und tadellos zubereitet. Auch erfüllte sich schon nach den ersten Gängen die Voraussetzung des Hauptmannes außer Diensten. Man ward heiter, gesprächig und zu Mittheilungen aufgelegt.

»Apropos, Baron,« sagte Geldern, als der Kellner die erste Flasche Champagner entkorkte, »wer war denn Ihr schauerlicher Gefährte auf dem Maskenfeste? Sein Baschkirencostüm stand ihm verteufelt schlecht. In der Tracht eines Persers würde er sich ungleich besser präsentirt und ohne Zweifel auch Eroberungen gemacht haben.«

Adolar suchte eine directe Antwort dadurch zu umgehen, daß er höflich ausweichend bemerkte, soviel ihm bekannt sei, weile dieser sein Freund incognito hier und habe triftige Gründe, dieses Incognito womöglich vor jedermann aufrecht zu erhalten.

»Dann bescheide ich mich,« versetzte der Glücksritter. »Vor Menschen in Masken muß man ebenso sehr Respect haben, als sich vor ihnen in Acht nehmen. Bisweilen verdecken sie etwas, das uns nicht gefällt, oder stellen etwas vor, was ihnen nicht zukommt. Haben Sie in Ihrem Leben diese Erfahrung noch nicht gemacht?«

»Ich wüßte mich wirklich nicht zu erinnern, Herr Hauptmann.«

»Nun, dann werden Sie früher oder später ein Probchen davon zu kosten bekommen. – Köstliches Getränk, ein Glas echter Champagner! Tranken Sie ihn nie da, wo die Sonne die Trauben dazu reifen läßt?«

»Ich war noch niemals außerhalb der deutschen Grenzen,« erwiderte Adolar, mit Zerline, welche Geschmack an dem Schaumweine zu finden schien, anstoßend.

»Danken Sie dafür Gott und Ihrem Glücksstern,« fuhr Geldern fort. »Die Champagne ist trotz ihrer vortrefflichen Reben kein glücklicher Boden. Mich zum Beispiel hat sie ins Unglück gestürzt.«

»Wie das?« fragte Adolar. »Geriethen Sie daselbst vielleicht in Gefangenschaft?«

»Getroffen, auf Taille!« rief der Hauptmann lachend. »Ich gerieth dort zu verschiedenen malen in Gefangenschaft, und zwar waren es immer schöne Damen, die mich in Bande schlugen, und nachdem ich mich ritterlich ihrem Dienste gewidmet hatte, mich schließlich arm und hülflos wieder in die Welt hinausstießen.«

»Die Damen, mit denen Sie so Uebles nachsagen, würden sich wahrscheinlich sehr beleidigt fühlen, hörten sie eine so harte Anklage, die sie der Herzlosigkeit zeihet,« bemerkte Adolar.

»Nicht doch, Baron,« erwiderte der Glücksritter, »nachträglichen Charakters waren meine schönen Siegerinnen niemals, wohl aber häufig gar zu anhänglich. Namentlich viel zu schaffen machte mir und meiner Schwester die Coeur-Dame.«

Diese letzte Bemerkung entlockte dem bereits vom Genuße des Weines aufgeregter gewordenen Adolar ein Lächeln.

»Ah, nun verstehe ich erst, Herr Hauptmann!« versetzte er, sich selbst das Glas von neuem füllend. »Sie verbanden sich der Dame Fortuna, und diese launenvolle Schöne zog es vor, das Costüm öfters zu wechseln und Sie durch ihr interessantes Maskenspiel in einen versteckten Hinterhalt zu locken.«

»Sollten Ihnen Proben dieser Verlockung, die in der Regel mit zeitweiser Gefangennehmung endigen, nicht auch schon wenigstens zu Gesicht gekommen sein?« fragte Geldern weiter.

Adolar verneinte bestimmt.

»Spiel hat für mich keinen Reiz,« fügte er hinzu.

»Keinen Reiz!« rief Geldern. »Und Sie wollen ein Cavalier sein? Das ist völlig unmöglich! Ein Edelmann, der für diese noble Passion keinen Sinn hat, ist nur ein halber Edelmann!«

Adolar erröthete, denn er mußte seiner bürgerlichen Abstammung gedenken.«

»Mich dünkt, Herr Hauptmann,« erwiderte er in etwas gemessenem Tone, welcher durchblicken ließ, daß er die eben vernommene Meinungsäußerung nicht theile, »nicht die sogenannten nobeln Passionen machen das Wesen des echten Edelmanns aus, sondern die Art und Weise, wie er sich denselben hingibt. Mein Vater wenigstens hat mich immer gewarnt, kein Knecht dieser Passionen zu werden.«

»Ihr Vater!« sagte Geldern zerstreut. »Das kann ich denken. Wahrscheinlich hat er mit mir gleiche Erfahrungen gemacht, und was man gründlich kennt, darüber läßt sich am besten sprechen. Auf das Wohl Ihres Herrn Vaters!«

Adolar that gern Bescheid, aber er lächelte, als er den duftenden Wein behaglich ausschlürfte.

»Hab' ich vielleicht den Nagel auf den Kopf getroffen?« fügte der Glücksritter, das Lächeln seines Neffen bemerkend, hinzu.

»Ich mußte nochmals an Ihren vorigen Ausspruch denken,« versetzte Adolar, »und finde, daß Sie vollkommen recht haben, das Incognito ein gefährliches Maskenspiel zu nennen. Indem ich auf das Wohl meines Vaters mit Ihnen anstieß, habe ich einen Todten leben lassen.«

»Einen Todten?« rief Zerline erschrocken aus.

»Baron von Kaltenstein ist gestorben?« fiel der Hauptmann ein.

»Der Baron lebt, aber mein Vater ruht längst im Grabe,« fuhr Adolar, wieder ernster werdend, fort. »Der Baron von Kaltenstein ist nur mein Adoptivvater.«

»Und wie hieß Ihr leiblicher Vater?«

»Geldern, wie meine Adoptivmutter,« versetzte Adolar. »Er war der Cousin dieser meiner zweiten Mutter. Ein Sturm auf dem Genfersee, den sie in leichtem Nachen befuhren, raubte meinen Aeltern das Leben.«

Der Glücksritter strich sich mit der Hand über die Stirn und schien aus den Perlen des Weines im wieder gefüllten Glase weissagen zu wollen.

»Haben Sie Beweise für diese Behauptung?« fragte er nach kurzem Sinnen. »Kannten Sie Vater und Mutter vor der von Ihnen erwähnten Katastrophe?«

»Ich war ein Kind von kaum einem Jahre, als jenes unglückliche Ereigniß sich zutrug.«

Zerline legte jetzt ihren schönen weißen Arm über die Lehne des Stuhls, begann, einen ihrer Füße gegen den Tisch stemmend, sich im Stuhle leicht zu schaukeln und summtte dazu die Melodie eines bekannten Liedes, indem sie schelmisch den ausdrucksvollen Kopf wie verneinend hin- und herbewegte.

»Sie scheinen Zweifel in die Wahrheit meiner Worte zu setzen, mein Fräulein,« sagte Adolar, der sich noch mehr von dieser Bewegung Zerline's als von dem sarkastischen Lächeln des Hauptmanns verletzt fühlte. »Glauben Sie vielleicht, ich habe die Absicht, Sie durch Märchenerzählungen unterhalten zu wollen?«

»Lassen Sie uns jetzt auf Ihr Wohl und auf das aller Redlichen anstoßen, versetzte Zerline's Vater, eine ernste Miene annehmend, »und nun, junger Freund, beantworten Sie mir einige wenige Fragen. Denn mir scheint, es sei jetzt die Zeit gekommen, wo ich aus meinem Incognito hervortreten kann. Lebt ein Onkel, ein Bruder Ihres – Ihres Adoptivvaters?«

»Der Baron von Kaltenstein, dessen rechtmäßiger Erbe ich bin, ist ein einziger Sohn,« erwiderte Adolar.

»Ich kannte einen Baron dieses Namens und habe ziemlich lange mit ihm gelebt, in der Champagne, am Rhein, in der Schweiz. In Genf namentlich waren wir

recht vergnügt zusammen und machten auch gute Geschäfte.«

Adolar warf die Lippe auf, indem er hochmüthig erwiderte: »Der Baron von Kaltenstein lebte stets als unabhängiger Edelmann und hat sich nie herabgelassen, irgendein Geschäft zu betreiben.«

»Ich habe mich eines nicht ganz richtigen Ausdrucks bedient,« sagte der Hauptmann. »Das, was wir, der Baron und ich, damals Geschäfte nannten, waren eigentlich Studien, sich in der Ausübung aller nobeln Passionen zu vervollkommen. Wir galten für excellente Reiter, die Jäger sahen es nicht gern, wenn wir uns oft bei Jagden betheiligten, denn unsere Kugeln und Rehpösten verfehlten selten ihr Ziel, und in der nobelsten aller Passionen, die noch dazu die älteste unter ehrlichen Abkommen der alten Germanen ist, im Spiel suchten wir unsersgleichen. Baron von Kaltenstein hat im Hazardspiel große Summen erworben, aber freilich, er brauchte auch viel, und bei ihm traf das Sprichwort nicht ein, daß, wer Glück im Spiel habe, desselben in der Liebe entbehre. Dem Baron hingen die Weiber an, als wüchsen ihm auf allen Fingerspitzen Kletten.«

Zerline, welche inzwischen ein Glas Champagner langsam ausgeschlürft hatte, begann in kindlicher Heiterkeit zu lachen, und ihr Vater, von dem amüsanten Gegenstande, der ihn an glücklichere Zeiten erinnerte, fortgerissen, schien ebenfalls immer fröhlicher gestimmt zu werden. Nur Adolar blickte, obwohl die gerötheten Wangen eine

immer mehr sich steigernde Aufregung verriethen, erster bald den Hauptmann, bald dessen lustige Tochter an. Es ward ihm schwül im Zimmer und Schweißtropfen perkten auf seiner Stirn.

»Es lebe das Glück, es lebe die Liebe!« rief der Glücksritter, eine neue Flasche entkorkend und in sprudelndem Bogen den schäumenden Wein in die Gläser gießend. »Seien Sie kein Duckmäuser, Baron! Genießen Sie den Augenblick und kümmern Sie sich nicht um das Vergangene! Was thut es Ihnen, wie Ihre wirkliche Mutter hieß, und ob Ihr wahrer Vater Sie aus Familienrücksichten einige Jahre verleugnete? Das ist Hunderten vor Ihnen passirt, und gerade in der vornehmen Welt könnte man derartige Quid-proquos heimlich gepflegte noble Passion nennen.«

Adolar ergriff hastig das volle Glas und leerte es auf einen Zug. Die Blicke des Vaters und der Tochter begegneten sich.

»Kennen Sie meine Mutter, Herr – Herr Hauptmann?« fragte er ungestüm.

»Geldern ist mein Name,« fiel dieser lächelnd ein, »Sandomir Geldern, und da ich vor etwa vier Monaten meine einzige Schwester auf Schloß Kaltenstein noch in Person gesehen und gesprochen habe, so muß ich Ihre Mutter doch wohl kennen.«

»Cousin, umarme deine Cousine!« rief jetzt aufspringend Zerline. »Ich liebe dich, wie es nahen Verwandten zukommt, und Liebe nur war es, die mich veranlaßte, dich so anmuthig eine Woche lang zu täuschen!«

Adolar hatte seinen Sitz ebenfalls verlassen, er sah aber nicht fröhlich aus wie die glückliche Zerline, die mit ausgebreiteten Armen auf den Zehen gegen ihn herantänzelte. Sein Gesicht war bleich, fast aschfarben geworden, er streckte seine Hand gegen die zarte Gestalt aus, die sich ihm zuerst in der Maske der Gräfin Plater genähert hatte, und als sie ihn jetzt wirklich umfassen wollte, wich er zurück und hob mit funkelnden Blicken drohend das leere Glas gegen sie auf.

»Hinweg!« rief er mit bebender Stimme, »Hinweg, oder ich könnte mich vergessen!«

»Fahre beileibe nicht aus der Haut, guter Junge!« sprach Geldern vertraulich, indem er sich das leere Glas von neuem vollgoß. »Ich will es zwar gern glauben, daß dir einige der vortrefflichen Eigenschaften, durch welche deine Mutter sich von jeher auszeichnete, im Blute stecken, obwohl du gleich nach deiner obscur erfolgten Geburt die Milch einer derben drallen Sennerin getrunken hast, von der ich behaupten kann, daß sie mir eine Zeit lang recht gewogen war; deinem Onkel gegenüber aber mußt du dich durchaus geziemender Selbstbeherrschung befleißigen. Nimm also Vernunft an, Adolar, umarme deine Cousine, und wenn du sie mehr als einmal recht zärtlich küssen willst, gebe ich dir mein Wort als vernünftiger Vater, du sollst deshalb von mir keine Vorwürfe hören! Nur Ruhe bitte ich mir aus, sonst könnte dies fröhliche Erkennungsmahl unangenehme Folgen für

dich haben! . . . Da! Trink aus, damit die natürliche Farbe der Jugend wieder auf deine Wangen zurückkehrt! Es leben die Ueberraschungen!«

Sandomir Geldern erhob sich, um Adolar Wein einzuschenken, dieser aber schleuderte das Glas auf den Boden, daß es in hundert Stücke zersprang. Die braunen lockigen Haare hingen gefeuchtet um das bleiche Gesicht des Erschrockenen, vor dessen Füßen die Erde sich zu öffnen schien, um ein wirres Gewühl gespenstischer Schatten gegen ihn zu entsenden.

»Es ist Lüge, schändliche Lüge, und mit Ihrem Leben sollen Sie dafür büßen!« rief er mit verhaltenem Grimme aus.

»Lieber Neffe,« sagte Geldern gelassen, nach einer Feige langend und diese mit Appetit verspeisend, »bilde dir nicht ein, daß du klüger seist als deine schlaue Mutter und dein vom Leben geprüfter Onkel. Ich habe mehr Prüfungen überstanden, als ich Jahre zähle, und bin stets mit den allerbesten Zeugnissen aus denselben entlassen worden. Hast du Lust, einen Gang mit mir zu wagen, gut, hier sind die Waffen, auf die ich mich in dieser Angelegenheit schlage. Wir theilen ehrlich Sonne und Wind, setzen uns gegenüber, zechen und tauschen unsere Ansichten aus, und deine Cousine soll die Erlaubniß haben, dir als Secundant beizustehen, während ich meine Klinge auf eigene Faust schlagen will . . . Halt, Neffe, nicht von der Stelle! . . . Hier wird Ordre parirt, denn du bist mein Gast!«

Geldern ergriff Adolar's Arm und zog ihn zurück zum Tische, wo er ihn kräftig auf den Stuhl niederdrückte. Dann verschloß er die Nebenthür und steckte den Schlüssel zu sich.

»Ich trage mich nicht mit halsbrecherischen Gedanken, lieber Junge,« fuhr er fort, »nur unnöthige Zeugen und überflüssige Horcher will ich fern halten. Wir sind unter uns und genügen uns vollkommen. Damit dir aber bei meinen fernern Unterhaltungen die Zeit nicht lang wird, mag Zerline dir etwas vortanzen. Sie stammt nicht umsonst aus polnischem Blute und ist eine Meisterin im Mazurek. Geschwind, kleine Hexe, zeige deine Künste! Soll dein Vetter weniger achtungsvoll behandelt werden, als anderes junges Volk, das doch nur seinen Spaß bei deinen graziösen Schwenkungen hatte?«

Adolar war wie berauscht. Ihm klopfen die Schläfe, sein Herz zitterte, die Hand krampfte sich zusammen, und doch besaß er nicht den Muth, mit Gewalt sich den Schlingen zu entreißen, mit denen dieser fürchterliche Mensch, der sein rechtmäßiger Onkel zu sein vorgab, ihn umgürtete. Auch vermochte er der lieblich lächelnden Zerline, die schon ihre Zaubertänze begann, nicht zu zürnen. So lehnte er denn, halb niedergehalten von den Eindrücken der vernommenen Mittheilungen, halb wie von schweren Träumen befangen, in seinem Sessel und starrte den immer lächelnden Hauptmann offenen Auges in die weingerötheten Züge.

»Wir müssen einen Pact zusammen schließen, Adolar,« hob Geldern aufs neue an, während Zerline bald einige graziöse Pas ausführte, bald ein Lied summete, und von Zeit zu Zeit auch dem erheiternden Weine zusprach. »Deine Aeltern, das heißt der Baron von Kaltenstein und meine leibliche Schwester Clotilde, haben sich verabredet, mich, ihren einzigen Verwandten, ebenso schlecht zu behandeln wie dich, als du noch Kind warst, und von allem, was mit dir vorging, nichts wußtest. Von jeher war ich dein Freund, dein liebevoll um dich besorgter Onkel, der dir die Stange hielt und für dich und dein Recht sein eigenes Glück in die Schanze schlug. Ohne mich, wer weiß in welchem Waisenhouse, in welcher sogenannten Erziehungsanstalt unehelicher, zur Unzeit auf die Welt gekommene Sprößlinge du zum Cretin verkrüppelt sein würdest!«

Bei diesen Worten sprang Adolar auf und faßte krampfhaft die Hand Geldern's.

»Sie häufen Schmähung auf Schmähung, Entehrung auf Entehrung, Herr Hauptmann!« sprach er, seiner selbst kaum mächtig. »Nicht genug, daß Sie mich den Sohn einer Frau nennen, die mir nie Liebe einflößte, der ich aber Achtung zu zollen jederzeit bereit war, machen Sie mich jetzt auch noch zum Bastard! Gegen solche Verleumdungen habe ich augenblicklich keine Waffe, aber bei meinem Ehrenwort, Sie sollen der verdienten Züchtigung nicht entgehen, wenn es mich auch Verwandte, Vermögen, ja, wenn es mich das Leben kosten sollte!«

»Du verkennst ganz und gar meine Absicht, lieber Nefee, und plusterst da Zeug heraus, das weder Sinn noch Verstand hat,« entgegnete Geldern, der sich von der Heftigkeit Adolar's nicht eine Secunde lang aus seiner Ruhe bringen ließ. »Danken wirst du mir, nicht mich zur Rechenschaft ziehen, mein Junge; willst du aber schlechterdings an irgendjemand Rache nehmen, so magst du dir für dies Geschäft eine andere Persönlichkeit als mich aussuchen, die ich dir indeß nicht näher bezeichnen will. Ehe man urtheilt, muß man etwas wissen. Das ist ein Satz, den jeder begreift, der seine fünf Sinne beisammen hat. Ich will dich wissend machen, darum spreche ich ohne Umschweife. Aber zu Herzen laß ich mir die Worte nicht gehen. Folge du meinem Beispiele, und du wirst dich vortrefflich dabei stehen. Und nun höre weiter!«

Adolar leerte ein Glas, das Zerline ihm credenzte. Dann kreuzte er die Arme über der Brust und sah den Mann, der sich seinen Oheim nannte, mit glühenden Augen an. Sandomir Geldern fuhr fort:

»Meine Schwester Clotilde liebte mich früher und wir konnten für ein musterhaftes Geschwisterpaar gelten. Bald aber traten Umstände ein, die es nöthig machten, gegenseitig unsern Vortheil im Auge zu behalten. Diese Umstände kann ich indeß mit Stillschweigen übergehen, da sie für dich gar kein Interesse haben. Es war dies vor der Bekanntschaft Clotildens mit dem Baron von Kaltenstein. Diese Bekanntschaft hab' ich verschuldet, und

das ist wohl auch der Grund, weshalb es mir jetzt so selten nach Wunsch geht. Kaltenstein war damals ein junger, wilder Lebemann, der nichts lieber ausübte als tolle Streiche. Er hatte sich mit seinem Vater überworfen, war auf gut Glück in die Welt gegangen und hielt sich nun an gescheidte Leute, von denen er etwas Rechtes profitieren konnte. Nach Rang und Abstammung fragte er nicht. So lernte ich den Baron, der Baron mich kennen, und ich half ihm durch kluge, heimische Anweisungen aus drückender Verlegenheit. Weißt du, lieber Neffe, wie einem zweibeinigen, nach dem Ebenbilde Gottes gerathenen Geschöpfe zu Muthe ist, wenn es kein Geld, wohl aber einen sehr guten Appetit und für alles Geschmackvolle, Schöne, Unterhaltende Sinn und Verstand hat?«

»War der Baron von Kaltenstein etwa jemals ein Bettler oder mußte er von anderer Wohlthaten sein Leben fristen?« warf Adolar in etwas wegwerfendem Tone ein.

»Weder das eine noch das andere, lieber Neffe,« antwortete Geldern, »aber er fand es nicht unehrenhaft, von Gewitzigtern Rath anzunehmen. Gewitzigter als der Baron war ich damals und deshalb machte ich ihn bekannt mit einer Gesellschaft, die ihm sehr wohl behagte, weil das Dichten und Trachten aller, die sich ihr anschlossen, oder die in ihrer Mitte Aufnahme fanden, die Verehrung, Anbetung und Fortbildung des Glückes war. Wir nannten uns selbst die Ritter vom Glück und wir legten uns aus freiem Entschlusse sehr strenge Gelübde aus, die wir alle

zu erfüllen uns angelegen sein ließen. Weil wir aber nebenbei auch dem Cultus der Schönheit huldigten, durften ausgezeichnete Damen unserm Bunde nicht fehlen. Eine dieser hervorragendsten Damen war meine Schwester Clotilde, über deren Liebenswürdigkeit es nur eine Stimme gab. Baron von Kaltenstein ward aus Neigung ihr Ritter, aber Clotilde spielte die Spröde und beide spannen keine Seide miteinander. Es sind mir in meinem vielbewegten Leben keine andern zwei Menschen vorgekommen, die sich einander so ungenirt ihre Fehler vorgerechnet und ihre Tugenden angepriesen hätten. Baron von Kaltenstein fand trotzdem, Clotilde sei ein begehrenswerthes Mädchen, und gerade weil meine Schwester eigensinnig eine gleiche Ansicht von dem Baron nicht hegte, verabredete er mit mir einen Plan, dem ich seiner Originalität wegen meine Zustimmung ertheilte. Alles Originale, mußst du wissen, hat mich von jeher förmlich bezaubert. Ich fiel ihm gleichsam als Sklave anheim, wenn ich mich auch manchmal lange dagegen sträubte. Gegen den Plan des Barons habe ich mich aber nicht gesträubt, denn ich fand ihn nicht bloß höchst originell, sondern auch für mich und Clotilde äußerst gewinnbringend. Besitztst du Scharfsinn genug, um das Weitere zu errathen? Ich spreche nämlich von dem, was nun folgt, nicht gern, weil es mir statt Vortheil nur Nachtheil, wenigstens bis auf diese Stunde gebracht hat.«

»Ich habe keine Lust, meinen Witz anzustrengen, um der Entdecker wahrscheinlich einer Schlechtigkeit zu

werden,« sagte Adolar, der bei dem gelassenen, meistentheils lächelnd gehaltenen Vortrage Geldern's äußerlich mehr und mehr ruhig geworden war.

»Dann freilich zwingst du mich, dir den Witz, den Baron von Kaltenstein machte, noch mitzuthemen,« sagte Sandomir Geldern. »Wie du jetzt bereits errathen haben wirst, lebten wir ein recht angenehmes Leben, weil wir als echte Gentlemen und *galantuomini* die Zeit spielend verbrachten. Der Baron hatte meistentheils Glück und die Trennung von den schönen Fluren seiner Heimat und den zornigen Blicken seines etwas rüden Vaters fiel ihm durchaus nicht schwer. Er hatte sich ein ganz artiges Vermögen erspielt und machte als Cavalier ein Haus. Ich leistete ihm oft Gesellschaft, Clotilde aber weigerte sich stets, mich zu begleiten. Es verdroß dieser Eigensinn mich nicht weniger als den Baron, und auf diesen Verdruß baute letzterer seinen Plan. Der Geliebte meiner damals sehr schönen Schwester, übrigens ein ganz artiger Mann von feinen Manieren und ebenfalls adelichen Stamms, war von mir systematisch gerupft worden und steckte bis über die Ohren in Schulden. Clotilde, an ein verschwenderisches Leben gewöhnt, litt darunter, und – merke dir das für die Zukunft, lieber Neffe – wenn die Börse leer wird, beginnt in der Regel Amor zu frieren! Meine Schwester ward also gegen Nicanor im Winkel – so nannte sich dieser Ritter vom Glück – anfangs kühl, zuletzt kalt. Da erhielt er von dem Baron eine Einladung zum Spiel; mir und meiner schönen Schwester ward eine

gleiche zu Theil. Wir alle nahmen die Einladung an, fanden im glänzend eingerichteten Hause des Barons – unsere Residenz hatten wir damals gerade in Genf aufgeschlagen der vielen reichen Fremden wegen, die sich daselbst aufhielten – eine noch glänzendere Tafel und die beste Gesellschaft, und nachdem die Geister den entsprechenden Grad von kecker Lebenswärme aus Speise und Trank eingethmet hatten, reichten wir uns, den selbst gegebenen Gesetzen uns fügend, die Hände, um der Erfüllung unserer Gelübde uns zu unterziehen. Wir spielten, spielten hoch und mit Leidenschaft, Nicanor hatte Glück, er gewann schnell und bedeutend. Bald aber schlug das Glück durch die talentvolle Gewandtheit des Barons von Kaltenstein um, der Gewinn des Geliebten meiner Schwester kehrte zu dem Bankhalter zurück und Nicanor stand auf dem Punkte, wo ein Mann von Ehre entweder aufhört zu leben, oder zu einer außergewöhnlichen, genialen Handlung sich befähigt fühlt.

»Wollen Sie weiter spielen, Herr im Winkel?« fragte Baron von Kaltenstein den völlig Geplünderten mit eisiger Kälte.

»Ich bin ein Bettler – der See wird mein Grab werden,« lallte der Entsetzte.

»Das Glück kann sich ja wenden, wenn Sie nur Muth haben,« lautete des Barons Antwort.

»Ein Bettler hat keinen Muth!«

»Sie sind aber kein Bettler!«

»Nicanor im Winkel stieß einen schreiartigen Ton aus.

»Sie besitzen einen Schatz, um den Könige Sie beneiden,« fuhr der Baron fort. Die Bank gegen diesen Schatz! Es sind hunderttausend Franken, die ein Augenblick des Glücks Ihnen zuwerfen kann. Wollen Sie?«

»Topp!« rief Nicanor, vom Dämon des Spiels erfaßt. »Topp! Nennen Sie den Schatz, den Sie meinen!«

»Ihre Dame,« sagte der Baron von Kaltenstein lächelnd, indem er sich verbindlichst gegen meine Schwester verbeugte. Ich sah, wie Clotilde erblaßte – Nicanor aber ergriff die Karten und mischte sie mit fliegender Hast. – Einige der Anwesenden wollten es nicht zugeben – sie widersetzten sich – sie nannten den Einsatz ein Verbrechen . . . Der Baron aber und Nicanor hörten nicht. Während ich die Eifernden zu beschäftigen, das Ganze als einen bloßen Scherz darzustellen suchte, folgte Clotilde marmorbleich dem Fall der Karten . . . *neuf et quatre . . . cinq et dix, valet et dame!* . . . Nicanor hatte verloren . . . Meine Schwester war durch das Glück des Spiels in den Besitz des Barons von Kaltenstein übergegangen!«

»Aber das ist ja satanisch!« rief Adolar aus. »Die Gesetze aller civilisirten Staaten verbieten eine solche Frivolität, die mit dem Heiligsten Scherz treibt, und das höchste Gut gebildeter Menschen, die persönliche Freiheit dem Zufall anvertraut!«

»Mein lieber Junge,« versetzte Geldern, »in der großen und vornehmen Welt, wie in jener Gesellschaft, die ein doppeltes Gesicht hat, von dem eins dem Antlitz der Vornehmheit wie aus den Augen geschnitten ähnlich sieht,

das andere sein Ebenbild in Zuchthäusern und auf Galerien wiederfindet, geschehen viele Dinge, die auch von den weisesten Gesetzgebern nicht vorgesehen wurden. Uebrigens pflegt sich das Gesetz nicht in Privatangelegenheiten zu mischen. Der Baron machte Gebrauch von seinem durch Spiel erworbenen Recht. Im Tumult der Widersprechenden wußte er die besinnungslose Clotilde zu entfernen. Sie war verschwunden, als Nicanor aus seiner dem Wahnsinn nahen Betäubung wieder zu vollem Bewußtsein erwachte. Da ich fürchten mußte, sein Zorn werde sich jetzt gegen mich wenden, machte ich mich ganz im stillen aus dem Staube. Dasselbe hatte schon früher der Baron mit seiner Dame gethan. Man spürte ihnen vergeblich nach, ich aber fand sie nach einiger Zeit wieder, und da Clotilde inzwischen doch zu der Einsicht gekommen war, es lasse sich das Leben mit einem begüterten Baron ungleich heiterer an als mit einem Ritter vom Glück ohne jeglichen Besitz, so fand ich sie in ihr originelles Schicksal still ergeben. Der Baron von Kaltenstein aber theilte mir triumphirend mit, daß ihm von jetzt an Clotilde kein Mensch mehr entreißen könne. Er sagte die Wahrheit, denn zehn Monate später ward ihm in einer Hütte des Schwarzwaldes ein Sohn geboren. Am Tage, als wenige Wochen später die Hand meiner noch schöner, nur auch etwas stiller gewordenen Schwester der Priester in die des Barons legte, wurde der Sprößling dieser originellen Liebe in derselben Kirche Adolar getauft, und ich war, neben einem Köhler und dessen Frau, der

dritte gesetzliche Taufzeuge. Um mir einen Beweis zu sichern, der nöthigenfalls vor Gericht beigebracht werden und das Gesagte als wahr bestätigen könnte, habe ich Trau- und Taufschrift *in duplo* ausfertigen lassen. Ich besaß damals leidlich viel Geld, und für Geld kann man den Teufel tanzen, warum nicht einen armen Pfaffen doppelte Zeugnisse anstellen lassen. Hast du Lust, diese Documente einzusehen, in denen du den Ursprung deines eigenen Lebens entdecken wirst, so bin ich gern erbötig, dir dieselben als liebender, stets auf dein Wohl bedachter Oheim zu produciren.«

Je länger Sandomir Geldern in seiner nachlässig frivolten Weise sprach, die er stets zur Schau trug und die ihm durch ein langes abenteuerliches Leben zur andern Natur geworden war, desto mehr steigerte sich die Aufmerksamkeit des jungen Kaltenstein. Adolar war weder schlecht von Herzen noch von Charakter. Ihm haften nur die Fehler einer vernachlässigten Erziehung an, und wenn er arrogant, ja selbst brutal auftrat, so waren ihm diese Untugenden vom Vater angefliegen, der nach Uebnahme seiner Güter sich im Besitz bedeutenden Grundeigenthums befand und als alter Landedelmann sich über die meisten Menschen hoch erhaben dünkte.

Hatten die wegwerfenden Bemerkungen des angeblichen Hauptmanns außer Diensten Adolar anfänglich verletzt und seinen Stolz beleidigt, so erfüllten ihn alle weitem Mittheilungen desselben später mit Ingrim gegen

diejenigen, die er bisher für seine Wohlthäter aus reinster Uneigennützigkeit und Menschenliebe gehalten hatte. Dieser fremde Mann, der sein Oheim zu sein vorgab, machte ihm Eröffnungen, die ihn zwangen, vor seinen eigenen Aeltern zu erröthen. Sprach Geldern die Wahrheit, so hatte er das vollkommenste Recht, als Ankläger gegen den eigenen Vater aufzutreten und diesen zur Rechenschaft zu ziehen. Man hatte ihm vorgelogen, er sei die mittellose Waise früh verstorbener Aeltern, was ihm als natürliches Recht zukam, mußte er devot dankend für ein Geschenk der Großmuth halten. Die Aeltern schämten sich seiner, darum gaben sie ihn für das Kind Fremder aus und übertrugen auf ihn die Rechte eines wirklichen Sohnes erst durch eine bürgerliche Rechtsformel.

Da Geldern mit großer Genugthuung bemerkte, daß sein Neffe in tiefes Nachdenken versank, glaubte er zu noch weitem Auslassungen befugt zu sein. Er nöthigte Adolar abermals ein volles Glas auf und stieß mit ihm an.

»Diesen sprudelnden Wein wollen wir zusammen genießen auf dein Wohl und dein zukünftiges Glück, mein Junge!« sprach er. »Ich habe mich schon lange gesehnt, dir so recht vertraulich ins Auge schauen zu können. Du blickst ganz so wie deine selige Großmutter, und auch das Haar hast du von ihr geerbt. Wie oft spielte ich als Knabe mit ihren langen duftigen Locken, wenn sie mich unter Thränen auf ihren Knien wiegte. Sie war auch nicht glücklich, die arme, im Leben ruhelos herumgehetzte Mutter, und manchmal glaube ich wirklich, das Unglück,

das mir so brüderlich treu zur Seite bleibt, hat sich von ihr auf mich vererbt.«

Geldern nahm während dieser Worte die Miene eines Mannes an, der in Rückerinnerungen sich versenkend, weichmüthig gestimmt wird. Diese veranlaßte Zerline, sich dem Vater zu nähern und ihm zu schmeicheln, was sie mit bestechender Liebenswürdigkeit that. Adolar vermochte sein Auge von der geschmeidigen, in ihrem kokett geschmackvollen Anzuge ungewöhnlich anmuthigen Gestalt nicht wieder abzuwenden, und er fand, daß sie wirklich mehr als hübsch sei. Das Wohlgefallen Adolar's an seiner Tochter entging dem scharfen Blicke Geldern's nicht und er beschloß sogleich, auch diesen günstigen Moment nicht unbenutzt vorübergehen zu lassen.

»Deine Aeltern haben dich und mich beleidigt, lieber Neffe,« fuhr er fort, »und deshalb sind wir beide natürliche Bundesgenossen, die sich zu einigem, gemeinsamem Handeln die Hände reichen müssen, nicht um sie zu vernichten, sondern um sie zu zwingen Gerechtigkeit zu üben. Komm, mein Junge, und laß dir erzählen, wie abscheulich man deinem Oheim mitgespielt hat! Vorher aber noch einen Schluck duftenden Weins, damit uns die gute Laune nicht abhanden kommt.«

Adolar widersprach nicht. Die Geister des Weins, die bereits von ihm Besitz genommen hatten, begannen mit den Dämonen zu liebäugeln, welche Zorn und Ingrim in ihm wach riefen. In seinen finstern Blicken lag die stumme Aufforderung an Geldern, er solle in seinen Mittheilungen fortfahren.

»Clotilde, deine Mutter, ist durch meine Mitwirkung, wie du jetzt weißt, aus einer schönen fahrenden Dame eine vornehme Baronin geworden,« sagte Sandomir. »Sie übte sich auf die neue Rolle ein mit dem ihr eigenen Talent, und ich muß bekennen, sie hat mir und sich selbst in dieser Beziehung keine Schande gemacht. Nur ward sie leider, als ihr Glück und ihre Stellung gesichert war, recht hochmüthig. Am wenigsten mochte sie leiden, daß man sie an ihre Vergangenheit erinnerte. Deshalb lag sie dem Baron so lange an, bis dieser unter dem Vorgehen, den Hausfrieden aufrecht zu erhalten, mir einen schön gepackten Reisekoffer übersandte, mich seiner Ansicht nach reichlich mit Geld ausrüstete und mir durch seinen damaligen Kammerdiener glückliche Reise auf Nimmerwiedersehen wünschen ließ. Meine Frau Schwester würdigte mich keines Blickes. Ich mußte gehen, ohne ihr Adieu sagen zu können!

»Dies ungeschwisterlich lieblose Verfahren betrübte mich tief. Ich hatte die Schwester erhöht, wenn auch wider ihren Willen, und zum Dank dafür verstieß sie mich, überließ sie mich einer unsichern Zukunft, einem sehr, sehr schwierigen Lebenswandel. Geld freilich besaß ich, aber der Lockvogel, der mir Gimpel heranpfeifen sollte, damit sie das Vorhandene vermehren hülfe, war mir in Clotilde entflohen! So kam alles wie ich von Anfang an vermuthete. Das Glück überschlug sich vor meinen Füßen und warf mir immer nur den Staub, den es bei diesen drolligen Experimenten aufregte, in die Augen. Von

seinen reellen Gaben bekam ich wenig zu sehen und zu fühlen.

»Was ließ sich nun unter so bewandten Umständen thun? Der Himmel beschenkte mich mit diesem inzwischen zum Engel meines Lebens herangewachsenen Töchterchen. Flügel hatte des Kindchen leider nicht, aber es brauchte Kleider und zeigte alsbald trefflichen Appetit. Ueberhaupt entwickelte Zerline schon frühzeitig eine Menge seltener Talente, die das Fortkommen in der Welt sehr befördern helfen. Die Tante hatte ihr dies Angebinde wider Wissen und Willen in die Wiege gelegt, und diese Entdeckung veranlaßte mich, sie und den Herrn Baron von dem frohen Evenement zu benachrichtigen, womit ich die Anfrage nach Geld verband. Letztere mußte meinerseits dreimal wiederholt werden, ehe die harthörigen Leute auf Schloß Kaltenstein mich verstanden. Die endlich erfolgende Antwort enthielt allerhand widerwärtige Allotria, von denen mir das allerwiderwärtigste die kategorische Forderung des Barons war, meinen Namen abzulegen, nie wieder etwas von mir hören zu lassen, am wenigsten aber es jemals zu unternehmen, in Kaltenstein einen Besuch machen zu wollen!

»Unterhandlungen, welche ich nunmehr anknüpfte und die sich jahrelang fortzogen, brachten mir von Zeit zu Zeit ein Geschenk ein, wie man es lästig werdenden Bettlern brummend hinwirft, nur um sie sich von der

Thür zu halten. Ich hatte jedoch übermenschliche Geduld und hoffte von Jahr zu Jahr auf eine Sinnesänderung. Endlich erkundigte ich mich nach dir, meinem Pather, und begehrte dich zu sehen, damit du doch endlich deinen Onkel und deine so niedlich aufgeblühte Cousine kennen lernst. Damit hatte ich aber dem Fasse den Boden ausgeschlagen. Ich erhielt einen förmlichen Ausweisungs- oder Verbannungsbefehl mit der beigefügten Drohung, daß mir die unangenehmsten Dinge bevorständen, falls ich auf meinem Entschlusse beharren sollte!

»Mit Drohungen, lieber Neffe, hat man bei mir nie etwas ausgerichtet. Anstatt also grob zu werden, wozu ich vollkommen berechtigt gewesen wäre, schrieb ich in höflichen Wendungen zurück und meldete einfach den Tag meiner Ankunft. An Pünktlichkeit gewöhnt, säumte ich keinen Augenblick. Ich reiste in Begleitung dieses lieblichen, stets heiter gestimmten Schutzengels vom Oberrhein Tag und Nacht, und wäre genau am 2. November vor Sonnenaufgang in Schloß Kaltenstein eingezogen, hätte nicht ein seltsames Abenteuer uns unterwegs etwas aufgehalten und später sehr schlechtes Wetter unser Fortkommen abermals verzögert. So geriethen wir in dichte Waldung unter zankendes Gesindel. Ich vermuthete, daß Wilderer mit Jägern in Streit gerathen waren und daß zuletzt der eine oder der andere sich durch das Abfeuern seiner Büchse aus der ihm drohenden Gefahr zu befreien suchte. Tags darauf sprach ich deinen Herrn Vater und deine Frau Mutter, und beide haben mich und

Zerline recht artig behandelt, bis ich die alten Geschichten aufs Tapet brachte.«

»Sie haben den Baron und die Frau Baronin von Kaltenstein wirklich gesprochen?« unterbrach den Erzählenden jetzt Adolar.

»Sogar mit ihnen zu speisen ward uns vergönnt,« erwiderte Geldern. »Nach Tische jedoch traten wieder Mischlichkeiten zwischen uns ein, und ohne den lieblich lächelnden Schelm hier, der deinem Vater gar nicht übel gefiel, was er freilich nicht merken lassen durfte, hätte mir die erbitterte Schwester wohl in sehr unsanfter Weise die Thür zeigen lassen. Ich erhielt ein kleines Reisegeld, das ich dazu anwendete, die Lücken in unserer Garderobe auszufüllen, Göttin Fortuna einigemal bescheiden die Aufwartung zu machen und den Spuren meines lieben Neffen nachzugehen. Du hast mich verteufelt viel Geld gekostet, Herzensjunge, denn wenn ich dich erwischt zu haben glaubte, warst du schon wieder verschwunden, bis uns denn die verwandtschaftliche Neigung nach geselligen, recht ungenirten Vergnügungen auf dem Maskenfeste im Volksgarten endlich glücklich zusammenführte.«

Adolar schien mit einem Entschlusse zu kämpfen. Er war aufgeregt, und gab sich doch ersichtlich Mühe, ruhig zu erscheinen. Geldern konnte ungeachtet seiner scharfen Beobachtungsgabe nicht ermitteln, ob der junge Akademiker seinen Worten Glauben schenke.

»Sie erwähnten eines Vorfalles im Walde, der mit einem Schusse endigte,« sagte er, als Geldern eine Pause machte. »Haben Sie nie erfahren, ob jener Schuß einen Menschen verletzte?«

Der Onkel warf dem Neffen einen sehr schlaunen Blick zu.

»Ich verweilte nur einen halben Tag auf Schloß Kaltenstein,« versetzte er lächelnd, »und da ich andere wichtige Dinge mit deinem Vater zu verhandeln hatte, ist zwischen uns von meinem erlebten Abenteuer gar nicht die Rede gewesen.«

Adolar schwieg. Eine Flut von Gedanken wogte in seiner Seele; er wußte nicht, sollte er dem angeblichen Oheim die Hand reichen oder ihm gleich den Besitzern von Kaltenstein, deren Namen er trug, den Rücken kehren. Da gedachte er des Makels, der auf seiner Geburt haften sollte, und aufs neue warf der Zorn des beleidigten Ehrgefühls sprudelnde Blasen in ihm auf.

»Sie sprachen von Rache,« sagte er, »wir wäre es, Herr Hauptmann, wenn Sie das Racheamt mir übertrügen?«

»Dir?« versetzte Geldern gedehnt. »Man rächt sich schlecht, wenn man den Eingebungen erregter Augenblicke folgt. Zu wirksamer Rache sind Ruhe, Ueberlegung, Kälte erforderlich.«

»Sind Sie im Besitz der Papiere, von denen Sie sprachen?« forschte Adolar weiter.

»Wenn du dich nicht schämst, unser bescheidenes Logis in der Vorstadt aufzusuchen, kannst du sie morgen in aller Ruhe einsehen.«

»Ich werde nicht auf mich warten lassen,« fiel Adolar rasch ein und reichte dem Oheim die Hand. »Finde ich dann, daß Sie recht haben, daß Sie es redlich mit mir meinen, so bin ich Ihr Bundesgenosse, und bei meiner gekränkten Ehre, Sie sollen sich einen zuverlässigern nicht wünschen!«

»Der ganze Vater, wenn der Edelmuth ihn berauscht,« sagte Geldern mit zufriedennem Lächeln. »Also auf morgen, lieber Neffe! Den Schelm da, dem bei unserm Geplauder die Zeit lang geworden ist, und der von den Geistern des Champagners in süße Träume gelullt wird, triffst du hoffentlich in bester Laune bei mir. An Beweisen, die dich in Harnisch bringen, soll es nicht fehlen! – Doch sprich – wie steht es hier? Das Souper war vorzüglich, der Wein superb! Die Geschichte, fürchte ich, kommt etwas höher zu stehen, als es mir lieb ist, borgen aber – du weißt . . . «

»Ohne Zweifel, Herr Hauptmann, es wäre nicht anständig, wenn wir einen so höchst prosaischen Zettel, den man Rechnung nennt, nicht zu voll bezahlen wollten. Erlauben Sie, daß ich diese Kleinigkeit berichtige. Es ist eine Abschlagszahlung, die Ihnen gutgeschrieben wird, sobald wir einig geworden sind.«

»Prächtiger Junge, auf Taille!« rief Geldern. »Komm, gib mir einen Schmatz! Daran allein schon erkenne ich, daß du mein Neffe bist! Mein längst begrabener Vater bezahlte die unerschwingbarsten Summen, sobald er sie wirklich schuldig war, und hätte er sie einem andern mit Gefahr seines Lebens stehlen sollen!«

Adolar ließ sich die Umarmung des so unerwartet gefundenen Oheims gefallen, warf noch einen Blick auf seine schöne, im Schläfe schelmisch lächelnde Cousine und verabschiedete sich von Geldern mit den scharf betonten Worten:

»Auf morgen!«

NEUNTES KAPITEL. VOR UND AUF DER REISE.

»Endlich trifft man dich wieder einmal in deiner Behausung!« rief Fürst Bulabicki erfreut aus, als er, in Adolar's Zimmer tretend, diesen emsig mit ordnen von Briefschaften beschäftigt fand. Neben dem Sofa stand ein offener Lederkoffer, den Ophelia von allen Seiten beschnüffelte. »Aber was ist denn mit dir vorgegangen?« fuhr der Sarmate fort, dem Freunde näher tretend. »Du hast dich in wenigen Tagen merkwürdig verändert! Bist du liebeskrank oder hat dich ein schweres Unglück heimgesucht?«

»Es steht mir wenigstens ein großes Unglück bevor,« erwiderte Adolar von Kaltenstein. »Vor Abend noch reise ich ab.«

»So plötzlich? Und wohin? Etwa zur Frau Mama?«

»Du kannst vortrefflich rathen.«

»Aber zu welchem Zwecke denn? Es ist mitten im Winter, alle Wege sind verschneit – da kann man doch wirklich nicht singen: Welches Glück gewährt das Reisen!«

»Mir bleibt keine Wahl, ich muß!«

»In Familienverhältnissen?«

»In eigenen hochwichtigen Angelegenheiten, um, ist es möglich, einem schon sehr groß gewachsenen Unglück die weitere Triebkraft abzuschneiden.«

»Würdest du mich für unbescheiden oder zudringlich halten, wenn ich dich um nähere Anfschlüsse bäte?«

»Ich würde schweigen, dir Lebewohl sagen und dann reisen.«

Bulabicki setzte sich und suchte in den Augen seines jungen Freundes die Veranlassung dieses ihm auffälligen Benehmens zu lesen. Adolar war ungewöhnlich ernst und offenbar angegriffen. Er mußte entweder geschwärmt oder gewaltige Gemüthserschütterungen erlebt haben.

»Wirst du bald wieder zurückkehren?« fragte er nach einer Weile, während Adolar auf den Boden niederkniete und mit Packen fortfuhr.

»Auch diese Frage kann ich nicht bestimmt beantworten,« versetzte er. »Es ist möglich, daß wir uns schon nach Verlauf weniger Wochen wiedersehen, ebenso wahrscheinlich aber kann es auch sein, daß wir uns für immer trennen müssen.«

»Wenn ich so melancholische Vermuthungen ausspräche, dürfte mehr Sinn darin liegen,« bemerkte Bulabicki. »Mich ruft das Kampfgeschrei meiner Brüder, sobald ich einen mir obliegenden Auftrag ausgeführt habe, du reist in Frieden in ein friedliches Land.«

Adolar legte jetzt ein paar sehr schöne doppelläufige Pistolen auf den Tisch und schloß den Secretär.

»Wer sagt dir denn, daß es in mir, und da, wohin mich die Pflicht ruft, so friedlich aussieht?« sprach er mit erzwungenem Lächeln. »Und überdies – mich verfolgt ja das Unglück! ... Du bist ein Kind des Glücks wie du selbst zugibst, von hundert Kugeln, die treffen und tödten, wird dich mitten im Schlachtgetümmel sicherlich keine einzige auch nur streifen.«

Der polnische Fürst hatte die Pistolen ergriffen, betrachtete die ausgezeichneten Waffen mit Wohlgefallen, probirte deren Schlösser und sagte dann, den Freund wieder anblickend:

»Willst du mir zum Abschiede damit ein Geschenk machen? Ich würde sie hoch in Ehren halten. Sie sind in der besten Gewehrfabrik Lüttich's verfertigt.«

»Ich habe die Dinger erst vor zwei Stunden gekauft,« erwiderte Adolar, »und bedauere wirklich, diesmal deinem Wunsche nicht entsprechen zu können. Wahrscheinlich bedarf ich ihrer selbst.«

»Willst du dich schlagen? Für die Pseudo-Plater etwa?«

Adolar verfärbte sich, doch ohne daß Bulabicki es bemerkte.

»Wie kommst du gerade auf die niedliche Maske?« sagte er scheinbar gleichgültig.

»Je nun, weil du ihr mit solcher Beharrlichkeit auf Schritt und Tritt folgtest! Es wäre ja möglich, daß du eine Bekannte später in ihr entdeckt hättest und mit einem andern Bewunderer ihretwegen in Streit gerathen wärest.«

»Für diesmal, Freund, bist du nicht glücklich im Rathen,« versetzte Adolar von Kaltenstein. »Diese Pistolen

habe ich mir zugelegt, um mich daheim im Gebrauch derselben zu üben. Die Zeit dürfte mir oft lang werden, und da ist eine Zerstreung, die uns fesselt, ja aufregt, ohne doch unsere Gedanken zu sehr einzugreifen, immer sehr wünschenswerth.«

»Ich bedauere, daß ich deinen Umgang so bald missen soll,« sprach Bulabicki, die Pistolen wieder auf den Tisch legend. »Gerade die nächsten Tage wollte ich in recht in-nigem Verkehr mit dir verleben, denn auch mich ruft die Pflicht, und noch dazu eine heilige Pflicht ab. Vorgestern schon habe ich Depeschen aus Warschau erhalten.«

»Die Sachen stehen schlecht, wie?« unterbrach ihn der junge Baron.

»Sie stehen nicht besonders, allein alle wahre Patrioten haben noch immer die besten Hoffnungen.«

»*Lasciate ogni speranza!*« rief Adolar mit einem Anflug dämonischer Wildheit. »Jeder Hoffende ist ein Narr! Darum werde ich von heute an den Ausspruch, welchen Goe-the seinem philosophirenden Repräsentanten des Teufels in den Mund legt: Alles, was besteht, ist werth, daß es zu Grunde geht! zu meiner Devise machen.«

»So jung und schon so verzweifelt!« sagte Bula-bicki, indem ein spöttisches Lächeln auf seine Lippen trat. »Nein, Freund, zu dieser Philosophie bekehrst du mich nicht. Ich besitze zum Glück etwas leichteres Blut und lasse mich von Stürmen weder niederwerfen noch knicken. In meiner Seele wird die Hoffnung, daß mein Vaterland dereinst doch wieder zu Macht und Ruhmes-glanz erstehe, nicht die Augen schließen, sollte ich auch

den Tag erleben, wo unsere Erbfeinde als Sieger einzögen über die Brücke von Praga in unsere brennende Hauptstadt! Aber handeln freilich, rasch und energisch handeln müssen wir, und eben deshalb bin ich mit einer besondern Mission betraut worden. Es gilt einen letzten Versuch.«

»Welchen, mein Freund?«

»Den Inhalt der mir übersendeten Depeschen kenne ich nicht, auch würde ich, wäre mir derselbe bekannt, nicht davon sprechen.«

»Du eilst nach Paris?«

»Zuvörderst nach Belgien, zum Grafen Serbillon. Kennst du diesen würdigen Mann? Er gehört zu den opfermuthigsten Freunden unsers edeln, verkannten und zertretenen Volks und ist mit meiner Familie durch seine Gemahlin verwandt.«

»Serbillon? Graf Serbillon?« wiederholte Adolar nachdenklich. »Ich erinnere mich nicht von diesem jedenfalls französischen Adelsgeschlechte jemals gehört zu haben. Aber das ist kein Beweis, daß die Grafen von Serbillon nicht ganz ausgezeichnete Menschen sein können. Ich ward in der Provinz erzogen und da gab es von Vornehmen nicht allzu viel Besuch, fremde Edelleute aber sprachen niemals bei uns ein.«

»Es ist mir angenehm, daß ich die persönliche Bekanntschaft dieses Mannes, der bei allen unsern Patrioten in hohen Ehren steht, machen soll,« versetzte Bula-bicki. »Auch meine Muhme, die mir von Bekannten als eine außergewöhnliche Schönheit geschildert wurde, zu

begrüßen, wird mich die trübe Gegenwart hoffentlich auf einige Zeit vergessen lassen. Die Frauen aus dem Hause Jagello zeichnen sich alle durch Geist und Schönheit aus.«

Der junge Kaltenstein schien wenig Sinn für diese Bemerkungen seines politischen Freundes zu haben. Er packte mit Eifer fort, bis das für ihn unangenehme Geschäft beendet war, nahm dann eine Cigarre von dem Fürsten an, setzte sie in Brand und unterhielt sich noch einige Zeit mit diesem über verschiedene wichtige und unwichtige Gegenstände.

»Wie gern ginge ich mit dir nach Westen!« rief er aus, als Bulabicki aufzubrechen Miene machte. »Diese Reise ins Gebirge macht mir kein Vergnügen, aber ich darf sie nicht aufschieben, weil meine Zukunft, ja vielleicht das Schicksal meines ganzen Lebens daran hängt.«

»Wir könnten uns ja schreiben,« sagte der Fürst, »Wer zuerst Anlaß zu Mittheilungen findet, der greift auch zuerst zur Feder.«

»Wohl gesprochen!« versetzte Adolar. »Diesen Vorschlag nehme ich gern an, schon auch deshalb, weil ich mit Gewißheit erwarten darf, daß du mir zuerst Nachrichten von dir, von deinen Umgebungen, deinen Erlebnissen gibst. Deine schöne Muhme wird dich jedenfalls begeistern, der Graf dich in belehrende und anregende Gespräche verwickeln, und das fremde Land, die fremden Sitten werden dir vielfach Stoff zum Nachdenken geben. Halte nur auch Wort und bedenke, daß du einem tief

Unglücklichen durch deine Mittheilungen einige heitere Stunden bereiten wirst!«

Bulabicki begriff zwar immer noch nicht die so plötzlich veränderte Stimmung seines Freundes, er durfte aber doch auch seine Frage von vorhin nicht wiederholen. Ohne also darauf zurückzukommen, besiegelten beide ihr Versprechen durch einen Handschlag und nahmen auf unbestimmte Zeit von einander Abschied.

Kaum wußte sich Adolar wieder allein, als er nochmals den Secretär öffnete und demselben einige vergilbte Papiere entnahm. Diese legte er vorsichtig in seine Briefftasche. Dann ergriff er die Pistolen, probirte die Kraft der Schlösser, holte Pulverhorn und Kugelbeutel, die ihm als Jagdliebhaber nicht fehlten, und lud sie mit Vorsicht. Die von ihm gewählten Kugeln gehörten zu jener eigen geformten Art, welche Baron von Kaltenstein vom Stiftssyndikus Liebner mitgenommen hatte. Es waren Freikugeln.

Der leichte Sinn des jungen Mannes, der bis vor kurzem ein sorgenloses Leben in Saus und Braus geführt hatte und sich nicht frei wußte von mancherlei Fehlritten stürmischer Jugend, war trübem Ernst gewichen. In seinen Gesichtszügen lag ein Ausdruck verheimlichter Angst, aus seinen großen, gewöhnlich von weicher, in Sinnlichkeit getauchter Schwärmerei umflorten Augen blitzte die Glut verzehrenden Zorns.

Bald auf- und nieder gehend, bald nachsinnend ins Sofa gelehnt, wartete Adolar die Dämmerung ab. Nun ließ

sich ein Posthorn hören und der Erbe von Kaltenstein erhob sich. Vor seiner Wohnung hielt eine Extrapostchaise. Er rief dem Postillon zu, heraufzukommen, übergab ihm Koffer und Reisesack, warf seinen weitfaltigen Mantel mit rothem Futter um, steckte die Pistolen zu sich, rief Ophelia und folgte, nachdem er den Schlüssel der Wohnung abgeliefert, dem Postillon. Einige Minuten später rollte die Kalesche durch die Straßen der Vorstadt zu.

Hier hielt der Postillon vor der unscheinbaren Herberge an, in welcher Sandomir Geldern mit seiner Tochter Wohnung genommen hatte. Adolar stieg aus, um Onkel und Cousine abzuholen. Er fand beide reisefertig und in heiterster Stimmung – Zerline besonders scherzte und lachte ununterbrochen und gab eine wahrhaft kindische Freude darüber zu erkennen, daß sie ein zweites mal in Kaltenstein einziehen und Onkel und Tante wiedersehen sollte. Auch ihrem Vater schien diese neue Wendung der Dinge zu gefallen, denn er lächelte ununterbrochen und rauchte mit dem größten Behagen duftende Manillas. Seinem Neffen nöthigte er sogleich einen dieser aromatischen Glimmstengel auf, um damit, wie er sich ausdrückte, die Stechfliegen des hyperboräischen Winters zu verjagen, an die er nicht mehr gewöhnt zu sein vorgab.

Adolar bezeigte wenig Lust zur Unterhaltung. Er hüllte sich in seinen Mantel, drückte die Mütze tief ins Gesicht und schmauchte, in die Ecke des Wagens gelehnt, seine Cigarre. Geldern trug die Kosten der Unterhaltung, erzählte fortwährend und zog auch die Tochter wiederholt mit ins Gespräch. So vergingen einige Stunden ziemlich

angenehm, während die Reisenden in der hellen kalten Winternacht mehrere Meilen auf gutem Wege zurücklegten.

Gegen Mitternacht kam man in Gegenden, wo bedeutend mehr Schnee lag. Die Pferde hatten schwer zu arbeiten und bald mußten deren statt zwei vier vorgelegt werden. Es ging langsamer, die Reisenden wurden müde und alle befahl, wenn auch nur für kurze Zeit, die Neigung zum Schlaf.

Zerline rückte so lange auf ihrem Platze hin und her, bis sie die ihr bequenste Stellung gefunden hatte. Dann drückte sie das feine Köpfchen in die Ecke und versank nach einiger Zeit in den gesundesten Schlummer. Nicht so gut wollte es Geldern und Adolar, welche auf dem Rücksitz des Wagens, um dem Mädchen mehr Raum zu geben, nebeneinander saßen, gelingen, eine wirklich erquickende Ruhe zu finden. Der eine nickte rechts, der andere links, jetzt vorwärts, dann zurück, und bei diesem Ringen mit Schlaf und Wachen gab es schon in der ersten Viertelstunde einige recht fatale Carambologan beider gegen einander fallenden Köpfe, die man indeß in Betracht der Umstände als zu den kleinen Leiden des menschlichen Lebens gehörend, geduldig, wenn auch bisweilen unverständliche brummende Laute der Unzufriedenheit ausstoßend, ertrug. Einmal aber ward diese unfreiwillige Berührung der beiden Schläfer so heftig, daß Geldern, der seine Stirn gegen einen harten Gegenstand stieß, mit einem Schmerzensschrei erwachte und sich sofort völlig ermunterte. Die Stelle, welche der Stoß

getroffen hatte, schwoll sogleich an, und indem er tastend den Gegenstand suchte, dem er diese schmerzhaftige Ermunterung zu verdanken habe, gewahrte er, daß sich derselbe im Mantel seines Neffen befinden mußte.

»Parbleu!« rief Geldern, sich die Stirn reibend aus, »was trägst du denn für Werkzeuge bei dir? Hätte ich Unglück gehabt wie sonst, so würde ich mir ein Auge daran aus- oder den Nasenknorpel eingestoßen haben, und eins ist gerade so schlimm wie das andere. Es veranstaltet beides und kann dem bravsten Mann unter Umständen schlechten Leumund machen. Was für Instrumente führst du denn?«

Adolar bedauerte die nicht vorauszuberechnende Kopfbewegung des Oheims und erwiderte mit keineswegs sehr freundlich klingender Stimme.

»Es sind Pistolen, Herr Onkel, die ich im Mantel trage.«

»Pistolen? Doch nicht geladen?«

»Mit Pulver und Blei!«

»Welche Unvorsichtigkeit! Wir konnten das größte Malheur damit haben.«

»Nicht gut, Herr Onkel. Die Hähne an beiden Läufen stehen in Ruhe.«

»Also Doppelpistolen hast du zu dir gesteckt? Zu welchem Zwecke, wenn ich fragen darf? Wir leben in diesen hyperboräischen Gegenden doch nicht mehr unter den romantischen Schrecknissen straßenräuberischer Wege- lagerer?«

Adolar schlug seinen Mantel zurück und zog eine der Pistolen hervor. Die stahlblauen, damascirten kurzen

Läufe blitzten im Halbdämmer der hellen Winternacht. Das Auge des jungen Mannes glühte von Rachelust, als er sagte:

»In dem Falle, mein werther Herr Onkel, daß die Papiere, welche Sie mir zu zeigen und auszuhändigen die Güte hatten, nicht ganz echt sein sollten, werde ich mir die Ehre geben, mit Ihnen einen Gang auf Cavaliermanier zu machen. Da man sich nun auf eine Kugel nicht immer verlassen kann, so bin ich vorsichtig gewesen und habe mir doppelläufige Schußwaffen bester Qualität angeschafft. Sollten Sie aber nicht gewillt sein, einen so ernsten Handel, der meinerseits auch sehr ernst ausgefochten werden würde, mit mir einzugehen, so dürfte ich mich veranlaßt fühlen, mit Ihnen von ein und derselben unverdaulichen Speise zu kosten, Ihnen jedoch aus Respectsrücksichten das Vorkosten überlassen.«

Geldern zwang sich zu lachen, obwohl die Stimme seines tödlich beleidigten Neffen kalt und schneidend klang und nur zu deutlich den festen Willen verrieth, der alle seine Schritte leitete.

»Du bist ein verdammt ernster Bursche,« versetzte er, »den man, wie ich sehe, nach der Schnur behandeln muß. Aber im ganzen gefällst du mir und sind unsere beiderseitigen Angelegenheiten erst geordnet, so werden wir uns gewiß ganz vortrefflich vertragen. Vorläufig jedoch sei so gut und stecke deine vier Angströhren beiseite! Hier in dieser Kalesche kann man sich auf anständige

Weise unmöglich schießen, höchstens ist hier Platz genug, um sich mit Uebergehung aller Complimente langsam zu erwürgen. Letzteres wäre unzweckmäßig und ignobel dazu, also fort in die Tasche des Wagenschlags mit deiner edelmännischen *ultima ratio*! Wenn Zerline aufwacht, und sie sieht dies Spielzeug, womit verletzte Männerehre gefahrvoll tändelt, gibt's unausbleiblich ein Unglück. Das Kind würde so lange Zeter schreien, bis sich die Polizei oder sonst eine Gewalt, der ich mich nicht gern unterwerfe, ins Mittel legte, und, wenn nicht sofort unsere Personen, so doch ganz sicher den Gegenstand ihres Entsetzens in sichern Gewährsam nehmen.«

Adolar willfahrte dem Wunsche des Oheims, und die weitere Reise verlief am nächsten Tage ohne fernere Störung. Da es gegen Abend sehr windig ward und die Wege durch den massenhaft aufgehäuften Schnee immer unfahrbarer sich gestalteten, zogen die Reisenden vor, in einem Landgasthofe, der in waldiger Thalsenkung lag, zu übernachten. Das Quartier ließ sehr viel zu wünschen übrig. Nur Zerline erhielt ein Kämmerchen, Onkel und Neffe mußten sich mit einer bescheidenen Streu, die auf umgelegten Schemeln zurecht gemacht ward, begnügen.

Schon früh beim Erwachen erklärte der Inhaber dieses landesüblichen Gebirgsgasthofes, daß eine weitere Reise mit großen Schwierigkeiten verbunden sein würde. Diese Schwierigkeiten wurden dadurch noch erhöht, daß man genöthigt war, die Hauptstraße zu verlassen, um auf schlechten Communicationswegen weiter in die

immer bergiger werdende Landschaft vorzudringen. Mittels der bisher benutzten Wagen ließ sich dies gar nicht bewerkstelligen. Man mußte daher zu einem Schlitten seine Zuflucht nehmen, der denn auch bald in Stand gesetzt und hinreichend mit wärmenden Strohbüdeln ausgefüllt ward, welche den Reisenden zugleich statt der mangelnden Sitzkissen dienten.

Zerline amüsierte sich bei diesen Vorbereitungen, die ihr neu waren. Sie bestieg lachend das etwas schwerfällig aussehende Gefährt, fand es aber, bis zum halben Leibe in Stroh versinkend, ganz behaglich. Um von dem sehr scharfen Nordwinde nicht zu leiden, umwand sie den Kopf turbanartig mit einem bunten Shawl, steckte die bepelzhandschuhten feinen Händchen in den übereinander geschlagenen Poncho, und sah nun mit Blicken voll Schelmerei den Dingen entgegen, die da kommen sollten.

In den ersten Vormittagsstunden fiel bei fortwährend scharfem und immer mehr sich steigerndem Winde wenig Schnee, dennoch hatten die Pferde schwer zu arbeiten, da überall hohe Schneewehen quer über die wenig befahrene Straße liefen. Je mehr sich aber die Reisenden dem höhern Gebirge näherten, desto stärker wurden Wind und Schneefall, und als die Dämmerung einbrach, hüllte ein gewaltiger Schneesturm Himmel und Erde dergestalt in graue Nacht, daß man kaum ein paar Schritte weit sehen konnte.

Weg und Steg, so wie jedes Zeichen, das die Richtung der Fahrstraße kenntlich machte, waren verschwunden. Der Postillon, ein Sohn des Landes und genau bekannt mit der Gegend und deren vielfach sich kreuzenden Richtwegen, fuhr nur Schritt, ermunterte ab und an die schnaubenden Pferde durch einen Zuruf, und stieg von Zeit zu Zeit auch ab, um einige Schritte seitwärts oder voranzugehen und hier sich zu vergewissern, daß er nicht vom Wege abgewichen sei.

Nun bog man in den Wald ein, der in einer Ausdehnung von kaum einer Stunde die nächste Umgebung Kaltensteins begrenzte. Es war nicht eben schwierig, den rechten Weg in diesem Walde zu finden, jetzt aber, wo man weder die Baumstämme deutlich unterscheiden, noch wegen der Schneewirbel die Richtung genau festhalten konnte, die man einschlagen mußte, um Schloß Kaltenstein auf geradem Wege zu erreichen, war es eine schwierige Aufgabe, sich zurecht zu finden. Der Postillon gestand nach mehrmaligem Anhalten und darauf folgendem Abbiegen erst zur Linken, dann zur Rechten, daß er die Richtung verloren habe. Er hatte sich verirrt, und mehr noch die Sorge um die ihm anvertrauten Thiere als um die Reisenden, deren Schicksal doch auch von seiner Ortskenntniß abhing, erfüllten den armen Menschen mit Angst und Entsetzen.

Adolar, ebenfalls mit den Umgebungen Kaltensteins vertraut und selbst in den weitläufigen Forsten, die sich nach der Grenze hin verdichteten, wohl bewandert, hatte schon wiederholt die Frage aufgeworfen.

»Sind wir auch recht, Schwager?«

Die Antwort desselben: »Machen Sie mich nicht irre, Herr,« gab leider zu erkennen, daß das Gefürchtete bereits eingetreten war. Indeß sprach dies noch keiner mit klaren Worten aus. Der Postillon ließ die Zügel lose hängen, um dem Instinct der Thiere die Führung zu überlassen. Vielleicht witterten diese den rechten Weg und fanden ihn leichter wieder als ihr völlig verwirrt gewordener Leiter.

In solcher Ungewißheit verging wohl eine Stunde. Der Wald ward immer dichter, das Schneegestöber undurchdringlich, der Sturm wühlte in den hochwipfeligen, breitästigen Tannen, als wolle er sie zersplittern. Da stürzten gleichzeitig beide Pferde bis an den Hals in eine Vertiefung, der Schlitten schlug um und Wolken von Schnee fegten gleich einer weißlichen Rauchsäule über die Versinkenden fort.

Zerline schrie, Geldern schimpfte, mit beiden Händen sich gegen den rollenden Schnee, der ihn immer von neuem wieder überschüttete, vertheidigend. Adolar machte seinem Aerger durch lästerliches Fluchen Luft, sein Hund bellte bald, bald stieß er ein ängstliches Geheul aus. Der Postillon begann, um die Pferde beschäftigt, in seiner gänzlichen Rathlosigkeit wie ein Kind zu weinen, und ließ es zuerst seine Sorge sein, die armen keuchenden Thiere aus ihrer mislichen Lage zu befreien.

Inzwischen hatten sich die Reisenden auch wieder gesammelt und fühlten festen Boden unter sich.

»Zum Teufel, wo hast du uns hingelootst!« fuhr Adolar den völlig bestürzten Postillon an. »Was soll denn nun geschehen? Hier sitzen bleiben können wir doch unmöglich bei diesem Schneesturme! Wir sind spurlos verweht, ehe eine halbe Stunde vergeht!«

»Ach Herr,« jammerte verstört der Postillon, »was aus uns wird, daran wollen wir gar nicht weiter denken, wenn ich nur meine armen Pferde erst wieder gesund im Stalle stehen.«

»Hast recht, dummer Teufel!« fiel Geldern ein, den diese Aeüßerung des sich unglücklich Fühlenden ergötzte. »Was gehen dich die Menschen an! Solch unnützes Gelichter gibt es genug, aber gute zuverlässige Gäule, von denen das Stück gewiß an die dreißig Thaler kostet, die sind nicht so leicht wieder anzuschaffen.«

»Nimm dein Horn, Tölpel, und blase!« schrie Adolar dem Unbeholfenen zu. »Ewig weit von menschlichen Wohnungen können wir nicht sein; ich hörte soeben Hundegebell.«

In der That trug der fliegende Sturm abgerissene Laute, die man für Hundegebell halten konnte, in kurzen Zwischenräumen durch den Wald.

»Ja, ja, Hunde sind 's freilich,« versetzte der Postillon, bald schluchzend, bald ein paar Gebetzeilen, wie sie ihm gerade einfielen, sprechend, mochten sie nun Sinn haben oder nicht, »es sind aber nicht kaltensteinische Hunde. Die kenne ich alle an der Stimme wie meine Herrschaften, bei denen ich gedient habe! ... O Gott, o Gott! ...

Komm, Herr Jesu, sei unser Gast, und segne, was du uns bescheret hast! . . . «

»Eure schöne Bescherung!« sprach Geldern, hell auflachend. »Eine recht heiße Bowle Punsch wär' mir lieber! . . . Donnerwetter! Ich glaube in meinem Magen steht das hunderttheilige Thermometer auf 5 Grad unter Null. Der Umsturz dieses Musterschlittens hat mir eine ganze Lavinne in den Leib geschüttet.«

Adolar entriß jetzt dem völlig unzurechnungsfähigen Postillon das Horn und fing an, demselben Töne zu entlocken, die Todte zu erwecken im Stande gewesen wären. Er erprobte seine Fertigkeit als Virtuose auf dem Posthorn in kurzen Pausen noch einigemal, aber nicht einmal das Echo gab Antwort auf diese der Hölle entstammten melodiösen Weherufe. Der Sturm entführte sie auf seinen Fittichen, und Wogen von Schnee stäubten und sprühten um die mächtigen Stämme der alten, ächzenden Tannen.

Zerline war zähneklappernd ohne Aufforderung wieder in den aufgerichteten Schlitten gestiegen, der Postillon legte die Pferde wieder vor, und Geldern packte sich auch aufs neue in das mit Schnee reichlich durchknetete Stroh. Wüthend über diese Fatalität, deren Ende gar nicht abzusehen war, hieb Adolar auf die Pferde, sprang, als sie anzogen und den Schlitten in gewaltigen Sätzen mit sich fortrissen, auf das Schlep Holz, und jagte auf gut Glück zwischen den Stämmen hindurch, daß die Aeste

sein Haupt streiften. Der Postillon lief rufend und heulend dem Schlitten nach, um nicht allein in der wüsten Sturmnacht im schauerlichen Walde zu bleiben.

Plötzlich ward eine weißliche Fläche zwischen den Bäumen sichtbar. Dort rechts unter dem gespaltenen Fichtenstamme erhob sich ein Muttergottesbild auf sandsteinernem Sockel. Es war der gekreuzigte Christus, dem zur Seite Maria kniete, eine Schüssel haltend, um den Blutstrahl aufzufangen, der aus der vom Speer zerrissenen Seite des Gottessohnes quillt, und den hier die Hand des naiven Künstlers in Form eines rothgemalten Bogens aus Eisenblech dargestellt hatte, eins jener zahlreichen Bilder dieser Art, wie man sie auf allen Wegen und Stegen an den Grenzen Böhmens und Schlesiens antrifft.

»Sieh' da,« rief Adolar beruhigt und wieder Muth fassend aus, »das ist ja der Bildstock im Klosterforst! Fünf Minuten weiter hinauf steht das schiefe Kreuz zum Andenken an den dort vorgefallenen Mord . . . Wir sind Kaltenstein umfahren. Jetzt werd' ich die Zügel festhalten und – ich stehe dafür – in einer halben Stunde sehen wir die Lichter von Kaltenstein schimmern.«

Sandomir Geldern betrachtete sich das Muttergottesbild sehr genau, und auch Zerline richtete ihr Auge darauf.

»Die Stelle kommt mir bekannt vor,« sprach sie zum Vater gebeugt. »War's nicht dort – links – wo der Schuß aufblitzte?«

Geldern nickte beistimmend, ohne zu sprechen, er gab sogar Zerline durch Zeichen zu verstehen, daß er es lieber sähe, wenn sie schweigen wolle.

Adolar hatte das Geflüster nicht beachtet. Er war froh, den rechten Weg wiedergefunden zu haben. Ohne auf das Flehen des geängstigten Postillons zu achten, trieb er fort und fort die schweißtriefenden Thiere mit scharfen Peitschenhieben zu beschleunigtem Schritte an, bis der Wald sich lichtete und auf der freien Hochebene später trübe Dunstscheine in der dicken Schneeluft das Lichtglimmer menschlicher Wohnungen verkündigten. Es waren die Lichter auf Schloß Kaltenstein, das in einer Entfernung von kaum einer halben Stunde gerade vor den ermatteten Reisenden lag.

ZEHNTES KAPITEL. EIN IMPROVISIRTES DUELL.

Von ermüdender und wenig Ausbeute gewährender Jagd spät nach Hause gekommen, hatte sich der Baron mit dem ihn begleitenden Förster Frei, der seit seiner Entlassung aus der Haft sein steter Genosse war, in der Trinkhalle des Schlosses niedergelassen, um die müden Glieder auszuruhen und den Leib zu pflegen. Mit Clotilde stand er schon seit Wochen auf sehr gespanntem Fuße. Das Verschwinden Hildegardens, deren Verbleiben die Baronin zu wissen zugab, erbitterte den handfesten Edelmann, und wenn ihm die Sache persönlich nicht ans Herz griff, so ärgerte ihn desto mehr die Hartnäckigkeit seiner Frau, die mit überlegener Miene ihn und den Förster mit der kühlen Aeußerung abfertigte: »Kümmert euch doch

nicht um meinen Schützling. Das Kind ward mir von der verstorbenen Cornelia auf die Seele gebunden und ist gut aufgehoben.«

Andreas glaubte dieser Versicherung halb und halb, obwohl er seine einzige Tochter, deren angeborene Klugheit und unverdaute Bildung ihm am meisten Sorge machten, lieber unter Aufsicht des milden Domdechanten gesehen hätte. Sein Kind wieder in das eigene Haus zu nehmen, aus dessen verfemten Räumen der Frieden ja doch für immer gewichen war, fiel ihm nicht ein. Er fügte sich daher einstweilen grollend in das Unabänderliche und setzte seine Hoffnung auf die Zukunft.

Mit dem Baron verkehrte der Förster vertrauter denn je. Es schien, als könne der reiche Edelmann gar nicht mehr ohne ihn sein, und da es Frei an anderweitiger Zerstreuung und Unterhaltung fehlte, so ließ er sich diese Zuneigung seines Herrn, von dem ja ohnehin seine ganze Existenz abhing, gern gefallen.

Beide Männer hatten, was immer Brauch war, wenn sie allein tafelten, stark getrunken, und der Förster verließ das Schloß seines adelichen Freundes und Gönners in einem Zustande, welcher nur um ein Geringes sich noch erhöhen durfte, um die Gestalt eines ganz soliden Rausches anzunehmen. Frei war aber ein kräftiger Mann, der schon etwas vertragen konnte, weshalb er denn festen Schrittes aus dem Schloßhofe trat und den geradesten Weg nach dem Forsthause einschlug.

Der Baron streckte sich auf eine der hartgepolsterten Bänke, welche mit ihren steifen Lehnen die Wände der

Trinkhalle berührten, und überließ sich unklaren Gedanken. Der starke, alte Rüdesheimer, den er genossen hatte, machte ihm das Blut zu Kopfe steigen, sodaß er sich nicht eigentlich behaglich fühlte. Weil aber dieser Zustand ihm schon zur Gewohnheit geworden war, nahm er ihn ruhig hin als etwas, das sich nun einmal nicht verhindern lasse, weil es zum Weidmannsleben mit gehöre.

Die Lichter auf dem gedeckten Tische, der noch Ueberreste von Speisen nebst geleerten und vollen Weinflaschen trug, brannten dunkel, da sich der Herr des Schlosses nicht die Mühe gab, sie zu schnäuzen. Er schloß die Augen, ohne zu schlummern oder auch nur Neigung zum Schläfe zu fühlen. Ihn ergötzten die farbigen Bilder, die das in starke Wallung versetzte Blut vor seinen Blicken in raschem Wechsel entstehen und vergehen ließ. Aus diesem wachen Träumen weckte ihn heftiges Peitschengeknall und Pferdegewieher. Er fuhr auf, strich sich das dünn werdende Haar aus der feuchten Stirn und trat an den Tisch, die nächste Flasche erfassend und sich noch ein Glas einschenkend. Als er dasselbe mit nicht mehr ganz fester Hand zum Munde führte, glaubte er laut sprechen zu hören. Er setzte das Glas unberührt wieder auf den Tisch und ging ans Fenster. Ein Bauerschlitten, um den ein paar Menschen beschäftigt waren, stand mitten im Schloßhofe.

Inzwischen hatte Adolar mit seinen Begleitern, von Ophelia gefolgt, schon die Freitreppe erstiegen. Seine rasche Frage: ob der Baron daheim sei und wo man ihn antreffe? beantwortete der herbeigeeilte Leibjäger, der sich

nicht wenig wunderte, den jungen Herrn so unerwartet auf Kaltenstein zu sehen.

Adolar trat raschen Schrittes in die Vorhalle. Hier lag ein frischgeschossener Rehbock steif gefroren am Boden. Geldern und Zerline folgten dem Voraneilenden, der Hund schlich wie trauernd mit hängenden Ohren hinterdrein. Als der Erbe von Kaltenstein die Hand nach der Thür der Trinkhalle ausstreckte, ward diese von innen geöffnet, und sein Vater stand, in der linken einen Armleuchter mit herabgebrannten Lichtern haltend, ihm gegenüber.

Der Baron prallte ein paar Schritte zurück, als er den Sohn vor sich sah. Auf dessen Begleitung achtete er im ersten Augenblick nicht.

»Du hier?« sprach er stirnrunzelnd und offenbar nicht erfreut über des Akademikers unvermutheten Besuch, indem er den Leuchter wieder auf den Tisch stellte und jetzt das voll geschenkte Glas in einem Zuge leerte, »Was soll das heißen? Hat man dich fortgejagt?«

Adolar hatte dem Vater nicht einmal guten Abend geboten. Er zitterte vor innerer Aufregung und er mußte sich mit aller Kraft zusammenfassen, um die verhängnißvollen Fragen, die ihn seit Tagen schon quälten, wenigstens scheinbar ruhig an den Mann zu richten, der sie allein der Wahrheit gemäß beantworten konnte.

Den faltigen Mantel fest über die Brust zusammenziehend, sprach Adolar:

»Bist du mein Vater und heißt meine Mutter Clotilde Geldern?«

Baron von Kaltenstein stieß das Weinglas heftig auf den Tisch und erwiderte in brüskem Tone:

»Welcher Satan hat dir diese verfluchte Frage auf die Zunge gelegt?«

»Dein stets ergebener Schwager, Alterchen,« fiel Sandomir Geldern freundlich ein, sich neben den zitternden Neffen stellend. »Du warst letzthin so erbärmlich unfreundlich gegen mich, und mein letztes, doch gewiß sehr höfliches Schreiben hast du nicht einmal beantwortet.«

»Sandomir!« rief der Baron aufschreiend und mit krampfhaftem Griff den nächsten Stuhl erfassend, der unter der Last des sich darauf stützenden starken Mannes ächzte. »Sandomir!« wiederholte er dumpfer. »Warum hast du mir das gethan? . . . «

Er ward fahl, sein Auge aber lohte vor Zorn und Haß.

»Aus reiner, aufrichtiger Anhänglichkeit an dich, Freudenchen, und an meine liebevolle Schwester,« versetzte Geldern.

Der Baron röchelte, als drohe ihm ein Schlaganfall.

Wüthend riß jetzt Adolar seinen Mantel auf und hielt dem Baron die von seinem Oheim erhaltenen Papiere vor.

»Kennst du diese Documente?« fragte er, vor Zorn stammelnd, den Entsetzten. »Bin ich das Kind, von dessen Geburt Köhler des Schwarzwaldes Zeugen waren? . . . Ist die unglückliche Frau meine Mutter, die du im Spiel gewannst, und deren du dich doch dergestalt schämtest,

daß du mich, deinen und ihren Sohn, aus elender Feigheit vor deiner Familie verleugnetest? . . . Ist endlich dieser Mann hier der Bruder meiner Mutter, die mich nie geliebt und immer nur wie ein fremdes, ihr von dir zugeführtes Kind behandelt hat?«

»Leugne nicht, Alterchen,« fiel Geldern ein, »es kann doch zu nichts mehr helfen. Deine Härte, deiner Frau unbesiegbaren Stolz und das Bewußtsein ihrer Sündhaftigkeit, die niemand kennen lernen soll, haben mich gezwungen, die Wahrheit ans Licht zubringen. Aber ich bin nicht böse von Charakter, das hab' ich schon häufig bewiesen, ich kann nur das Reden nicht lassen, wenn ich andere die Unwahrheit sagen höre. 'S ist ein Naturfehler, den ich von meiner seligen Mutter geerbt haben muß. Die arme Frau! . . . Sie mußte ihre Liebe zur Wahrheit mit dem Leben bezahlen!«

Der Baron hatte sich wieder ermannt. Mit einem furchtbaren Blicke auf Sandomir Geldern kehrte er sich rasch um, trat an die Wand und riß hier zwei nebeneinander hängende Hirschfänger von den Nägeln. Einen derselben warf er seinem Schwager zu, die scharfe Klinge des andern entblößte er selbst und nahm die Stellung eines geübten Fechters an.

»Vertheidige dich, Elender!« rief er, vor Wuth schäumend. »So wahr Gott lebt und deine verwahrloste Schwester die Mutter dieses nach ihr gerathenen Buben ist, nur einer von uns beiden verläßt lebend diese Halle!«

Sandomir Geldern ließ den ihm zugeschleuderten Hirschfänger unberührt liegen. Er lächelte sarkastisch und verschränkte die Arme über der Brust.

»Du hättest das vollkommenste Recht, Alterchen, mich leichtsinnig zu nennen,« erwiderte er, »ein Narr aber, Freund, war ich nie! Du weißt, ich verstehe mit Degen und Stoßwaffe nicht so gut umzugehen wie du, selbst aber, wenn ich ein Meister wäre in Führung der Klinge, mit dir schlage ich mich doch nicht. Du bist mir viel zu schlecht dazu, denn ich glaube, du verstehst dich vortrefflich darauf, unbequem werdenden Menschen einen Hinterhalt zu legen.«

Adolar verstand den Sinn dieser Worte nicht; auch würden sie, hätte er sie wirklich zu deuten vermocht, in diesem Augenblick wenig Eindruck auf ihn gemacht haben. Der Groll, den er gegen seinen Vater hegte, der nicht Anstand nahm, ihn als ohnmächtiges Kind zu verstoßen, um ihm später aus Barmherzigkeit die Stelle eines Adoptivsohns anzuweisen, verwandelte sein Blut in Feuerflammen, und sein ganzes Wesen lechzte nach Rache. Mit stampfendem Fuße auf den Hirschfänger tretend, daß der spröde Stahl unter ihm brach, warf er den Mantel ab und zog die doppeläufigen Pistolen.

»Wähle!« rief er dem Vater zu, vom Dämon des Wahnsinns umtanzt. »Wähle und dann ziele gut! ... Ein Vater, der sein Kind verleugnet, hat kein Anrecht auf die Liebe dieses Kindes ... Ich erblicke in dir nur den Kaufmann meiner unseligen Mutter und hasse dich als meinen Todfeind!«

Adolar's Worte setzten den Baron, der niemals eine solche Sprache vernommen hatte, ebenfalls in Wuth. Er ergriff eine der doppeläufigen Pistolen und ging, das Gesicht dem Sohne und seinem Schwager zugekehrt, zurück bis an das andere Ende des Tisches. Dort nahm er Platz, hob die Hand und spannte den Hahn. Die Entfernung von einem Ende des Tisches zum andern betrug nur etwa zwölf Fuß. Sein Auge glitt von dem verzerrten Antlitz des Sohnes auf die Mienen des dämonisch lächelnden Geldern.

»Gib Acht, daß die Kugeln nicht äffen,« rief Adolar, ebenfalls den Hahn aufziehend. »Es sind Freikugeln aus der Fabrik des Einäugigen und des Kreuz-Matthes! ... Eins ... zwei ... drei ...«

In dem Augenblick, als Adolar den Arm hob, um auf die Brust des Vaters anzulegen, traf ihn ein heftiger Schlag. Der Arm hob sich, es fielen zwei Schüsse, und neben ihm stürzte Sandomir Geldern blutend zu Boden ...

Der treue Pudel war hinter den Baron geschlichen, hatte dessen zum Schuß erhabenen Arm mit den Zähnen gepackt und aller Wahrscheinlichkeit nach dadurch der Kugel eine andere Richtung gegeben. Jetzt erhob er ein wüthendes Geheul, das schauerlich durch alle Gemächer des Schlosses hallte.

»Verfluchter Mörder!« rief Sandomir Geldern, sich auf dem Boden krümmend. Zerline warf sich schreiend über den Blutenden. Der Baron stand regungslos, von einem doppelten Augenpaar gebannt. Die Blicke des Sohnes

und dessen Mutter, die, von den Schüssen aufgeschreckt, im Nachtgewande mit halbgelösten Haaren in die Trinkhalle trat, trafen ihn mit gleicher, zwingender Gewalt.

»Ha, Geldern! ...« stammelte Clotilde. »Er hat ihn getödtet!«

»Kann sein, Schwesterchen,« lallte Sandomir mit schwächer werdender Stimme; »der Teufel aber, der die Freikugeln gießen half, wird ihm die That gesegnen! ... Ihr seid einander werth! ... Die Mörderin gehört zum Mörder! ...«

Geldern vergingen die Sinne. Als die Diener des Barons schüchtern heranschlichen, lag er, von Adolar und Zerline umfangen, wie ein Sterbender auf dem besudelten Fußboden.

VIERTES BUCH.

ERSTES KAPITEL. EIN HERZ VOLL WIDERSPRÜCHE.

Seit der Freilassung ihres Bruders entfaltete Kathrine Frei eine Sorgsamkeit, die man früher nicht an ihr gekannt hatte. Sie machte Andreas keinen Vorwurf, wozu sich doch Gründe genug auffinden ließen. Ueberzeugt von seiner Schuldlosigkeit, empfand sie tief den Gram und Kummer des wochenlang gefangenen Gehaltenen, durch peinliche Verhöre Geplagten, und sie hielt es daher für ihre Pflicht, dem so schwer Gekränkten das Erduldete durch liebevolle Pflege und schwesterliche Theilnahme einigermaßen vergessen zu machen.

Es ward Kathrinen bisweilen schwer, gar nicht von der Vergangenheit zu sprechen, dennoch hielt sie willenskräftig an sich, und nur ihren schmerzlich zuckenden Lippen und den feucht werdenden Augen war es anzusehen, daß sie schwer trug an den Bekümmernissen des Bruders. Wußte sie sich gar nicht mehr zu fassen, so klopfte sie mit ihrer von vielen groben Arbeiten hart gewordenen, knochigen und stets heißen Hand Andreas auf die gefurchte Wange und verließ ihn mit den zwischen den Lippen in aufkeimendem Schluchzen zerdrückten Worten.

»Bist gut!«

Häufig aber war Kathrine auch wieder sehr unzufrieden mit dem Förster. Andreas hatte nämlich jetzt noch weniger Ruhe in seinem Hause als früher, weshalb er eigentlich nur des Nachts darin verweilte. Am Tage hielten

ihn wirkliche oder doch angebliche Berufsgeschäfte meistentheils im Freien fest, oder eine Einladung, ein Befehl des Barons rief ihn nach Kaltenstein. Diese Besuche aus dem Schlosse verwandelten sich sehr bald in einen fast bleibenden Aufenthalt daselbst, und diese neue Wandlung im Leben des Försters gefiel der streng ordentlichen Kathrine durchaus nicht.

Leider besaß sie kein Mittel, Andreas bei sich festzuhalten, und auf der andern Seite forderte der Baron den Umgang mit Frei wieder so bestimmt, daß Kathrine am wenigsten Einwendungen dagegen machen konnte. Die Meinung des reichen Landedelmans war jedenfalls gut; er wollte seinem Förster die Trübsal vergessen machen, die er schuldloserweise hatte erdulden müssen, und seinen Gutsangehörigen durch den vertrauten Umgang mit Frei darthun, wie hoch er seinen Beamten achte und liebe.

Seufzend gewahrte nun Kathrine, daß Andreas von Kaltenstein selten ganz nüchtern nach Hause kam, und gerade diese Wahrnehmung betrübte sie tief. Auch die Zeit kümmerte den unordentlichen Mann wenig. Ob Mitternacht herankam oder die Hähne bereits krächten, wenn er den alten, schweren Klopfer mit unsicherer Hand erfaßte, um ihn gegen die verschlossene Hausthür fallen zu lassen, war dem Förster ganz gleichgültig. Er verlachte Kathrinens Bitten, und wagte sie scheltende Worte auszustoßen, so schnippste Andreas in seiner Weinlaune, wo er sich stets gutmüthig zeigte, der Schwester gegen ihre

spitzige Nase, daß sie nur in schleuniger Flucht Rettung vor dem ungalanten Bruder fand.

Die immerwährende Einsamkeit in dem alten Forsthaushaus, die vielen ruhelosen und sorgenvollen Nächte, die ihr der ungeordnete Lebenswandel des Försters verursachte, übten einen nachtheiligen Einfluß auf Kathrine. Sie machte die Bemerkung, daß sie schreckhaft ward, und zum ersten mal in ihrem Leben überfiel sie eine Ahnung von dem Leiden, das sie so oft, namentlich auch von ihrer verstorbenen Schwägerin, Nervenschwäche hatte nennen hören.

»Es wäre entsetzlich!« rief sie sich schauernd zu und begann noch eifriger als gewöhnlich zu arbeiten.

Am Tage gelang es ihr auch, den bösen Feind, der von ihr Besitz nehmen wollte, im Zaume zu halten, abends aber, wenn der nie ruhenden, alternden Person die müden Hände in den Schoß fielen und die brennenden Augen sich doch nicht schließen wollten, erhob er sich ungerufen und begann seine mitleidslosen Vexationen.

Kathrine ward unruhig, ängstlich, furchtsam. Wenn draußen eine Krähe schrie, zuckte sie zusammen, als habe sie den Ruf des Todtenvogels vernommen; wenn eine Maus im Getäfel nagte, glaubte sie das schlürfende Rauschen der langen, schweren Seidenkleider zu hören, die Hildegardens verstorbene Mutter so gern getragen hatte. Im trüben Flackerschein der Oellampe, deren Docht Kathrine aus Sparsamkeit nicht sehr ausspreitete, wahrte sie dann wohl auch einen fliegenden Schatten durchs

Zimmer schweben, und ein bleiches, thränenfeuchtes Gesicht starrte sie halb traurig, halb zürnend an!

Es half nichts, daß Kathrine mit wildem Blick gegen dies Phantasiegebild vorschritt; es blieb stehen und wich nicht einmal dem Ruf oder einem Schlage der Entsetzten. Sogar sprechen, unheimlich, geisterhaft flüstern hörte sie die todte Schwägerin.

»Wo ist meine Tochter? . . . Gib mir Hildegarde zurück! . . .«

So lauteten die Worte der schattenhaften Gestalt, die beinahe allabendlich, wenn die Dienstboten sich zur Ruhe begeben hatten, Kathrinens entsetzlicher Gefährte war.

Obwohl die Tante Hildegardens einen heftigen Widerwillen gegen die Gegenstände empfand, welche ihre Schwägerin bei ihrem Tode hinterlassen hatte, zog sie dennoch öfters eine unwiderstehliche Macht nach dem Zimmer, wo Cornelia gestorben war. Auch heute, wo der Schneesturm an den Fensterladen rüttelte und breite Wälle schimmernder Krystalle um die Försterwohnung ausschüttete, litt es Kathrine weder im Wohnzimmer noch in der Küche. Die Magd war am Herde eingeschlafen, knirschte mit den Zähnen und sprach im Schlafe. Das alles verdroß Kathrine, weil es die Unheimlichkeit im Hause steigerte. Mit scheltenden Worten trieb sie das ermüdete Geschöpf in ihre Kammer, probirte noch ein paar mal das Thürschloß, um sich zu überzeugen, daß

ohne ihr Wissen sich niemand ins Haus schleichen könnte, und erstieg dann, den Hausschlüssel in der rechten, die Lampe in der linken Hand, die Treppe.

Pfeifend schwirrte der Wind die Breitseite des Hauses entlang und klapperte mit den alten Scheiben, die von manchem Königsschusse des verstorbenen Försters her als Schmuck an den Außenwänden hingen. Oft klang das Geräusch des vom Sturme aufgewirbelten Schnees, wenn er Wände und Fenster traf, wie Sand, der zwischen dünnen Metallplatten herabrieselt.

Kathrine blieb horchend stehen, schirmte die Augen eine Zeit lang mit der Hand und heftete ihre Blicke starr auf die Thür, die sie zu verschließen gekommen war. Hinter dieser regte sich nichts, und so trat denn die Blatternarbige entschlossen ein.

Die Lampe über ihr ergrautes Haupt emporhebend, dessen spärliche Flechten sie alter Gewohnheit nach mit einem ausgewaschenen baumwollenen Tuche umwunden hatte, ließ sie den matten Schein des Lichts nach allen Seiten hin spielen, ehe sie weiter ging. Es war alles still und in schönster Ordnung.

Nun leuchtete Kathrine die Wand entlang, gebückt vorwärts schlüpfend, bis sie das Sterbelager Corneliens erreichte. Hier stellte sie die Lampe auf ein kleines Tabouret, zog die Vorhänge des alten Himmelbettes auseinander und blickte sich mit ihrem hagern Leibe, die dunkeln tief liegenden Augen doppelt anstrengend, über die glänzend weißen Bettlaken.

»Sie hat es mir angethan die böse Schwägerin!« sagte sie flüsternd, die Vorhänge wieder zuziehend und mit krampfhaft geschlossenen Fingern sie festhaltend. »Sie nimmt Rache an mir ... weil der Aufenthalt der Seligen ihr verschlossen bleibt! Ohne Buße und Beichte ging sie hinüber ... und ihr Fluch traf sterbend ... mein Herz! ... Nun höre ich die Unselige immer winseln und stöhnen, wie in jener Nacht, ... wo sie ... so plötzlich starb! ... Ich muß zum Bett ... ich kann es nicht lassen ... Es ist leer ... es muß ja leer sein, ich weiß es, aber ich bin doch erst ruhig, wenn ich unter die Vorhänge ... und unter die Decke ... gesehen habe ...«

Kathrine nahm die Lampe wieder auf und ging nach dem Secretär, den Cornelia immer nur für sich allein besessen und dessen sich nach dem Tode der Mutter Hildegarde bedient hatte. Der Schlüssel steckte – Andreas mußte vergessen haben, ihn abzuziehen; denn nach der Tochter hatte der Vater Besitz von dem Möbel genommen.

Es war mehr ein Gefühl des Aergers als der Neugierde, das Kathrine fast wider Willen zwang, den Schlüssel umzudrehen und den Secretair zu öffnen. Die Form des Möbels schon und die feine Arbeit hatten von jeher ihr Misfallen erregt und ihre Galle gereizt. Es gehörte das mit zu der Vornehmthuerei der verwöhnten Schweigerin, die Kathrine so energisch haßte.

»Könnte ich der Todten doch im Grabe einen Possen thun!« sprach der Ingrimme im Herzen der ruhelos gewordenen Kathrine. »Wenn sie unter den Unseligen weilt,

wird sie des Bösen, das sie auf Erden gethan hat, schon eingedenk sein, und was eine Feindin, die noch lebt, ihr jetzt Schlimmes wünscht und thut, davon hat sie gewiß Kenntniß. Es gäbe ja sonst keine wirkliche Hölle im Jenseits! . . . «

Kathrine lachte schadenfroh, daß die schmalen Lippen sich zu Linien verdünnten, während sie hastig und scheu, wie ein Dieb, die Schiebladen und Kästchen eine nach der andern auszog, um nach Reliquien von Cornelien zu suchen. Sie fand jedoch nichts, was sie besonders fesselte. Ein paar vergelbte Spitzenstreifen, ein leeres Briefcouvert, das von der Baronin herrührte, war alles, was Kathrine in die Augen fiel. Sie zerriß beides mit sichtbarer Wuth.

Darauf suchte sie weiter. Im obersten Fach, das eine Feder öffnete, entdeckte sie eine Mappe. Sie enthielt Zeichnungen von Hildegarde, auch einige Uebungsbücher im Schönschreiben, worin es die einzige Tochter des Försters noch vor ihrer Confirmation ziemlich weit gebracht hatte.

Wie Kathrine diese festen Züge, diese schönen Buchstaben erblickte, vermochte sie doch nicht, ihr Zerstörungswerk, zu dem sie ja ohnehin gar kein Recht hatte, fortzusetzen. Die Buchstaben fesselten sie, sie mußte die Schrift selbst schön finden und diejenige glücklich preisen, die es so weit durch zeitgemäßen Unterricht, glückliche Naturanlagen und eigenen Fleiß zu bringen vermochte.

»Darum verachtete mich das hochmüthige Ding!« sprach Kathrine, die blatterndurchfurchte Stirn finsterrunzelnd. »Ich war ihr immer zu schlecht, zu ordinär, zu bäuerisch! ... Darum hat sich die eingebildete Dirne auch der verruchten Baronin in die Arme geworfen! ... Aber sie soll dennoch herunter unter meine plumpen Füße, eher will ich nicht sterben können! ... Und diese meine Hände, die sie als Kind schon abscheulich fand, soll sie mir küssen, bis sie vor Angst umsinkt! ... Das soll die Strafe sein, die ich ihr auferlegen will, wenn Andreas die Flüchtige erst wieder aufgefunden hat! ...«

Mit ärgerlicher Heftigkeit schlug sie Blatt nach Blatt um, stets non neuem die Schrift mit ihren stechenden Augen Verschlingend. Da entglitten dem Heft eine Anzahl loser Papierstreifen und flatterten auf den Boden.

Zu anderer Zeit, in anderer Stimmung würde Kathrine keinen Finger gekrümmt haben, um verstreute Papiere aufzuheben, jetzt aber blickte sie sich, denn neben ihrem, doch eigentlich einem wohlwollenden und liebebedürftigen Herzen entquellenden Hasse gegen ihre sie in Geist und Bildung weit überragende Nichte war die weibliche Neugierde rege geworden.

Als nun Kathrine die losen Blättchen näher betrachtete, sah sie, daß alle beschrieben waren, und auf jedem einzelnen stand mit schönen englischen Lettern die Überschrift:

»Gedanken in der Einsamkeit.«

Kathrine lachte, daß die Fensterscheiben klirrten, und sprach dann, mit ihren harten Fingern die feinen Blätter betastend:

»Das dumme Ding will Gedanken haben, und noch dazu in der Einsamkeit! . . . Ei, die werden sich gut ausnehmen, wenn ich sie begucke!«

Sie begann nun wirklich zu lesen und zwar mit einem Eifer, der nur das Interesse an dem Geschriebenen ihr einflößen konnte.

Hildegarde hatte in besonders bewegten Stunden die Empfindungen ihres Herzens ausgesprudelt und ihre Gedanken über die Tante und den eigenen Vater unverhohlen niedergeschrieben.

Was Kathrine jetzt auf den zufällig in ihre Hände gerathenen Blättern las, empörte und entsetzte sie. Es war ein Glück für Hildegarde, daß sie der ergrimten Tante unerreichbar blieb, der Haß der letztern gegen die rücksichtslose Nichte hätte sonst leicht in Wuth, die Wuth in Thätlichkeiten übergehen können; denn Kathrine pflegte, erzürnt, ihrer Natur freien Lauf zu lassen.

»Das abscheuliche, das widerwärtige Geschöpf!« rief sie aus. »Den Vater verhöhnt sie und mich nennt sie eine Xantippe! Und das alles, weil die hochfahrende Mutter sie verhätschelt und die schlechte Person, die hinter dem Zaune aufgelesene Baronin ihren Kopf mit lauter vornehmen Schlechtigkeiten vollgepfropft hatt . . . Aber Andreas soll jetzt erfahren, wie man sein einziges Kind mit Absicht verdarb, um es ihm zu entreißen! . . . Mit diesen Blättern

in der Hand, den lauten Anklägern der Verderbtheit, welche die gewissenlose Baronin Hildegarde eingimpft hat, soll er vor die heuchlerische Frau treten und die Tochter von ihr zurückfordern! . . . Und ich will ihn unterstützen, ich! . . . Wenn mir das Kind des einzigen Bruders auch zuwider ist wie Wermuth, ich will doch meine Pflicht thun. Das Geschöpf ist groß genug geworden, um mich verstehen zu können! . . . Ich will deutlich sein, bei Gott, sehr deutlich! . . . Was die saubere Baronin war, soll Hildegarde erfahren, und was man aus ihr machen will, werde ich ihr unverblümt zu hören geben! . . . Aber ich will sprechen wie ein Richter . . . Ich will sie niederdonnern, die Undankbare, daß sie um Erbarmen winselt! Abbitte soll sie mir thun und ihrem Vater, den sie so schmähhch durch ihre höhnischen Worte verletzt!«

Sie raffte die gefundenen Blätter zusammen, legte sie wieder in das Heft, nahm es zu sich und schloß den Secretär. In diesem Augenblick ließen sich unsicher geführte Schläge des Klopfers an der Hausthür hören. Auf dem Vorplatze hob die große Schrankuhr auf Mitternacht aus.

»Da kommt Andreas,« fuhr Kathrine fort, die Henkelampe wieder ergreifend und den weggelegten Hauschlüssel in das Gelenk ihres linken Mittelfingers hängend. »Es ist gleich zwölf, draußen rast der Schneesturm und der wüst gewordene unglückliche Mann irrt in der Nacht umher ohne Freund, ohne Gefährten!«

Sie schüttelte wild die grauen Haare, das um den Kopf gewundene Tuch mehr aus der Stirn schiebend.

»Und was treibt ihn aus dem Hause?« setzte sie, das ehemalige Wohngemach Corneliens verlassend, hinzu. »Was wird ihn zuletzt ins Unglück stürzen? ... Die Baronin, die ihm die Seele des eigenen Kindes raubte! ... «

Der Klopfer fiel nochmals gegen die Thür, aber nur schwach, als fasse eine matt gewordene Hand daran.

Kathrine beschleunigte ihre Schritte, glitt gespenstisch die Treppe hinab, hob den vorgelegten Riegel von der Thür und stieß dann den Schlüssel ins Schloß, um es durch zweimaliges Umdrehen zu öffnen.

Mit stieren Augen, bleich und schwankend, schritt Andreas an der Schwester vorüber, ohne ihr laut guten Abend zu wünschen. Nur mit der Hand berührte der Förster die Krämpe seines beschneiten Hutes.

»Der Geist des Weins hat wieder Besitz von ihm genommen,« sprach Kathrine, die Thür schließend und dem Schwankenden folgend. »Wie soll das enden! ... Wenn er nun fiel im Schnee ... wenn der Wind ihn einwehte! ... Morgen am Tage hätten sie mir eine steif gefrorene Leiche ins Haus gebracht!«

Die Lampe hoch haltend, um dem Bruder die Hausflur besser zu erleuchten, folgte sie ihm in sein Zimmer und zündete hier ein bereit stehendes Licht an. Sie erkannte sogleich, daß Andreas augenblicklich nicht im Stande sei, eine Mittheilung von Wichtigkeit zu fassen und richtig zu würdigen. Deshalb fiel es ihr auch nicht ein, den Berauschten damit behelligen zu wollen. Aber sie wünschte auch nicht, daß der vom langen Wandern im tiefen Schnee schwer Ermattete im kalten Zimmer einschlafe.

Deshalb ruhte sie nicht eher, als bis sie sich überzeugt hatte, daß er sein Lager aufgesucht habe. Nun erst begab sie sich selbst zur Ruhe, das Heft mit den gefundenen Papieren unter ihrem Kopfkissen verbergend.

ZWEITES KAPITEL. BARON UND FÖRSTER.

Als Förster Frei am andern Morgen spät erwachte, fand er auf seinem Tische im Wohnzimmer das von Hildegard herrührende Heft mit den Papierstreifen, welche die Einsamkeitsgedanken seiner Tochter enthielten. Kathrine diesen Weg, ihrem Bruder die gemachte Entdeckung mitzutheilen, für den besten. Es war dann keine weitläufige Einleitung nöthig und auch eine Diskussion ließ sich umgehen. Der Inhalt der beschriebenen Blätter sprach für sich selbst, und wenn Andreas nicht ganz stumpf geworden war und Hildegardens Zukunft ihm nur einigermaßen noch am Herzen lag, mußte er nach der Lectüre dieser Herzensergüsse einen Entschluß fassen. Daß der Förster aber dann ihre Meinungsäußerung einholen werde, glaubte Kathrine mit Sicherheit annehmen zu dürfen.

Letzteres wäre auch jedenfalls geschehen, hätte Andreas Zeit gefunden, lange genug mit sich selbst zu Rathe zu gehen. Er war noch mit dem Lesen der Expectorationen seiner verschwundenen Tochter beschäftigt, als er die Stimme des Barons von Kaltenstein vernahm. Sie klang rauh und barsch, wie er sie kaum je vernommen hatte, und was ihm noch mehr auffiel, der Baron duldete nicht einmal eine Erwiderung Kathrinens.

»Was melden!« schrie er überlaut. »Frei ist *mein* Förster, und wenn ich mit ihm zu sprechen habe, braucht's keiner Faxen! Mache Sie mir Platz, und schweig' Sie still!«

Beunruhigt legte Andreas die Blätter aus der Hand, um dem offenbar sehr verstimzten Baron entgegenzugehen und durch freundliche Begrüßung womöglich zu erheitern.

»Welchem glücklichen Zufalle habe ich so früh diese unverdiente Ehre zu verdanken?« sagte er, dem Edelmann die Hand vertraulich zum Gruße reichend.

»Verfluchtes Glück!« rief dieser. »Ich muß dem Teufel selber auf die Klauen getreten haben, daß er mir dies Unglück ins Haus schickt!«

»Unglück?« sagte der Förster. »Was ist denn vorgefallen?«

»Steigen Sie in die Stiefeln, Frei, ziehen Sie Ihren Pelzrock an und nehmen Sie statt der Büchse wie ich einen derben Stecken in die Hand! Sie müssen einen Spaziergang mit mir machen!«

»Darf ich Ihnen keinen Imbiß, kein Glas Wein anbieten, gnädiger Herr Baron?«

»Wein? Ich wollte, Noah hätte 'was Besseres gethan, als Weinstöcke zu pflanzen und sich an ihren Früchten zum Gespött der eigenen Kinder zu berauschen! ... Haben Sie nicht genug von gestern Abend?«

Bei diesen Worten verfärbte sich der Baron, und indem er dumpf wiederholte: »Von gestern Abend!« stützte er seine kräftige Gestalt auf die Kante des Gewehrschranks.

Andreas war inzwischen der Aufforderung des Barons schon nachgekommen, nur Hut und Stock fehlten noch zu seiner vollen Ausrüstung. Er griff jetzt nach beiden, die düstern Augen forschend auf den Edelmann richtend.

»Wenn Sie befehlen,« sprach er, »ich bin bereit, wie Sie sehen.«

»Dann nur vorwärts!« rief der Baron. »Halten Sie mir aber Ihren Drachen vom Leibe, darum bitt' ich, denn ich kann nicht dafür einstehen, daß, fiel er mich zum zweiten mal an, ich mich männlich fassen würde. Die alte verfitzte Person hat eine wahre Wuth, andern Leuten Rath zu ertheilen und nach ihrer eigenen verrückten Meinung die Wahrheit zu sagen. Diese zu hören, bin ich heute noch weniger aufgelegt als an andern Tagen.«

Andreas gab durch Augenwinken seine Beistimmung zu erkennen und lud gleichzeitig den Baron zum Aufbruche ein.

Kathrine hatte ohne Zweifel gehorcht, denn sie glitt beim Auftritt des Edelmanns aus dem Zimmer des Försters in die Küchenthür und hob am Spalt derselben drohend die grimmig geballte Faust gegen diesen. Dem Baron offen gegenüberzutreten hatte sie doch nicht den Muth, dafür wünschte sie ihm alles erdenkliche Böse und zwar mehr deshalb, weil er ihr den Bruder schon wieder entführte, als weil er sich rüde Aeüßerungen, die nur ihr gelten konnten, erlaubte.

Das Wetter hatte sich gegen Morgen geändert. Die Luft war still geworden, ein nebeliger Himmel verhüllte die

Bergkämme im Süden, und am untern Rande der Waldungen lag ein schwerer dunkelfarbiger Dunst, das sichere Zeichen nahen Thauwetters.

Auch war der Wind nach Westen umgelaufen, und der in großen Massen aufgehäufte Schnee begann bereits zu nassen.

Baron von Kaltenstein schlug den geradesten Weg nach dem Stiftswalde ein. Um gebahnte Pfade bekümmerte er sich dabei wenig. Seine bis an die Schenkel reichenden trefflichen Jagdstiefeln aus echtem Juften trugen ihn leicht durch dick und dünn.

Solange beide Männer in der freien Ebene nebeneinander fortschritten, wobei der Baron mit Absicht den Anblick seines Schlosses zu vermeiden schien, sprach keiner ein Wort. Erst als sie den Wald erreichten, schien Baron von Kaltenstein sich leichter zu fühlen. Er blieb stehen und reichte seinem Begleiter die Hand.

»Darf ich Sie für meinen Freund halten, Frei?« sagte er in mildem, fast weichem Tone.

»Es bedarf meinerseits auf diese Frage keiner Antwort,« versetzte Andreas. »Wäre ich es nicht so hätte ich Sie längst schon in einen schlimmen Proceß verwickeln können . . . Der Stiftssyndikus, mein Vetter, singt mich immer von neuem dazu auf, und ich weiß in der That nicht, ob ich recht daran thue, daß ich über die Dankbarkeit und Freundschaft mein eigenes Fleisch und Blut vernachlässige.«

Der Baron holte tief Athem und zog den Förster mit sich in den Wald hinein.

»Können Sie schweigen, Frei, schweigen wie das Grab?« fragte er gepreßt.

»Man hat mich immer wortkarg gescholten,« antwortete Andreas.

»Schwören Sie mir's bei Ihrer Seelen Seligkeit, beim Andenken Ihrer verstorbenen Frau!«

»Was hat die arme Seele dabei zu thun?« erwiderte Frei, einen Augenblick seine Schritte hemmend.

»Wenn Sie ihr Andenken heilig halten, wenn Sie glauben, daß sie, die ein gutes Herz besaß, immer nur Ihr Bestes wollte und daß sie drüben im Jenseits nicht unter die verirrtten Seelen gehört, schwören Sie, daß Sie von dem, was ich Ihnen jetzt eröffnen will, keinem dritten auch nur eine Silbe verrathen wollen!«

Andreas besann sich eine Weile, dann hob er rasch die Rechte empor und sagte mit düsterer Feierlichkeit:

»Ich schwöre, über alles, was ich von Ihnen erfahren werde, zu schweigen wie das Grab!«

Wieder schritten der Baron und der Förster geraume Zeit nebeneinander fort. Der Wald ward dichter, der Weg fast ungangbar. Es war nicht wahrscheinlich, daß irgendjemand in dem massenhaft zusammengetriebenen Schnee, der infolge der mildern Luft sich ballte, den einsam Wandelnden begegnen werde. So vor jedem Lauscher gesichert, begann der Baron seine Mittheilungen.

»Gestern Abend – Sie konnten noch keine drei Feldlängen Wegs von Kaltenstein entfernt sein – bin ich durch einen Besuch sehr unerwartet überrascht worden. Sie wissen, daß Adolar in der letzten Zeit ungewöhnlich viel

Geld brauchte ... Ich habe ihm darüber Vorwürfe gemacht ... Jetzt kenne ich die Veranlassung seiner entsetzlichen Verschwendung.«

»Jugendverirrungen, ich kann es mir denken,« warf Andreas ein. »Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm ... «

»Meinen Sie, Frei?« unterbrach ihn der Baron mit bösem Augenfunkeln.

»Es wäre noch immer eine Fatalität, die sich ertragen und nöthigenfalls abmachen ließe.«

»Sie irren – es ist anders, und viel, viel schlimmer!«

»Also kein weiblicher Besuch hat Sie incommodirt?«

»Adolar ist in Begleitung ... auf ... Kaltenstein angelangt,« sprach der Baron stotternd, indem der Angstschweiß ihm aus allen Poren drang. »Ich war erzürnt ... es fielen bittere, harte Worte ... und endlich ... hörten Sie nichts, Frei?«

Der Baron blieb stehen und lehnte sich, Athem schöpfend, an eine Fichte. Krächzend flog eine Krähe mit trägem Flügelschlage aus dem Wipfel des schlanken Riesensbaums auf.

»Der Wind piff und heulte über das Feld, und von Ihrem alten Rüdesheimer hatte ich Ohrenbrausen bekommen,« versetzte der Förster.

»Meine Frau, die Freundin Ihrer verstorbenen Cornelia,« fuhr der Baron fort, »Sie wissen, daß sie mich nicht liebt ... Es war die größte Thorheit meines an Thorheiten so reichen Lebens, daß ein Augenblick unseliger Aufregung mich ihr für immer verband!«

»Heirathen ist gut, nicht heirathen ist besser, heißt's irgendwo in der Heiligen Schrift,« sprach Andreas, »aber wir sind ja immer klüger als alle Propheten und Apostel.«

Der Baron richtete sich wieder stramm auf und erfaßte den Arm seines Begleiters.

»Frei,« sagte er, diesen mit sich fortziehend, »mein Weib ist der Fluch meines Lebens! . . . Nicht ein Engel des Himmels, ein Sendling der Hölle hat sie mir in die Arme gelegt! . . . Ihr Bruder . . . o, es ist eine Geschichte, um den Verstand darüber zu verlieren! . . .«

»Ich wußte nicht, daß der Frau Baronin noch Angehörige leben,« warf der Förster ein.

»Dieser Bruder . . . dieser verworfene Spieler, auf dessen Rath ich Clotilde gewann, wie man eine Hand voll Gold gewinnt . . .«

»Sie phantasiren, Herr Baron!«

»Dieser heimtückische, gewissenlose Sandomir, ein Taugenichts, ein Verschwender, ein Mensch ohne Herz, ohne Glauben, ohne Gott, aber verschmitzt und berechnend wie Satan, hat Adolar das Geheimniß seiner Geburt verrathen! . . .«

Jede Fiber des Barons zitterte, während das Weiße seiner Augen sich vor Wuth röthete. Andreas drückte ihm theilnehmend die Hand.

»Fassung, Herr Baron,« sagte er besänftigend. »Wir thun immer das Verkehrte, wenn wir in der Aufregung, im Zorn einen Entschluß fassen oder gar zur Ausführung bringen.«

»Sie überfielen mich wie Räuber,« fuhr der Edelmann fort, »sie setzten mir die Pistole auf die Brust! ... Ich mußte mich vertheidigen ... «

»Gerechter Gott, Herr Baron!« rief der Förster erlebend.

»Ja, Frei, es ist ein entsetzliches Unglück,« sprach der Herr von Kaltenstein matter und immer nur in abgebrochenen Sätzen. »Aber, ich kann es beschwören, sie zwangen mir die Waffe ab! ... Und wir hatten stark pokulirt, Frei! ... Der Kopf war mir nicht ganz klar, es schwamm mir vor den Augen! ... Rothe Lichter zuckten und tanzten in der Halle, als Adolar die Mündung des Pistols auf mich richtete ... und der Hahn knackte ... «

»Der Sohn legte an auf den Vater? ... Bester Baron, sagen Sie Nein! Es hat Ihnen nur geträumt ... Sie haben sich geirrt ... Es fiel kein Schuß!«

Baron von Kaltenstein lehnte sich schwer auf den Arm des erschreckten Försters.

»Meine Hand zitterte ... vor meinen Augen flirrten alle Gegenstände durcheinander ... und als mein Finger sich krümmte und zwei Schüsse die Halle erdröhnen machten, brach der schreckliche Mensch zusammen!«

»Ihr Sohn? O unglückseliger Mann!«

»Der Bruder ... Meiner Frau!« lallte kaum hörbar der Baron.

Andreas athmete wieder auf.

»Gottlob!« rief er aus. »Ist er todt?«

Der Baron schüttelte den Kopf.

»Die Pistolen waren mit ... Freikugeln geladen,« versetzte er. »Ich habe ihm die Schulter durchbohrt ... der gräßliche Mensch ist nicht zu vertilgen!«

Beide Männer hatten jetzt den freien Platz erreicht, wo am Kreuzwege das eingesunkene Steinkreuz, unterm Schnee begraben, einen unförmlichen Hügel bildete. An der andern Seite des Waldes schimmerte durch die undicht stehenden Fichtenstämme das Crucifix.

Im Geiste des Försters tauchte die Erinnerung an die Schreckensnacht auf, die ihn gerade an diesem Orte zum Zeugen eines Mordes gemacht hatte, der noch immer in den Schleier des Geheimnisses gehüllt war.

»Es scheint,« sagte er, der trüben Vergangenheit gedenkend, »als könne der Kugelsegen nur Unheil stiften. Warum haben Sie die verwünschten Dinger, die mir so schwere Trübsal bereiteten, nicht längst in den ersten besten Sumpf geworfen?«

Der Baron gab auf diese Frage keine Antwort. Er stand, auf seinen Stock gestützt, neben dem Förster und heftete seine finstern Blicke unverwandt auf das Crucifix. Nach längerer Pause murmelte er vor sich hin:

»Es wäre wohl alles nicht geschehen, ohne die Freikugeln!«

Dann richtete er sich wie erschrocken wieder auf, erfaßte den Arm des Försters aufs neue und schlug den Weg nach der Grenze ein.

»Frei,« fuhr er gefaßter fort, und in den harten Zügen seines Gesichts lag der Ausdruck einer ungewöhnlichen Energie. »Sie müssen mir beistehen, die Geschichte der

vergangenen Nacht vertuschen zu helfen. Es weiß außer meinem Leibjäger und dem Bedienten niemand um das Vorgefallene. Beide sind mir ergeben, denn ich habe mich mehr als einmal für sie verwandt. Sie werden schweigen, ich weiß es, aber die Störer meines Hausfriedens müssen entfernt werden.«

»Ich wüßte nicht, was ich dabei thun könnte, Herr Baron,« meinte Andreas.

»Zuvörderst nehmen Sie sich des verwilderten Jungen, des Adolar an,« sagte dieser. »Ihn reut sein rasches Handeln, über das er sich gewiß jetzt schon Vorwürfe macht. Aber ich mag den hochfahrenden Burschen nicht um mich haben, weil ich für mich selbst nicht einstehen kann, wenn es ihm in den Sinn kommen sollte, mich noch einmal zur Rede setzen zu wollen. Zu Ihnen hat Adolar von jeher Vertrauen gehabt; er ging stets gern bei Ihnen ein und aus. Holen Sie ihn ab, suchen Sie ihn zu zerstreuen! Er darf um keinen Preis der Welt mit seiner Mutter zusammenkommen!«

Andreas schritt nachdenklich neben dem Edelmann fort.

»Und was soll mit dem Bruder der Frau Baronin geschehen?« fragte er. »Ist er von geschickter Hand verbunden? Schwebt sein Leben nicht vielleicht doch in Gefahr, wenn man ihn nicht mit Sorgfalt pflegt, ihn aufmerksam behandelt?«

»Er ist verbunden,« erwiderte Baron von Kaltenstein, »wenn nicht von geschickten, so doch von weichen Händen. Diese Hände werden den Unverbesserlichen auch pflegen, vielleicht besser, als es ihm gut ist.«

»Die Frau Baronin wird durch solche Theilnahme an dem Schicksal des verwaorlosten Bruders früher begangenes Unrecht sühnen.«

»Ich bedauere, daß ich die gute Meinung, die Sie von Clotilde haben, zerstören muß,« versetzte der Baron. »Meine Frau darf den Elenden nicht sehen, sonst dringt mir das Gericht schon nächster Tage ins Schloß. Und damit dies verhindert werde, sollen Sie mich unterstützen. Die Pflegerin des Verwundeten ist seine Tochter, ein hübsches Ding, aber eine wilde Hummel, deren liederliche runde Augen Adolar wohl den Kopf verdreht und das Blut in Wallung gebracht haben mögen. Die ganze Sippschaft muß fort, und zwar heute lieber als morgen.«

»Wenn ich auch einen sichern Zufluchtsort wüßte, was nicht der Fall ist,« sagte Andreas, »könnte ich mit gutem Gewissen zur Transportation eines Schwerverwundeten rathen, der nicht einmal kunstgerecht verbunden zu sein scheint?«

»Man wird Sie der etwaigen Folgen wegen nicht incommodiren, Frei,« gab auf diesen Einwand der Baron zur Antwort. »Uebrigens brauchen Sie durchaus nicht ängstlich zu sein. Der Bruder meiner Frau hat große Aehnlichkeit mit den Katzen. Er ist nicht umzubringen, und schösse man drei Kugeln auf einmal auf ihn ab.

Wenn er wirklich an der Wunde stirbt, die ich ihm gezwungen und wahrhaftig ganz wider Willen beigebracht habe, so baue ich dem heiligen Hubertus oben am Crucifix eine Kapelle!«

Der Baron hatte seine ganze Kaltblütigkeit wiedererlangt. Er schien mit sich und seinem Wollen einig geworden zu sein.

»Könnten der gnädige Herr mir vielleicht durch Andeutungen zu Hülfe kommen?« sagte nach kurzem Schweigen der Förster. »Ich gestehe offen meine völlige Rathlosigkeit.«

»Ihr Herr Cousin, der Stiftssyndikus, ist in vorliegendem Falle unser Mann,« versetzte der Baron. »Daß er Sie schätzt, hat er bewiesen, denn ohne seine Bemühungen, wer weiß, welches Ende der Ausgang der Untersuchung in Bezug auf den Tod des Kreuz-Matthes genommen hätte. Außer seinen juristischen Kenntnissen aber gilt er auch allgemein für einen tractablen Charakter. Man muß diesen gescheidten alten Schneesieber geschickt bearbeiten, man muß ihn zu Thränen rühren und in der Rührung sich seiner Hülfe versichern.«

Der Förster bewegte beistimmend das Haupt.

»Möglich, daß dies ein Ausweg wäre, der sich einschlagen ließe,« gab er zur Antwort. »Ist es aber Ihr Ernst, Herr Baron, daß ich ihn betreten soll, so müssen Sie mir versprechen, erkenntlich zu sein.«

»Sie dürfen fordern, was Sie wollen,« sprach der Baron, »ich gewähre alles, nur Kaltenstein nebst Zubehör gebe ich Ihnen nicht!«

»Besiegeln Sie Ihr Versprechen durch Handschlag?«

»Drei- und mehrmals, wenn Sie wollen! Nur heraus mit der Sprache!«

»Zeigen Sie mir an, wo meine Tochter weilt,« sagte Andreas Frei, seine Augen verlangend auf den Edelmann richtend. »In dem Augenblicke, wo die gnädige Frau Baronin mir den Versteck meines Kindes nennt, werde ich mit Genehmigung des Stiftssyndikus Schloß Kaltenstein von den unwillkommenen Gästen befreien helfen.«

Das Gesicht des Barons erheiterte sich auffallend.

»Beim Himmel, Frei!« rief er aus, dem Förster kräftig auf die Schulter schlagend, »der Gedanke ist so gescheidt, daß ich Sie darum beneiden könnte! Fast möcht' ich jetzt dem ungestümen Akademiker, der wie ein gefesselter Tiger zähneknirschend in Kaltenstein umhertrottet, die Hand zur Versöhnung bieten, obwohl es richtiger wäre, ihn eine Zeit lang auf Reisen zu schicken! Clotilde wird sich um diesen Preis zu einer Beichte verstehen. Hier nochmals meine Hand. Ich halte mein Versprechen und noch heute will ich die sehr Niedergeschlagene durch zarte Andeutungen vorzubereiten suchen. Verlieren nur Sie ebenfalls keine Zeit! Dem Stiftssyndikus gegenüber erlaube ich Ihnen offen zu sein, soweit es der Anstand gestattet. Der kluge Herr hat zu bestimmen, an welchem Tage er bei mir speisen will.«

Förster Frei war mit dieser Wendung, die er kaum erwartet hatte, sehr zufrieden. Er zog, während sie auf Waldwegen wieder rückwärts gingen, noch einige Erkundigungen über die Verhältnisse des Verwundeten und

dessen Tochter Zerline ein, und Baron von Kaltenstein ließ den vertrauten Förster Blicke in sein vergangenes Leben thun, die mehr als alles bisher Erfahrene geeignet waren diesen nachdenklich zu stimmen. blieb Andreas auch noch gar vieles verhüllt, so leuchete ihm doch immer mehr ein, daß der Freundschaftsbund Clotildens von Kaltenstein mit Cornelia das Werk eines kalt berechnenden Verstandes, nicht der gebieterische Drang eines reinen und edeln Herzens gewesen war. So tief ihn auch die heimliche Entfernung seiner Tochter geschmerzt hatte, er hielt diese jetzt doch für eine Schicksalsfügung, die er preisen müsse. Denn auf welche gefährliche Pfade hätte die arglose, lebenslustige, sinnlich so leicht erregbare und auf ihr Wissen stolze Hildegarde verleitet werden müssen, wäre es Clotilde gelungen, sie ganz an sich zu fesseln!

Es war beinahe Mittag, als die beiden Männer ziemlich ermüdet am Thor von Kaltenstein sich verabschiedeten, um, jeder in seiner Weise, die Erreichung verschiedener, gleich wichtiger Ziele still und klug vorzubereiten.

DRITTES KAPITEL. ZWISCHEN MUTTER UND SOHN.

Auf Kaltenstein hatte inzwischen die Abwesenheit des Barons gegen dessen Vermuthen zu einer Zusammenkunft Adolar's mit Clotilde geführt. Diese Frau, seit längerer Zeit schon bald ein Spielball ihres Hochmuths und ein halbes Leben lang mit Vorliebe gepflegter Gelüste, bald ein willenloses Opfer ungerufen sich einstellender Quälgeister, die sie mit Vorwürfen aller Art peinigten, war seit

dem letzten Besuche Sandomir's nicht mehr recht zur Ruhe gekommen. Es leuchtete ihr ein, daß der rücksichtslose Bruder, dem ihre erzwungene Verheirathung mit dem Baron jede reichlich fließende Erwerbsquelle verstopft hatte, niemals ganz schweigen werde, wenn man ihm auch hundert Versprechungen abtrotze. Als der einzige Mensch, der ihr gefährlich werden könne, haßte Clotilde den Bruder und wünschte je eher, je lieber seinen Untergang. In diesen Haß mischte sich aber ein schmerzliches Reuegefühl, wenn sie der Vergangenheit gedachte. Es würde – so meinte Clotilde – ihr ganzes Leben eine andere, bessere Wendung genommen haben, hätte der Himmel ihr einen andern Bruder gegeben. Statt daß Sandomir Geldern über das Wohl der Schwester wachen, sie vor jedem Unfall, vor jedem Fehltritt bewahren sollte, hatte er der Unerfahrenen mit lächelndem Munde die Wege zum Verderben als diejenigen angepriesen, welche zu weltlichem Glück, zu Genuß und Glanz führen müßten. Durch die Verbindung mit dem reichen Baron war sie allerdings in andere Verhältnisse gekommen; allein sie konnte den ihr zugefallenen Mann weder lieben noch achten. Nur das Eine begriff sie, daß sein Name ihre ganze Vergangenheit auslöschen könne, wenn es ihr gelingen sollte, jede Brücke hinter sich abzurechen.

Jahrelang war der klugen Frau, die das Leben vielfach gewitzigt hatte, dies wirklich geglückt. Nun aber stellten sich bei dem unsteten, heimatlosen Sandomir die ersten Nachwehen zu schnell verbrauchter Lebenskräfte ein. Das Alter mit seinen Sorgen meldete sich immer

unbequemer. Nichts blieb ihm treu als seine gute Laune, sein frivoler Humor, seine lockere Lebensansicht und die Lust, um jeden Preis die ihm etwa noch vergönnten Jahre möglichst froh und ohne sich persönlich abzumühen, zu genießen. Halb war es wirklich der Druck des Mangels, der ihn trieb, seiner vornehm gewordenen Schwester sich wieder zu erinnern, halb aber kitzelte ihn auch der Gedanke, die in ruhige Sicherheit Eingewiegte durch sein Erscheinen aus allen Himmeln herabzustürzen und sie geistig zu beherrschen. Die Gefährtin seiner Leichtfertigkeiten sollte nicht leer ausgehen, wenn ihn die Strafe erzielte. Es war Wunsch und Zweck Sandomir's, persönlich die Rolle der Nemesis zu übernehmen, wenn Clotilde ihn nicht mit schwesterlicher Freundlichkeit behandeln und aufnehmen sollte.

Noch ehe er die Reise nach Schloß Kaltenstein mit seiner Tochter im vergangenen Herbst antrat, ahnte Sandomir Geldern bereits, was ihm bevorstehen werde. Da er seine trübe Vorahnung noch durch den ihm bereiteten Empfang, der mit einer förmlichen Verbannung endigte, übertroffen fand, glaubte er sich zu jedem Schritte, der sein Interesse fördern helfe, berechtigt. Er machte fortan ein förmliches Studium aus dem Bestreben, die unnatürliche Schwester und ihren vornehm brutalen Gatten moralisch zu vernichten. In diesem Streben glaubte Sandomir Geldern das einzige Mittel zu besitzen, das ihn zum Ziele führen könne.

Wir haben gesehen, wie Zufall und Schlaueit den Abenteurer diesem Ziele schnell näher brachten. Er hatte nur eine Kleinigkeit in dem Entwurf seines Calculs übersehen: die Jugend Adolar's und das noch unabgestumpfte Ehrgefühl des Jünglings.

Jetzt war Sandomir Geldern beiden zum Opfer gefallen, während der Boden unter seinen Füßen wich und ihn zugleich mit seiner Tochter und seinem allzu vorschnell handelnden Neffen zu verschlingen drohte.

Das Zusammenbrechen des gesinnungslosen Oheims hatte aber auch Adolar ernüchtert und das Gewicht der That, die er verüben wollte, und die entweder die Vorsicht Sandomir's, oder des Vaters Entsetzen, oder endlich ein bloßer Zufall nicht zu Stande kommen ließ, fiel centnerschwer auf sein Herz. Es fehlte wenig, so hätte der Jüngling den zweiten noch geladenen Lauf seines Pistols gegen sich selbst gerichtet, um sich den Kopf zu zerschmettern. Diese zweite vorschnelle Handlung verhinderte Zerline, die ihm mit bewunderswürdiger Kraft das Pistol entriß. Der Anblick des zur Bildsäule erstarrten Vaters, sodann die einer Wahnsinnigen ähnliche Gestalt seiner eigenen Mutter entwaffneten ihn vollends und lähmten für längere Zeit seine Thatkraft.

Nur dem Vater mochte Adolar nicht begegnen. Theils fürchtete er den Zorn desselben, theils war er nicht so ganz Herr seiner Gefühle, daß er für sein Handeln vollkommen einstehen konnte. So verließ er im Lärm der ersten Bestürzung die wüste Trinkhalle, ohne sich um das Weitere zu bekümmern.

Bekannt mit allen Lokalitäten von Kaltenstein, zog er sich für den Rest der Nacht in die Kammer eines Seitengebäudes des Schlosses zurück, wo er früher häufig geweilt und sich mit Drechseln beschäftigt hatte. Hier suchte ihn niemand. Auch war es nicht wahrscheinlich, daß der Baron ein Bedürfniß fühlen werde, den erhitzten Sohn schon jetzt sprechen zu wollen. Die Entfernung der blutigen Spuren, welche die rasche That in der Halle hinterlassen hatte, ferner die Pflege des Verwundeten, die Besänftigung der Baronin und endlich das Beschwichtigen der Diener, welche die beiden Schüsse herbeiriefen, war nöthiger.

Es beruhigte Adolar, daß während der Nacht alles still geblieben war im Schlosse. Außer mehrmaligem Hin- und Hergehen mit Lichtern in den Corridoren konnte auch der Aufmerksamste keinen auffallenden Laut vernehmen. Ob Sandomir an der erhaltenen Wunde sterben oder ob er wieder genesen werde, wußte Adolar nicht.

So verging ihm die Nacht ohne Schlaf. Dafür gewährte sie ihm hinreichende Zeit, sowohl über seine eigene Lage wie über das, was ihm zunächst zu thun obliegen möge, reiflichst nachzudenken.

Als es tagte, vernahm er die polternde Stimme seines Vaters, die dem vertrauten Leibjäger Verhaltensbefehle ertheilte und ihm noch besonders einschärfte, dem Verwundeten Ruhe zu gönnen.

»Mein Sohn darf das Schloß nicht verlassen,« fügte er hinzu. »Finde ich ihn nicht mehr vor, wenn ich zurückkomme, so verlaßt Euch darauf, daß ich Euch nicht allzu sanft die Wege zeigen werde!«

Ein Blick, den Baron von Kaltenstein dabei auf das Nebengebäude warf, in welchem Adolar sich verborgen hatte, sagte diesem zugleich, daß der Vater sein Versteck bereits kenne. Es war in der That nichts leichter als dies; die Fußstapfen im Schnee hatten den Sohn verrathen.

Gleich darauf entfernte sich der Baron aus dem Schloßhofe, und nun glaubte Adolar, auch für ihn sei die Zeit zum Handeln gekommen. Er war fest entschlossen, seine Mutter allein zu sprechen und nöthigenfalls den Eingang zu ihr zu erzwingen.

Zu seiner eigenen Verwunderung wehrte ihm aber niemand. Adolar begegnete weder einem Diener noch einer Zofe, und unaufgehalten gelangte er bis in das Vorzimmer des Boudoir, wo Clotilde sich gewöhnlich träger Ruhe hingab oder durch eine leichte Handarbeit und mit Lectüre sich die Zeit zu vertreiben pflegte.

Bis hierher war sein treuer Pudel ihm gefolgt. Kaum aber hatte Ophelia das Vorzimmer betreten, so legte er sich auf den Boden und stieß einige wehklagende Töne aus. Die Thür zum Boudoir ward darauf leise geöffnet und ein blasses, ängstliches Mägdchengesicht spähte nach der Ursache derselben.

Diesen günstigen Moment benutzte Adolar, indem er rasch das Mädchen umfaßte, es durch eine geschickte

Wendung in das Vorzimmer drängte, dann ebenso behend ins Boudoir trat und die Thür hinter sich verschloß.

Auf bequemer Chaiselongue hingestreckt, lag Clotilde. Ein kostbarer, echt persischer Shawl umhüllte ihre Gestalt von der Brust abwärts bis zu den Füßen. Sie schien zu schlummern, wenigstens regte sie sich nicht. Das Gesicht hatte sie der Wand zugekehrt. Ihre linke, sehr weiße und volle Hand lag lose auf dem buntfarbigen Shawl. Vor der Chaiselongue auf dem Teppich standen feingearbeitete, mit Schwan besetzte Morgenschuhe. Am Kopfende befand sich ein runder Tisch, der auf drei kunstvoll geschweiften Füßen ruhte. Auf diesem brannte noch eine Nachtlampe in matt krystallener Umhüllung und daneben stand eine geschliffene Caraffe von karmoisinrothem Glase nebst einem Becher von gleichem Material. Einige leere, faltige Papiere, die jedenfalls Pulver enthalten hatten, waren vom Tische auf die Erde gefallen.

Durch die nur halb aufgezogenen Rouleaux schimmerte kalt und traurig der graue Wintermorgen.

Adolar warf rasche Blicke nach allen Seiten hin, um sich zu vergewissern, daß er allein sei. Dann näherte er sich der Bewohnerin des scheinbar nur Frieden, Wohlstand und höchsten Comfort bergenden Gemachs auf den Zehen, und legte nach kurzem Verweilen seine eiskalten Finger auf die warme Hand der Mutter.

Mit einem kurzen, dumpfen Schrei fuhr Clotilde zusammen und erhob ihr Haupt. Ihre Lippen bebten, die Augen stierten glanzlos ins Leere, und laut röchelnd hob sich die Brust der Geängsteten.

»Ich bin es, Mutter,« sagte Adolar entschlossen, einen Stuhl an das Lager der Baronin schiebend, »ich habe Wichtiges mit Ihnen zu sprechen.«

Clotilde richtete sich auf, kehrte Adolar ihr verstörtes Gesicht vollends zu, faltete dann die Hände und lallte wie eine Irrsinnige: »Vatermörder!«

Darauf deckte sie beide Hände über die Augen, als graue ihr vor dem Anblick des schrecklichen Sohnes.

Adolar ließ sich von diesem Ruf des Entsetzens nicht stören.

»Wenn ich an meinem Vater zum Mörder geworden wäre,« sprach er kalt, »an wen anders als auf die Frau, die ich Mutter nennen soll, fiel der Fluch dieser That zurück? Ich habe Ursache, dem Himmel dankbar zu sein, daß es anders kam, als mein irrender Geist es wünschte . . . Hätte meine Kugel des Vaters Brust durchbohrt, eine zweite zerschmetterte entweder mir den Schädel oder befreite ein Herz, das sich selbst verließ, von aller Erdenlast, die es bedrücken muß. – Mutter, in dem Augenblick, wo Sie einen Sohn erhielten, der Sie auf Händen zu tragen den festen Willen hatte, haben Sie durch Ihre eigene Schuld diesen Sohn auch wieder verloren . . . Warum verstießen Sie mich schon als Kind von Ihrer Brust? Wenn Sie mich tödteten, wenn die Hand, die mich pflegen, mich liebkosten sollte, mir den Hals zugeschnürt hätte, wären Sie weniger grausam gewesen als damals, da Sie und der Herr Baron mir die Ehre erwiesen, mich großmüthig zu adoptiren!«

Adolar lachte entsetzlich und Clotilde drückte ihre zitternden Hände noch fester auf die thränenlosen Augen.

»Ich lebte sorglos und leichtsinnig in den Tag hinein,« fuhr der Jüngling fort, »und wenn ich mich um Gott und Religion weniger kümmerte als um das Geschirr, das ich als vierzehnjähriger Knabe dem schwarzen Ziegenbock auflegte, den mir der Baron zum Geburtstag schenkte, weil er ebenso wild sein sollte wie ich selber, lag die Schuld nicht an mir. Sollten Sie in diesem Augenblick wohl die ganze Wahrheit, die furchtbar niederschmetternde Wucht der Worte empfinden, die mir aus den Confirmationsstunden noch im Gedächtniß hängen geblieben sind, wie Kletten auf einem abgeschabten Kleidungsstücke: Gott, der Herr, wird die Sünden der Väter heimsuchen an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied? Ich will milder sein wie Sie, Mutter, und die Liebe ausreißen aus meinem Herzen, damit der Fluch, das einzige Erbe, das meine Mutter mir unverkürzt hinterlassen wollte, sich doch nur zum Theil erfüllen kann!«

Matt und schlaff, wie die einer Sterbenden, sanken jetzt Clotildens Hände herab auf ihre fieberhaft klopfende Brust. Ihr Auge suchte den so lange verleugneten Sohn, der mit dem Hohn der Hölle auf den Lippen, statt Balsam nur brennenden Schwefel in die Seele der unnatürlichen Mutter träufelte.

»O, daß ich sterben könnte!« stammelte die Baronin. »Oder daß ich wüßte, was ich thun muß, um meine Vergangenheit zu sühnen und diese Qualen aufhören zu machen!«

»Und das wissen Sie nicht?« rief Adolar aufstehend und mit zorniger Geberde der Mutter nähertretend, daß diese aufschreiend ein Ende des Shawl über ihr Gesicht zog, als vermöge sie damit gegen den Sohn sich zu schützen. »Auf die Knie müssen Sie stürzen unter Gottes freiem Himmel, in tiefer Nacht, wenn kein sterbliches Auge Sie erblickt, und im Gebet die Hände müssen Sie sich wund ringen, bis die Eisrinde von Ihrem Herzen schmilzt, die jedes rein menschliche Gefühl in Ihnen erstickt hat! . . . Und wenn Sie sich zermartert fühlen vom Schmerz, der Ihrer Seele entquillt, dann nahen Sie sich als Büßende dem Altar und geloben fortan nur eine Duldende zu sein, bis Ihr Auge erblindet vor dem Glanze der Sonne, von deren Schein getroffen zu werden Sie nicht mehr verdienen! . . . «

»Du bist entsetzlich, Adolar!« stotterte Clotilde.

»Könnte ich noch zehnmal entsetzlicher sein,« fuhr dieser fort, »es würde, glaub' ich, uns allen zum Heile gereichen!«

Wieder mit einer hastigen Bewegung, welche der Baronin abermals einen Angstschrei entlockte, schleuderte ihr Adolar die lähmende Frage ins Gesicht:

»Wo blieb Hildegarde, die verschwundene Tochter des Försters Frei?«

Clotilde starrte den Sohn sprachlos an, mehr erstaunt als erschrocken über dessen Wissen.

»Wundert Sie diese Frage, daß sie Ihnen die Zunge lähmt?« fuhr er fort, »aber vermeinen Sie, ich habe kein Recht, eine solche Frage an Sie zu richten? Gleichviel,

ich verlange von Ihnen zu erfahren, wo Hildegarde geblieben ist!«

Um den Mund Clotildens spielte ein frivoles Lächeln.

»Gelüftet's dich, der Ritter dieses bürgerlichen Mädchens zu werden?« sagte sie, die Lippe aufwerfend und den Kopf mit einer Bewegung von dem Sohne abwendend, die keiner Erklärung bedurfte.

In Adolar flammte der Zorn von neuem auf.

»Ich will, daß dieses bürgerliche Mädchen, an dessen Erziehung Sie mit so aufopfernder Beharrlichkeit arbeiteten, nicht auf dem Spieltisch der Welt an irgendeinen Schurken verloren geht,« versetzte er mit blitzendem Auge. »Hildegarde war meine Gespielin, als ich noch keine Ahnung hatte von den Freveln vergangener Tage. Als ich sie wiedersah am Grabe ihrer Mutter, regte sich ein warmes und tiefes Mitgefühl für sie in meinem Herzen. Es war nicht Liebe, ich weiß es jetzt, es war das bloße Wohlgefallen an der jugendlich schönen Gestalt der ehemaligen Gespielin. Sie verstanden es damals, mich alsbald wieder von Hildegarde zu entfernen, weil Sie andere Plane mit ihr vorhalten. Seitdem sind schwere Thaten geschehen und aus der finstern Nacht längst vergangener Jahre schreiten gespenstische Schatten gegen dieses Schloß heran, um die aus den schwellenden Pfählen des Reichthums, unter dem Schirmdach der privilegierten Vornehmheit Eingeschlummerten mit heiserm Racheruf aufzurütteln. Bin ich auch ein Kind der Sünde, ein Jünger derselben will ich nicht werden. Darum verlange ich den Aufenthaltsort der Tochter Frei's zu erfahren. Ich will das

Kind dem Vater zuführen, damit es von mehr denn einer Hand geschützt, Ihnen, Frau Baronin, und Ihren verwirrenden Einflüssen entrückt wird.«

Diese Frage nach Hildegarde belebte aufs neue die Lebensgeister der erschöpften Clotilde. Sie vergaß augenblicklich alles andere, selbst die Anwesenheit des gefürchteten Bruders erschien ihr weniger wichtig; denn sie klammerte sich noch immer mit merkwürdigem Eigensinn fest an den Gedanken, die Tochter Corneliens, die sie in ihrer Art wirklich liebte, für sich allein zu erziehen und sie ihrem Vater erst dann wieder zuzuführen, wenn es ihr gelungen sein würde, derselben einen Freund und Beschützer aus vornehmem Stande und von hervorragender Weltbildung fürs Leben gegeben zu haben. Dieser Grund allein schon genügte, um Adolar trotzig und abweisend zu antworten.

»Ich werde mich freuen,« versetzte sie mit jener kühlen Vornehmheit, die ihr stets zu Gebote stand, »wenn ich höre, daß du Fortschritte in deinen Studien machst. Zerstreuungen und Erheiterungen, wie sie junge Männer von Stand in mäßigen Stunden lieben und wohl auch kaum entbehren können, werde ich niemals mit zu großer Strenge rügen, jedenfalls aber halte ich es für den Einfall eines Thoren, wenn ein junger Mensch in deinen Jahren sich zum Erzieher und Bildner eines Mädchens aufwerfen will, das mütterliche Vorsorge dem eigenen Vater entrückte, weil dieser in seiner Beschränktheit weder die Bedürfnisse noch die Begabung desselben richtig zu würdigen wußte.«

»Sie weigern sich also, mir den jetzigen Aufenthaltsort Hildegardens zu nennen?«

»Meinst du, ich werde einem naseweisen jungen Menschen, dessen Absichten ich nicht zu durchschauen vermag, sagen, was ich dem Baron und dem Förster, die doch eher ein Recht hätten, Aufschlüsse von mir zu fordern, aus guten Gründen verschweige? Du scheinst, dünkt mich, einen auffallenden Hang zu besitzen, dich Personen anzuschließen, welche dir nicht ebenbürtig sind.«

»Wenn dies ein Fehler ist, so habe ich ihn wahrscheinlich der Erbsünde zu verdanken,« sprach Adolar bitter.

Clotilde biß sich auf die Lippen, sah aber den kecken und entschlossenen Sohn mit harten, nicht weniger Entschlossenheit verrathenden Augen an. »Wo hast du wohl die Bekanntschaft dieser lächelnden, mit Geschick schmeichelnden Gauklerin gemacht,« sagte sie mit unbeschreiblich wegwerfendem Tone, »die stolz darauf zu sein scheint, den Namen ihrer Mutter vergessen zu haben?«

»Beim Spiel, gnädige Frau Mama,« erwiderte nicht weniger wegwerfend Adolar, »beim Maskenspiel!. Hätte ich ahnen können, daß unter der bestechenden Maske eine Natter sich verberge, in Gestalt eines Weibes, ich würde ihr nicht nachgeschlichen sein, um nicht in die Fußtapfen derer zu treten, die zu achten uns schon die Natur lehrt. Aber die Rache schläft nie, und sie ist's, in deren Dienste ich stehe.«

Ein leises Klopfen, das sich bald deutlicher wiederholte, ward vernehmbar.

»Du kennst jetzt meinen Willen,« sprach Clotilde, die in dem klopfenden Finger ihre von Adolar so willkürlich entfernte Zofe vermuthete und diese ihr sehr willkommene Gelegenheit, den unbequemen Inquirenten fortzuschicken, sich nicht entgehen lassen wollte. »Ich wünsche allein zu sein, um mich zu sammeln und über das Los derer nachzudenken, die dein lächerlich tugendhafter Ungestüm in so großes Leid gebracht hat.«

Wieder zuckte ein spöttisches Lächeln um den noch immer anmuthigen Mund der Baronin. Sie zog den Shawl fester um sich und lehnte den bleichen Kopf mit den verworrenen, seidenweichen Haarflechten, die halb aufgelöst waren, zurück in die Chaiselongue.

Das Klopfen ließ sich zum dritten mal hören.

»Geh'!« sprach Clotilde, die müden Augen schließend, »geh', und mache meinem Mädchen Platz! Die Abenteurerin wird ohnehin längst schon nach dir schmachten!«

Adolar stand mit gekreuzten Armen neben dem Lager seiner herzlosen Mutter.

»Und das ist alles, was Sie mir zu offenbaren haben?« versetzte er mit einem Anflug von Traurigkeit. »Sie waren Zeuge des Unfalls, der Ihrem eigenen Bruder durch Ihre und des Barons Schuld zugestoßen ist; Sie entsetzten sich beim Anblick des strömenden Bluts, daß sich eine kurze Zeit Ihre Sinne verwirrten, und dennoch regt sich in Ihrem Herzen kein Gefühl schwesterlichen Mitleids für den Unglücklichen!«

Clotilde schlug die Augen wieder groß auf und kehrte sie dem Sohne zu.

»Bin *ich* etwa glücklich?« erwiderte sie. »Glücklich durch *ihn*, der jetzt seinem Verhängniß erliegt? Wenn *er* die Augen und den Mund schlosse für immer, o, du heiliger Gott, wie wollte ich dir dankbar sein und voll Inbrunst zu dir beten!«

Adolar überrieselte es kalt beim Anblick seiner Mutter. Das war keine Verstellung, das war der Ausdruck eines tiefen, innern Schmerzes, der sich vielleicht zum ersten male in Worte kleidete. Auf ihren bleichen Zügen lag die Angst einer Seele, die sich vergeblich abmüht, den Stricken sich zu entringen, in welchen finstere, dämonische Mächte sie gefangen halten.

»Wenn ich noch einmal zurückkehre, gnädige Frau Mama,« sagte er, seinen Gefühlen Gewalt anthuend, »werde ich in Begleitung erscheinen, und wahrlich, dann verlasse ich Sie nicht, bis Sie mir gewillfahrt haben!«

Er kehrte sich um und schritt der verschlossenen Thür zu, an die schon wieder der mahnende Finger klopfte. Clotilde murmelte dem zudringlichen Sohne einige unverständliche Worte nach.

Adolar achtete nicht darauf. Er drehte den Schlüssel um und öffnete mit einiger Hast die Thür. Ueberrascht aber prallte er zurück, als er in der Klopfenden seine Cousine Zerline erkannte. Diese schien nicht weniger verwundert zu sein, den Cousin bei der Baronin zu finden, ihre Blicke aber sagten Adolar auf der Stelle, daß sie sich über die Entdeckung freue, und die Vermuthung, es könne ihm in der Person dieses naturwüchsigen, schlaunen

und rücksichtslosen Mädchens zur guten Stunde ein Bundesgenosse erstanden sein, ward dem jungen Mann beinahe zur Gewißheit.

VIERTES KAPITEL. ZERLINE'S SIEG.

»Zerline,« sprach Adolar in leisestem Flüstertone, »wie lebt dein Vater? Wird er genesen?«

Das Mädchen bejahte durch leichtes Kopfnicken.

»Hast du meiner ... meiner Mutter eine Mittheilung zu machen?«

»Schläft sie?« unterbrach ihn Zerline.

»Sie wacht; ich habe sie verletzt und erbittert!«

»Das gerade ist die rechte Stimmung für den Auftrag, der mir geworden ist,« versetzte mit leichtfertigem Lächeln die Tochter Sandomir's. »Bleibe bei mir und sei Zeuge, wie leicht es mir wird, mit meiner vornehmen Tante in eine lebhaftige Unterhaltung zu kommen.«

Diese letzten nicht mehr ganz leise gesprochenen Worte hatte die Baronin, welche das Gesicht der Wand zukehrte, vernommen. Sie glaubte, die Zofe sei eingetreten und richte bescheiden eine Frage an sie.

Ohne die Augen zu öffnen, rief Clotilde die Erwartete mit Namen, indem sie in leidendem Tone hinzufügte:

»Reiche mir die Limonade! ... Ich habe einen brennenden Durst ... Das Geschwätz dieses rohen Studenten, dem es Vergnügen zu machen scheint, mich leiden zu sehen, hat mich entsetzlich angegriffen ... Ist der Baron ausgeritten? ... Ich vernahm vor kurzem Pferdegewieher ... «

Zerline bedeutete Adolar durch einen Wink, daß er sich still verhalten möge. Dann schwebte sie sylphenleicht auf den Zehen über den Teppich, ergriff das Wasserglas, schüttete eins der auf dem Tische befindlichen Limonadenpulver in das zierliche Gefäß und goß aus der Krystallflasche eine genügende Quantität Wasser dazu. Als Clotilde das Klirren des silbernen Löffels im Glase vernahm, richtete sie sich auf, tastete mit der linken Hand nach dem Glase, das Zerline ihr reichte, und hielt die Rechte, tief aufseuzend, über die Augen, indem sie sich langsam umwendete.

Das Glas erfassend, ließ die Baronin die Hand sinken und ihr Blick traf Zerline, die tückisch wie ein Kobold zu kichern begann.

Entsetzt über diesen völlig unerwarteten Anblick ließ Clotilde das Glas fallen, dessen Inhalt auf den Teppich ausströmte.

»Fort, Dirne! Aus meinen Augen!« rief sie röchelnd, beide Hände gegen die feingegliederte Gestalt der Tochter Sandomir's ausstreckend. »Fort! ... Elender Bube! ...«

Der letzte Ausruf galt Adolar, der einige Schritte hinter seiner Cousine die Wirkung dieses Erkennens kaltblütig belauschte.

Zerline war jedoch so leicht weder abzuweisen noch einem einmal gefaßten Entschlusse untreu zu machen.

Ohne die Entrüstung der Baronin zu bemerken, ließ sie sich vor der Chaiselongue auf ein Knie nieder, erhaschte

die Hand Clotildens, die vor Aufregung, Angst und verhaltener Wuth zitterte, drückte einen Kuß auf die sammtweichen Finger und sagte:

»Gnädige Tante, mein Vater läßt Ihnen einen glücklichen Morgen wünschen, als er selbst erlebt hat!«

Clotilde stieß die Nichte mit Abscheu zurück und nahm eine sitzende Stellung an. Zerline war sogleich bei der Hand, der verwöhnten Frau die weichen Morgenschuhe auf die Füße zu streifen, noch ehe diese es hindern konnte.

»Papa ist sehr schwach, gnädige Frau Tante,« fuhr das Mädchen fort, als habe sie weder die haßerfüllten Blicke noch die Bewegungen der Baronin gewahrt. »Der Blutverlust hat ihn sehr angegriffen, und da er nicht selbst Ihnen, wie es sich wohl für ihn schickte, seinen respectvollen Morgengruß überbringen kann, hat der liebe herzige Papa mich mit diesem Auftrage beehrt. Du bist doch nicht von bösen Träumen beunruhigt worden, Tante?«

In Ermangelung eines Taschentuchs, das sie nicht gleich finden konnte, begann Clotilde ihrer Gewohnheit nach an dem Shawl zu zupfen und zu zerren, der ihr als Hülle diente. Dabei irrte ihr zornfunkelndes Auge von der knienden Sirene auf den verächtlich und stolz zu ihr niederblickenden Sohn.

»Mein Vater ist so unglücklich,« fuhr Zerline fort. »Er fürchtet, die letzte Stunde könne ihn plötzlich ereilen, und die Besorgniß vor der Möglichkeit eines so schrecklichen Ereignisses beunruhigt, ja quält sein menschenfreundliches Herz!«

Das kniende Mädchen, dem der Poncho halb von der Schulter glitt, die alabasterweiß aus dem schwarzen Kleide sah, das sie trug, begann zu weinen und zwar so natürlich, daß die Baronin von dem Schmerz Zerline's augenblicklich entwaffnet wurde.

Die herabträufelnden Thränen schnell abtrocknend, fuhr sie fort:

»Ich soll Ihnen eine Mittheilung machen, gnädige Tante. Mein alter Vater will sich mit Ihnen versöhnen.«

»Nein, nein, nein!« fuhr Clotilde heftig auf. »Ich will es nicht, ich dulde es nicht! . . . Ereilt den Schändlichen der Tod, so soll sein Geist unversöhnt hinüberschweben ins Jenseits!«

Zerline umfaßte die Knie der Baronin und brach in tiefes Schluchzen aus. Adolar, von dem untadeligen Teint seiner Cousine mehr vielleicht angezogen, als von der grausamen Härte seiner lieblosen Mutter gereizt, legte seine Hand auf das Haupt der Knienden und sprach:

»Entwürdige dich nicht, Cousine. In verwüsteten Herzen wohnt kein Erbarmen!«

»Also verabredet habt ihr euch?« fiel argwöhnisch Clotilde ein. »Nun ich hoffe, daß ich euch diese Schändlichkeiten, mit denen ich Wehrlose überhäuft werde, eines Tags gebührend werde zurückzahlen können!«

Adolar bemühte sich, die kniende Zerline aufzuheben.

»Laß ab mit Weinen und spare jede Bitte, Cousine,« sprach er. »Hast du aber irgendeinen bestimmten Auftrag von deinem Vater erhalten, so entledge dich desselben

ohne alle beschönigenden Redensarten. Ich werde dich beschützen.«

In Zerline's Augen zuckte es freudig auf. Sie dankte ihrem Cousin für die erhaltene Zusage, legte den Poncho wieder um die volle glänzende Schulter und sagte dann ganz so kühl und resolut, wie der routinirteste Geschäftsmann.

»Papa will Frieden mit dir schließen, Tante, Frieden auf ewige Zeiten, wie die großen Potentaten, wenn sie sich gegenseitig das übermüthig schäumende Blut abgezapft und dadurch argen Schaden zugefügt haben. Ich komme als Friedensparlamentär mit weißer Fahne in der Hand, und wenn du mir nur zuhören willst, werden wir uns über die Bedingungen bald einigen. Papa stellt die annehmbarsten; sie werden ihn beruhigen, dich aber frei und glücklich machen. Erlaubst du, daß ich mich des Nähern erklären darf?«

Zerline hob das Glas auf, welches vorhin der Hand Clotildens entglitten war, schüttete ein Limonadenpulver ein, goß Wasser auf und trank die liebliche Mischung mit der ungenirtesten Miene von der Welt.

»Deine Limonade ist vortrefflich, Tante,« sprach sie, die letzten Tropfen ausschlürfend. »Von wem beziehst du sie? Wenn wir Handels einig werden, kannst du mir eine Empfehlung an deinen Lieferanten mitgeben.«

Clotilde schwieg noch immer, da sie wirklich zu einem bestimmten Entschlusse nicht kommen konnte. Dies Schweigen legte sich Zerline zu ihren Gunsten aus. Sie fuhr, das geleerte Glas auf den Tisch stellend, fort zu

plaudern, als wolle sie die Baronin mit lauter nichtssagenden Dingen unterhalten.

»Wenn der Onkel Baron mein Mann wäre, weißt du, was ich dann begönne, Tante? ... Nein? Du weißt es nicht? ... Ich trennte mich von ihm! ... Gewiß, Tante! Verdient hat er es schon längst. Auch bist du gar nicht seine Frau, sagt Papa ...«

Die Baronin stand auf und legte ihre Hand auf den rosigen Mund der Schwätzerin.

»Adolar,« sagte sie mit aller ihr zu Gebote stehenden Würde, »wenn ich dich nicht verachten und verleugnen soll, so schütze mich vor dieser Landstreicherin!«

»Die Wahrheit schmeckt gewöhnlich bitter,« versetzte Clotildens Sohn, »wer sich aber davon nicht abschrecken läßt, der gewinnt für sich und andere. Erweiterung unserer Kenntnisse kann uns drei Personen, die wir durch Bande des Bluts einander so innig verbunden sind, nur Vortheil bringen.«

Die Baronin fiel wie gelähmt zurück auf die Chaiselongue; Zerline aber, welche die Miene annahm, als sei das Ganze nichts weiter als ein harmloser Scherz, nahm ihren unterbrochenen Vortrag lächelnd von neuem auf.

»Bitte, gnädige Tante, sei mir nicht böse, wenn ich bisweilen nicht die feinsten Ausdrücke, die passendsten Worte finde,« fuhr sie fort. »Ich ward nie nach einer Methode unterrichtet. Was ich lernte, eignete ich mir meistentheils bloß so nebenbei an, oder ich schnappte es von Fremden auf, mit denen Papa häufig verkehrte. O, Papa hatte stets den besten Umgang bis vor wenigen Jahren,

wo uns mit dem Gelde auch die gute Gesellschaft ausging. Das war kein Wunder. Dagegen fällt es mir auf, daß der Onkel Baron, der ja Geld die Hülle und Fülle besitzt, auch nicht die Besten zu seinem Umgange sich zu erkünnen scheint. Wie elegant, wie vornehm, wie zart bist du dagegen, Herzenstante! Und deshalb paßt ihr eigentlich gar nicht zu einander.«

Clotilde seufzte und versuchte, durch die Finger schieelend, die weitem Absichten Zerline's in deren Augen zu lesen; denn daß sich hinter dieser scheinbar leichtfertigen Art der kecken Nichte eine sehr bestimmte Absicht verberge, leuchtete der Baronin bald ein. Da Zerline auch auf ihre Aeußerung einer Antwort nicht gewürdigt ward, beugte sie ihren hübschen Kopf mehr vor und sagte mit schalkhaftem Gesichtsausdruck:

»Papa weiß, wie Sie es anfangen müssen, Tante, um dem Onkel Baron nicht ferner Gesellschaft leisten zu dürfen.«

Diese Worte fielen zündend in die Seele Clotildens und Adolar's. Dieser blickte die schelmische Cousine düster, die Baronin neugierig kalt an. Beide aber schwiegen auch jetzt noch.

»Wenn Sie mir versprechen wollen, Tante, von jetzt an für mich zu sorgen, als wäre ich ihre eigene Tochter, und wenn Sie gleichzeitig sich verpflichten, Papa gegen jeglichen Mangel zu schützen, sobald er wieder vollständig genesen ist, kann ich Ihnen mit drei oder vier Worten das Geheimniß mittheilen, das Ihnen volle Freiheit gibt.«

War es nun Zufall oder ein sympathischer Zug verwandter Seelen, genug, wie von dem zwingenden Willen einer unsichtbaren Macht geleitet, begegneten sich jetzt die Blicke von Mutter und Sohn. Es war nicht Liebe, nicht einmal Theilnahme, die in diesem Augengruße lag. Beide aber verstanden sich sofort und beide waren einig in ihrem Wollen. Es bedurfte zwischen den sonst geistig Geschiedenen keiner Frage, keiner Antwort, um ein gemeinsames Verständniß herbeizuführen. Die Baronin, fühlend, daß Adolar ihr Verfahren vollkommen billigen werde, wickelte die Hand aus ihrem Shawl, legte die Fingerspitzen derselben in die Rechte Zerline's und sagte leidenschaftslos:

»Wenn ich deinen Vorschlag annehmbar finde, geschieht für dich und deinen Vater, was du wünschest.«

Adolar trat näher, während Zerline mit lächelndem Munde sich zum Ohr der Baronin herabbeugte und dieser ganz langsam und halblaut einige Worte zuraunte, die jedoch Adolar ebenfalls hören konnte.

Die Wirkung dieser Worte war für Mutter und Sohn eine furchtbare. Der Gesichtsausdruck Clotildens ward furienartig, Adolar erstarrte das Blut in den Adern. Er taumelte, wie vom Schlage getroffen, und lallte, die zitternde Hand ohnmächtig ballend: »Waffen! Waffen!«

»Beweise!« stotterte die Baronin, sich die Haare aus dem verzerrten Gesicht streichend. »Beweise, und ich will – Mutterstelle bei dir vertreten!«

Zerline behielt ihre lächelnde Miene bei. Sie ergriff die Wassercaraffe, füllte zur Hälfte das Krystallglas und credenzte es mit zierlicher Anmuth der Baronin.

»Erst stärke dich, gnädigste Tante,« sprach sie, wieder in ihren vertraulichen Ton fallend, mit dem sie willkürlich abwechselte. »Die Beweise besitzt Papa. Willst du sie kennen lernen, so leihe ich dir gern meinen Arm, um dich zu ihm zu geleiten, denn der Blutverlust von voriger Nacht macht ihm das Gehen unmöglich. Cousin Adolar ist gewiß so freundlich, dich ebenfalls zu unterstützen.«

Adolar lauschte mit größter Spannung jedem Worte Zerline's. Es erschien ihm jetzt vieles in einem ganz andern, hellern Lichte. Er begriff manches, was ihm bis dahin dunkel oder völlig unverständlich gewesen war. Namentlich konnte er sich die seit vorigem Herbst auffallend veränderte Stimmung seines Vaters erklären.

»Er ist nicht im Schlosse,« sprach er grollend und mit einem Entschlusse ringend. »Wenn er zurückkehrt . . . «

»Werde *ich* den Baron empfangen,« fiel Clotilde ein.

Sie stand auf, warf den Shawl ab, der ihr bis dahin als Hülle gedient hatte, und winkte Zerline, daß sie ihr einen Umwurf reichen solle, der über der Lehne eines großen Armstuhles hing.

Während die Tochter Sandomir's behende dieser Aufforderung nachkam, zog Clotilde eins der Rouleaux vollends auf, trat vor ihre Toilette und unterwarf ihre Züge einer scharfen Prüfung. Die eitle Frau erschrak über

ihr Aussehen. Die Vorgänge der letzten Nacht, die Schlaflosigkeit, an der sie später litt, endlich die heftigen Gemüthsaufreregungen, die sie infolge der Unterredung mit ihrem erbitterten Sohne und mit der ewig lächelnden, stets zu Scherzen geneigten Zerline erlebte, hatten Verwüstungen angerichtet, die selbst die vollendetste Toilettenkunst nicht völlig zu verdecken vermocht haben würde.

Zu jeder andern Zeit würde Clotilde eine solche Wahrnehmung sehr unglücklich gemacht haben. Heute entlockte sie ihr ein Lächeln. Ihr kluger Verstand sagte der berechnenden Frau, die an einem neuen, vielleicht dem letzten und entscheidendsten Wendepunkte ihres Schicksals stand, daß eine recht leidensvolle Miene, die nicht erkünstelt war, ihrer Absicht nur förderlich sein könne.

Sie begnügte sich, mittels eines Schildkrotkammes ihre verworrenen Haare nothdürftig zu ordnen und sie mit einer reichen Spitzenhaube zu bedecken. Darauf ließ sie einige Tropfen Eau de Cologne auf ihr gesticktes Taschentuch träufeln und führte dies einigemale zur Nase, um den aromatischen Duft des angenehmen Parfüms behaglich einzufangen.

Dadurch gekräftigt, erhob sie sich, wendete sich vornehm um und sagte halb bittend, halb befehlend zu Adolar.

»Du wirst nichts ohne die Billigung deines unglücklichen Oheims unternehmen! ... Deine betrogene Mutter bittet dich darum ... O, daß ich diesen Tag erleben mußte! ...«

Sie drückte das duftende Taschentuch vor die Augen und schluchzte.

»Meine Mutter!« sprach Adolar, ihr den Arm reichend.

Clotilde ließ das Taschentuch sinken. Ein paar Thränen verschleierten ihre Augen.

»Ich werde von deinen Bitten mich erweichen lassen,« fuhr sie fort, »wenn dein Onkel halten kann, was er verspricht. Hildegarde wird zurückkehren und wieder Freude in das Haus des Försters bringen.«

Adolar beantwortete diese Zusage seiner Mutter durch einen leichten Händedruck.

Darauf legte die Baronin den linken Arm auf die Schulter der elfenartigen Zerline, ließ nochmals ihr großes Auge auf den Zügen ihres Sohnes ruhen und sagte dann entschlossen:

»Zum Krankenlager Sandomir's! Ich will seine Beichte hören und prüfen, ob er die Wahrheit spricht!«

FÜNFTES KAPITEL. MITTHEILUNGEN AUF DEM KRANKENLAGER.

Sandomir Geldern lag mit geschlossenen Augen auf seinem Lager. Zerline's geschickter Hand war es mit Unterstützung des vertrauten Bedienten des Barons von Kaltenstein, der in frühern Jahren in den Anfangsgründen der Chirurgie Unterricht genossen hatte, gelungen, die Kugel aus der Schulter ihres Vaters zu entfernen und darauf die Wunde leidlich gut zu verbinden. Aertzliche Hülfe zu beanspruchen schien so lange bedenklich, als zwischen den einander feindlich gesinnten Verwandten nicht

eine Versöhnung stattgefunden oder doch eine Art Compromiß geschlossen worden war.

Ohne das Bewußtsein völlig zu verlieren, umgaukelten den raffinirten Glücksritter doch eine Menge phantastischer Gestalten, die er zu verscheuchen keine Kraft besaß. Er verfiel in einen Zustand, welcher der Bewußtlosigkeit nahe kam, ihm aber doch nicht die Fähigkeit raubte, andere sprechen zu hören. In diesem traumhaften Zustande, in dem sich Wahres und Falsches durcheinander wirkte, verging dem Verwundeten die Nacht. Gegen Morgen trat mehr Ruhe ein und mit dieser kehrte ihm auch die Denkkraft wieder zurück.

Er rief Zerline und fragte diese ohne die Augen zu öffnen:

»Sehe ich sehr schlecht aus, mein Kind?«

Zerline suchte den Vater über sein Aussehen zu beruhigen.

»Bei alledem fühle ich mich matt und ich weiß nicht, ob mein Herr Schwager durch die Unsicherheit seiner Hand nicht eine große Dummheit begangen hat. Es wäre mir lieb, wenn der Baron mir die Ehre einer Unterredung schenken wollte.«

Zerline unterrichtete den Vater von dem Weggange des Barons und von dem Eintritt Adolar's in das Hauptgebäude des weitläufigen Schlosses.

»Ein guter und entschlossener Junge, dein Cousin,« sagte Sandomir, die Augen fortwährend fest geschlossen haltend. »Er hätte nur die Pistolen nicht mit auf die Reise

nehmen sollen . . . Ich kenne die Natur dieser Handbüchsen . . . sie gehen gewöhnlich zur Unzeit los, und dann treffen sie immer schlecht . . . Viele Leute schon haben das Unglück gehabt, Unschuldige mit Pistolen zu erschießen. Es ließen sich interessante Geschichten darüber erzählen.«

Sandomir lächelte so verschmitzt, daß Zerline, die ihres Vaters Neigungen ebenso genau kannte wie dessen unsichere, ganz und gar auf den Zufall gestellte Lebenslage, den Schluß daraus zog, er stehe im Begriff, ihr eine vertrauliche Mittheilung von Wichtigkeit zu machen. Daß er dies nie unaufgefordert thue, wußte sie, nur nahm sie Anstand, eine Frage an ihn zu richten, weil sie fürchtete, anhaltendes Sprechen könne den Verwundeten zu sehr aufregen und ihm einen gefährlichen Fieberzustand zuziehen.

»Ruhe würde dir alsbald Genesung verschaffen,« sprach die kluge Tochter.

Sandomir Geldern lächelte wieder.

»Ich will und werde Ruhe haben,« versetzte er. »Geh' und sieh zu, was der unbändige Wildling im Schlosse will. Wünscht er mich zu sprechen, so führe ihn zu mir . . . Er kann noch mancherlei von mir lernen.«

Zerline ging, um sich von dem Verbleiben Adolar's Gewißheit zu verschaffen. Als sie dem schwachen Vater meldete, daß sich der Cousin nach den Gemächern der Baronin verfügt habe, überglänzte ein Strahl der Freude sein leidendes Antlitz.

»Laß ihn, Kind,« sagte er, sie näher zu sich winkend. »Wenn Mutter und Sohn sich gegen einander aussprechen, kann es Tag werden, und bricht dieser Tag an, so geht auch über unsern Häuptern die Sonne eines neuen Daseins auf.«

Eine Zeit lang blieb Sandomir Geldern nach dieser hingeworfenen Bemerkung regungslos liegen. Er athmete regelmäßig, wie ein Schlafender; Zerline aber wußte, daß ihr Vater wachte und daß er tief über etwas nachdachte.

Nach einer längern Pause sagte er:

»Zerline, hast du mich lieb?«

»Könnte ich es dir doch durch eine recht in die Augen springende That beweisen!« rief das Mädchen.

»Ich will dir Gelegenheit dazu geben, kleiner Unhold,« fuhr der Verwundete fort. »Höre, was ich dir sage, und richte es so ein, daß du alles deiner lieben Tante bringst. Kann dies geschehen in Gegenwart deines Cousins, so ist es noch besser, vermagst du es aber nicht, den in deinen Teint und dein Geplauder verschossenen Jungen, der dir, wie du ja weißt, vollkommen ebenbürtig ist, festzuhalten, so mußt du sehen, wie du mit meiner vornehmen Schwester unter vier Augen fertig wirst.«

Zerline gelobte, ihre ganze Liebenswürdigeit und all ihr Geschick aufzubieten, um dem Vater zu genügen. Darauf erzählte Sandomir der aufmerksamen Tochter in kurzen, abgebrochenen Sätzen, ohne während seiner Erzählung auch nur eine Secunde lang die Augen zu öffnen,

ein Begegniſſ aus frühern Tagen, und ſchloß mit den wenigen Worten, die wie ein Zauberspruch auf Clotilde und Adolar wirkten, und beide einander die Hände zu reichen zwangen.

Sandomir Geldern hatte während der Abwesenheit ſeiner Tochter Zeit, ſich in die Vergangenheit zu vertiefen. Gern that er dies nicht, denn zwischen vielen heitern Erinnerungszeichen ſtieß er auf gar manchen düſtern Punkt, dem er am liebſten weit aus dem Wege gegangen wäre. Sein Zuſtand aber ließ ihm nicht volle Freiheit im Denken und Wollen. Er fühlte, daß es ſchnell mit ihm zu Ende gehen könne, und obwohl er ſich faſt nie um ideale Güter Sorgen gemacht, noch weniger aber je ernſtlich an das Sein nach dem Tode gedacht hatte, ward ihm jetzt, wo die verſchloſſene Pforte ſich ihm aufthun zu wollen ſchien, doch momentan recht unheimlich. Hatte er das Ende ſeines Lebens wirklich erreicht, ſo konnte ihm aus gewiſſen Enthüllungen, die er ganz allein zu geben im Stande war, kein Nachtheil erwachſen, wohl aber war es möglich, daß Zerline Nutzen daraus zu ziehen vermochte.

Die Zeit ward ihm, wie er ſo einaſam und ſtill grübelnd dalag und die Wunde immer empfindlicher zu brennen begann, unendlich lang. Er wünſchte, ein wohlthätiger Schlummer möge ſich auf ſeine Augen ſenken; allein er flehte vergebens um dieſe Wohlthat der Natur.

Endlich – das Ausbleiben Zerline's dünkte ihm eine Ewigkeit – vernahm er Schritte, die Thür that ſich leiſe

auf, und er gewahrte durch schnelles Blinzeln die Schwester mit den erschöpften, von Angst und Gewissensqualen verzerrten Zügen, geführt von Zerline und Adolar. Er triumphirte über den glücklichen Einfall, ließ sich aber durchaus nicht merken, daß er etwas höre. Um seinen Zweck ganz zu erreichen, war es nöthig, nach eine Zeit lang zu heucheln und sich zu stellen, als könne er in jeder Minute seinen Geist aushauchen.

Zerline beugte sich über den scheinbar Schlummern den und gewahrte sogleich, daß er wache und alles höre, was um ihn vorgehe. Sie rief ihn zärtlich mit Namen, worauf Sandomir zusammenzuckte und die Augen verwundert aufschlug. Wer jetzt den matten Blick des Verwundeten auffing, konnte leicht zu dem Glauben verleitet werden, es gehe derselbe seiner Auflösung entgegen.

Die mit dem Vater vollkommen einverständene Tochter sagte diesem leise ins Ohr, daß die gute Tante Baronin und der liebevolle Cousin bereit seien ihn anzuhören.

Sandomir machte eine beistimmende Kopfbewegung, worauf Zerline die Baronin herbeiwinkte. Adolar schob zuvorkommend einen Stuhl an das Lager des Verwundeten und blieb zur Seite desselben voll Erwartung dessen, was er vernehmen werde, stehen.

»Hassdest du mich noch, . . . Clotilde?« redete Geldern seine Schwester mit matter, zitternder Stimmean. »Ich bin so unglücklich . . . !«

Clotilde, von einer plötzlichen Theilnahme ergriffen, brach in ungekünsteltes Weinen aus. Der Verwundete

blieb regungslos, immer mit verschlossenen Augen liegen.

»Hast du Zerline angehört?« fragte Sandomir nach einer Weile aufs neue.

»Ist es wahr . . . Sandomir, ist es wahr?« schluchzte die Baronin.

Der Bruder hob die Hand empor, wie zum Schwure.

»Wir müssen, fürcht' ich, scheiden, für immer scheiden,« fuhr er, stets in abgebrochenen Sätzen sprechend, fort. »Dein Gemahl . . .«

»Schweig!« unterbrach ihn Clotilde. »Ich will nichts von ihm hören!«

Geldern kehrte sich aber nicht an diesen Befehl seiner Schwester. Er begann, als habe er gar nichts vernommen, von neuem:

»Dein Mann . . . meinte es damals gut . . . mit dir, vielleicht auch mit mir. Aber ich störte ihn. Wenn ich bei euch blieb, mußte er dich wieder . . . verstoßen! . . . Aus Liebe zu dir, Schwester, habe ich mich geopfert, und nun . . . empfang ich den Lohn dafür.«

Er athmete matt, als greife ihn das Sprechen furchtbar an. Clotilde drückte ihr Taschentuch auf die Augen und wagte nicht aufzublicken.

»Verschiedene male – du wirst dich erinnern,« hob Sandomir nach einer Pause wieder an, »machte ich bald dir, bald dem Baron Vorschläge zu einer Wiedervereinigung. Ich erhielt nie eine Antwort! . . . Endlich, als mich das Glück verließ und der Mangel meine Kräfte zu brechen drohte, mußte ich mich deutlicher erklären . . . Du

hast mich auch dann noch keiner Antwort werth geachtet, aber der Baron, dem mein Mahnruf unangenehm in die Ohren klang, ließ sich herab, mir zu schreiben. »O, diese Briefe! ... Diese theuern Briefe! ... Wie hab' ich sie geherzt! Wie heilig sind sie mir gewesen! ... «

Bei diesen Worten schlug Geldern zum ersten mal seine Augen auf, um zu sehen, welche Wirkung sie auf Clotilde machen würden.

Diese ließ die Hand mit dem Tuche sinken und blickte den Bruder an wie eine Bezauberte.

Die Wimpern Sandomir's senkten sich wieder, indem er fortfuhr.

»Ich habe sie mir aufbewahrt wie ein Vermächtniß, das uns herzinnige Liebe macht ... Ich trug sie stets bei mir ... bis zu dieser Stunde ... «

»Du willst mich täuschen!« flüsterte Clotilde.

»Adolar,« sagte Geldern, »lieber Neffe, reiche mir deine Hand, damit ich sie führe ... «

Adolar erfüllte den Wunsch des Onkels. Dieser ergriff die Hand seines Neffen und legte sie auf seine linke Brust.

»Hier,« sprach er noch leiser als zuvor, »hier, zunächst dem Herzen ... findest du die Briefe ... deines Vaters ... an mich ... und ein Schreiben von mir selbst. Ich gebe dir alles zum Angedenken ... !«

Mit schnellem Griffe entnahm der aufgeregte Jüngling ein nur ganz dünnes Packet der Brusttasche seines Onkels.

»Mir, mir gehören diese Briefe!« rief Clotilde.

»Und ich bin in ihrem Besitz!« sprach Adolar, das Packet fester umfassend. »Enthalten sie Beweise, bei meinem Ehrenwort, ich werde sie nicht vernichten!«

Clotilde streckte ihre Hände bittend nach dem Sohne aus. Auch in dem Blick ihrer Augen lag ein heißes Flehen, Adolar aber achtete nicht darauf. Ein ungeduldiger Wink nur forderte den Verwundeten auf, daß er in seinen Bekenntnissen fortfahren möge.

»Da du mir immer nur kurze Grüße durch den Schwager Baron sendetest,« sprach Geldern weiter, »mußte ich es aufgeben, dein Herz zu rühren. Der Baron schrieb mir, was er thue geschehe immer mit deiner schwesterlichen Genehmigung . . . Ich will dir deshalb keine Vorwürfe machen, behüte! . . . Eine gute Frau thut gern und willig, was ihr Mann wünscht. Und ich weiß ja, daß du es immer gut mit mir meintest! . . .«

Hier mußte Sandomir Geldern husten, wobei ihm Thränen aus den mühsam geschlossenen Augen rannen. Zerline allein sah es den Zügen ihres Vaters an, daß er vor Freude innerlich triumphirte und daß er sich dem Ziele seines Strebens mit schnellen Schritten näherte.

»Der letzte Brief des Schwagers Baron – er liegt oben an in grünem Couvert, Adolar, und es wäre mir lieb, wenn du ihn jetzt gleich überflögest, damit du dich überzeugst, daß ich dir die reine Wahrheit sage – dieser letzte Brief machte mich stutzen. Stehen die Dinge in Wirklichkeit so, wie der gute Baron schreibt, so ist alles verloren . . . Nicht verlassen wollte er mich – steht's nicht so darin, Adolar? . . . Und dann die Schlußworte – gib Acht,

Adolar, ob mein Gedächtniß auch treu ist! – Sie heißen! Wärst du einer Kugel werth, ich könnte sie dir entgeschicken, wenn ich nur wüßte . . . «

»Genug, genug!« fiel Adolar dem Bruder seiner Mutter ins Wort, indem er den Brief Clotilde in die erkalte Hand drückte. »Begehren Sie mehr noch zu erfahren, gnädige Mama, so lesen Sie selbst! Ich bitte jetzt um Erfüllung Ihrer Zusage!«

Sandomir Geldern hustete so stark, daß es klang, als könne er daran ersticken. Zerline kniete neben ihm nieder und trocknete ihm den Schweiß ab.

Die Baronin war festen Schrittes ans Fenster getreten, um hier den an Sandomir gerichteten Brief ihres Gatten vollends zu Ende zu lesen. Das Blatt entsank ihren zitternden Händen, als ein Blick ins Freie ihr den Baron zeigte, der eben durchs Thor in den Schloßhof schritt. Auch Adolar gewahrte den Vater und ein plötzlicher Gedanke tauchte in ihm auf.

»Mutter,« sprach er gepreßt zur Baronin, »da kommt der Mann, der mich als Kind verstieß. Ich bin entschlossen, mich mit größerer Liebe seiner anzunehmen . . . Er darf nicht wissen, daß wir die dunkeln Wege kennen, die er ging, um . . . um meiner gnädigen Frau Mama den heutigen Tag ersparen zu wollen.«

Das Lächeln des Sohnes, als dieser der Baronin leicht die Hand küßte, machte Clotilde das Blut gefrieren; den Sohn zu halten, hatte sie keine Kraft. Sie glitt auf den nächsten Sessel, als Adolar, den entfallenen Brief des Vaters wieder an sich reißend, das Zimmer verließ.

Vom Lager Sandomir's klang es wie heiseres Lachen. Die Baronin aber glaubte, es sei das Brausen ihres Blutes im eigenen Ohr.

»Er ist doch noch in meiner Gewalt,« lispelte sie vor sich hin. »Der Baron kam gerade zur rechten Stunde! Sein Erscheinen hat ihn vergessen lassen, noch einmal mit ernster Frage in mich zu dringen ... Hildegardens Versteck wird mein Geheimniß bleiben.

SECHSTES KAPITEL. VATER UND SOHN.

Gerade unter dem Portal der großen Schloßhalle, wo noch immer der geschossene Rehbock unberührt lag, begegneten sich Vater und Sohn. Ein paar Secunden lang maßen sich beide mit unheimlichen Blicken, ohne sich Wort und Gruß zu gönnen. Dann erhob der Baron seinen mit dem handfesten Stock bewehrten Arm und deutete über den Schloßhof hinweg nach dem Thorwege, indem er gebieterisch die Worte herausstieß:

»Fort mit dir, Bursche! Im Forsthause sprechen wir uns wieder!«

Adolar würde in frühern Zeiten einem Befehl seines Vaters, auch wenn er ihn für ungerechtfertigt, ja für thöricht gehalten hätte, nicht widersprochen haben, jetzt aber lächelte er und versetzte in gereiztem, drohendem Tone.

»Wenn der Herr Vater mir Gesellschaft leisten will, werde ich dem Förster Frei gern meine Aufwartung machen.«

»Dir Gesellschaft leisten!« fuhr der Baron verächtlich-brutal und unbeschreiblich hochmüthig den Sohn an. »Einem Bastard Gesellschaft leisten, den ich nur aus Commiseration zu mir emporgehoben habe, um zu spät meine unzeitige Theilnahme zu bereuen! Danke es Gott und meiner Nachsicht, wenn ich dich wegen deines schändlichen Ueberfalls von gestern Abend nicht dem Gericht überantwortete!«

Adolar erblaßte zwar bei den Worten des Vaters, der ihm den Makel seiner Geburt, den der Baron doch ganz allein verschuldet hatte, in seinem adelichen Hochmuth ungerechterweise zum Vorwurf machte; von blindem Zorne ließ er sich aber nicht fortreißen. Er wußte, daß er eine Waffe bei sich trug, gegen welche der erbitterte Vater sich nicht vertheidigen konnte. Hoch aufgerichtet blieb er auf der Freitreppe vor dem Baron stehen und erwiderte:

»Ich möchte Sie bitten, Herr Vater, Ihre Drohung wahr zu machen. Wir könnten dabei am sichersten Gelegenheit finden, einander wett zu werden.«

Ueber das zornige Auge des Barons flog ein Schatten, dennoch legte er der Bemerkung Adolar's keinen Werth bei.

»Macht Platz!« rief er, den Stock drohend emporhebend. »Ich mag die Hand nicht streifen, die sich mit einem Morde beflecken wollte!«

»Dann will ich es thun,« sprach Adolar entschlossen, indem er den Arm seines Vaters ergriff, ehe dieser es hindern konnte.

Der Baron war nicht in der Stimmung, von dem Sohne, den er in diesem Augenblick lieber bis ans Ende der Welt gewünscht hätte, sich irgend etwas gefallen zu lassen. Auch würde es ihm leicht geworden sein, den jungen Menschen trotz seiner Gewandtheit zu überwältigen, nur das Erscheinen einiger Knechte im Schloßhofs hielt ihn von einem Act der väterlichen Gewalt zurück.

Adolar benutzte diesen günstigen Moment.

»Vater,« sprach er, die Hand des erbitterten Barons fester umschlingend, »wollen wir den Dienstboten ein Schauspiel bereiten, das uns für immer zum Stichblatt verleumderischer Bemerkungen machen und allen Respect für immer untergraben würde? Wer bürgt uns dafür, daß sie nicht längst schon Schlimmes vermuthen! . . . Sie wollen mich verbannen, wie mich dünkt, und weisen mir einstweilen das Forsthaus zum Aufenthalt an. Ich will Ihren Wünschen mich fügen, nicht aber gezwungen, sondern aus freiem Entschlusse, doch verlange ich, daß Sie mich begleiten!«

Der Baron wußte sich diese Keckheit des Sohnes nicht zu deuten, er sah aber ein, daß der gemachte Vorschlag seine eigene Ehre wahre, und deshalb widersprach er wenigstens nicht.

Adolar schob jetzt seinen Arm in den des Vaters und zog ihn mit sich die Treppe hinab. Die Dienstboten gingen grüßend vorüber und verschwanden, die einen in den Wirthschaftsgebäuden, die andern in den Ställen.

Vater und Sohn standen allein mitten im Hofe. Die Sonne neigte sich hinter die Dächer und brach, den Himmel mit blutigem Roth überstrahlend, durch die Wolken.

»Jetzt haben wir keine Zeugen als Gott,« sprach Adolar, einen weiten Blick ringsum werfend. Sie schritten dem Eingangsthore zu. »Vater,« fuhr er fort, »eine Entdeckung, die meine Gedanken fast bis zum Wahnsinn verwirrte, hat mich zu einer unüberlegten That fortgerissen. Ich bedauere dies jetzt und bitte Sie deshalb um Verzeihung. Ein Mörder aber wäre ich auch dann nicht gewesen, wenn die unter Flüchen und Zaubersprüchen gegossene Kugel Ihr Herz durchbohrt hätte. Ein Mörder tritt seinem auserwählten Opfer nicht offen, nicht im Angesicht von Zeugen entgegen, ein Mörder schleicht auf verborgenem finstern Pfade dem verhaßten Gegner nach, oder er dingt, um jeden Verdacht von sich abzulenken, einen feilen Banditen, drückt ihm heimlich die Mordwaffe in die Hand und stellt ihn um Mitternacht, bei Sturm und Regen hinter einen Busch, nur zu lauern, bis das bezeichnete Opfer sich naht! . . . Dann im Aufruhr der Elemente, wenn die Windsbraut Bäume entwurzelt, kracht plötzlich ein Schuß, und ohne daß die Welt jemals erfährt, von wessen Hand die tödtende Kugel abgesandt wurde, wälzt das bezeichnete Opfer sich in seinem Blute!«

Baron von Kaltenstein stieß den Arm Adolar's von sich.

»Was soll das Geschwätz!« versetzte er. »Kann ein unreifer Bursche Männer belehren?«

»Ich will niemand belehren, nur eine Geschichte möchte ich Ihnen erzählen, gnädiger Herr Papa,« fuhr Adolar fort. »Es ist nicht gar lange her, da schrieben Sie mir von dem betrübenden Vorfalle, welcher den armen Förster Frei ins Gefängniß brachte. In vergangener Nacht bin ich zufällig über die Stätte gefahren, wo Kreuz-Matthes damals auf so unerklärliche Weise seinen Tod fand . . . Es ist sonderbar, aber ein Beweis von Gottes Gerechtigkeit, daß die Berührung jener blutbefleckten Stelle auf einmal Licht in das schreckliche Dunkel zu bringen verspricht.«

Der Baron hemmte seine Schritte und stützte sich schwer auf den Stock, den er noch immer trug. Mit verächtlichem Lächeln sprach er:

»Ist dir etwa der Geist des Wilddiebes im Walde begegnet und hat dir das Unerforschliche mitgetheilt?«

»Es ist mir ein Papier in die Hände gefallen,« versetzte Adolar, »das zwar von keinem Geiste herrührt, aber doch wie eine Geisterstimme zu mir gesprochen hat. Im Försterhause mag Frei uns dieses merkwürdige Papier vorlesen.«

»Gib es her!« rief der Baron befehlshaberisch. »Noch ist es hell genug, um Geschriebenes lesen zu können!«

»Wenn die Luft ganz still wäre und kein Schnee läge, würde ich Ihrem Wunsche gern entsprechen; Winde aber haben oft räuberische Gelüste, und auf beschneitem Felde ist ein verwehtes Blatt weißes Papier, besonders im Abenddunkel, schwer wiederzufinden.«

»Im Walde kannst du den Wisch nicht gefunden haben!« sagte der Baron.

»Wäre das so unmöglich?«

»Ja!«

»Weshalb?«

»Es ist unmöglich,« wiederholte Baron von Kaltenstein, »nach den Gründen hat niemand zu fragen.«

»Außer etwa meine gnädige Frau Mama und mein von deiner Kugel verwundeter Oheim!«

»Daß der Elende lebt!« rief, von Zorn überwältigt, der Baron aus.

Adolar legte seine Hand wieder auf den Arm des Vaters.

»Im Forsthause werde ich Ihnen das verrätherische Papier vorzeigen und es Ihnen dann aufmerksam vorlesen,« sagte er. »Wollen Sie, gnädiger Herr Vater, diese Bedingung eingehen, so braucht der Förster von dem Inhalt dieses Schreibens nichts zu erfahren. Er ist ja freigesprochen von aller Schuld, seine Ehre vor der Welt vollständig wiederhergestellt. Und Kreuz-Matthes kann nicht sprechen!«

Der Baron erwiderte kein Wort. Er ließ es geschehen, daß Adolar ihn führte. Inzwischen begann es zu dämmern und der Wind erhob sich wieder.

Nach einer Pause, die beiden, Vater und Sohn, sehr lang dünkte, nahm Adolar wieder das Wort.

»Gnädiger Herr Vater,« sagte er, »wenn ich an die vergangenen letzten vierundzwanzig Stunden zurückdenke, überläuft mich ein Schauer. Ich habe unrecht, lieblos, unkindlich gehandelt. Aber die Leidenschaft beherrschte mich und der Wunsch, begangenes Unrecht zu strafen.

So bin ich selbst straffällig geworden . . . Aber auch Sie können sich nicht freisprechen von Schuld. Ich ward von Ihnen beleidigt, ohne daß ich es ahnte, und wegen dieser Beleidigung, die mich ja meines Namens zu berauben dachte, wollte ich Sie zur Rechenschaft ziehen. Wenn ich nun jetzt hoch und heilig verspreche, daß alles in früherer Zeit Geschehene gar nicht vorhanden sein soll, daß ich nichts davon wissen will, werden Sie dann auch mir verzeihen?«

»Erst will ich den Inhalt deines unheimlichen Papiers kennen lernen, und dann will ich mich besinnen.«

»Es wäre besser, wir versöhnten uns, ehe das Forsthaus uns aufnimmt. Auch dort gehen Geister um!«

Der Baron brach in verächtliches Lachen aus.

»Ein Gespenst von Fleisch und Bein hält darin Wache, das ist wahr,« versetzte er. »Wenn man aber die Trude schelten und schimpfen läßt, ohne sie durch Entgegnungen zu erhitzen, ist sie ungefährlich.«

»Ich meine die Mutter Hildegardens, Hildegardens, die man dem Vater wider Willen entrissen hat, und die ich dem schuldlos einer Mordthat Bezichtigten wiedergeben will!«

Eine solche Wendung des Gesprächs hatte Baron von Kaltenstein nicht erwartet. Er gedachte des Versprechens, das Andreas ihm ans Herz gelegt, und die Schwierigkeiten, welche der Erfüllung desselben im Wege standen, machten ihn nachdenklich. Zugleich aber glaubte

er in dem Wunsche Adolar's einen Fingerzeig zu entdecken, der ihm behülflich werden könne, dem Förster doch schließlich Wort zu halten.

»Du mußt dich an die Baronin wenden, wenn dir viel daran gelegen ist, das Versteck dieser verzogenen Waldnymphe zu entdecken,« versetzte er. »Ich habe mich nie damit abgegeben, jungen Mädchen nachzulaufen. Deine Mutter wird es bestätigen, daß ich die Wahrheit sage.«

»Die Frau Baronin von Kaltenstein, geborene Geldern,« erwiderte Adolar mit kühler Gelassenheit, »hat mich gewürdigt, mich anzuhören. Was ich ihr mittheilte, waren Reminiscenzen aus der Vergangenheit und Erfahrungen aus dem Leben des Onkels Sandomir Geldern, mit denen mich derselbe während der Reise unaufgefordert unterhielt.«

»Ich will . . . das Papier lesen,« flüsterte der Baron, den Arm des Sohnes krampfhaft umschlingend, »und wenn ich sehe, daß . . . völliges Schweigen . . . beruhigend wirken kann, . . . will ich . . . dir dein . . . Attentat . . . auf mein Leben . . . verzeihen! . . .«

An dem Stottern und Zittern der Stimme erkannte Adolar, wie schwer es seinem Vater ward, zu dieser Bedingung sich zu verstehen. Zugleich stieg auch das Schreiben seines Onkels, in das er nur einige flüchtige Blicke zu werfen Zeit gehabt, für ihn im Werthe und um keinen Preis würde er das wichtige Papier je wieder aus der Hand gegeben haben.

»Dank, besten Dank, gnädiger Herr Vater!« sprach er, erfreut, seinem Ziele um einen bedeutenden Schritt näher gekommen zu sein. »Da liegt das Forsthaus! . . . Andreas empfängt uns mit offenen Armen, und haben wir uns erst vollkommen gegeneinander ausgesprochen und uns in jeder Beziehung geeinigt, so werde ich gern bei dem Förster bleiben, bis die Verhältnisse mir erlauben, auf die Akademie zurückzukehren, die ich in etwas allzu großer Eile verließ, um sagen zu können, daß ich nicht noch verschiedene Verbindlichkeiten zu erfüllen hätte.«

Die wachsamen Dachshunde des Försters zeigten den Bewohnern des Hauses durch Knurren und Bellen bereits an, daß ein Unbekannter sich der Schwelle desselben näherte.

Kathrine horchte neugierig und verwundert zugleich auf, als sie dies ungewohnte Bellen der so gut dressirten Hunde ihres Bruders vernahm. Seit Monaten war etwas Aehnliches nicht vorgekommen. Besuch vermuthend, trat sie eilig vor den kleinen Spiegel, den sie in außerordentlichen Fällen zu Rathe zog, schob die Mütze zurecht, glättete ihr narbenreiches Gesicht, so gut sie es vermochte, und schritt dann gemessen, Lampe und Schlüssel in der Hand, der Hausthür zu. Der Klopfer fiel gerade hart auf die Eisenplatte, als sie den so eifrig bewachten Eingang des Hauses erreichte. Sie öffnete, wich aber erschreckt zurück, da sie heute zum zweiten mal den Baron und diesem auf dem Fuße folgend dessen Sohn, beide in unverkennbarer Aufregung, ungenirt ins Haus treten sah.

Der Baron achtete nicht auf die ihm unangenehme Person, Adolar dagegen grüßte und zwar so galant, daß Kathrine nicht umhin konnte, durch ihren besten Knicks für so unerwartete Ehre gebührend zu danken. Auch richtete er die Frage an sie, ob der Herr Förster Frei zu sprechen sei, eine Frage, welche die alte Jungfrau, abermals wie ein Uhrwerk knicksend, durch ein freundliches Ja beantworteten.

SIEBENTES KAPITEL. DAS SCHREIBEN SANDOMIR'S.

Andreas war höchlichst überrascht, als er seine Gäste gewährte. Das unerwartete Erscheinen Adolar's, der ihm schon als Student eine Art Respect einflößte, machte den Förster sogar etwas befangen. Wußte er doch gar nicht, wie er sich Vater und Sohn gegenüber verhalten sollte. Der Baron, unter dessen Fehlern allzu große Bescheidenheit nicht mit auszuführen war, wußte sich diese Befangenheit des Ueberrumpelten sehr wohl zu deuten, und hielt es deshalb für besser, ihn sogleich aus aller Verlegenheit zu reißen.

»Mein Sohn wünscht, sich einige Tage bei Ihnen aufhalten zu dürfen,« begann der Edelmann nach kurzer Begrüßung den Förster anzureden. »Auf Kaltenstein gibt es zwar Raum genug für Gäste und ein Kind des Hauses ist nicht einmal ein Gast zu nennen, allein meine Frau leidet an Nervenschwäche, wie sie's nennt, und kann gar keine Störung vertragen. Die jungen Herren von der Akademie dagegen lieben das laute Geräusch und machen dessen

mehr als nöthig, selbst dann noch, wenn sie sich wünschen, still zu verhalten meinen. Damit es nun zwischen der leidenden Mutter und dem lebhaften Sohne zu keiner Scene kommen möge, will ich den jungen Herrn bei Ihnen unterbringen, Frei. Er wird Sie gern begleiten, wenn Sie Ihren Berufsgeschäften nachgehen. Geben Sie ihm also einige Tage Quartier, nur sorgen Sie auch dafür, daß er Ihnen Ihren liebenswürdigen Cerberus nicht rebellisch macht! Die Weiber – nun Sie kennen das ja wohl – hängen dem Jungen an wie Kletten!«

Andreas hatte schon während dieser Worte des Barons, die, wie er wohl merken konnte, diesem nicht aus dem Herzen kamen, den Erben von Kaltenstein willkommen geheißen.

»Sie können unser sogenanntes Putzzimmer für die Dauer Ihres Aufenthalts bei mir beziehen, Herr Baron,« sprach er zuvorkommend, das heißt,« setzte er hinzu, »wenn meine Schwester nicht ein anderes Arrangement lieber sieht.«

»Die Einquartierung überläßt man besser den Weibern,« meinte Adolar's Vater. »Vorerst muß ich bitten, uns noch einige Minuten allein zu lassen, Frei. Ich habe meinem Sohne noch eine kurze Mittheilung zu machen.«

»Sie werden die Gnade haben, Herr Baron,« erwiderte der Förster, »sobald Sie meiner bedürfen, mich zu rufen. Kathrine wünscht mich gewiß dringend zu sprechen und meine Ansicht zu hören.«

Andreas entfernte sich. Der Baron legte sein Ohr an die Thür, um sich zu überzeugen, daß der Förster auch

wirklich fortgehe. Als er ihn die nach dem Küchenraum führende Thür öffnen hörte, wo sich Kathrine für gewöhnlich aufzuhalten pflegte, trat er zurück und begehrte abermals das angeblich von Adolar gefundene Papier einzusehen.

»Ich lese Ihnen das Schreiben vor,« erwiderte Adolar, den Brief seines Onkels entfallend. »Die Unterschrift dürfen Sie vorher gern in Augenschein nehmen.«

Baron von Kaltenstein mußte sich Gewalt anthun, um beim Anblicke der Schriftzüge des verhaßten Mannes nicht aufzubrausen.

»Wieder dieser Elende, dieser Spieler, Betrüger, Verschwender!« murmelte er zwischen den Zähnen.

»Vom Bruder meiner Mutter rührt dies Papier allerdings her,« sagte mit möglichst gehaltener Ruhe der aufs neue unwillkürlich in Wallung gerathende Sohn. »Der Inhalt des Schreibens ist an Clotilde, Baronin von Kaltenstein, gerichtet, und als Datum der Abfassung desselben steht hier, wie Sie sich überzeugen können, der 6. December vergangenen Jahres verzeichnet Es ist dies derselbe Tag, an welchem Sandomir Geldern mit seiner Tochter Zerline in der Residenz eintraf, was ich durch Zufall viel später erst in Erfahrung gebracht habe. Das Schreiben nun, das für Sie, gnädigster Papa, jedenfalls keines Commentars bedürfen wird . . . «

»Lies!« unterbrach der Edelnrann seinen Sohn, indem er sich gegen den Gewehrschrank lehnte und seine finstern Augen durchbohrend auf Adolar heftete. Dieser nahm das Papier aus und begann mit ausdrucksvoller,

doch nur mäßig starker Stimme das Folgende vorzutragen:

»Liebe Schwester!

»Im September 1830 erhielt ich ein Schreiben meines Schwagers, des Barons von Kaltenstein, worin derselbe mir anzeigte, daß, wenn ich von meinem Plane, ihn auf Kaltenstein zu besuchen, nicht abstehen sollte, ich alle Folgen, die mir und meiner natürlichen Tochter daraus erwachsen könnten, mir selbst zuzuschreiben haben würde. Meine Frau, hieß es wörtlich in diesem Schreiben, ist von allem unterrichtet und billigt jede meiner Vorkehrungen! . . . Das Wörtchen *jede* war zweimal dick unterstrichen. – An meines Schwagers Schreibweise seit Jahren schon gewohnt, legte ich diesem Briefe wie einer Anzahl früherer, die wenig freundschaftlicher abgefaßt waren, gar keine Wichtigkeit bei. Es war bei mir einmal fest beschlossen, Schwester und Schwager nach so ewig langer Zeit nochmals wiederzusehen, mich nach meinem rechtmäßigen Pathen und dessen Befinden zu erkundigen, und meiner gescheidten Tochter den Beweis zu liefern, daß sie einer gar Vornehmen und reichen Sippschaft angehöre, wenn auch nur als ein unliebsames Anhängsel. Um nicht gar zu sehr zu überraschen – man hat Beispiele, daß allzugroße Freude schwächlichen oder sehr leicht aufzuregenden Personen den Tod zuzog – machte ich dem Baron Anzeige von meinem Kommen, und weil Offenheit eine Eigenschaft ist, die ich mir nie werde abgewöhnen können, obwohl ich deren Schädlichkeit stets

eingesehen habe, so notirte ich in meinem höchst freundschaftlich abgefaßten Briefe die Orte, wo ich rasten und nächtigen wollte.

»Der Baron erhielt also eine von meiner eigenen Hand niedergeschriebene, ganz genaue *Reiseroute*. Ich wußte, daß auf diese Anzeige keine Antwort erfolgen würde, und trat also Mitte October meine Reise an.

»Es ging alles nach Wunsch. Ich hatte meinen Ueber-schlag gemacht und wußte mithin, wie weit ich gehen, was ich wagen konnte. Zwei Orte benutzte ich zu wirklichen Ruhetagen, um mich leiblich zu stärken und meine sehr ungenügenden Reisemittel zu verbessern. Als ich den zweiten dieser Orte erreichte, und wie es meine Pflicht als sorgender Vater war, meinen Geschäften nachging, traf ich mit einem Fremdling zusammen, der sich gern mit mir zu unterhalten schien. Für Physiognomien habe ich ein gutes Gedächtniß, ich wußte mithin gleich nach den ersten Worten, daß ich dem Manne nie zuvor begegnet war. Das Gesicht jedoch merkte ich mir. Es war das nicht schwierig, denn der Mensch hatte eine wahre Galgenphysiognomie . . . «

Hier öffnete sich durch die Schwere des Körpers, welche mit der ganzen Wucht des Barons auf den Schrank drückte, die Thür desselben, und die blitzenden Läufe der Büchsen des Försters wurden sichtbar.

Adolar vernahm das Knacken des aufspringenden Schlosses und blickte auf.

»Soll ich weiter lesen, Papa,« sagte der Sohn, »oder halten Sie es für überflüssig, das Fernere zu erfahren?«

Der Baron verzog keine Miene.

»Abenteurer von Profession wissen immer Abenteuer zu erzählen,« versetzte er gleichgültig. »Was solchen unzuverlässigen Personen nicht passirt, das erfinden sie sich. Ich bin neugierig, was deinem Onkel, dem sich vermuthlich ein gleichgeartetes Subject zugesellte, mit diesem begegnet sein wird.«

Adolar nahm ohne jede Gegenbemerkung die Lectüre des Briefs wieder auf.

»Während ich am grünen Tische mich alter, glücklicherer Zeiten erinnerte, und dabei natürlich immer an dich, kluge Schwester, denken mußte, der ich so manchen famosen Kartenumschlag zu danken hatte, unterhielt sich die Galgenphysiognomie mit Zerline. Recht war mir dies nicht, hindern aber mochte ich es auch nicht; denn hat ein Schuft Schlimmes im Sinn und man läßt merken, daß man ihm nicht traut, so gibt man sich auf der Stelle eine Blöße, die jeder gewandte Schubiak zu seinem Vortheil zu benutzen weiß. Ich ließ also das Mädchel mit dem Fremdling plauschen. Ab und an horchte ich wohl auf das Geschwätz, und dabei machte ich die mir interessante Entdeckung, daß der Galgenvogel eine infame Manier besaß, andere auszuholen. Unter allerhand Faxen fragte er mein schwatzhaftes Kind so geschickt aus, daß ich den Rest der Hoffnung, die ich aufs Jenseits setze, darauf verwetten will, der Kerl wußte in meinen Familienverhältnissen so genau Bescheid wie ich selber!

»Ein Wink, den ich jetzt der unbesonnenen, leichtfertig plaudernden Tochter gab, machte diese nun zwar etwas

schweigsamer, den Fremden aber verscheuchte er nicht. Er stellte sich vielmehr dicht zu mir, sah, wie ich es machte, um Hitzköpfe zu rupfen, und fuhr plötzlich in die Tasche, um eine Hand voll Geld herauszuholen und mitzuspielen. Wie er die harten, blanken Thaler auf den Tisch warf, rollte ein kleiner runder Gegenstand von mattgrauer Farbe unhörbar über das Tuch, und zwar gerade auf Zerline zu, die neugierig danach griff. Es war eine bleierne Kugel . . . «

Adolar ließ den Brief sinken und richtete sein Auge wieder ernst auf den Vater. Dieser drückte die aufgesprungene Thür des Gewehrschranks zu und sagte trotz:

»Lies weiter!«

Adolar fuhr fort:

»Kennen Sie diese Dinger auch, gnädiges Fräulein?« sprach die Galgenphysiognomie zu meiner Tochter, indem er die Hand ausstreckte, um sein Eigenthum wieder in Empfang zu nehmen.

»Es scheint eine gewöhnliche Flintenkugel zu sein,« versetzte Zerline.

»Eine gewöhnliche? wiederholte mit wahrhaft satanischem Lächeln der Fremdling. Betrachten Sie einmal die obere Kante. Was bemerken Sie da?«

»Da scheint das Zeichen eines Hufs eingegossen zu sein.«

»So ist's!« sprach der Fremde. Kugeln mit solchen Zeichen treffen immer, auch wenn der Schütze sein Ziel nicht sieht. Es sind Freikugeln! . . . ««

Baron von Kaltenstein setzte sich.

»Ist die pikante Geschichte meines lügenhaften Herrn Schwagers bald zu Ende?« fragte er. »Ich bin es müde, noch lange Dummheiten, die gar keinen Sinn haben, und die mich persönlich nicht interessiren können, anzuhören.«

Adolar fuhr in seinem Vortrage fort.

»Das Wort ›Freikugel‹ brachte eine zauberhafte Wirkung auf alle Anwesende hervor. Jeder wendete sein Auge dem Fremden zu, dessen unheimliches Lächeln von einem zum andern glitt. Anstatt aber die Kugel zu ihrem Besitzer zurückkehren zu lassen, machte sie die Runde um den grünen Tisch. Jeder wollte wissen, wie ein rundes Stückchen Blei, dem der Volksglaube so dämonische Kräfte zuschreibt, wohl aussehen möge. Gerade dies mit heimlichem Entsetzen vermischte Verwundern schien dem Fremden zu gefallen. Er griff noch einmal in seine Tasche und ließ drei oder vier andere Kugeln, die das nämliche Teufelszeichen trugen, über die Tafel rollen. Eine derselben fiel auf den Fußboden. Es bückten sich viele, um sie aufzunehmen; weil aber das Zimmer mit Menschen sehr angefüllt war – einige traten in dem Augenblick erst ein, als das Freikugelgespräch aufs Tapet kam – fand man den Flüchtling nicht wieder. Er blieb verschwunden. Der Fremde mit der piffigen Galgenphysiognomie aber lachte noch unheimlicher als zuvor, und sagte, die ihm eingehändigten übrigen Kugeln wieder zu sich steckend:

»Ich will wünschen, daß die verlorene in keines unehrlichen Mannes Hand kommen mag! Geschähe dies und er ließe sich verleiten, einen Schuß damit zu wagen, so würde er gewiß ein falsches Ziel treffen!« Dies waren die letzten Worte, die ich von dem Unheimlichen hörte. Man nahm das Spiel wieder auf, und als die Taille beendet war, hatte sich der sonderbare Fremdling auch schon aus dem Staube gemacht. –

»Ich vergaß ihn bald und würde schwerlich wieder an ihn gedacht haben, wäre meine Weiterreise ohne Aufenthalt verlaufen.

»Zu meiner und meiner Tochter Unbequemlichkeit konnten wir leider auf der nächsten Station weder eine Postchaise noch überhaupt Postpferde erhalten. Man sagte mir, die Wege durchs Gebirge seien für Postwagen unzugänglich, wir müßten, wollten wir diese Richtung einschlagen, ein leichtes Gebirgsfuhrwerk, wie man sie überall finden könne, wählen, und wir thäten am besten, wenn wir uns wegen eines solchen an einen Privatmann wendeten.

»Dies geschah, und obwohl Zerline, die leicht etwas zu tadeln findet, ihre Witze über das leichtgebaute, wackelige Fuhrwerk machte, bestieg ich es doch ohne Furcht. Fatal war es nur, daß alsbald sehr schlechtes Wetter einfiel, das immer schlimmer ward, bis es endlich in einen schauerlichen Sturm überging. Mich fror, durchnäßt wie ich von Schnee und Regen unter der schlechten Decke saß, Zerline wurde ungeduldig, und da es uns beiden nach einer warmen Stube und freundlicher Gesellschaft

gelüstete, trieben wir unsern verdrießlichen und längst schon maulenden Zügellenker trotz seines Sträubens, die Nacht hindurch zu fahren, zu möglichster Eile an.

»Es war schon finster, als wir in die Grenzwaldung auf ganz abscheulichem Wege einbogen. Der Kutscher machte kein Hehl aus seiner unzulänglichen Kenntniß der Oertlichkeiten und erklärte offen, daß er für nichts einstehe. Wir achteten nicht auf seine Aengstlichkeit verathenden Bemerkungen, sondern feuerten den Burschen durch Versprechungen an, die wir später allerdings aus triftigen Gründen nicht gehalten haben. –

»Im Klosterforst oder Stiftswalde weiß ich gar nicht Bescheid,« sagte der widerhaarige Mensch, als ich ihm Vorwürfe machte, daß er den Weg ganz und gar verloren habe. »Da hat der Teufel von jeher sein Spiel gehabt. Thun die Herrschaften mir deshalb den Gefallen, und reden Sie nicht viel. Dann kann's immer möglich sein, daß wir auf der andern Seite der unwegsamen Büsche wieder herauskommen, ohne mit den Augen rückwärts zu sehen.«

»Was war unter so bewandten Umständen zu thun? Wir mußten uns fügen. Inzwischen ward das Wetter immer wilder, die Waldung dichter, der Sturm lebensgefährlich. Einmal sahen wir roth glühenden Feuerschein hinter und über phantastisch fratzenhaftem Gestein auflohen. Auch Gelächter glaubten wir zu hören, und Zerline behauptete, dunkle riesige Gestalten zur Seite im Gebüsch mit unserm schlechten Fuhrwerk gleichen Schritt halten zu sehen.

»Anfangs widersprach ich dem Kinde, das sich zuweilen das Unwahrscheinlichste einbildet. Es dauerte aber nicht lange, so mußte ich meiner Tochter recht geben. Es regte sich wirklich in den sausenden Büschen, unter den knarrenden Stämmen der alten, vom Novembersturm zerzausten Fichten. Es waren Männer, die miteinander haderten, um was, wer konnte das hören im Heulen des Orkans? . . . Da sahen wir endlich ein Steinkreuz, in geringer Entfernung davon wieherte ein Pferd, zwei Männer in Jagdkleidung traten keine zehn Schritte von uns aus dem Dickicht . . . es fiel ein Schuß, und beim Aufblitzen des Pulvers erkannte ich in dem Getroffenen den unheimlichen Fremdling, wie er gerade die eigene Büchse hob, um sie abzufeuern. Auch der andere, welcher den Schuß wirklich gethan hatte und der mir das Gesicht zukehrte, konnte sich nicht vor mir verbergen. Ich weiß, wer es war, ich weiß, wem sein Ziel galt, und ich will's beschwören, daß seine Kugel ins Herz des Fremdlings schlug, dessen erhobene Büchse das gleiche Ziel mit dem ferner Stehenden hatte . . .«

Hier schlug der Baron seinem Sohne das Blatt Papier aus der Hand, ergriff es schnell, wehrte die emsig danach haschende Hand Adelar's mit starkem Arme ab, und las die letzten Zeiten, die noch übrig waren. Gleich darauf loderte es in der Flamme des Lichtes.

Adolar schrie wie ein Besessener um Hülfe.

Andreas, welcher den Ruf hörte, trat ein, als die letzten Flämmchen zuckend am Boden verloschen.

Adolar lag auf der Erde und tappte nach den Fetzen, welche die Flamme übrig gelassen hatte.

»Was ist geschehen?« fragte der Förster, erschrocken um sich blickend.

»Nichts,« erwiderte zufrieden lächelnd der Baron. »Wir haben zwei Todte begraben, und zwar auf Art der blinden Heiden. Wir übergaben sie den Flammen, und weil mein Sohn die Sache ungeschickt angriff, hat er sich ein wenig die Finger dabei verbrannt. Wenn Sie uns nach dieser Strapaze ein Glas Wein zur Stärkung verabreichen können, werden wir beide Ihnen dafür dankbar sein.«

Andreas Frei erstarb die Lust zu jeder Frage, als er in das entsetzte Auge des Barons, in die verstörten Züge Adoloes blickte. Sein ahnender Geist sagte ihm, daß etwas Außerorbentliches, vielleicht etwas Furchtbares zwischen Vater und Sohn vorgefallen sein müsse.

Eine stumme Einladung, welche beiden Gästen galt, ihn nach dem Putzzimmer zu begleiten, wo Kathrine unangefordert den Abendtisch angerichtet hatte, war des Försters einzige Antwort.

ACHTES KAPITEL. UNERWARTETER UMSCHWUNG.

Dies Ereigniß, das sich hinter verschlossenen Thüren zutrug, war von sehr nachhaltigen Folgen. Der Baron fühlte sich plötzlich wieder frei und unbeschränkter Herr seiner Handlungen. Er konnte Clotilde Lügen strafen, wenn sie es wagen sollte, ihm mit einer Anklage entgegenzutreten. Die Behauptung seines Schwagers, der ja ganz und gar von seiner Gnade abhing, würde er

belächelt, Zerline's etwaige Bezüglichkeiten als das Geschwätz einer Närrin verachtet haben.

Nur mit seinem Sohne hatte er sich auf einen Fuß gestellt, der früher oder später zu neuen, ja zu erschütternden Kämpfen führen konnte. Adolar wußte mehr als irgendein anderer Lebender von seinen im geheimen angezettelten Planen. War – was der Baron noch immer für eine bloße Finte Sandomir's hielt, mit welcher dieser verschlagene Abenteurer ihn ängstigen wollte – die allerletzte Mittheilung des glücklich vernichteten Schreibens wahr, so mußte er vor dieser Persönlichkeit, die er für längst verschollen gehalten hatte, auf seiner Hut sein. Den Spuren dieses Rachsüchtigen nachgehen, hieß ihn aufreizen. Der Mordthat ihn zeihen, war unter allen Umständen gefährlich, denn schon das erste Verhör würde nachgewiesen haben, daß die in der Allerheiligennacht abgefeuerte Kugel das unrechte Ziel getroffen habe, und was an diese erste Aussage sich knüpfen konnte, ließ sich, solange Sandomir Geldern lebte, nicht berechnen.

Nach reiflichem Ueberlegen hielt es Baron von Kaltenstein für klug, mit seinem Sohne, der nun doch einmal in die Geheimnisse der Vergangenheit sehr tief eingeweiht worden war, Frieden zu schließen. Adolar war ehrgeizig, stolz und an Wohlleben so sehr gewöhnt, daß es dem jungen Mann schwer gefallen sein würde, aller dieser Vorzüge auf einmal verlustig zu gehen. Hielt ihm der Baron dies vor, machte er ihm deutlich, wo für ihn persönlich der Vortheil unverbrüchlichen Schweigens, wo der

Nachtheil unüberlegten Sprechens, zu großer Wahrheitsliebe entsprungen, lag, so konnte Adolar kaum in seiner Wahl schwanken.

Noch in derselben Nacht, ehe der Baron das Forsthaus verließ, beschloß er, sich dem Sohne zu erklären, der während der Abendmahlzeit meistens still und grübelnd dasaß. Zu einem Opfer war er bereit, weil er gerade durch dasselbe den Sohn für sich zu gewinnen, das heißt zu beschwichtigen hoffte. Um aber dessen möglichen Widerstand gleich von Anfang an zu überwinden, wollte der Baron im Beisein des Försters den Sohn mit seinem Vorschlage überraschen.

Kaum war Kathrine, die sich nach ihrer Art liebenswürdig und aufmerksam gegen die Gäste des Bruders benommen hatte, aufgestanden, um ihrer Gewohnheit gemäß nach der Küche zu eilen, als Baron von Kaltenstein mit vielsagendem Blick den Förster aufforderte, die Gläser zu füllen.

Andreas that es, ohne nach der Veranlassung zu fragen. Auf dem wohlgenährten Antlitze des Barons glänzte ein freudiger Schimmer. Er stand auf, räusperte sich und traf zu großer Verwunderung Adelar's wie des Försters Anstalten einen Vortrag zu halten. Andreas Frei hatte aus dem Munde des reichen Landedelmanns noch niemals eine wirklich zusammenhängende Rede vernommen, weshalb er denn in eine gelinde Verzauberung gerieth, als er die Absicht seines Gastes bemerkte.

»Lieber Frei,« sprach Baron von Kaltenstein, in den blinkenden Wein blickend, »stoßen Sie mit mir an auf

das Wohlergehen meines hier gegenwärtigen Sohnes. Ich bin zu der Ueberzeugung gekommen, daß es für mich besser ist, wenn ich mich alsbald zur Ruhe setze. Nächste Ostern sind drei Jahre, die gewöhnliche Studienzeit, die junge Leute von Stand auf Akademien zu verweilen pflegen, um, und ich denke, Adolar hat aus den Vorträgen der gelehrten Büchermenschen genug profitirt, um das Gelernte *cum grano salis* – so drücken sich, glaub' ich, die Professoren aus – auf das praktische Leben mit Nutzen anwenden zu können. Nächster Tage schon werde ich das Nöthige thun, um meinen Sohn majorenn erklären zu lassen. Es bedarf dazu allerdings einer landesherrlichen Dispensation, allein Schwierigkeiten macht die Sache nicht, wenn man nur nicht Anstand nimmt, etwas tief in den Geldkasten zu greifen. Ich übergebe meinem lieben Sohn Adolar von Kaltenstein sämmtliche ererbte Liegenschaften. Damit sind Sie, lieber Frei, zugleich jeder Pflicht gegen mich entbunden, und was heute am Tage zwischen uns verhandelt ward, findet dadurch ebenfalls seine Erledigung. Es lebe also der Erbe und der neue Herr der Herrschaft von Kaltenstein!«

Adolar glaubte nicht recht zu hören; erst als der Vater sein Glas leerte und ihm mit freundlichem Augenwink die Hand reichte, ihn an sich zog und scheinbar gerührt küßte, konnte er nicht mehr zweifeln, daß es demselben Ernst sei.

»So ist alles auf einmal ausgeglichen,« setzte der Baron mit einem Blick hinzu, der nur dem Sohne ganz verständlich war. »Es soll von allen Aergerlichkeiten, die zwischen

uns vorgekommen sind, ferner nicht mehr die Rede sein. Vergeben und vergessen, das wird uns allen gut thun! ... Die Frau Baronin werde ich von meinem Beschlusse unterrichten,« fuhr er fort. »Bis dies geschehen ist und Clotilde sich mit dem Gedanken vertraut gemacht hat, nicht mehr die alleinige Gebieterin in Schloß Kaltenstein zu sein, schlägst du deine Residenz hier auf. Wenige Tage werden genügen, die Sache in Ordnung zubringen. Dann besprechen wir das Weitere! Und ist auch dies gethan, so reisest du ab, ordnest deine Privatverhältnisse auf der Akademie und hältst dann als Standesherr deinen Einzug auf Kaltenstein.«

Die Berechnung des Barons erwies sich richtig. Es lag in der Handlung des Edelmanns ein Act der Großmuth, der alle etwaigen Bedenken, welche in Adolar's argwöhnischem Gemüthe gegen die Ehrlichkeit des Vaters auftauchen konnten, völlig niederschlug. Die Erklärung geschah vor einem Zeugen, auf den beide sich stützen konnten. Sie war nicht das Erzeugniß einer momentanen Aufregung, sondern vorüberlegt, und wenn Adolar die Vermuthung auch nicht ganz zu unterdrücken vermochte, der von ihm so heftig gereizte Vater, den seine Vergangenheit schwer compromittirte, habe sich diesen Schritt zu thun entschlossen, um dem Sohne jeden gegründeten Vorwand zu gerechter Verfolgung zu nehmen, so erwachte doch gleichzeitig in ihm der Wunsch, sobald wie möglich sein Erbe auch factisch anzutreten.

Gewann der Baron Zeit, über den eben gefaßten Entschluß längere Zeit nachzudenken – so schloß Adolar

– dann war eine Aenderung desselben nicht bloß möglich, sondern sogar wahrscheinlich. Aus diesem einzigen Grunde schon gewann der Sohn unendlich viel, wenn er dem Vater entgegenkam und diesen vermochte, sein Versprechen in möglichst kurzer Zeit wahr zu machen. Mit dem Antritt des ihm rechtskräftig übergebenen Besitzes der einträglichen Baronie konnte er dem Kommenden mit ziemlicher Seelenruhe entgegensehen.

Adolar's Verhältniß zu Vater und Mutter wurde durch diesen unerwarteten Act der Großmuth allerdings bedeutend anders. Clotilde verwandelte sich durch die Großjährigkeitserklärung des Sohnes jedenfalls in eine intrigante Gegnerin, deren wahrscheinlich erste feindselige Handlung darin bestehen würde, daß sie ihm das Versteck Hildegardens nach wie vor geheim hielt. Indeß hoffte er später dies Versteck doch ausfindig zu machen, da er ja den Vater vorläufig auf seiner Seite hatte.

Was aber sollte aus Sandomir Geldern und Zerline werden? Beide waren gefährlich und sie vom Schlosse zu entfernen verbot die Klugheit. Es blieb demnach ein anderer Ausweg kaum übrig, als sie durch Versprechungen wenigstens so lange hinzuhalten, bis das Formelle in Bezug auf die Mündigkeitserklärung Adolar's geordnet sein würde und gegen den Herrschaftsantritt Adolar's kein Einspruch mehr erhoben werden konnte.

Adolar theilte seine Bedenken, seine Hoffnungen und Befürchtungen dem Förster mit, dessen Vertrauen sich dem jungen Manne ganz von selbst zuwendete.

»Unterstützen Sie mich, Herr Frei,« sagte der Erbe von Kaltenstein. »Sie sollen in mir einen erkenntlichen Guts-herrn kennen lernen. Ich weiß, daß ich vieles gut zu ma-chen habe. Weder mein Vater noch meine Mutter haben Sie geschont. Es ist Ihnen grobes Unrecht geschehen.«

Andreas erwiderte zurückhaltend einige dankende Worte, fügte aber wie entschuldigend hinzu:

»Der gnädige Herr Baron war mir doch immer sehr zu-gethan. Ich habe niemals mit Fug und Recht Klage über ihn führen können.«

»Sie vergessen, Förster, was man im vorigen Herbst Ih-nen und Ihrer Tochter geschehen ließ,« warf Adolar ein. »Ich wußte nichts davon, bis ich vorgeladen wurde.«

»Das arme Kind!« rief Andreas aus. »Es hängt so wenig an mir, und ich habe es doch von ganzem Herzen lieb!«

Die tiefliegenden Augen des Försters wurden feucht, obwohl es nicht eigentliche Rührung zu sein schien, die ihn ergriff.

»Ich werde mich bemühen, Hildegarde Ihnen wieder-zugeben,« fuhr Adolar fort. »Bin ich erst wirklicher Herr von Kaltenstein, so habe ich auch zu befehlen . . . Meine Mutter liebt mich auch nicht.«

Der Förster heftete seine Augen fest auf den jungen Baron. Es war, als wollte er ihn fragen, ob in dieser Gegenbemerkung eine Beruhigung für ihn liegen solle. Wel-cher Fall war der schlimmere? Wer hatte mehr zu leiden? Der Vater, dem die Tochter aus Mangel an Liebe und Ver-ehrung den Rücken kehrte, oder der Sohn, der die Liebe der Mutter niemals besessen hatte?

»Es war egoistisch von meinem Vater gehandelt,« fuhr Adolar fort, »daß er Sie so lange im Gefängniß, eines Verbrechens unschuldig angeklagt schmachten ließ.«

»Er wußte nicht, daß ich unschuldig war,« sagte der Förster mit großer Seelenruhe.

»Der Baron wußte es wohl,« lautete Adolar's bestimmte Gegenantwort.

Abermals traf der forschende Blick des Försters den Erben von Kaltenstein.

»Ich habe nie daran glauben können,« sprach er nach einer Weile traurig. »Es lag auch gar kein Grund vor, mich einsperren zu lassen; denn hätte ich wirklich mit Willen oder unabsichtlich den Kreuz-Matthes in jener Unglücksnacht erschossen, so hätte ich mich selbst dem Gericht gestellt. Ich war verwundert ihn zu sehen! Acht Tage früher war der verwilderte Mensch ja aus dem Gefängnisse entsprungen, und jedermann wußte, daß er sich über die Grenze geflüchtet hatte . . . Weshalb denn sollte mich der Herr Baron als muthmaßlichen Thäter unnützerweise so lange sitzen lassen, bis der Einäugige durch seine Aussage mir die Freiheit wiedergab?«

Adolar kostete es Ueberwindung, von seinem Wissen keinen Gebrauch zu machen. Da er aber doch auch die Gesinnung des Försters nicht genau kannte, und noch weniger die Wirkung zu berechnen vermochte, die eine Mittheilung des außer den Betheiligten nur ihm allein Bekannten auf Andreas machen werde, legte er sich Stillschweigen auf.

»Wenn Ihrer Tochter Aufenthalt entdeckt ist,« sagte er, »und Hildegarde einsieht, daß sie der Nachsicht des Vaters bedarf, werde ich Ihnen wahrscheinlich die Veranlassung des Schweigens mittheilen können, durch welche mein Vater sich so schwer an Ihnen verging. Jetzt hab' ich Ihnen noch ein Versprechen abzunehmen. Sind Sie bereit, mir entgegenzukommen?«

»In kurzer Zeit haben der junge Herr mir Befehle zu ertheilen,« erwiderte Frei.

»Ich wünsche, daß Sie täglich früh und abends nach Schloß Kaltenstein gehen, um Briefe, die unter meiner Adresse einlaufen dürften, dort in Empfang zu nehmen, ehe sie andern Personen ausgeliefert werden.«

»Der Herr Baron liest ungern Geschriebenes.«

»Desto mehr beschäftigt sich meine Mutter mit allem, was zu einer lebhaft geführten Correspondenz gehört.«

»Die Frau Baronin war immer sehr discret.«

»Früher, und gegen andere, ich gebe es zu, gegen mich würde sie es gerade in diesem Augenblick nicht sein. Auch beherbergt, wie Sie vielleicht schon gehört haben, das Schloß seit gestern Nacht ein paar Gäste, die Ursache haben, sich wenig blicken zu lassen. Für die Neugierde dieser beiden mag ich nicht einstehen. An mich adressirte Briefe dürfen aber nur von mir selbst geöffnet werden.«

Andreas Frei hatte keinen Grund, die Bitte seines zukünftigen Gebieters abzuschlagen. Ohnehin war er daran gewöhnt, den Baron entweder zur Jagd abzuholen oder

bei seiner Rückkehr vom Revier in Kaltenstein einen Besuch abzustatten, um sich von den Entschließungen des Edelmanns für den nächsten Tag Kenntniß zu verschaffen. Er erklärte sich daher gern bereit, im Auftrage Adolar's dessen Interesse zu wahren.

Noch vor Ablauf einer Woche, während welcher Zeit der Baron ungewöhnlich thätig war, mit seltener Consequenz jede Zusammenkunft mit Clotilde vermied, dem verwundeten Geldern aber durch eine Menge von Aufmerksamkeiten, die er ihm durch andere erweisen ließ, meisterlich hinzuhalten verstand, zeigte sich, daß Adolar's Vorsicht nicht unnütz gewesen war. Andreas nahm dem Postboten den ersten, für den jungen Herrn ankommenden Brief in dem Augenblick ab, wo dieser mit einem Bedienten des Schlosses in einen lebhaften Wortwechsel über Annahme oder Nichtannahme des eingelaufenen Schreibens gerieth. Dieser Brief war von dem Fürsten Bulabicki, und der Inhalt desselben versetzte Adolar in die freudigste Aufregung.

Dennoch hielt er die Nachrichten, welche der Fürst ihm mittheilte, gegen jedermann geheim. Er wollte erst den Griff des Schwertes, mit dem er auch einen ernsten Kampf beginnen konnte, fest in der Hand halten, ehe er mit offenem Visir denjenigen entgegentrat, die er für immer unschädlich zu machen für seine Pflicht hielt.

Dieser heiß ersehnte Augenblick war für Adolar gekommen, als er die Mündigkeitserklärung in Händen

hielt, und der Baron von Kaltenstein die Urkunde unterzeichnet hatte, durch welche er sämtliche ererbte Besitzungen seinem einzigen Sohne abtrat.

Außer Clotilden wohnte diesem Akte auch der Förster Frei und der Stiftssyndikus Liebner bei. Mit letzterm hatte der Erbe von Kaltenstein wiederholt lange Gespräche unter vier Augen gehabt, deren Inhalt indeß niemand erfuhr.

Jetzt, nun sich Adolar für den rechtmäßigen Gebieter von Kaltenstein halten durfte, näherte er sich seiner bleichen, schweigsamen Mutter, erfaßte deren Hand und führte sie dem Förster zu.

Keiner von allen konnte errathen, was dies bedeuten sollte.

»Die Frau Baronin von Kaltenstein,« sprach er heiter, »will Sie, lieber Frei, an diesem wichtigen Tage freudig überraschen. Sobald Sie es wünschen, wird Ihnen die gnädige Frau Mama Ihre Tochter Hildegarde zuführen.«

Clotilde schleuderte einen Blick tödlichen Hasses auf den Sohn; der Stiftssyndikus lächelte, mußte sich aber der innern Rührung wegen wiederholt die Thränen abtrocknen.

Im Förster machte sich die Vaterliebe Luft.

»Meine Tochter?« rief er. »Ich soll sie wiedersehen? sie vergebend, versöhnt an mein Herz drücken?«

»Lieber Förster Frei,« sagte Adolar, »ich selbst werde Ihnen Hildegarde wiedergeben, wenn auch noch Wochen darüber vergehen sollten. Denn ich fürchte, die nächste

Zeit wird mich und den Herrn Stiftssyndikus stark in Anspruch nehmen.«

»Und ich verstehe kein Wort davon,« fiel der Baron ein, indem er verstimmt Clotilde seinen Arm bot und die von dem Sohne besiegte Mutter widerstrebend aus dem Saale führte.

NEUNTES KAPITEL. DER STAMMBAUM.

Mehrere Tage schon hatte Graf von Serbillon mit Durchsicht der bestäubten Documente zugebracht, welche ihm bei Erwerbung des alten Schlosses Hammerburg zugefallen waren. Diese Beschäftigung raubte ihm viel Zeit, indem sie ihn zugleich unterhielt und belehrte. Es erschloß sich dem Grafen die Vergangenheit eines ehemals berühmten und einflußreichen Geschlechts, das bedeutende Verbindungen gehabt und wiederholt auch eine politische Rolle gespielt hatte. Nur wenige Besitzer von Hammerburg waren nicht kriegerische Naturen gewesen. Bei weitem die meisten hatten auf den blutigsten Schlachtfeldern Europas mitgefochten, doch schien fast alle ein abenteuerlicher Hang nach Ruhm beherrscht zu haben. Treue Diener eines bestimmten Herrn konnte man sie nicht nennen. Vielleicht mochten einzelne für eine Idee gekämpft haben, eigentliche Opfer für Durchführung eines großen Gedanken hatte, namentlich unter den ältern Baronen, kein einziger gebracht.

Erst bei den letzten Sprößlingen des alten Geschlechts trat ein edleres, auf bestimmte Zwecke gerichtetes Streben deutlicher hervor. Es war dies eine entschiedene Hineigung zu jenen, dem Schoße der Zeit entkeimenden Ideen, aus denen sich später jene ungeheuere Bewegung der Geister entwickelte, die ihren Höhepunkt in der Französischen Revolution erreichte. Die letzten drei Herren von Hammerburg waren gleichsam geborene Revolutionäre.

Am weitesten war der Vorgänger des Grafen in dieser Richtung gegangen. Es fanden sich Papiere vor, aus denen Achilles von Serbillon vermuthete, daß Charles von Hammerburg eine Zeit lang den Verfechtern des Terrorismus in Frankreich nicht fremd gewesen sei. Er mußte – darauf deutete vieles hin – mit den Häuption der Bergpartei in sehr nahen Beziehungen gestanden haben. Den Principien dieser Partei hatte er den größten Theil seines Vermögens geopfert. Mit dem Sturze derselben trat Charles eine Zeit lang in völlige Dunkelheit zurück. Wahrscheinlich war er später, um nicht in eine schiefe Stellung zu gerathen oder Verfolgungen ausgesetzt zu sein, ins Ausland gegangen. In diese Zeit des Interregnums fiel, wie sich leicht nachweisen ließ, der Verfall seines Stammsitzes. Das ursprünglich große Vermögen schmolz immer mehr zusammen, und als Charles wieder handelnd auftrat, waren seine Besitzungen bereits tief verschuldet.

Von dieser Epoche datirte dessen Betheiligung an den kriegerischen Unternehmungen der damaligen Zeit. Mit

der Vergangenheit brechend, schloß sich Charles mit Eifer den Kriegern Napoleon's an, dem er gern und aus Ueberzeugung huldigte.

Diese Hingabe an die Ideen des gewaltigen Kaisers brachte dem letzten unvermählten und kinderlosen Sprossen von Hammerburg Ruhm und Ehren, nicht aber den Glanz der Vergangenheit zurück. Die letzten Documente, welche Graf von Serbillon vorfand, bezogen sich auf die Stellung Charles' zum Kaiser. Sonst vermochte der Graf nichts zu entdecken, was ihn über die Person des Fremdlings unter den Porträts im Ahnensaale der Hammerburg Aufschluß hätte geben können.

Schon wollte sich bei ihm die Lust zu weitem Nachforschungen verlieren, als sich ein Architekt auf dem Schlosse einstellte, mit welchem der Graf wegen Restauration des Ahnensaals Rücksprache zu nehmen gedachte. Dieser Besuch des verständigen, noch jungen Mannes war ihm sehr angenehm. Architekt Morwaldt ward zukommend aufgenommen und nach kurzem Gespräch in den Saal geleitet, der nach dem Wunsch des Grafen anders decorirt werden sollte.

»Es wäre mir lieb, Herr Morwaldt,« sagte Graf von Serbillon zu dem Architekten, »wenn es sich so einrichten ließe, daß diese Porträts der frühern Besitzer von Hammerburg neben den Gemälden meiner eigenen Familie hier verbleiben könnten.«

Morwaldt erkundigte sich nach Zahl und Größe der unterzubringenden Gemälde, maß dann den Raum des Saales aus und machte seinen Ueberschlag.

»Ihr Wunsch, Herr Graf,« versetzte er darauf, »wird sich realisiren lassen, wenn Sie mir gestatten, daß ich die vorhandenen Gemälde zum Theil umhängen darf.«

Er führte weiter aus, weshalb dies nothwendig sei, und wies einleuchtend nach, daß durch ein neues Arrangement die interessantern Ahnenbilder des Grafen eine vortheilhafte Stelle erhielten und in besseres Licht gerückt würden.

»Abnehmen müssen wir doch sämtliche Bilder,« fuhr der Architekt in seinem Eifer fort, »es ist deshalb wohl einerlei, ob ich gleich jetzt ein oder das andere verrücke. Ohnehin möchte ich mich gern von der Beschaffenheit der Wände überzeugen, um zu wissen, ob es zur Erhaltung dieser Schätze nicht zweckmäßig wäre, denselben einen neuen Mantel von gut trocknendem Material zu geben. Hier dies Porträt ist so recht bequem zur Hand,« fuhr er fort, sich dem Brustbilde Sigismund's nähernd. »Sie erlauben, Herr Graf?«

Dieser hielt den jungen Mann nicht zurück. Morwaldt faßte den Rahmen des Bildes mit beiden Händen, drückte und rückte daran und hob es glücklich ab. Der Rahmen mußte jedoch nicht gut zusammengefügt gewesen sein, denn er löste sich auf der einen Seite, sodaß der Architekt über den Schaden, den er unabsichtlich angerichtet hatte, erschrak. Indeß gelang es durch rasches Zugreifen des Grafen, das Bild unverletzt auf den Boden zu stellen und gegen die Wand zu lehnen. Zugleich glitt ein zusammengerolltes Papier hinter demselben nieder, das, wie sich bei

näherer Besichtigung des Gemäldes zeigte, in der Rückseite zwischen dem Rahmen lose eingefügt gewesen war.

Der Graf hob die dünne, sehr gebräunte, mit Staub dick bedeckte Rolle erstaunt auf und entfaltete sie erwartungsvoll. Sie enthielt die altmodische Zeichnung einer Stammtafel in Gestalt eines wirklichen Baums, dessen Blätter größtentheils mit Namen beschrieben waren.

Dieser unerwartete Fund war eine Entdeckung, welche dem Grafen um große Summen nicht feil gewesen sein würde. Die Erzählung des Obersten Malachowsky, der noch auf Hammerburg weilte, bestätigte sich durch denselben als vollkommen wahr. Das letzte Blatt am Baume der Stammtafel trug den Namen, ›Sigismund Geldern, † den 7. December 1821‹. Zwei Blätter über demselben waren ohne Namen. Ohne Zweifel hätten diese die Namen der Aeltern des Ulanenrittmeisters enthalten sollen. Diese aber schienen dem Verstorbenen bis an seinen auf fremder Erde erfolgten Tod unbekannt geblieben zu sein.

Graf von Serbillon betrachtete den so zufällig gemachten Fund mit steigendem Interesse, während Architekt Morwaldt noch einige andere Gemälde abhob, die zum Theil vermorschten Tapeten hinter denselben löste und den Zustand der Mauer sorgfältig untersuchte.

Kein Zweifel, dem erstaunten Grafen war der Stammbaum des altpolnischen Wojwodengeschlechts der Ludomirsky, von denen mehrere die einflußreiche Stellung von Landboten eingenommen hatten, in die Hände gefallen. Freilich konnte er persönlich nicht wissen, ob dieser Stammbaum auch echt sei. Diese Ungewißheit ließ sich

aber bald heben. Es lebten ja drei Personen auf Hammerburg, welche die genauesten Kenntnisse der polnischen Adelsfamilien besaßen. Seine eigene Gattin Diana rühmte sich, wohl damit vertraut zu sein, und ein Gleiches konnte man von dem alten Obersten wie von Abbé Kasimir erwarten.

Geraume Zeit betrachtete der Graf das interessante Papier. Es leuchtete ihm ein, daß dasselbe für den Abbé wichtig werden könne. Nur war er sich nicht klar, ob er den stillen, sinnigen Priester von seiner Entdeckung unterrichten solle, oder ob es besser sei, ihm dieselbe so lange geheim zu halten, bis sich durch fernere Nachforschungen feststellen ließ, wer dieser Verstorbene Sigismund Geldern gewesen und ob derselbe den Ludomirsky verwandt sei.

Zwei der untersten ausgefüllten Blätter des Stammbaums enthielten nebeneinander die Namen Veronika und Berenice. Der Graf mußte dieselben für Schwestern hatten. Ein drittes auf gleicher Linie stehendes, mit den beiden Blättern ebenfalls verbundenes, trug einen vermischten Namen, der sich nicht entziffern ließ. Dann folgten drei völlig leere Blätter. Unter diesen endlich mit zerrissenen Zweigen nach den obern deutenden Blättern gab es mehrere, die alle Fragezeichen enthielten, nur eins und zwar das letzte trug den Namen Sigismund Geldern ...

Die Schritte des Architekten, der sich jetzt dem Grafen wieder näherte, um diesem Bericht über das Ergebnis

seiner Untersuchung abzustatten, veranlaßte den Eigentümer des Schlosses, das Papier zu sich zu stecken. Er hörte nur zerstreut auf die Auseinandersetzungen Morwaldt's, denen er in jeder Hinsicht beistimmte.

»Demnach möchte ich die ergebenste Frage an den Herrn Grafen richten, wann ich die Arbeiten in diesen Räumen beginnen lassen kann?« sagte er bescheiden.

Achilles von Serbillon mochte augenblicklich eine bestimmte Antwort nicht geben, denn er vermuthete, der aufgefundene Stammbaum könne ihn nöthigen, Hammerburg für unbestimmte Zeit verlassen zu müssen. Eine so wichtige Umgestaltung, wie die im Ahnensaale vorzunehmende, erforderte aber die Anwesenheit des Schloßherrn, sollte sie allen Anforderungen vollkommen entsprechen.

»Bei diesem harten Frostwetter,« versetzte er nach kurzem Ueberlegen, »halte ich es nicht für gut, arbeiten zu lassen. Ohnehin hat es ja nicht so große Eile. Ich denke also, wir lassen die Sache anstehen, bis der Winter vorüber ist.«

»Sehr wohl, Herr Graf,« erwiderte Morwaldt. »Wenn ich nur weiß, daß Sie mich nicht früher rufen lassen, bin ich mit dieser Verzögerung in der Vornahme des Baues ganz einverstanden. Ich kann um so freier über die Zwischenzeit verfügen.«

»Sind Sie stark beschäftigt?« warf der Graf ein.

»Für die nächsten Wochen wird mich die Ausarbeitung eines Risses in Anspruch nehmen, den ich für den Erbauer der Spiegelfabrik entwerfen soll.«

»Will der Mann noch mehr bauen?« fragte Graf von Serbillon.

»Versuchsweise, Herr Graf,« erwiderte Morwaldt. »Er erwartet die Ankunft eines Freundes, der in dieser Branche für ausgezeichnet, gleichsam für eine Autorität gilt. Diesem, mit dem er in enger Verbindung steht, will er den Riß verlegen, und aus diesem Grunde würde er Ihnen, Herr Graf, gewiß sehr dankbar sein, wenn Sie mir erlauben wollten, den Riß für Ihren Pächter vorher auszuarbeiten.«

»Herzlich gern,« sagte Graf Serbillon. »Geniren Sie sich durchaus nicht, lieber Morwaldt. Vollenden Sie Ihren Riß, und wenn Sie frei über Ihre Zeit verfügen können, machen Sie mir Anzeige, damit ich mich gemächlich hier einrichten kann. Genehmigt der Freund meines unternehmenden Pächters Riß und Bau, so möchte ich den Mann wohl auch persönlich kennen lernen. Ich liebe es, mich von denkenden, urtheilsfähigen Menschen unterrichten zu lassen.«

Der Architekt verbeugte sich, warf nochmals einen Blick auf das Porträt des Ulanenrittmeisters und schritt, den Hut in der Hand, respectvoll neben dem Grafen durch den Saal. Als sie nur wenige Schritt noch von der Thür entfernt waren, trat ein Bedienter ein.

»Wünscht mich jemand zu sprechen?« rief ihm der Graf zu. »Es war mir, als hätte ich Schellengeläut vernommen.«

»Ein fremder Herr ist eben ausgestiegen,« versetzte der Bediente. »Der gnädige Herr Graf werden denselben im Empfangszimmer treffen.«

Graf von Serbillon verabschiedete den Diener durch einen Wink der Hand, während er sich noch einmal zu dem Architekten wandte.

»Vergessen Sie nicht, Morwaldt, mir Anzeige zu machen, wenn der Geschäftsfreund meines Pächters sich für Riß und Bau erklärt,« wiederholte er. »Ich will den Mann sprechen. Auf Wiedersehen!«

Morwaldt entfernte sich und der Graf ging über Treppen und durch gewundene Corridore in den comfortable eingerichteten Theil des Schlosses zurück, wo man sich während des Winters aufzuhalten pflegte.

ZEHNTES KAPITEL. NEUE RÄTHSEL.

Die sonore Stimme eines Mannes klang ihm entgegen, als der Bediente die Portière hob, um dem Gebieter den Eintritt zu erleichtern. Fast mitten im Zimmer stand der junge polnische Fürst Bulabicki. Sein reicher Pelz von fremdartigem Schnitt hing ihm malerisch auf der Schulter. In der Rechten hielt er die helle Conföderatka, während sein ausdrucksvolles Gesicht, von dem gelockten goldblonden Haar umspielt, sich Hildegarde zukehrte, die ihren Sitz am hohen Bogenfenster eben verlassen hatte und mit gleichsam verklärter Schüchternheit den ritterlich galanten Gruß des auffallenden Fremdlings durch eine stumme Verbeugung erwiderte.

Hildegarde war offenbar erfreut, den Grafen zusehen, denn das Erscheinen des Fremden, über dessen Nationalität sie keinen Augenblick im Zweifel sein konnte, belästigte sie doch. Das Auftreten des Fürsten hatte etwas unwiderstehlich Gebietendes. Er sah so genial wild, so originell phantastisch aus, daß Neugierde und Furcht im Herzen des Mädchens um die Oberhand stritten. Ein Mann wie dieser Sarmate war Hildegarde noch nicht begegnet, und sie fühlte, daß er nur ernstlich wollen dürfe, um sie sich schnell unterthänig zu machen. Fast flehend suchte die freudig Erschrockene unter heftigem Herzklopfen nach einem Gedanken, der sie vor der zwingenden Gewalt des seltsamen Fremden rette, und sie athmete leichter auf, als die würdige Gestalt ihres milden, oft so melancholisch gestimmten Lehrers, des Abbé Kasimir vor ihr geistiges Auge trat. Zu ihm, dem Priester, mußte sie flüchten, wenn der gefährliche Sarmate sie wider ihren Willen mit fesselnden Zauberbanden umstricken sollte.

Das Geräusch der sich öffnenden Thür und der Tritt des Grafen veranlaßte den Fürsten, seitwärts zu blicken. Hildegarde lispelte befangen, indem sie wieder Platz am Fenster nahm.

»Herr Graf von Serbillon!«

Bulabicki's Begrüßung war gewandt und gefällig. Das ganze Wesen des jungen Polen zeugte von gesellschaftlicher Tournure. In seinem Auftreten wie in seinen Worten lag die Sicherheit männlichen Selbstbewußtseins. Er nannte seinen Namen und führte sich damit sogleich als

eine dem Grafen bereits durch briefliche Mittheilungen bekannt gewordene Persönlichkeit ein.

Dieser empfing seinerseits den polnischen Patrioten mit unverhohlener Freude, sprach es frei aus, daß er schon längst eine Begegnung gewünscht habe, und bedauerte nur, daß das gegenwärtige Zusammentreffen, wie er vermuthete, aus keiner frohen Veranlassung entspringt.

Das flüchtig zu Hildegarde hinüberschweifende Auge des Fürsten ließ den Grafen die Nothwendigkeit einsehen, beide einander vorzustellen.

»Mein liebes Pflegekind, Fräulein Hildegarde Frei,« sagte er, auf die Tochter des Försters deutend. »Fürst Bulabicki aus Volhynien.«

Letzterer stand wie verzaubert, nur sein leuchtendes Auge, das Hildegarde auf sich ruhen fühlte, richtete mehr als eine Frage an das schöne junge Mädchen. Seine Lebensgewandtheit machte ihn aber vorsichtig. Er ließ es niemand merken, daß sein Freund Adolar mit ihm über Hildegarde gesprochen hatte, und daß er bis zu einem gewissen Grade in deren Vergangenheit und in ihre Schicksale eingeweiht sei. Er mußte Adolar von Kaltenstein recht geben in Bezug auf dessen Bemerkungen, und er begriff vollkommen, daß sein junger Freund sich mächtig zu dieser so herrlich sich entfaltenden Jungfrau hingezogen fühle. Wie aber kam das Mädchen nach Hammerburg? In welcher Verbindung stand Graf Serbillon mit dem Baron von Kaltenstein oder mit dessen Gattin?

Trotz der wichtigen patriotischen Angelegenheiten, die ihn nach Hammerburg führten, war Fürst Bulabicki doch sogleich fest entschlossen, dem sonderbaren Lebensgange dieser anziehenden Schönheit nachzuspüren, um womöglich auch hinter das Geheimniß der Flucht oder der heimlichen Entfernung Hildegardens durch Vermittelung der Baronin von Kaltenstein zukommen.

Hildegarde selbst fühlte sich dem Fürsten gegenübergebunden. Sie wollte sich entfernen, um ihre geistige Freiheit wiederzugewinnen, und doch hielt es sie fest, als banne sie ein unlösbarer Zauber.

Dem scharfen Auge Bulabicki's würde diese schwankende Stimmung Hildegardens, die ihm das schon halb gefangene Mädchen nach kurzem, wenn auch vielleicht hartem Kampfe zuführen mußte, schwerlich entgangen sein, wären nicht bald darauf Oberst Malachowsky und Abbé Kasimir eingetreten. Die Gegenwart dieser Männer, welche alle den jungen Fürsten mit gleich warmem Interesse begrüßten und begierig waren, dessen vertrauliche Mittheilungen zu erfahren, gab Hildegarde die Freiheit wieder. Jetzt konnte sie ungefährdet in der Nähe des Fürsten bleiben, wozu sie sich auch sofort entschloß, falls der Graf oder der greise Oberst nicht etwa ihre Entfernung wünschen oder geradezu fordern sollten.

Solange die Unterhaltung nur auf allgemeine Gegenstände sich bezog, geschah dies nicht, als aber der Fürst

seine Depeschen dem Obersten übergab und eine Erläuterung derselben nicht umgangen werden konnte, bemerkte Graf von Serbillon, seine Gattin werde es gern sehen, wenn Hildegarde ihr Gesellschaft leisten wolle.

Das Mädchen entfernte sich.

»Ein auffallend schönes Kind,« meinte Fürst Bulabicki, der Verschwundenen wohlgefällig nachblickend. »Die Trauer kleidet sie wunderbar! Ist das Mädchen eine Waise?«

Graf von Serbillon gab die nöthigen Ausklärungen, ohne sich auf Details einzulassen, worauf man zur Besprechung der politischen Tagesfragen überging, deren Erledigung eine ziemliche Zeit beanspruchte.

Das Endresultat hinterließ in den Versammelten eine recht trübe Stimmung. Ward das entscheidende Wort auch von keinem ausgesprochen, es schwebte doch jedem auf der Zunge. Das langsam, aber nur um so sicherer heranziehende Unglück, unter dem Polens Selbständigkeit vollends zusammenbrechen mußte, konnte sich kein die Verhältnisse vorurtheilsfrei erwägender Mann verhehlen.

»Wir sind verdammt zum politischen Tode!« sprach Abbé Kasimir, sich in einen der um den Kamin stehenden Sessel niederlassend und das bekümmerte Haupt auf seine Hand stützend. »Vielleicht erleben wir alle es noch, daß unsere Nationalität sich verliert wie mancher alte glanzumstrahlte Name!«

Er legte die linke Hand über seine Augen und athmete schwer wie ein Kranker.

Oberst Malachowsky strich sich den grauen Schnurrbart und maß, ab und an einen polnischen Fluch dumpf vor sich hinhinmurmeln, das Gemach mit großen Schritten.

»Wir dürfen doch nicht alle Hoffnung aufgeben,« sagte Graf von Serbillon, die Hand des Abbé erfassend. »Staaten haben nicht selten ganz ähnliche Schicksale wie Menschen. Sie blühen und wachsen eine Zeit lang, dann tritt plötzlich ein Stillstand ein, irgendein unvorhergesehener Vorfall verwischt Glück und Glanz, und selbst die letzten Spuren des Lichts bedecken sich mit undurchdringlicher Finsterniß. Dennoch lebt der Mensch fort, im Verborgenen, unbekannt, für viele ein Todter. Er selbst zählt sich nur noch halb und halb unter die Lebendigen. Da zuckt ebenso rasch ein Funke auf, der die Nacht wieder zu erhellen beginnt, und nach Verlauf von einiger Zeit weicht diesem neuen Morgenroth die alte Nacht, und Friede, Freude, Ruhm und Glanz kehren reicher denn je zurück.«

»Sie sprechen die Hoffnungen eines Glücklichen aus,« meinte der Abbé.

»Ich glaube es selbst,« versetzte der Graf, »und zwar habe ich dabei eine bestimmte Person im Auge.«

»Wie das?« warf Abbé Kasimir ein, sein großes Auge ruhig zu dem Besitzer von Hammerburg aufschlagend.

Graf von Serbillon hielt den Blick des Geistlichen lange aus. Dann sagte er:

»Nicht wahr, lieber Abbé, die Familie Ludomirsky durfte sich ehemals unter die glücklichern Polen zählen?«

Der Abbé schlug die melancholischen Augen nieder, indem er betrübt zur Antwort gab:

»Weshalb erinnern Sie mich daran?«

»Weil ich dazu genöthigt bin,« versetzte der Graf, lauter sprechend, um auch den Oberst und den jungen Fürsten auf seine Unterhaltung aufmerksam zu machen. »Ich weiß, Sie haben seit einigen Wochen eine Entdeckung gemacht, die Sie vor mir geheim halten. Nur eine junge Person, ein neugieriges Mädchen zogen Sie mit ins Vertrauen . . . Junge Mädchen aber sind schwer zum Schweigen zu bewegen, wenn das Herz nicht direct dabei betheilig ist. So kam es denn, daß meine Frau in Mitwissenschaft gezogen ward. Nun, und daß glückliche Gatten einander nichts verheimlichen sollen, ist ja, glaub' ich, ein Verlangen, das selbst die Kirche an jedes Ehepaar stellt.«

Abbé Kasimir hatte kein Wort des Grafen verloren. Der Fürst, welcher sich noch lebhaft mit dem Obersten unterhielt, wandte nur im Auf- und Niedergehen dann und wann sein Auge den beiden Sprechenden zu.

»Ich muß annehmen, Herr Graf,« sagte der Abbé, »daß Hildegarde von dem Porträt gesprochen hat, das mir dunkle Erinnerungen zurückrief.«

Der Name Hildegarde machte den Fürsten achtsam auf die Sprechenden. Er hörte nur noch mit halbem Ohr auf die Erwiderung Malachowsky's und hielt diesen in der Nähe des Abbé fest.

»Es war eine Nachlässigkeit von mir, lieber Abbé, daß ich Sie nicht schon längst mit allen Räumlichkeiten von Hammerburg bekannt gemacht habe,« fuhr der Graf fort. »Wahrscheinlich hätten wir dann früher dem Porträt des Ulanenrittmeisters, der den Namen Sigismund Geldern

offenbar bei Lebzeiten führte, unsere Aufmerksamkeit zugewendet. Seit ich von Diana das Wenige erfuhr, was Hildegarde ihr verrieth, war dieses Porträt mir ebenfalls nicht gleichgültig, und heute habe ich es abnehmen lassen, oder ich konnte nicht hindern, daß der Architekt, dem ich die Restauration des Ahnensaals vor Monaten schon übertrug, mit eigener Hand es abnahm. Dabei ist mir ein sonderbares Papier in die Hände gefallen.«

»Sie spannen meine Neugierde aufs höchste, Herr Graf,« erwiderte Abbé Kasimir, sich erhebend. Der Oberst war neben ihn getreten; hinter diesem, das blitzende Auge dem Grafen zugewandt, stand Fürst Bulabicki.

»Hat Ihr früh verstorbener Vater Ihnen den Stamm-
baum Ihrer alten Familie hinterlassen?« fragte der Besit-
zer von Hammerburg.

»Meinem Gedächtniß ist die Abstammung der Ludo-
mirsky in allen ihren Verzweigungen sehr treu einge-
prägt.«

»Der Ludomirsky!« sprach Fürst Bulabicki. »Diese Fa-
milie hält man in Polen bis auf den letzten Zweig für
ausgestorben. Die Güter derselben fielen, als von deren
letzten Sprossen trotz mehrmaliger öffentlicher Auffor-
derung keiner sich meldete, dem Fiscus anheim, und jetzt
gehört der eigentliche Stammsitz derselben, wenn ich
nicht irre, den Wertschinsky.«

»Den Wertschinsky!« wiederholte Kasimir, wie aus einem schweren Traume erwachend. »Mit einem Wertschinsky verschwand meine Tante Berenice! ... Ich gestehe, daß diese Mittheilung ... mich ungewöhnlich beunruhigt.«

»Ich bitte um Entschuldigung, Herr Abbé,« fiel Fürst Bulabicki ein. »Meine unzeitige Bemerkung ...«

»Im Gegentheile, mein Fürst, ich bin Ihnen dafür dankbar,« unterbrach ihn der Abbé.

»Wir sprechen mehr über diese Familie. Vorerst wird der Herr Graf gewiß die Güte haben, mir zu sagen, worauf ich die vorige Frage nach dem Stammbaume der Ludomirsky beziehen soll?«

Graf von Serbillon überreichte jetzt seinem Hausgenossen das aufgefundene Papier.

»Es verbarg sich hinter dem Gemälde des Ulanenrittemeisters im Ahnensaale,« sprach er bedeutungsvoll.

Die Augen der beiden Polen richteten sich fragend auf den Abbé, während dieser das Blatt prüfend durchlas. Sein Aussehen ward dabei immer melancholischer. Als er es sinken ließ, sprach er resignirt:

»Es ist die richtige Stammtafel des Wojwodengeschlechts der Ludomirsky, leider enthält sie nur gerade über diejenigen Punkte keine Aufschlüsse, die auch mein verstorbener Vater nicht zu deuten vermochte! Die leer gebliebenen Blätter hier, was anders sagen sie, als daß meine verschollene Tante Berenice eine uns Verlorengangene bleibt?«

»Ich würde diese Ansicht theilen, lieber Abbé,« versetzte der Graf, »wenn das Porträt, hinter welchem sich das Papier versteckte, nicht Familienzüge trüge, die außer mir auch andern bereits aufgefallen sind. Unser tapferer Oberst Malachowsky, um von andern nicht zu sprechen, ist mein Zeuge, daß die Aehnlichkeit des Porträts mit einer Persönlichkeit seiner Bekanntschaft aus frühern Tagen mich zuerst veranlaßte, dasselbe mit größerer Aufmerksamkeit zu betrachten. Dabei begegnete mir nun etwas Seltsames. Ich fand nämlich, daß mein Urtheil mit dem eines uns beiden bekannten jungen Mädchens auffallend übereinstimmte.«

Den Abbé setzten diese Worte offenbar in einige Verlegenheit, den Fürsten Bulabicki dagegen machten sie neugierig, da er sogleich an die schöne Hildegarde, die Angebetete seines Freundes Adolar, denken mußte. Ein anderes junges Mädchen konnte seiner Ansicht nach der Graf kaum meinen, da aus allem hervorging, daß nur Hildegarde die Stelle einer Pflgetochter im Schlosse Hammerburg einnehme.

»Meine wißbegierige Schülerin hat ein klares Auge und, wenn nicht Laune oder Eigensinn es trüben, auch ein sehr scharfes und richtiges Urtheil,« erwiderte ausweichend Abbé Kasimir.

Graf von Serbillon konnte nicht wissen, daß Hildegarde sich gegen den Abbé nicht bestimmt über die Aehnlichkeit ausgesprochen hatte, die ihr zuerst im Bilde des polnischen Ulanenrittmeisters so aufgefallen war. Er glaubte daher, der Priester wolle nur zurückhalten, um in

Gegenwart des jungen Fürsten nicht Familienangelegenheiten zu berühren, die eben weil sie einer Erläuterung, einer nachsichtigen und liebevollen Beurtheilung bedurften, nur mit Vorsicht zum Gegenstand eines Gesprächs gemacht werden konnten. Ganz schweigen aber mochte und wollte er nicht, weil ja möglicherweise unvorhergesehene Störungen die kaum entdeckten Spuren wieder völlig verwischen konnten. Darum sagte er:

»Sie müssen sich durchaus, ehe wir diesen Dingen weiter nachforschen, an meine Frau wenden. Diana ist als mütterliche Vertraute besser unterrichtet als ich, auch spricht sich Hildegarde gegen sie offener aus als gegen mich. Und endlich kennt sie eine Person, von deren Erklärung sehr viel abhängen dürfte, genauer, als ich mich dessen rühmen kann. Da Sie nun, lieber Abbé, sich in ganz gleichem Falle, was diesen Punkt betrifft, mit der Gräfin befinden, so wird es keine Schwierigkeit machen, eine gegenseitige Verständigung herbeizuführen.«

Abbé Kasimir blieb diese Bemerkung des Grafen unverständlich. Ihm war es längst schon nicht mehr zweifelhaft, daß zwischen dem auf Hammerburg verstorbenen Sigismund Geldern und ihm verwandtschaftliche Beziehungen bestanden haben müßten, ja er glaubte sogar auf der rechten Fährte zu deren Entdeckung zu sein; allein die Hindeutung des Grafen auf ein Gespräch mit dessen Gattin wollte ihm fast abenteuerlich erscheinen. Dies auszusprechen, hielt er um so mehr für seine Pflicht, als ihm viel daran gelegen war, jede neue Verwicklung unmöglich zu machen.

»Ich bekenne, daß mein Scharfsinn in dieser Beziehung mich völlig verläßt,« sprach er, das Papier mit der Stammtafel der Ludomirsky dem Grafen wieder überreichend.

»Diese herrliche Eigenschaft bevorzugter Naturen wird sich in ihrer ganzen Bedeutung zeigen, wenn Sie mit Diana über die Baronin von Kaltenstein längere Zeit sich unterhalten.«

Abeé Kasimir wollte den Blick des Grafen auffassen, durch eine zufällige Wendung aber, welche dieser gegen den Obersten Malachowsky machte, traf sein Blick das vielsagende Auge des Fürsten. Der Abbé war Menschenkenner genug, um aus dem unabsichtlich sprechenden Auge des jungen Polen eine geheime Mitwissenschaft zu lesen, und der vorigen Aeußerung desselben über die Wertschinsky wieder gedenkend, ward ihm der Fürst plötzlich eine Person von Wichtigkeit.

»Das Vorrecht der Landsmannschaft läßt mich vielleicht etwas zudringlich erscheinen,« sprach er, dem Fürsten sich nähernd, »wenn ich Sie bitte, mir Auskunft über das zu geben, was Ihnen von den Verhältnissen der Wertschinsky bekannt geworden ist.«

»Nichts, Herr Abbé,« erwiderte Fürst Bulabicki völlig harmlos, »mein theilnehmender Blick galt einem mir lieben Freunde, dem jungen Baron von Kaltenstein, Adolar, dessen Mutter eine geborene Geldern ist . . . «

»Geldern?« fielen Malachowsky und der Graf dem Fürsten zugleich ins Wort, während der Abbé seine Hand mit Wärme erfassend, voll Ausdruck wiederholte:

»Eine geborene Geldern?«

Bulabicki sah ein, daß er zu weit gegangen war, und daß er in seiner Harmlosigkeit leichtfertig das Geheimniß der Geburt seines Freundes preisgegeben hatte. Das gleichzeitige Erstaunen aller und die fieberhafte Aufregung, in welche der Abbé gerieth, ließen ihn erst die Thorheit seines Handelns in ihrer ganzen Größe erkennen. Er wollte einlenken und seinen Fehler durch Entschuldigungen wieder gutmachen. Damit waren aber seine Zuhörer nicht zufrieden. Sowohl der Graf wie der Abbé drangen mit ernstern Worten so lange in ihn, bis er sich zu einer rücksichtslosen Mittheilung dessen entschloß, was Adolar ihm unaufgefordert erzählt hatte, ohne zu ahnen, welche Folgen daraus entstehen könnten. Der Eindruck dieser Mittheilung würde noch von weit größerer Bedeutung gewesen sein, hätte er sich nicht zu einem neuen dunkeln Räthsel geformt durch die Abreise des verstimmtten Adolar zu seinen Aeltern. Der Veranlassung dieser Abreise nachzuspüren, gelang dem Abbé ebenso wenig wie dem Grafen. Fürst Bulabicki erklärte mit Festigkeit, daß seine Kenntnisse hier zu Ende gingen, daß er überhaupt in die Familienverhältnisse Adolar's nur ganz oberflächlich eingeweiht sei, daß er aber allerdings die Vermuthung hege, es müsse im Schosse derselben irgendein Ereigniß sich zugetragen haben, das Adolar ganz besonders tief berühre. In gewissem Sinne beruhigend wirkte nur die Aeußerung des Fürsten, daß er einer Nachricht von seinem Freunde mit Zuversicht entgegen sehe, ja der leicht erregte Pole ging so weit, dem

Abbé sich durch ein bestimmtes Versprechen zu verbinden, indem er diesem verhiess, er wolle, falls Adolar sich zurückhaltend zeige, diesen um nähere Aufschlüsse über die Familie Geldern und deren verwandtschaftliche Beziehungen angehen.

ELFTES KAPITEL. HERZENSSCHWANKUNGEN.

Bald nach der Ankunft des Fürsten auf Hammerburg, der einen großen Theil seiner Zeit in lebhaftem Conferiren mit dem alten Obersten zubrachte, die ihm übrig bleibenden Mußestunden aber mit ganzer Hingebung dem ritterlichen Dienst der Frauen widmete, erschien Architect Morwaldt wieder, um dem Grafen anzuzeigen, daß der Geschäftsfreund des Bau- und Fabrikunternehmers eingetroffen sei. Der augenblicklich vielbeschäftigte Mann dankte zwar freundlich für diese Mittheilung, erklärte aber zugleich auch dem Architekten, daß er vorerst nicht daran denken könne, den Fremden bei sich zu sehen.

»Was ist es für ein Mann?« setzte er fragend hinzu.

Morwaldt sagte von dem neuen Ankömmlinge nur Gutes und rühmte namentlich die elegante Haltung desselben im Umgange mit andern.

»Man glaubt einen echten Gentleman vor sich zu haben,« meinte er schließlich, »einen Herrn aus guter Familie, den nur die Verhältnisse in seine jetzige abhängige Stellung drängten.«

»Lebt er in Abhängigkeit?« versetzte der Graf. »Ich glaubte, er gehöre den reichsten Spiegelfabrikanten des österreichischen Kaiserstaats an.«

»Seine Stellung hat gewiß nichts Unangenehmes oder gar Drückendes,« erwiderte Morwaldt, »denn er ist Inspector der größten in jenem weiten Reiche befindlichen Schleiferei.«

»Wie lange dürfte wohl sein Aufenthalt dauern?« fragte der Graf.

»Ungefähr einen Monat werden den Herrn Inspector Geschäfte im Lande festhalten. Vorläufig wird er nur einige Tage hier verweilen. Auf seiner weitem Rundreise durchs Land will er sich den Riß mitnehmen und bei seiner Rückkunft sein Urtheil darüber abgeben.«

»Um so besser,« sagte der Graf. »Bis dahin werde ich hoffentlich Herr meiner Zeit sein und mich ungestört mit meinen eigenen Angelegenheiten beschäftigen können.«

Aeußerlich hatte es nun den Anschein, als gehe auf Schloß Hammerburg alles ruhig seinen Gang. Die Männer hielten täglich ihre oft stundenlang dauernden Conferenzen, in denen die häufig von Osten wie von Westen einlaufenden Depeschen gemeinschaftlich vorgetragen, besprochen und schließlich beantwortet wurden. Der Abbé nahm an diesen Conferenzen regelmäßig theil, obwohl er es nicht gern hörte, daß man von ihm sagte, er verfolge neben seinem Berufe als Priester auch noch politische Zwecke. Im ganzen enthielt er sich in diesen Berathungen auch größtentheils eines Urtheils, desto eifriger war er in seiner Funktion als Secretär, die er aus

freiem Antriebe übernommen hatte. Als der Gelehrteste und Sprachgewandteste der Anwesenden entwarf Kasimir stets die Antworten auf sämtliche Briefe. Der Graf, der alte Oberst und der Fürst als beglaubigte Emissare der polnischen Nation unterzeichneten dieselben nur durch ihre Namensunterschriften.

So still und friedlich jedoch, wie es schien, verlief das Leben in Hammerburg durchaus nicht. Es gab da vielmehr täglich neue Aufregungen, gewaltsame Erschütterungen, und der Sturm der Leidenschaft richtete in mehr als einem Herzen dem leiblichen Auge allerdings nicht sichtbar werdende Verwüstungen an.

Etwa vierzehn Tage nach der Ankunft des Fürsten Bulabicki hatten sämtliche Bewohner von Hammerburg einen weitem Ausflug zu Schlitten gemacht. Das Wetter drohte nach wochenlangem mäßigen Frost umzuschlagen. Der Wind ging hohl und der Schnee begann bereits hin und wieder zu schmelzen. Darum drang Bulabicki, der ein leidenschaftlicher Freund wilder Ausflüge zu Schlitten war, darauf, den Moment noch ein letztes mal zu benutzen. Der Graf entsprach dem Wunsche seines Gastes gern, und man fuhr in zwei Schlitten, die von je vier Pferden gezogen und von Vorreitern geleitet wurden, einige Meilen tief ins Land hinein. Den ersten Schlitten lenkte Graf von Serbillon in eigener Person. Dieser barg außer dem Grafen dessen Gattin Diana und den Abbé. Im zweiten Schlitten saß Hildegarde neben dem

Obersten Malachowsky, während der junge Fürst die Zügel des Viergespanns mit der vollendeten Meisterschaft eines Herrn der Steppe führte.

Die Unterhaltung im ersten Schlitten, anfangs der Landschaft und deren Bewohnern geltend, wendete sich bald einem andern Gegenstande zu. Eine Frage Diana's an den Abbé gab zu dieser Wendung den ersten Anstoß. Diese Frage war einfach, kurz und dennoch von tiefer Bedeutung. Sie lautete:

»Finden Sie nicht, lieber Abbé, daß unsere Pflegebefohlene ein ganz anderes Wesen innerhalb weniger Tage geworden ist?«

Der Gefragte antwortete nur durch einen Blick.

»Mich beunruhigt diese Entdeckung,« fuhr die Gräfin fort, »und das ist der Grund, weshalb ich das Zustandekommen der heutigen Partie nicht gern sah. Fürst Bula-bicki ist ein gefährlicher Mann.«

»Fräulein Hildegarde hat dennoch nichts von dem Fürsten zu fürchten,« erwiderte Kasimir.

»Aber ihr Herz leidet darunter,« sagte die Gräfin mit größerer Lebhaftigkeit. »Das Gemüth des armen Kindes, das ohnehin in eine Lebensbahn geworfen worden ist, auf der selbst Gewandtere oft genug straucheln, bekommt eine falsche Richtung, die sich zum Unglück verfestigen kann. Wollte Gott, dieser ewige Depeschenwechsel hätte ein Ende oder es träfe endlich einmal ein Abberufungsschreiben für meinen chevaleresken Landsmann ein.«

»Die Försterstochter ist klug, verständig und nicht ohne Berechnung, gnädige Frau.«

»Sie mögen recht haben, Abbé, nur müssen Sie bedenken, daß Hildegarde jung, eine erwachsene Jungfrau und nicht ohne weibliche Gefallsucht ist!«

»Ihr Verstand sagt ihr, daß sie sich selbst schaden würde, ließe sie der blinden Leidenschaft unvorsichtig den Zügel schießen.«

»Sie kennen das Herz der Frauen nicht, Abbé?«

»Das Herz des Fräuleins glaube ich doch ein wenig zu kennen.«

»Hat sich Hildegarde Ihnen entdeckt?«

»Wenn sie katholisch wäre, würde mir keine Falte ihres Herzens verborgen sein, da sie zu den verirrtten Seelen gehört, habe ich leider kein Recht sie aufzufordern, mir das Weh der ihrigen ganz und offen mitzutheilen.«

»Sie geben also doch zu, daß das arme Kind liebt, daß es den verführerischen Fürsten liebt?«

»Daß Fräulein Frei liebt oder eine Ahnung dessen in sich trägt, was die profane Welt Liebe nennt, will ich nicht in Abrede stellen, den Fürsten aber – gewiß, gnädigste Gräfin – den Fürsten liebt Hildegarde nicht!«

Der Abbé sprach diese Worte so bestimmt, so voll der innersten Ueberzeugung, daß Gräfin Diana ihn verwundert anblickte.

»Wie können Sie das wissen, lieber Abbé,« wenn das Mädchen Ihnen nicht selbst ihr Herz geöffnet hat?« sagte sie nach kurzem Schweigen.

»Ich bin gewohnt, die Menschen in aller Stille zu beobachten,« lautete Kasimir's ruhige Antwort. »Diese Beobachtung hat mich gelehrt, daß Fräulein Frei ein ungewöhnliches Interesse an dem Fürsten nimmt, ein Interesse, das – lägen die Verhältnisse günstig für sie – sehr leicht zu einer ehelichen Verbindung zwischen beiden führen könnte, eine leidenschaftliche Liebe aber fesselt das kluge Mädchen nicht an den Fürsten!«

»Sie lassen sich von einem Kinde täuschen, Abbé,« versetzte Diana ungeduldig. »Ich kenne Hildegarde besser als Sie, und als Frau müssen Sie mir in diesem Falle mehr Scharfblick zutrauen als sich selbst. Ich gebe Ihnen die Versicherung, das Kind liebt, und diese Liebe setzt mich in große Verlegenheit! . . . Herzensneigungen lassen sich durch Vernunftgründe nicht beseitigen!«

Der Abbé sah unbeweglich gerade vor sich hin.

»Nun, warum schweigen Sie denn?« fuhr Gräfin Diana mit Lebhaftigkeit fort. »Scheuen Sie sich zugestehen, daß Sie besiegt sind?«

»Ich pflichte Ihnen nur bei, gnädigste Frau,« versetzte jetzt Kasimir. »Hildegarde liebt, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß diese Liebe sie eines Tags recht unglücklich machen wird.«

»Und das sagen Sie mit einer lächelnden Miene?«

»Nicht, daß ich wüßte, obwohl ich nichts darin erblicke, das mich traurig stimmen könnte.«

»Aber liebster Abbé,« rief die Gräfin aus, »abstrahieren Sie doch einmal von Ihren priesterlichen Gelübden

und seien Sie bloßer, leidenschaftlicher, mit gewöhnlichen Sinnen begabter Mensch! . . . Ein betrogenes, verstoßenes Mädchenherz hat unendlich zu leiden!«

»Die Religion heilt alle Leiden und Schmerzen dieser Welt,« sagte mit sonderbarem Augenaufschlag der Abbé. »Ich hege die frohe Hoffnung, daß eine recht unglückliche Liebe dem Seelenheile dieses Kindes wohlthun, daß es der Verirrten Ruhe und Frieden, die sie beide noch nicht kennen gelernt hat, in schöner Harmonie geben würde.«

»Lieber Abbé,« antwortete die Gräfin in kühlern Tone, »Sie kennen meine Gesinnungen hinlänglich, um zu wissen, daß ich Ihre Wünsche als Priester vollkommen theile, dennoch bestehe ich darauf, daß mein Haus nicht zu einer Station für die *Congrrgatio de propaganda fide* gemacht wird. Ich bitte also, reichen Sie mir hülfreiche Hand, meine Pflegebefohlene von dieser unseligen Neigung zu heilen. Sie haben einigen Einfluß auf das Kind. Hildegarde achtet Sie als Lehrer; sie wird Ihren Vorstellungen gewiß Gehör schenken!«

»Wie gern käme ich Ihren Wünschen entgegen,« versetzte der Abbé, »zu meinem Leidwesen aber bin ich hier gerade der Machtloseste von allen!«

Um den schönen Mund der Gräfin zuckte es wie Spott und Scherz, und von einer augenblicklichen Laune fortgerissen, erwiderte sie mit schalkhaftem Blick:

»Sie glauben doch nicht, lieber Abbé, daß die kleine Ungläubige von dem eigenthümlichen Schnitt Ihres

Rockes so stark angezogen worden ist, um sich verbrecherischen Gedanken hinzugeben?«

Im Auge des Priesters blitzte es unheimlich, aber nur einen Moment. Dann sah Kasimir die schöne Gräfin wieder vollkommen leidenschaftslos an und sagte:

»Fräulein Frei liebt, wie Sie ganz richtig bemerken, gnädigste Frau, und diese Liebe wird für das Mädchen mit ungewöhnlichen Leiden verknüpft sein, weil der Gegenstand derselben ihr unerreichbar ist.«

»Sie gefallen sich in Räthseln, Abbé.«

»Die ich sogleich selbst lösen werde,« fuhr Kasimir fort. »Fräulein Frei liebt die Augen oder den Mund oder den ganzen Ausdruck eines Mannes, der ihr nur geistig, nicht leiblich gegenwärtig ist.«

»Das ist keine Lösung, das ist ein neues Räthsel.«

»Deutlicher gesprochen würde ich sagen müssen, das gute Kind mit den glutvollen Augen und dem heißen Herzen hat sich – in ein Bild vergafft!«

Diese scharf betonten Worte des Priesters erschreckten die Gräfin dergestalt, daß es ihr den Athem versetzte. Die Frage Hildegardens und der Zusatz des befangenen Mädchens über die Männer im allgemeinen trat lebhaft vor ihr Gedächtniß, und da das Bild im Ahnensaale bereits mehrmals Gegenstand vielfacher Gespräche gewesen war, so mußten ihre Gedanken sich nothwendig auch jetzt zuerst wieder auf dasselbe richten. Nachdem Diana ihre erste Bestürzung überwunden hatte, sagte sie zu dem ernstern Priester:

»Hatten Sie von dieser krankhaften Herzensregung meiner Schutzbefohlenen schon länger eine Ahnung?«

»Hildegarde ist kein gewöhnliches Mädchen,« erwiderte der Abbé. »Sie hat, obwohl noch jung, schon viel erlebt. Sie hat gelitten, hat empfindliche Schmerzen erdulden müssen, und ihre Widerstandskraft erstarkte unter dem Druck beengender Verhältnisse, die sie wie lästige Fesseln umschnürten. Diese Erfahrungen, die das ungewöhnlich begabte Mädchen frühzeitig machte, haben in ihrem Herzen wie in ihrem Geiste Wundenmale zurückgelassen, die sie fortwährend schmerzen. Ich fürchte, daß sie bei allen trefflichen Anlagen, die ihr die Natur verliehen, doch mehr Neigung in sich trägt zu sündigen Begehrenissen als zu beschaulichem Leben. Ihr Wissensdrang, gnädigste Frau, ist zu groß, um die harmlose Mädchenhaftigkeit sich in reinem Glanze entfalten zu lassen. Was ich von ihrem Empfinden, von ihrem Wünschen weiß, ist das Ergebniß stiller, aber unablässiger Beobachtung.«

Der Gräfin entging kein Wort des scharfsichtigen Priesters, und wenn sie zugeben mußte, daß er vielleicht das Richtige durch seines Geistes Tastorgan getroffen habe, vermochte sie doch nicht, die eigentliche Veranlassung einer derartigen Verirrung des Herzens zu ergründen. Denn für eine krankhafte Verirrung hielt die Gräfin unter allen Umständen die Neigung eines Mädchens, welche einem bloßen Bilde galt, mochte dies auch noch so bestechend und fesselnd sich darstellen. Als feinfühlende Frau ging sie aber noch weiter. Hielt sie es schon für möglich,

daß ein empfängliches Mädchenherz heimlich süßen Regungen und stillem Verlangen einem bezaubernden Bilde gegenüber sich hingeben könne, so wollte es ihr andererseits doch nicht einleuchten, daß der bestechende Ausdruck eines Bildes *allein* einen so starken Zauber auszuüben vermöge. Blitzartig durchzuckte sie ein anderer Gedanke.

»Das Bild im Ahnensaale hat eine Aehnlichkeit mit einem andern Manne, hörte ich letzthin wieder den Oberst behaupten,« sprach sie, den Abbé mit ihren großen Augen beherrschend. »Ist Ihnen der Name dieses Mannes vielleicht bekannt?«

»Sie wollen verzeihen, gnädigste Frau, wenn ich diese Annahme für eine irrthümliche erkläre,« lautete die Antwort des Abbé. »Die Aehnlichkeit des fraglichen Bildes haftet nicht an einer bestimmten Person, sondern an einem *ganzen* Geschlecht.«

»Und dies Geschlecht stammt aus Polen, aus unserm gemeinsamen Vaterlande?«

»Es ist das Geschlecht der Ludomirsky.«

»Das nur in *einem* Sprosse noch lebt?«

»Ich war genöthigt, dies anzunehmen, bis . . . «

»Bis Hildegarde zu uns kam?« fiel die Gräfin ein.

»Nein, gnädigste Frau, bis wir beide, ich und Hildegarde an ein und demselben Tage das Bild des Ulanenrittmeisters Sigismund Geldern erblickten.«

Die Worte ›wir beide‹ hatte der Abbé sehr scharf betont. Die Gräfin errieth sofort die Bedeutung dieser Betonung, die indeß wieder eine zweifache Erklärung zuließ.

Abbé Kasimir konnte damit sagen wollen: mich selbst frappirte das Bild, weil es mich an den verstorbenen Vater durch den stark ausgeprägten Familienzug der Ludomirsky gemahnte; es konnte aber auch die Hinweisung auf eine andere Persönlichkeit darin liegen, welche Hildegarde nicht unbekannt war, ja die ihr vielleicht sehr nahe stand. Einen Augenblick lang dachte sie sogar an den Abbé selbst, denn sie hatte wiederholt bemerkt, daß ihre Pflegebefohlene, wenn sie unbeachtet zu sein glaubte, ihr Auge unverwandt auf den scharfen Zügen des Priesters ruhen ließ.

»Ich sehe mich veranlaßt, lieber Abbé,« sprach Gräfin von Serbillon, nachdem sie eine Zeit lang nachgedacht hatte, »die Baronin von dieser bedenklichen Entdeckung zu unterrichten. Es kann nicht die Absicht dieser Frau sein, Hildegarde in Umgebungen weilen zu lassen, die ihr Herz verwunden, es vielleicht tödlich zerfleischen müssen, wenn das reizbare Kind nicht Kraft genug besitzt, den Feind unter Schmerzen muthvoll zu bekämpfen. Ich werde also der Baronin von Kaltenstein einen Wink geben, daß sie für ihren Schützling ein anderes Asyl aufzusuchen hat. Inzwischen wird sich mir wohl auch eine Gelegenheit darbieten, das irrende, arme Kind selbst ins Gebet zunehmen. Wenn der Schmerz sie bewältigt, daß sie weinend zusammenbricht unter dem Gewicht der Angst, die sie peinigt, wird sie sich mir offenbaren. Kenne ich aber erst das Uebel und seinen Ursprung, so findet sich wohl auch ein Heilmittel, das es entweder ganz beseitigt oder durch seinen Einfluß vermindert.«

Die Schlitten bogen jetzt in den sehr belebten Ort ein, wo der Graf durch fremde Unternehmer eine Menge industrieller Etablissements hatte errichten lassen. Diese boten einen stattlichen Anblick dar, mit ihren hohen, schlanken Schornsteinen, aus denen schwarze Rauchsäulen aufstiegen; denn die meisten Pächter des Grafen, die längere Zeit in England gelebt hatten, bedienten sich bereits des Dampfes als Arbeitskraft.

Es lag nicht eigentlich in der Absicht des Grafen, sich in diesem Fabrikorte aufzuhalten, nur zeigen wollte er dem Fürsten den aufblühenden Flecken, um diesen jungen und unternehmungslustigen Mann, der daheim über große Mittel zu verfügen hatte, anzuspornen, auch auf seinen Besitzungen Aehnliches zu versuchen, sobald dem jetzigen nationalen Kampfe eine Zeit des Friedens und ruhigen Fortschritts auch für Polen wieder folgen werde.

Als man sich den weitläufigen Gebäuden der noch nicht ganz vollendeten Spiegelfabrik näherte, fuhr Graf von Serbillon langsamer, um den Schlitten des ein wenig zurückgebliebenen Fürsten herankommen zu lassen.

»Nun, lieber Fürst,« rief er dem Polen, sich halb umwendend, zu, »wir gefallen Ihnen diese Anlagen? Ich denke mit der Zeit eine wohlhabende, nur nützliche Dinge treibende Bevölkerung um mich zu sammeln, die es in den meisten Fabrikaten der Neuzeit mit jedem Rivalen soll aufnehmen können. Nach meinem Dafürhalten kann der Adel in unsern Tagen nichts Besseres thun, als mit dem Bürger, der seine Mittel und seine Talente zum Besten des Ganzen verwendet, ohne sich selbst darüber zu

vernachlässigen, wetteifern. Die Jahrhunderte der Kriege sind hoffentlich für immer vorüber; es folgert die Jahrzehnde friedlichen Schaffens und Ringens, die uns aber, Gott sei Dank, nicht werden einschlafen lassen, da wir den Geheimnissen der Natur durch das heller brennende Licht der Wissenschaften immer mehr auf die Spur kommen.«

Fürst Bulabicki ließ seinen reichen Pelz halb von der Schulter gleiten, drehte sich die Spitzen seines gewaltigen Schnurrbarts, und betrachtete mit Theilnahme die vielversprechende Colonie. Auch Hildegarde, die in ihrer Umhüllung einer zarten weißen Rose ähnelte, ließ ihr Auge freundlich auf den massiven Gebäuden mit den hohen Fenstern ruhen, ihre Gedanken jedoch weilten anderswo; denn wer genauer auf sie achtete, mußte bemerken, daß sie die Gegenstände an sich vorübergleiten ließ, ohne sie wirklich oder deutlich zu sehen. Diese Zerstreutheit des jungen Mädchens, das übrigens augenblicklich ganz zufrieden aussah, entging Gräfin Diana nicht.

Fürst Bulabicki, der seinen Schlitten dem des Grafen möglichst nahe brachte, richtete einige Fragen an diesen, welche bereitwillig beantwortet wurden. Ein paar mal aber konnte Graf von Serbillon nicht genaue Auskunft geben, da er selbst große Lücken in seinem Wissen entdeckte, wenn man von neuen Erfindungen in der Mechanik, von neuen Entdeckungen in der Chemie und andern naturwissenschaftlichen Branchen sprach.

»Wollen Sie etwas Genaueres darüber erfahren,« sagte er, den Fürsten so gut es gehen wollte, belehrend, »so

müssen Sie sich an den Unternehmer selbst wenden. Der Mann ist ein Ausbund von Wissen in allen dahin einschlagenden Zweigen, und, was man nicht eben häufig bei vielbeschäftigten Menschen findet, er belehrt andere gern, ohne im geringsten selbst mit Geheimnissen oder Kunstgriffen zurückzuhalten.«

Man fuhr im Schritt weiter. Alle Vorübergehenden grüßten den Grafen und seine Begleitung mit unverkennbarer Ehrerbietung.

»Sieh da, Morwaldt!« sprach der Besitzer von Hammerburg. »Mit dem Manne muß ich doch einige Worte wechseln, um zu erfahren, wie es mit der neuen Anlage wird.«

Er hielt die schnaubenden Rappen an, Morwaldt eilte sogleich an den Schlitten, um den Grafen zu begrüßen, und erfaßte die Zügel.

»Ist mein Pächter daheim?« fragte er rasch den Architekten.

»Gewiß!« lautete die Antwort Morwaldt's. »Der Herr Graf kommen zur guten Stunde. Der fremde Herr aus Oesterreich besichtigt eben alle Maschinen. Wenn Sie die Gnade haben wollen einzutreten, werden auch die Damen die interessante Einrichtung dieser höchst sinnvoll construirten Schleifereien kennen lernen.«

Der Graf warf einen fragenden Blick auf seine Gattin, der bejahend beantwortet wurde. Sogleich stieg man aus, um, von Morwaldt geführt, das großartige Etablissement zu betreten.

Es vergingen fast zwei Stunden, ehe sämmtliche Lokalitäten von den Besuchern in Augenschein genommen waren. Der Unternehmer und namentlich der fremde Inspector aus Oesterreich, der erst kürzlich von seiner Geschäftsreise wieder zurückgekehrt war, zeigten und erklärten den Wißbegierigen alles, was sie zu sehen wünschten. Eine der Schleifmaschinen setzte sogar der Inspector als der in diesem Fache Bewandertste mit eigener Hand in Bewegung, um den Damen die Bewegung der Schleifwagen zu zeigen.

Graf von Serbillon bemerkte, daß er mit großer Galanterie namentlich die jugendliche Hildegarde behandelte, an die er fast immer direct seine Erklärungen richtete, obwohl dieselben allen galten. Es war ein Mann, dessen Alter der Graf vierzig oder mehr Jahre schätzte. Gewandt, höflich, gemessen und doch stets bereit, auf jede Frage unbefangenen Antwort zugeben, machte er einen durchaus vortheilhaften Eindruck.

Hildegarde hörte den Erklärungen des Fremden mit bewundernswürdiger Gleichgültigkeit zu. Sie hatte weder eine Frage aufzuwerfen noch ein Wort des Dankes für die Bemühung des zuvorkommenden Mannes. Man hätte glauben können, es beschäftige sie das viele Interessante, das sie doch unbedingt zum ersten male in ihrem Leben sah, in gar keiner Weise.

Die Gräfin glaubte nun allerdings zu bemerken, daß Hildegarde wiederholt sehr schnell die Farbe wechselte. Bald war sie roth, als belästigte sie eine fliegende Hitze, bald erbleichte sie wieder wie von eisigem Lufthauch

durchkältet. Selten nur schlug sie die großen, tiefen Augen auf, und wenn sie es ab und an einmal that, schweifete der ruhelose Blick ins Weite, ohne einen bestimmten Gegenstand zu erfassen.

Fürst Bulabicki, der das schöne Mädchen mit Aufmerksamkeiten überhäufte, hielt sich fortwährend an Hildegardens Seite, ohne sie zu führen. Plötzlich legte die Tochter des Försters ihren Arm selbst in den des Polen und ließ sich von diesem gestützt weiter geleiten, ohne ihn wieder zu verlassen.

Dieses Anlehnen an den Fürsten konnte sich die Gräfin, welche Hildegarde nur selten aus den Augen ließ, nicht anders als durch ein unbehagliches, wirklichem Unwohlsein verwandtes Gefühl erklären, das sich infolge des öligen Geruchs, der allerdings die Nerven angriff, bei ihrer Pflegebefohlenen eingestellt haben mochte. Aus Grundsatz fragte sie nicht, aber sie fühlte sich doch von einer Bänglichkeit, die sie beschlich, erst ganz wieder frei, als man die Schlitten wieder bestieg.

Graf von Serbillon, der zugleich mit dem alten Obersten alles mit großem Interesse betrachtete und sich nach einer Menge Einzelheiten zu erkundigen hatte, war sehr heiter gestimmt. Er dankte Morwaldt, daß er ihn aufgefordert hatte, die Schleiferei zu betreten, den Inspector aus dem Kaiserstaate aber lud er ein, recht bald auf Schloß Hammerburg zu weitem Besprechungen sich zu melden. Als er schon im Schlitten saß, und Fürst Bulabicki auf Hildegardens ungeduldiges Treiben wider Willen sein Viergespann schnell antreiben ließ, winkte er

dem unterrichteten Manne nochmals freundlich zu und sagte:

»Ich verlasse mich auf Ihr Versprechen, Herr am Ort! Finden Sie später, daß sich's um Hammerburg leidlich gut leben läßt, oder fühlen Sie das Bedürfniß, sich einmal verändern zu wollen, so dürfen Sie mir nur Ihre Wünsche vortragen, und ich werde thun, was in meinen Kräften steht, um Sie zufrieden zu stellen.«

Die Rappen griffen aus, und unter aufwirbelndem Schneestaub folgte der Schlitten des Grafen pfeilgeschwind dem schon ziemlich weit vorausgeeilten Gefährt Bulabicki's.

ZWÖLFTES KAPITEL. SCHRECKWIRKUNGEN.

Auf Hildegardens Befinden schien die frische Luft sehr wohlthätig gewirkt zu haben. Die Gräfin fand sie blühend und heiter wieder, nur etwas aufgeregter als sonst kam ihr das Mädchen vor. Sie wechselte Blicke des Einverständnisses mit dem Abbé, der, was selten geschah, die ernste Miene des Priesters annahm, der im Begriff steht, der sündhaften Welt eine Strafpredigt zu halten.

Einige Tage vorher hatte Fürst Bulabicki an seinen Freund Adolar geschrieben. Er theilte diesem mit, was er seit ihrer Trennung erlebt, welche interessante Entdeckung er gemacht. Von Hildegarde wußte der reiche Sarmate nur Lobendes zu sagen, aber er hütete sich wohl, begeistert von der Tochter des Försters zu sprechen, um den Freund nicht eifersüchtig zu machen. Auch von den übrigen Bewohnern des Schlosses Hammerburg war in

dem Schreiben Bulabicki's die Rede. Er schilderte und charakterisirte sie alle. Am längsten verweilte er bei dem Abbé. In die Charakteristik dieses Mannes ließ er die Worte einfließen: »Abbé Kasimir ist entweder ein sehr zurückhaltender, geheimniß- und ränkevoller Priester oder ein tief unglücklicher Mann. In seiner Nähe fühle ich mich immer gebunden. Sein Blick, der weder kalt noch heiß, aber scharf ist wie ein geschliffener Dolch, schmerzt mich. Andern, dünkt mich, geht es ebenso, wenigstens habe ich die Bemerkung gemacht, daß Fräulein Frei fast immer leise zusammenzuckt, wenn das Auge des Abbé sie mit seinem langen schattenhaften Blicke trifft, der nur innerlich glüht, ohne wohlthätig wärmend zu leuchten. Abbé Kasimir ist mein Landsmann und heißt eigentlich mit seinem ganzen Namen Kasimir von Ludomirsky. Er ist der letzte verlorene Sproß dieses alten Wojwodengeschlechtes, das eine sonderbare Geschichte hat. Ich vermute, etwas von den Geheimnissen dieser Geschichte verbirgt die Hammerburg. Man will es aber aus Gründen, dir mir unbekannt sind, entweder noch nicht wissen lassen oder man sieht überhaupt noch nicht ganz klar. Ermittelt aber wird die Sache gewiß, denn deine jugendliche Flamme aus dem Forsthause hat sich in die Geheimnißwelt des Abbé einzuschleichen verstanden.

»Am Schlusse seines Schreibens forderte der Fürst den Erben von Kaltenstein auf, sich nicht gar zu lange bei der Frau Mama zu verweilen, mit dem Herrn Papa sich auf guten Fuß zu setzen, aller Sorgen sich zu entschlagen

und den betrübten Förster wegen des Verbleibens seines einzigen Kindes zu beruhigen.

»Ich hoffe,« – lautete das Ende des Briefes –»daß ich dich, sobald der Schnee schmilzt, in Begleitung des Försters auf Hammerburg eintreffen sehe. Bis dahin bin ich wohl nach allen Seiten hin klüger geworden. Uebrigens beneide ich dich um das schwarzbraune Waldkätzchen mit den brillantenen Nixenaugen. Schade, daß diese schlanke Zauberin keine Polin ist! Ich würde sonst ein ehrliches Abkommen mit dir treffen und mich auf einen Wettkampf einlassen, dessen Preis die Liebe Hildegardens wäre!«

Einige Tage nach der erwähnten Schlittenpartie blieb sich das Benehmen Hildegardens gleich. Diana von Serbillon fand sie aufgeweckter und unbefangener als früher. Namentlich bemerkte die Gräfin, daß ihre Pflegebefohlene dem Fürsten gegenüber ihre früher zuweilen etwas störende Zurückhaltung völlig abgelegt hatte. Sie sprach mit dem vornehmen Polen wie mit ihresgleichen; sie war harmlos und ging bereitwillig, ja mit offenbarem Muthwillen auf jeden Scherz des Fürsten ein, ohne doch diesen geradezu herauszufordern.

Aus diesem allen zog Diana von Serbillon den Schluß, es müsse zwischen beiden jungen Leuten zu irgendeiner Erklärung gekommen sein. Ohne ein gegenseitiges Aussprechen hielt es die Gräfin nicht für möglich, daß ein junges befangenes Mädchen sich andern so zufrieden darstellen könne. Nur vermochte sie nicht zu ermitteln,

ob der Fürst das unerfahrene Kind zu irgendeiner bestimmten Zusage habe bewegen können oder ob er sich mit der bloßen Freundschaft Hildegardens zu begnügen gewillt sei.

Gern hätte sich die Gräfin mit ihrer Schutzbefohlenen offen ausgesprochen, um das Herz des jungen Mädchens zu ergründen und über ihre Neigung ins Klare zu kommen, es gab aber täglich neue Störungen, welche der Einleitung eines so delikaten Zwiegesprächs stets hinderlich waren. So mußte denn Diana auf günstigere Zeiten warten.

Eines Tages, als Hildegarde ihre gewöhnliche Unterrichtsstunde bei dem Abbé nahm, ward der Architekt Morwaldt und der Inspector am Ort dem Grafen gemeldet. Dieser empfing die von ihm eingeladenen Herren mit höflicher Zuvorkommenheit, und unterhielt sich ziemlich lange mit dem Inspector über die von seinen Pächtern theils schon im Gange befindlichen, theils noch im Entstehen begriffenen industriellen Anlagen. Joseph am Ort sagte viel Lobendes darüber.

»Den Riß zur Anlage der Spiegelschleiferei billige ich in allen ihren Theilen,« schloß er seine Bemerkungen, als der Graf die Frage an ihn richtete, ob Morwaldt ihm den Riß dazu vorgelegt habe.

»Ich möchte wohl ähnliche zweckmäßige Einrichtungen auch in unserer alten sogenannten Musterfabrik treffen, allein, – setzte er achselzuckend hin zu – »wenn

man nicht völlig freie Hand und unbedingtes Dispositionsrecht besitzt, stößt man auf gar zu viele Schwierigkeiten. Nichts aber lähmt den Unternehmungsgeist mehr als Rücksichten!«

»Nehmen Sie meinen Vorschlag an, Herr am Ort,« versetzte der Graf. »Hier verdrängen Sie niemand und sind auch niemand im Wege, und daß ich wünsche, die Unternehmungen meiner Pächter mögen prosperiren, habe ich Ihnen ja schon bei unserer ersten Begegnung gesagt.«

»Dieses ehrenvolle Anerbieten, Herr Graf, das ich vollkommen zu würdigen weiß, würde ich gewiß nicht von der Hand weisen, wäre ich nicht an meine jetzige Stellung gebunden.«

»Contractlich?«

»Auch durch contractliche Verpflichtungen, doch würden diese sich lösen lassen, namentlich wenn ich mich zu einer Entschädigung bereit fände und einen tüchtigen Stellvertreter herbeischaffte.«

»Was kann Sie aber sonst noch binden?«

»Ein alter Mann, der mit sonderbarer Liebe an mir hängt,« sagte mit wehmüthigem Lächeln Herr am Ort. »Es ist vielleicht thöricht, daß ich diesen alten Ritter zu verlassen Anstand nehme, dennoch kann ich es nicht über mich gewinnen, den blinden Greis in dem alten Schlosse allein seinen Grillen, seinen wunderlichen Erinnerungen und seinen oft ins Kindische spielenden Phantasien zu überlassen. Er liebt mich wie einen Sohn und

ich habe ihm feierlich geloben müssen, bei ihm auszuharren, bis seine verschollene Braut, auf deren Wiederkunft er wartet, ihn nachruft ins Jenseits, wo sie wohl schon vor einem halben Menschenalter angekommen sein wird.«

»Also ein kindischer Greis hält Sie fest in ... in ...«

»Bürgstein heißt der Ort, Herr Graf.«

»Und ein Ritter ist der wunderliche Kauz?«

»Ritter von der Dub, ein sehr altes berühmtes Geschlecht, das seinerzeit eine geschichtliche Rolle spielte.«

»Von der Dub!« wiederholte Graf von Serbillon. »Ganz recht, ich erinnere mich. Bis zum Dreißigjährigen Kriege ungefähr waren die Dub einflußreiche Männer in Böhmen. Aber was ist das für eine romantische Geschichte mit der verschollenen Braut? ... Kennen Sie dieselbe?«

»Der ehrwürdige Ritter hat mir allerdings mancherlei aus seiner Vergangenheit erzählt und auch wiederholt seiner Verlobten dabei gedacht. Selbst das Zimmer im Schlosse, das sie seiner Angabe nach bewohnt haben soll, habe ich gesehen, nur ist es ungewiß, ob nicht alles, was der unzurechnungsfähige Ritter vorbringt, Erfindungen seiner Phantasie sind. Ich gab nie etwas darauf, hörte immer nur mit halbem Ohre auf seine sentimental Vorträge, lasse mir diese aber geduldig gefallen.«

»Nun, mein werther Herr am Ort,« sagte der Graf, »Ihrem Versprechen will ich Sie nicht untreu machen. Der blinde alte Herr wird nicht Methusalem's Alter erreichen. Schließt er eines Tags die Augen für immer, dann hoffe ich, denken Sie an mich. Jetzt lassen Sie uns nach dem

Ahnensaale gehen, wo mein trefflicher Morwaldt große Veränderungen vornehmen soll.«

Auf dem Wege dahin mußten die Männer einen Corridor kreuzen, welcher den Ausgang zur Treppe nach der Wohnung des Abbé enthielt. Gerade als sie denselben erreichten, stieg Hildegarde, einen Quartband in der Hand, die letzten Stufen herab. Sie war so ganz in ihre Gedanken vertieft, daß sie der Entgegenkommenden schwerlich geachtet haben würde, hätte der Graf nicht ein paar laute Worte zu dem Inspector gesprochen. Diese Worte machten Hildegarde aufblicken. Ihr Auge traf den Inspector, und Todtenblässe überdeckte ihr Gesicht. Es war nicht möglich, den Eindruck zu verheimlichen, den Joseph am Ort auf das Mädchen machte. Auch dieser verrieth sich bei dem so unerwarteten Erblicken der von ihm Geretteten dem Grafen. Ohne recht zu wissen, was er that, trat er der Erschrockenem Zitternden entgegen und bot ihr den Arm.

Hildegarde ließ das Buch auf die Fliesen des Corridors gleiten; sie legte beide Hände an ihre Schläfe, die Glut der Scham, vielleicht auch zornige Aufwallung röthete ihre runden Wangen, und indem sie mit zauderndem Widerwillen dem Inspector auswich, flog sie wie ein verfolgtes Reh über den Corridor nach der Richtung, wo ihre Zimmer lagen.

»Was kann das bedeuten, Herr am Ort?« sagte der Graf, der über dies seltsame Benehmen Hildegardens erstaunt und halb beleidigt war. »Kennen Sie das Mädchen?

Hat das arme halbverstoßene Kind Ursache Sie zu fliehen?«

Joseph am Ort hatte inzwischen in halber Zerstreung und um seine Verlegenheit zu verbergen, das den Händen Hildegardens entglittene Buch aufgehoben. Er klappte den Deckel zurück und bemerkte, daß es ganz mit heraldischen Zeichnungen angefüllt war.

»Gnädiger Herr Graf,« versetzte er, das Buch wieder schließend, »ich hatte vor einigen Monaten das unverdiente Glück, dieses Fräulein einer sehr mislichen Situation zu entreißen. Daß mir die im Walde Verirrte, die mich der Zufall finden ließ, später wieder durch eine dritte, leider muß ich sagen, sehr ränkevolle Person entrückt wurde, habe ich tief bedauert. Ich glaubte schon, das Fräulein habe mich foppen wollen, dies scheint jedoch nicht gerade ihre Absicht gewesen zu sein, wenn ich ihr Erblichen zu meinen Gunsten auslegen darf. Scham und Aerger beherrschten offenbar die Bedauernswerthe bei meinem Erblicken.«

Der Graf hatte ruhig zugehört. Von Diana bereits aufmerksam gemacht auf den sonderbaren Wechsel in Hildegardens Stimmungen, schöpfte er jetzt Verdacht gegen den Schützling der Baronin von Kaltenstein, und da er in Joseph am Ort einen rechtlichen Mann vor sich zu haben glaubte, hielt er dafür, es könne der Tochter des Försters nur dienlich sein, wenn er ohne Umschweife erfahre, weshalb und auf welche Weise das verführerische Mädchen dem Hause ihres Vaters eigentlich entfremdet worden sei.

»Im Ahnensaale sind wir allein, Herr am Ort,« sprach der Graf. »Dort werden wir Zeit finden, uns auszusprechen über diese, wie mir scheint, gefährliche kleine Intrigantin. Es sollte mir leid thun, wenn ich genöthigt wäre, mich an ihre Beschützerin mit der Bitte wenden zu müssen, das sehr talentvolle, aber mich dünkt auch sehr versteckte junge Mädchen in möglichst kurzer Zeit von Hammerburg wieder abzuholen.«

Joseph am Ort gerieth durch dieses Verlangen des Grafen, der ihm persönlich so großes Wohlwollen bewies, in die peinvollste Verlegenheit. Es war durchaus nicht seine Absicht gewesen, Hildegarde, die noch immer sein Herz erfüllte, irgendwelchen Schaden zuzufügen. Schon in der Fabrik mußte sein eigenes maßvolles Benehmen der schönen Geflüchteten, die ihn ja schlau hintergangen hatte, sagen, daß er nicht gesonnen sei, ihr die ihm zugefügte Beleidigung entgelten zu lassen. Joseph am Ort hatte sich sogar vorgenommen, gar nicht zu thun, als ob er Hildegarde kenne, falls sie ihm etwa im Schloß des Grafen von Serbillon nochmals begegnen solle, wohl aber wünschte er noch eine kurze Unterredung mit ihr. Sein Entschluß stand fest. Eine einzige Frage und eine auf diese Frage gegebene Antwort sollte sein ferneres Handeln bestimmen. Das Erbleichen Hildegardens bei der zweiten Begegnung mit ihm, ihr Entsetzen, ihre unüberlegte Flucht machten seinen vorsichtig entworfenen Plan scheitern. Der Frage des Grafen mußte er Rede stehen, und wollte er die Lage Hildegardens nicht noch verwickelter machen, als sie es ohnehin schon war, so mußte

er gegen den edel denkenden Mann sich offen über den Flüchtling aussprechen.

Der Graf schritt seinen Gästen voran, um die Thür zum Saale zu erschließen. Dann bat er die Herren einzutreten. Morwaldt's letzter Besuch hatte, wie wir mittheilten, unter den Gemälden eine arge Unordnung angerichtet. Eine Anzahl derselben war abgenommen und lehnte jetzt schräg gegen die Wand. Das einfallende helle Sonnenlicht beleuchtete einzelne sehr grell, sodaß sie jedem Eintretenden in die Augen fallen mußten. Auch das Porträt des Ulanenrittmeisters gehörte zu diesen hell vom Licht beglänzten, und ward für Joseph am Ort sogleich ein anziehender Magnet. Er trat dem Bilde langsam zögernd näher und der sinnende Ausdruck seines Gesichts ließ errathen, daß ihn ein ernster Gedanke beschäftige.

»Ein interessanter Kopf, nicht wahr, Herr am Ort?« sagte der Graf, zur Seite des Betrachtenden tretend. »Das Bild hat uns schon viel zu schaffen gemacht.«

»Mich erinnert dieser Kopf,« erwiderte Joseph am Ort, »an eine Persönlichkeit, der ich früher schon einmal begegnet sein muß, und doch weiß ich nicht genau . . .«

»Sie kennen vielleicht die Familie Geldern,« fiel der Graf ein.

»Geldern?« wiederholte Joseph am Ort. »Ich wüßte nicht.«

»Oder das Geschlecht der Ludomirsky?«

Joseph am Ort blickte den Grafen mit scharfem Auge an.

»Ritter von der Dub hat mir von den Ludomirsky mancherlei erzählt,« sagte er gedankenvoll.

»Der nämliche kindische Greis, dem zu Liebe Sie in Ihrer gegenwärtigen Stellung bleiben wollen?« sprach Graf von Serbillon, an der Seite seines Gastes, der noch immer den Quartband trug, den Saal hinaufschreitend.
»Das muß wohl ein Irrthum sein.«

»Ich weiß nicht, was ich davon denken soll, Herr Graf,« fuhr Joseph am Ort fort. »Des alten Ritters Gespräche mutheten mich immer an wie Märchenerzählungen. Ich hielt sie für Mittheilungen aus einer längst verschwundenen Zeit, denen einzelne wahre Momente zu Grunde liegen möchten, während das Meiste schimmernde Zuthat einer kranken, an verschwommenen Bildern sich ergötzen Phantasie sei. Ohne Zweifel hat Ritter von der Dub vor einem Menschenalter in innigen Beziehungen zu einer polnischen Familie gestanden, die er Ludomirsky nennt, zu den edelsten Sprossen des altpolnischen Adels scheint diese Familie jedoch nicht gehört zu haben; denn sie bestand, trägt sich mein alter blinder Freund nicht mit lauter Träumereien, aus gewissenlosen Abenteuerern. Die Braut, an welcher der Ritter noch heute mit rührender Liebe hängt, war seiner Behauptung nach eine Ludomirsky, und wie ich vermuthe, ward ihm dieselbe entweder durch einen falschen Freund geraubt oder sie verließ ihn aus freiem Entschlusse in stiller Heimlichkeit. Der blinde Greis freilich hält seine verschwundene Berenice noch heute für einen Engel von Schönheit, Liebenswürdigkeit und Treue.«

»Berenice?« sprach der Graf. »Besitzt Ritter von der Dub keine Andenken, keine Papiere?«

Joseph am Ort hatte wieder das Buch aufgeschlagen, das mit Wappenzeichnungen und Adelsemblemen ganz angefüllt war. Sein Blick fiel auf ein Schild, das ihn fesselte.

»Das ist das Wappen der Wojwoden von Ludomirsky,« sagte Graf von Serbillon.

»Dieses Schild mit den drei gekreuzten Pfeilen unter dem durchbohrten Halbmonde?« fiel Joseph am Ort ein. »Das wäre in der That sonderbar, denn bis zu dieser Stunde habe ich dasselbe immer für das Wappen derer am Ort gehalten. Ich führe es, wie dieser Ring beweist, selbst. Meinen Vorfahren war es verliehen zum Andenken und zur Belohnung der Tapferkeit, die sie unter Sobiesky's Führung in der Schlacht vor Wien bewiesen. Ein Herr am Ort war es, der einem Türken die Standarte entriß und den Halbmond unter seinem Fuße zertrümmerte.«

Joseph am Ort sprach laut und lebhaft, und da man unfern der Thür stand, welche aus dem Ahnensaale in das Zimmer des Abbé führte, hatte dieser jedes Wort vernommen. Gefesselt von dem Inhalt des Gesprächs, das ihm wichtig schien, erhob er sich schnell und stand jetzt dem Grafen und dessen Begleitern gegenüber.

»Ah, der gelehrte Herr Abbé,« sprach der Besitzer von Hammerburg. »Die Herren kennen sich ja schon.«

Joseph am Ort trat überrascht ein paar Schritte zurück, denn in dem ernstesten Antlitz des Priesters lag jetzt jener

charakteristische melancholische Zug, welcher das Porträt Sigismund Geldern's so eigenthümlich scharf ausgeprägt zeigte, daß diese frappante Aehnlichkeit zwischen dem Porträt und dem Lebenden jedem auffallen mußte.

»Der Herr Abbé ist auch ein Ludomirsky,« sprach der Graf, das Staunen des Inspectors gewährend.

»Und hier dieser Ring beweist,« fiel Kasimir ein, »daß ich ein Recht habe, das Wappenschild der Ludomirsky für das auch mir zukommende zu erklären . . . Meine wißbegierige Schülerin hat also doch nicht reinen Mund gehalten,« fuhr er fort, »obschon ich sie dringend bat, das Buch nur in der Stille auf ihrem Zimmer zu studiren. Aber freilich, wer mag die Launen eines Mädchenherzens ergründen, das sich ja selbst noch nicht halb versteht!«

Abbé Kasimir schlug die Augen nieder, als fürchte er den streng fragenden Blick des Fremden, und streckte die Hand nach dem heraldischen Werke aus, das Anlaß zu dieser Begegnung ward.

Joseph am Ort trug kein Bedenken, dem Priester das Buch zu überreichen. Dieser nahm es in Empfang und lud gleichzeitig den Grafen und dessen Begleiter ein, sein Studirzimmer zu betreten. Obwohl es nun eigentlich nicht Zweck des Grafen war, den Abbé zu besuchen, glaubte er doch in Betracht der Umstände diese directe Einladung, die ja zu einer weitem Unterhaltung führen mußte, nicht ausschlagen zu dürfen. Nur der Architekt Morwaldt zögerte einige Augenblicke, nahm aber auf die wiederholte Aufforderung des Grafen keinen Anstand, der Einladung ebenfalls Folge zu leisten.

Hier nun im Zimmer des Abbé kam Graf von Serbillon abermals auf seine vorige Frage zurück, die sich auf Hildegardens Vergangenheit bezog. Joseph am Ort theilte dem Besitzer von Hammerburg das Nöthigste mit, ohne den Charakter des jungen Mädchens zu verdunkeln. Daß Hildegarde ihm ganz allein das Leben verdanke, erwähnte er nicht. Er suchte das Betreffende der Verirrten als eine Fügung des Zufalls darzustellen. Das spätere Verweilen der Erkrankten im alten Schlosse der Dub führte zu Seitenbetrachtungen, welche den Grafen nicht weniger als den Abbé fesselten. Auch warfen sie Streiflichter auf das in ziemlichem Duster liegende Leben der Familie von Kaltenstein, die Joseph am Ort zu wenig kennen wollte, um sich ein Urtheil über dieselbe zu erlauben. Am Schlusse seiner Erzählung bekräftigte er nochmals, daß es ihm äußerst schmerzlich gewesen sei, sein Vertrauen so arg misbraucht gesehen zu haben, doch wollte er Hildegarde durchaus nicht für das Verfahren, zu dem sie sich entschloß, verantwortlich machen, weil er die feste Ueberzeugung in sich trage, daß sie bei ihrer Abreise nicht vollkommen Herr ihres Willens gewesen sei.

Abbé Kasimir war sehr nachdenklich geworden. Einige wenige male nur unterbrach er Joseph am Ort durch Einschaltung kurzer Fragen, mit deren Beantwortung er sich immer beruhigte. Zuletzt ließ er sich noch einmal die Abreise Hildegardens aus dem alten Schlosse erzählen, die auf das Unzweideutigste darthat, wenn man die Zeit in Anschlag brachte, daß die Baronin von Kaltenstein ihren Schützling auf Umwegen westlich geführt haben mußte.

Graf von Serbillon konnte seine Verstimmung über diese Entdeckung nicht ganz verbergen. Sein Mistrauen gegen Hildegarde, die so merkwürdig verschwiegen war in Bezug auf das Vergangene, steigerte sich beinahe zum Zorne. Es bedurfte der eindringlichsten Vorstellung des Abbé, um den redlichen Mann, der sich so unwürdig hintergangen sah, von einem Schritte abzuhalten, der höchst wahrscheinlich nicht den gewünschten Erfolg gehabt haben würde.

»Haderen wir nicht mit den Fügungen des Himmels, Herr Graf!« sprach Abbé Kasimir. »Ich habe mich leider in den letzten Wochen von weltlichen Dingen so ausschließlich beherrschen lassen, daß ich mehr wie einmal meinen Gelübden abtrünnig werden konnte. Wir wollen deshalb dem Allmächtigen und Allwissenden dankbar sein für das Licht, das er auf die dunkeln Pfade unsers vielverworrenen Lebens fallen ließ. Die Unruhe, mit der sich unsere Herzen füllten, die Angst, die von unserm zaghaften Geiste Besitz nahm, waren wohlthätige Prüfungen, die uns läutern müssen. Sie brachten uns zum Nachdenken, sie lehrten uns, uns selbst zu erkennen! . . . Uebereilen wir uns nicht! . . . Auch das Herz dieses Mädchens, das sich schon längere Zeit nicht mehr selbst gehört, wird sich krümmen unter der Hand des Ewigen! . . . Die Frau Gräfin, Ihre verehrungswürdige Gemahlin muß zuerst ins Geheimniß gezogen werden. Der mütterlichen Freundin wird die Geängstigte ihr Herz ausschütten, ihr Geheimniß verrathen . . . Aber zerknirscht muß Hildegarde sein,

ehe sie sich gegen andere ausspricht! Ueberlassen Sie es mir, diese Zerknirschung herbeizuführen.«

Abbé Kasimir sprach so feierlich und mit so großem Nachdruck, daß der Graf keine Einwendungen machte. Joseph am Ort stand hier eine eigenmächtige Wahl zu treffen nicht frei, obwohl er nicht früher abzureisen gedachte, als bis es ihm gelungen sein würde, sich noch einmal gegen Hildegarde auszusprechen. Architekt Morwaldt, der gegen seine Absicht Einblicke in Familienverhältnisse erhalten hatte, die ihm persönlich fern lagen, fühlte sich unbehaglich. Ihm war es daher sehr angenehm, als der Graf ohne langes Besinnen dem Vorschlage des Abbé zustimmte und sich anschickte, das Zimmer desselben zu verlassen.

Um nicht etwa Hildegarde nochmals zu begegnen, nahm man seinen Rückweg wiederum durch den Ahnensaal. Der Abbé geleitete die Fortgehenden aber nicht.

»Auf dieses Intermezzo war ich nicht vorbereitet, lieber Morwaldt,« sprach der Graf. »Richten Sie sich ein, nach einigen Tagen wiederzukommen. Wir wollen uns dann rasch über die hier vorzunehmenden Neuerungen einigen. Heute bin ich wirklich zu zerstreut, um meine Gedanken auf diesen einen Punkt concentriren zu können.«

Joseph am Ort stand wieder vor dem Porträt des Ulanenrittmeisters.

»Er muß sein Bruder sein,« sagte er leise vor sich hin. »Wenn ich den Alten wieder spreche, will ich ihm doch sagen, daß ich einen Sprossen der Ludomirsky kennen

gelernt habe. Vielleicht macht ihn das so vertrauensvoll, daß er mir doch noch das Porträt seiner Braut zeigt, das seiner Behauptung nach seit dem Tage oder der Nacht ihres Verschwindens noch kein Sterblicher gesehen hat.«

»Lassen Sie das Grübeln sein, Herr am Ort!« rief der Graf dem Inspector zu, »man quält sich dabei immer ohne Nutzen. Der schöne Unhold, der sich als Kobold auf Hammerburg eingenistet hat, soll erst beichten, dann Buße thun und um gnädige Strafe bitten, und schließlich wollen wir Anstalten zur Ermittlung des zersplitterten Stammbaums treffen, dessen geknickte Aeste sich um mehr als eine Familie zu schlingen scheinen. Zerstreute Familienglieder wieder zusammenführen ist unser Beruf als Bürger, dem Abbé bleibe es überlassen, verirrte Seelen zu sammeln und ihnen den rechten Weg zu zeigen.

DREIZEHNTES KAPITEL. SCHULD UND REUE.

Seit dem ersten unerwarteten Zusammentreffen mit Joseph am Ort war eine Leidenschaftlichkeit über Hildegard gekommen, die sie innerlich verzehrte. Zwar besaß sie genug Verstellungskunst, um ihre Gefühle den Augen ihrer nächsten Umgebung geheim zu halten, Ruhe aber und jene Festigkeit, die allein zu glücklichen Entschlüssen befähigt, suchte sie vergeblich wiederzugewinnen.

Die Wünsche Joseph's kannte sie. Schon im Schlosse der Dub hatte er sie ihr zu erkennen gegeben. Hildegard zweifelte nicht, daß der Inspector die redlichsten Absichten habe, aber der bloße Gedanke, diesem Mann dereinst ganz und für die Dauer dieses Lebens angehören zu

sollen, flößte ihr Grauen ein. Sie mußte bald hell auflachen, bald brach sie in heftiges Weinen aus, wenn sie an die Möglichkeit einer förmlichen Werbung von seiten Joseph's am Ort dachte. Was sie von diesem so zurückstieß, darüber hatte Hildegarde selbst keine klare Ansicht. Sie war ihm verpflichtet, es war Schuldigkeit für sie, ihm dankbar zu sein, und dieses moralische Muß lastete erdrückend auf ihr wie ein Alp. Nur um einer förmlichen Ansprache, die in jedem sie berührenden Blicke Joseph's lag, zu entgehen, hatte sie frühzeitig zur List ihre Zuflucht genommen. Mit der Ankunft der Baronin war sie ihrem Lebensretter entrückt, das wußte sie, und schon aus diesem Grunde würde sie jeden Vorschlag ihrer mütterlichen Freundin gutgeheißen haben.

Nach ihrer Abreise mit der Baronin von Kaltenstein dachte sie höchst selten noch an Joseph am Ort. Der Mann war für sie todt; flogen aber ihre Gedanken doch momentan zufällig zurück ins alte Schloß der Dub, wo man sie so liebevoll pflegte, so mußte sie gewöhnlich über den Streich lachen, den sie in ihrem schalkhaften Uebermuth dem verliebten Inspector gespielt hatte. Daß sie diesem redlichen, bürgerlich so soliden und opferbereiten Manne noch einmal im Leben begegnen werde, hielt sie für völlig unmöglich. Die Hammerburg lag ja weit ab von der Heimat und noch weiter von dem Aufenthalte und dem Wirkungskreise Joseph's am Ort. Auch schien es ihr mehr als wahrscheinlich, daß die Gräfin von Serbillon sie am liebsten für immer um sich behalten werde, da die vornehme Frau ja selbst keine Kinder hatte und

sie es ihr täglich merken ließ, wie angenehm es ihr sei, mit einer Persönlichkeit zu verkehren, die sie verstehe und die nichts eifriger wünsche, als sich der liebenswürdigen Gräfin unentbehrlich zu machen.

Nächst Diana, in deren Gunst Hildegarde rasch stieg, fesselte sie entschieden der Abbé. Zu ihm fühlte sie sich hingezogen, ohne sich über die magische Gewalt, die sie an den Priester kettete, recht klar zu werden. Halb war es Mitleid mit einem Manne, der offenbar heimliches Leid mit edler Würde trug, halb Neugierde, einem Geheimniß auf die Spur zukommen, aus welchem dieses Leid seine Nahrung sog.

Seit der Begegnung vor dem Porträt im Ahnensaale mischte sich beiden Gefühlen eine leise Neigung bei, welche Hildegarde sorgfältig hegte. Sie glaubte nichts Unrechtes damit zu thun, denn was sie für den Abbé empfand, war nicht Liebe. Ihr Herz klopfte nicht heiter, wenn sie dem blassen Manne mit dem melancholisch interessanten Gesicht gegenüberstand; sie ward weder verlegen noch entzückt, wenn Abbé Kasimir sich mit ihr unterhielt oder sie belehrte.

So wußte sich denn die Tochter des Försters vor jeder Gefahr, die ihrem Herzen drohen konnte, völlig sicher, und gerade dieses Gefühl der Sicherheit machte ihr die Hammerburg zu einem höchst angenehmen Aufenthaltsorte.

Die Ankunft des ritterlichen Bulabicki trug nur dazu bei, Hildegardens Wohlbefinden noch zu erhöhen.

Der junge polnische Fürst unterhielt sie vortrefflich. Sie verkehrte gern, ja am liebsten mit dem pikanten Sarmaten, und die kleinen Huldigungen, durch die er sie auszeichnete, schmeichelten ihrer weiblichen Eitelkeit. Daß sie anmuthig, ja schön sei, sagte Hildegarde täglich der Spiegel, daß sie unter Hunderten ihrer Schwestern den Preis der Schönheit und Liebenswürdigkeit gewinnen könne, gab ihr der Fürst wiederholt zu verstehen.

Es gibt nicht viele junge Mädchen, die es ungern hören, wenn man ihre Vorzüge erkennt und gelegentlich auch preist. Hildegarde war glücklich über die Huldigungen des Fürsten, aber sie ließ sich doch nicht davon beirren. Ein Fürst – das sagte ihr die Klugheit – konnte nie ernstliche Absichten auf das mittellose bürgerliche Mädchen haben, das als eine Flüchtige bei mitleidigen Fremden eigentlich nur der Gnade lebte. Darum wahrte sie ihr Herz, und wenn sie auch die Schmeicheleien des galanten Polen dankend hinnahm, berücken, verführen ließ sie sich doch nicht davon. Die glänzend gefaßten Worte waren für das kluge Mädchen Gegenstände des Schmucks, die ihrer Jugend und Anmuth noch mehr Relief verliehen.

Ohne Zweifel würde dies heitere Dasein, welches Hildegarde unter solchen Verhältnissen auf Hammerburg führte, durch nichts getrübt worden sein, wäre Joseph am Ort nicht plötzlich wie ein mahnender Geist vor sie hingetreten.

Das Wiedersehen dieses Mannes, den sie mit grobem Undank belohnt hatte, vergiftete ihr die Luft, die sie einathmete. Nur die größte Selbstbeherrschung bewahrte Hildegarde vor einem plötzlichen Zusammenbrechen in Gegenwart derer, die um keinen Preis erfahren sollten, daß sie den fremden Inspector kannte. Die Anwesenheit des Fürsten und das Verhältniß zwischen beiden, das fast ein geschwisterliches zu nennen war, rettete die zum Tode Erschrockene. Zum Glück konnte sie eine schickliche Veranlassung der Schwäche, von der sie befallen zu werden schien, simuliren, da der Dunst in der Schleiferei ein zartes Nervensystem wohl angreifen mußte.

Um später nicht durch zu sehr verändertes Wesen, durch plötzliches Versinken in Gedanken und andere verätherische Symptome eines geängstigten Herzens ihrer Umgebung aufzufallen, fingirte Hildegarde eine Heiterkeit, die jeder Uneingeweihte für das Ergebnis eines herzlichen Einverständnisses mit dem Fürsten, der sich noch mehr als bisher um das schöne Mädchen zu schaffen machte, halten mußte. Sie war auf eine Frage der Gräfin, die sie erwartete, vollkommen vorbereitet, und präparirte sich sehr gut auf das Examen, das ihr höchst wahrscheinlich bevorstand. Nur die abermalige Begegnung mit Joseph am Ort, den sie nicht wiedersehen wollte, hatte die kluge Rechnerin in ihrem Calcul vergessen.

Hildegarde würde aber trotz dieses unvorhergesehenen Zwischenfalls vielleicht Herr ihrer Gefühle geblieben sein, hätte nicht die zuletzt gehabte Unterredung mit

dem Abbé ihr Herz fieberhaft ergriffen. In dieser Unterredung verrieth Kasimir, ohne es zu wollen, seine Neigung zu der schönen Schülerin, und eine süße Ahnung unerreichbaren Glückes nahm Besitz von ihrer Seele. Aus dem Studirzimmer des Priesters, der sein Auge so theilnehmend, so bannend, so sehnsuchtsvoll und doch so verzweifelt auf sie heftete, als wolle er die Seele des Mädchens trinken, das er ja nie besitzen konnte, flatterten ihre Gedanken zurück in die waldumrauschte Heimat. Dort auf der moosigen Grotte des Irrgartens, der Schloß Kaltenstein auf der Südseite umgab, trat ihr lächelnd eine andere, jugendlichere und elastischere Gestalt entgegen, hob drohend den Finger gegen sie und berührte ihr zitterndes Herz.

Hildegarde erschrak, daß alle Gegenstände vor ihren Augen schwankten und durcheinander liefen. Sie entsetzte sich vor der Doppelliebe, die qualvoll zwei Keime auf einmal in ihrem Herzen trieb. Es hätte nicht noch der beziehungsreichen Worte bedurft, mit denen der Abbé sich selbst strafte, um die sündhaften Regungen seines Innern zu ertöden, um sie völlig zu verwirren. Nur um diesem qualvollen Zustande zu entrinnen, ergriff sie den vor ihr liegenden Quartband, in welchem der Abbé die Abstammung und die Verwandtschaften der Ludomirsky studirt hatte, und er bat sich die Erlaubniß, sich ebenfalls mit diesen Geschlechtstafeln der slawischen Adelsfamilien bekannt machen zu dürfen.

Abbé Kasimir bewilligte seiner Schülerin das Buch ungerne, aber das reizende Mädchen beherrschte seinen Willen schon so sehr, daß er ihr eine Bitte nicht mehr abschlagen konnte. Mit einem Blicke seiner weichen melancholischen Augen, der Hildegarde erbeben machte und in noch größere Verwirrung brachte, reichte er ihr selbst das begehrte Werk, mit dem die Bestürzte so eilig sich entfernte, als drohe ihr bei längerem Verweilen ein Unheil.

Das Entgegentreten Joseph's am Ort, die Flucht Hildegardens, die in ihrer Aufregung allen moralischen Halt verlor, war das Werk weniger Augenblicke. Ohne sich umzusehen, lief die Verscheuchte über die nächsten Corridore. Von Angst und Schreck beherrscht, achtete sie nicht auf die Thüren, verfehlte die rechte und stürzte athemlos in das Zimmer der Gräfin, vor der sie schluchzend in die Knie sank.

Es verging einige Zeit, ehe es Diana von Serbillon gelang, die Aufgeregte so weit zu besänftigen, daß sie wieder zu Worte kam. Die Gräfin wollte, da sie die Verstörung ihrer Pflegebefohlenen gewahrte, einer dienenden Person schellen, damit sie die Leidende unterstütze und ihr eine Handreichung thue. Hildegarde aber klammerte sich krampfhaft an die schon erhobene Hand Diana's und stieß mit matter Stimme die Worte heraus:

»Gnädigste Gräfin ... Niemand rufen! ... Ich bin elend ... verworfen! ... O, möchte ich sterben! ...«

Die nicht wenig erschrockene Gräfin sah wohl ein, daß diese von Schluchzen halberstickten Schmerzenslaute einer schwer geängstigten Seele entquollen, nur konnte sie die Quelle dieser dem Entsetzen nahe verwandten Stimmung nicht entdecken. Ahnungsvoll aber drängte sich der theilnehmenden, mitleidigen Dame ein schmerzlicher Gedanke auf.

»Hat Fürst Bulabicki dich beleidigt?« fragte sie sanft die noch immer Zitternde.

Hildegarde strich die Locken aus der Stirn und blickte Diana kopfschüttelnd an.

»Der fremde Mann!« stotterte sie. »Ich kann ihn nicht wiedersehen! ... «

»Welcher Fremde?« erwiderte verwundert die Gräfin.

Hildegarde kniete wieder vor ihrer gnädigen Beschützerin und barg leise weinend ihr geröthetes Antlitz in deren Schos. Diana mußte ihre Frage einigemal wiederholen, ehe sie die Tochter des Försters zum Sprechen bewegen konnte.

»Vergebung, Vergebung, gnädigste Gräfin!« rief sie endlich aus, die Hand Diana's mit Küssen bedeckend. »Ich hätte nicht schweigen sollen! ... Aber die Frau Baronin verlangte es! ... «

Erneutes Schluchzen verhinderte Hildegarde an weiterm Sprechen. Die Gräfin drang nicht in sie, sondern ließ ihr Zeit, damit sie etwas ruhiger werde und sich fasse. Als sie scheu durch Thränen wieder zu ihr aufblickte, sagte Diana von Serbillon in mütterlich zutraulichem Tone.

»Verlangte die Frau Baronin, daß du mir ein wichtiges Ereigniß, einen Punkt in deinem Leben, der, wie es jetzt den Anschein hat, für dich verderblich werden kann, vor mir geheim halten solltest? . . . Ich bin mir bewußt, liebes Kind, nur dein Bestes gewollt zu haben, und Vertrauen, nicht Mistrauen durfte ich von dir erwarten.«

Hildegarde antwortete nur durch Küsse, die sie auf die Hand der Gräfin hauchte.

»Außer dem Fürsten Bulabicki und dem Obersten Malachowsky lebt kein Fremder auf Hammerburg,« fuhr die Gräfin Diana fort; »den Abbé Kasimir zähle ich mit zu unserer Familie.«

Hildegardens ganzer Körper erbebte, als sie den Namen des Abbé vernahm. Sie hob das verweinte, heiß glühende Gesicht, faltete die Hände auf dem Schoße der Gräfin und sprach:

»Wenn ich beten könnte . . . mit ihm beten!«

»Armes Kind!« rief Diana. »Hast du nie gebetet?«

»Am Sterbebett der Mutter!« schluchzte Hildegarde. »Seitdem . . . dachte ich . . . nicht mehr ans Beten! . . .«

»Wer Gott vergißt und die Sprache, die er uns ins Herz gelegt hat, damit wir uns ihrer bedienen, um ihm unsere Wünsche, unsere Gedanken, unsere Schmerzen zu offenbaren, fällt gar leicht in Versuchung und Stricke,« erwiderte in mild warnendem Tone die Gräfin. Dann setzte sie forschend hinzu:

»Mit wem, mein Kind, möchtest du beten? . . . Mit dem Fremden, dessen Namen ich noch immer nicht kenne?«

Das Zittern, welches schon einmal den Körper Hildegardens durchrieselt hatte, machte sich auch jetzt wieder bemerkbar, und als scheue sie vor etwas Furchtbarem zurück, sagte sie, die Hände auf ihre Augen pressend:

»Gnädigste, gnädigste Gräfin, verlassen Sie mich nicht in meiner Noth! . . . Gestatten Sie, daß ich bei Ihnen bleiben darf, bis das Licht des Tags erlischt! . . . Dann will ich sprechen, dann will ich meine Schuld bekennen! . . .«

Die Gräfin beugte sich über die Kniende und sprach zwar sanft, aber doch bestimmt:

»Laß mich dein Auge schauen, Hildegarde! Herz und Seele verstehen sich besser, wenn sie in den unauslöschbaren Quell des Lichts blicken, der der Pupille des Menschen entsprudelt!«

Hildegarde ließ auf diese Aufforderung wirklich die Hände sinken und blickte die Gräfin an, aber sie ertrug die Begegnung des Blickes nicht, welcher den ihrigen berührte. Das Bewußtsein einer geheimen Schuld machte sie scheu und unsicher.

»Du hast gefehlt, mein Kind,« fuhr die Gräfin fort, ohne Lieblosigkeit oder strafende Härte in ihre Stimme zu legen, »weil du aber im Begriffe stehst, deine Fehler aus freiem Antriebe zu gestehen, will ich deinem Wunsche entgegenkommen. Wenn das Licht der Sonne dein schuldschleiertes Auge nicht mehr blendet, sollst du mir mittheilen, was dich so heftig erschüttert. Jetzt bemühe dich, ruhig zu werden und dich zu sammeln. Und damit du eine würdige Vorbereitung hast für den dämmernden Abend, der hoffentlich Angst und Kummer von deinem

noch so jungen Herzen nehmen wird, magst du mir vorlesen. Du hast ja eine schöne klangvolle Stimme, und Gott hat dir einen scharfen Verstand gegeben, mit welchem du das Rechte vom Unrechten, das Gute vom Bösen leicht unterscheiden kannst, wenn du nur den festen Willen dazu hast.«

Liebevoll wie die gewissenhafteste Mutter hob die Gräfin die noch immer auf dem Teppich kniende Hildegarde auf, drückte sie an sich, streifte die klare Stirn der Geängstigten mit feuchter Lippe, legte dann ihren Arm um die Taille des Mädchens, und ging so mit ihr zum Bücher-schrank an der gegenüberliegenden Wand. Sie entnahm demselben einen Band der Stunden der Andacht, schlug ihn auf und bezeichnete Hildegarde den Abschnitt, den sie vorlesen sollte. Diese trocknete sich die Thränen ab und folgte der Aufforderung ihrer Beschützerin.

Anfangs las Hildegarde sehr leise und mit unsicherer Stimme, bald aber fesselte und ergriff sie der Inhalt des Buchs. Der Geist, der ihr stärkend aus demselben entgegenwehte, überwältigte die Traurigkeit ihrer Seele, und da der Abschnitt, welchen die Gräfin ausgewählt hatte, auf den Zustand Hildegardens paßte, so löste sich das heftige Weh, das sie peinigte, nach und nach in ein schmerzdurchhauchtes Nachdenken darüber auf, das ihr Linderung gewährte.

So kam der Abend, endlich die tiefe Dämmerung heran.

Die Gräfin entnahm ihrer Pflegebefohlenen das Buch, als diese die Buchstaben nicht mehr deutlich erkennen konnte.

»Die Sonne hat sich verhüllt, das Auge Gottes blendet dich nicht mehr,« sprach sie ernst, »jetzt beichte, und denke dabei, daß es der Geist deiner verstorbenen Mutter ist, mit dem du dich unterhältst!«

Hildegarde ließ sich vor der Gräfin nieder, legte ihre vollen Arme auf deren Knie, verschlang die Hände, wie zum Gebet, und erzählte eine volle Stunde lang von ihrer Mutter, von dem Leben im Hause des Vaters, von der Baronin, von Adolar und Kathrine. Weder das kniende, nur halblaut sprechende Mädchen, noch die still und aufmerksam diesem Gespräch lauschende Gräfin sahen einander in der tiefen Dunkelheit des Zimmers.

Als Hildegarde ihre Erzählung endigte, kannte die Gräfin die Herzensgeschichte einer reichbegabten, aber früh verirrten Mädchenseele.

Sie hob die Kniende auf und legte sie an ihre Brust.

»Für deine Geständnisse danke ich dir, armes Kind, das man früh dem Irren überließ,« sagte Diana. »Vertraue jetzt mir; ich werde, will der Himmel mir gnädig sein, dich retten und dich dem mit Recht zürnenden Vater wieder versöhnen!«

VIERZEHNTE KAPITEL. IN DER KAPELLE.

Joseph am Ort war abgereist. Zweimal noch verkehrte er vorher auf Hammerburg, doch traf er mit Hildegard nicht wieder zusammen. Er führte längere Gespräche mit dem Grafen und der Gräfin, aus denen sich ein Verständniß und ein Abkommen für die Zukunft ergab. Diana nahm dem Abreisenden das Versprechen ab, vorläufig über alles, was ihm auf Hammerburg bekannt geworden, zu schweigen. Abbé Kasimir sprach Joseph am Ort ebenfalls noch einmal unter vier Augen. Der Priester legte ihm das Vermächtniß seines Vaters vor, dem der Wohlthäter Hildegardens Aufschlüsse zu verdanken hatte, die ihn sehr nachdenklich stimmten. Leider waren die Bilder seiner ersten Jugend in seiner Erinnerung so verblichen, daß sie ihm nicht als Leitsterne dienen konnten. Seine Mutter hatte Joseph nicht gekannt, selbst ihr Name war dem Kinde frühzeitig entfallen, da sein Vater, ein schweigsamer, verschlossener Mann, sie immer nur ›Mutter‹, nannte, wenn von der Verstorbenen die Rede war. Seiner Verwandten gedachte er äußerst selten, geschah es aber doch, so schnitt er jede weitere Nachfrage des Sohnes mit den barschen Worten ab: »die ganze Familie ist todt – für uns!«

Joseph am Ort war dadurch in frühester Jugend an den Gedanken gewöhnt worden, sich für einen völlig allein stehenden Menschen zu halten und nur in sich selbst den Schwerpunkt seines Lebens zu suchen. Im ganzen

durfte er zufrieden sein mit seinem Lebensgange. Er hatte Freunde gefunden, die sich seiner annahmen, er hatte Kenntnisse eingesammelt, die Welt gesehen und sich in einer Stellung festgesetzt, die ehrenvoll war und ihm seine Existenz vollkommen sicherte.

Nur sein Herz war verwaist geblieben, bis die anmuthvolle Gestalt der verführerischen Hildegarde während des Hochamts in der Kirche zu Mariendorf einen tiefen Eindruck auf ihn machte. Daß er in der darauffolgenden Nacht die Verirrte vom Tode rettete, hielt er für ein günstiges Zeichen des Himmels, daß Hildegarde, deren Verhältnisse er noch gar nicht kannte, ihm bestimmt sei.

In der frohen Hoffnung, es werde ihm gelingen, das Herz des jungen Mädchens zu gewinnen, da sein Band der Dankbarkeit schon fester an ihn kettete, hatte er später freudig die Aufträge Hildegardens vollzogen, ohne zu ahnen, daß diese sein bereitwilliges Entgegenkommen nur dazu benutzen wolle, sich selbst mit offenen Armen der Baronin von Kaltenstein zu überliefern.

Jetzt zeigte sich Joseph am Ort die Welt in einem andern, vielfach gebrochenen Lichte. Abbé Kasimir's Eröffnungen ließen ihn in ein finsternes Chaos labyrinthischer Lebensverwickelungen blicken, und er konnte kaum annehmen, daß er selbst diesen Verwickelungen ganz fern stehe. Sogar der alte Ritter von der Dub, den er bis dahin immer nur für einen unschädlichen Irrsinnigen gehalten hatte, ward nach den Mittheilungen des Abbé für ihn eine ebenso wichtige Person wie für den nachweisbar legitimen noch lebenden Sproß der Ludomirsky. Hatte der

blinde Ritter die verschollene Tante des Abbé wirklich gekannt? War Berenice, die Oberst Stanislaus der Mutter entführte, dieselbe Person, welche Ritter von der Dub in seiner Jugend kennen gelernt, der er sich feierlich verlobt hatte und die ihm auf eine bis jetzt noch nicht aufgeklärte Weise während seiner Abwesenheit vom Schloß seiner Väter geraubt worden war? Dies zu ermitteln, mußte von Stund' an die gemeinsame Aufgabe Joseph's wie des Abbé sein.

Der Inspector gelobte dem Priester, nichts zu unterlassen, was zur Aufklärung dieser Lebenswirren dienen könne, und der Graf, der den lebhaftesten Antheil an den, wie es jetzt schien, einander so nahe verwandten Männern nahm, in deren Zügen sich allerdings gar keine Familienähnlichkeit entdecken ließ, versprach, ihre Bestrebungen auf alle Weise kräftigst zu fördern.

Hildegarde lebte inzwischen zurückgezogen auf ihrem Zimmer. Diana gab, um unnützen Nachfragen seitens des Fürsten und des alten Obersten abzuschneiden, vor, das junge Mädchen sei leidend und dürfe das Zimmer nicht verlassen. Dadurch erhielt die Tochter des Försters Zeit, sich mehr und mehr zusammeln und über ihre Lage reiflich nachzudenken. Diana ließ sie nicht aus den Augen. Die wohlwollende Gräfin bot alles auf, um ihre Pflegebefohlene zur Selbsterkenntniß zu bringen. Dies war keine leichte Ausgabe; denn wenn sich Hildegarde auch mancherlei Vorwürfe machte und einsah, daß sie mit ihren Gefühlen in schwere Bedrängniß gerathen sei, so richtete sich ihr beweglicher Geist doch niemals auf den Punkt,

welchen die Gräfin gerade für den wichtigsten hielt. Das häufig sehr in sich gekehrte Mädchen gedachte mit keiner Silbe ihres Vaters!

Dies war für Diana eine recht betrübende Entdeckung. Allein sie wußte nicht, wie sie es anfangen sollte, um Hildegarde zur Einsicht ihres lieblosen, so ganz unkindlichen Verhaltens dem Vater gegenüber zu bringen. Ernsthaft besorgt um das Seelenheil der seltsam Verirrten, theilte sich die Gräfin dem Abbé mit, der seine heimliche Neigung zur Tochter des Försters noch niemand verrathen hatte.

Ein freudiger Glanz legte sich veredelnd über die Züge des Priesters, als er die wehmüthigen Klagen Diana's vernahm. Es lag für den Abbé ein Trost in dem Bewußtsein, daß es außer ihm auf Schloß Hammerburg noch ein zweites Wesen gebe, das umsonst nach dem Frieden einer gebändigten Seele ringe.

»Das verirrte Kind muß sich seiner Schuld bewußt werden, gnädigste Gräfin,« versetzte Abbé Kasimir auf die klagenden Herzenergießungen Dianas. »In solchen Fällen wirkt das mahnende oder strafende Wort des gottbegeisterten Priesters oft Wunder. Sie sagen, Hildegarde wünsche, sie möge beten können?«

»Zu wiederholten malen hat sie diesen Wunsch unter Thränen gegen mich geäußert.«

Der Abbé sann einige Zeit nach.

»Wenn das arme Kind nicht Willenskraft gering besitzt, sich im Gebet zu sammeln, so muß man ihr Anleitung dazu geben,« sagte er darauf.

»Aber Hildegarde gehört nicht unserer Kirche an,« bemerkte Diana.

»In den Ceremonien unserer Kirche liegt eine bezaubernde Kraft,« fuhr der Abbé fort, »die nie segensreicher und machtvoller sich erweist, als bei zweifelnden oder zerrissenen Gemüthern. Der nächste Sonntag wird mir Gelegenheit geben, nach dem Hochamte einen Kanzelvortrag zu halten, in welche mich besonders Bezug nehmen werde auf den Seelenzustand Hildegardens. Ich hoffe, verehrte Freundin, daß es Ihnen gelingt, die geistig Leidende mit theilnehmen zu lassen an unserer gottesdienstlichen Versammlung.«

Diesem Vorschlage pflichtete die Gräfin bei. Hildegarde besaß Phantasie, nur ihr Herz war nicht früh genug in liebevoll zarter Weise gebildet worden. Der Einfluß der klugen Baronin auf ihre Mutter hatte mehr Gewicht auf die Entwicklung scharfer Verstandeskräfte als auf wahrhaft mütterliche Pflege jener sanften Regungen gelegt, die doch dem Weibe so nöthig sind, soll es jederzeit den Stürmen siegreich trotzen, die mit seltenen Ausnahmen das Leben bringt. Die Baronin handelte mit Absicht so. Sie wollte ihren Liebling gegen alle Eindrücke, welche dem Herzen entkeimen, abhärten, damit Hildegarde in ihrem Sinne recht glücklich werde.

Die weichmüthige, schwankende Stimmung, in welcher das junge Mädchen nun schon viele Tage lebte, arbeitete dem Plane der Gräfin in die Hände. Als Diana zuerst mit ihrem Vorschlag hervortrat, zeigte sich Hildegarde sogleich geneigt, darauf einzugehen. Dies rasche

Entgegenkommen von ihrer Seite entsprang aber nicht dem Bedürfniß, sich religiös zu erbauen, es lag ihm vielmehr eine sehr weltliche Auffassung aller Verhältnisse zu Grunde.

Abbé Kasimir hatte seine Gefühle der klugen Förstertochter verrathen, und wenn Hildegarde auch den andersgläubigen Mann, den geweihten Priester nicht leidenschaftlich liebte, so nahm sie doch warmen Antheil an dem Schmerz, der seiner Leidenschaft für sie entquoll und der sich nur zu sichtbar in seinen Augen ausprägte.

»Was wird in Kasimir mächtiger sein, das Gesetz seiner Kirche oder das natürliche Gebot des Herzens, wenn ich ihm gegenüber sitze?« Das war der erste Gedanke, welcher in Hildegarde aufstieg und sie sogleich völlig beherrschte.

Der Abbé bereitete sie reiflich auf die Predigt vor, die er halten wollte. Es war Stoff die Fülle vorhanden, um einen Diener des Herrn, mochte er einem christlichen Bekenntnisse angehören, welchem er wollte, zu einer ergreifenden Bußpredigt zu begeistern. Die Lage seines Vaterlandes, seines Volks, dem er weder als Mensch noch als Priester angehörte, und zu dem ihn doch das unbezwingbare Herz immer von neuem wieder hinzog, führten ihm einen Strom von Gedanken zu, die sich in seinem Geiste zu Worten gestalteten. Und dann war er selbst ja ein sündiger Mann, doppelt strafbar, weil er andern Buße predigen, sie bis zu reuiger Zerknirschung durch sein Wort erschüttern sollte. Richtete er die scharf zugespitzten Pfeile seiner Rede schonungslos gegen sich selbst,

geiselte er den Geist des Widerspruchs, der sein Haupt aufrührerisch in ihm erhob und ihn zu sündigem Denken und Thun verführen wollte, so konnte das strafende Wort seines Mundes auf die Zuhörer nicht ohne nachhaltige Wirkung bleiben.

Frühzeitig nahm Hildegarde an Diana's Seite Platz in der kleinen, aber geschmackvollen Schloßkapelle, deren drei Altäre geschmückt und mit brennenden Kerzen festlich besetzt waren. Schon durchzog Weihrauchduft die heiligen Räume, die sich alsbald mit den Umwohnern der Hammerburg füllten. Auch der Graf mit dem alten Obersten und dem ritterlichen Fürsten Bulabicki waren zugegen. Beide wollten gleich nach dem Gottesdienst abreisen, da erst kürzlich neue Depeschen angekommen waren, die ihnen andere Wirkungskreise zuwiesen. Der Fürst ward zurückberufen, um ein Commando eines Corps zu übernehmen, welches die Hauptstadt zunächst vor einer möglichen Umgehung des immer gewaltigere Streitmassen entfaltenden Feindes schützen sollte. Der Oberst empfing den gemessenen Auftrag, einen letzten Versuch zu thatkräftiger Unterstützung im Auslande zu machen.

Beide waren in sehr gedrückter Stimmung, denn die Ahnung, die Sache ihres Volks werde verloren sein, drängte sich ihnen in immer erschreckenderer Stärke auf.

Bulabicki ward von Hildegardens Anblick eigenthümlich gefesselt. Die Seelenleiden, die das Mädchen erduldet, waren nicht spurlos an ihr vorübergegangen, ihre Anmuth aber hatte nicht darunter gelitten. Hildegarde

sah so durchgeistigt, so schwärmerisch sanft aus, daß sie das Ideal einer büßenden Magdalena hätte abgeben können. Der Fürst konnte nicht begreifen, wie körperliche Krankheit ein junges Mädchen so wunderbar zu verschönen im Stande sei.

Hildegardens Blicke flogen einigemal zu dem heute auch ernster als gewöhnlich aussehenden polnischen Fürsten hinüber, der ihr Herz angenehm beschäftigt, nicht aber gerührt hatte. Von der Gräfin wußte sie, daß Bulabicki abreisen wollte, und sie dachte ungern an die Tage, wo es auf Hammerburg sehr einsam werden würde. Ein Gefühl der Erleichterung kam erst über sie, als die Orgel zu tönen begann und die Klänge des Chors ernst und feierlich wie melodische Bittgebete den Raum erfüllten.

Im Geiste glaubte sich Hildegarde zurückversetzt nach Mariendorf. Die hohe Gestalt des Domdechanten Warnkauf schien vor dem Hochaltar zu stehen, und der Schmerz jener Tage fiel wie kältender Reif auf die Seele des jungen Mädchens.

Welche Erschütterungen, welche Erfahrungen lagen zwischen dem Hochamt am Allerseelentage und dieser heutigen Feier! Wie ein Geisterschwarm schwirrten die schmerzvollen Stunden an ihr vorüber, die sie durchgekämpft hatte, und ihr ganzes Leben schien ihr eine leere sonnenlose Wüste zu sein. Sie fühlte sich unglücklich, verstoßen . . . Die Mutter hatte der Tod ihr entrückt, den Vater, die Tante hatte sie mit eigener Hand oder durch das Eingreifen anderer verloren! . . . Mit entsetzenvoller Gewißheit drängte sich ihr die Ueberzeugung aus, daß

die Baronin nicht aus reinem Edelmuth sich ihrer angenommen habe. Sie wußte, daß diese Frau kein Engel des Lichts sei, ja sie fürchtete, es möge plötzlich ein Schleier fallen und ihr Clotilde von Kaltenstein in einer von dämonischen Flammen umkreisten Beleuchtung zeigen.

Hildegarde ward weher und immer weher ums Herz. Als das Hochamt endigte, blieb sie, das Haupt auf das Gebetbuch gelehnt, knien, bis Diana sie daran erinnerte, daß sie sich erheben solle.

Nun betrat der Abbé die Kanzel.

Hildegarde hatte den Mann, der sie vielfach mit geistigen Banden an sich geleitet, noch niemals predigen hören, und sie hing mit Ohr und Auge an seinem beredten Munde.

Die Rede des Abbé war mehr eine moralische Abhandlung, als eine regelrechte Predigt zu nennen. Ohne irgendwelche Einleitung stellte er den Satz, den er zum Gegenstande seiner Betrachtung machen wollte, an die Spitze der Rede. Dieser Satz war dem Gebete des Herrn entnommen und hieß:

»Führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Uebel!«

Und nun begann Abbé Kasimir eine schuldbeladene Seele, die sich, von der Eitelkeit der Welt geblendet, von sündiger Lust angesteckt, der Versuchung gleichsam jubelnd in die Arme geworfen hat, mit solchem Feuer

zu schildern, daß Hildegarde geistig in sich zusammenbrach. Der Abbé stellte nur sein eigenes Leid in meisterhaften Farben dar. Er sprach immer nur von sich, er kasteite sich mit zerfleischenden Geißelhieben mit eigener Hand vor den Augen aller seiner Zuhörer, aber Hildegarde erblickte in dem Gemälde dieser der Verführung anheim gefallenen Seele ihr eigenes Conterfei. Sie wagte nicht aufzublicken zu dem Manne, der ihr Herz so ganz durchschaut hatte; sie regte sich nicht, aber jedes Wort traf wie ein glühender Pfeil ihr sich selbst verklagendes Herz und das Gewicht der Verschuldungen, die sie auf sich geladen hatte, warf sie zu Boden.

Sie hörte noch das Amen des Abbé und den Segen, den er über die Versammlung aussprach, als aber wie Posaunenklänge des Weltgerichts der vollstimmige Männerchor jetzt die Melodie des herzerschütternden Kirchengesangs anhab:

›Dies irae, dies illum‹

da verwirrten sich mehr und mehr die Gedanken der vom Worte des Abbé so schwer Getroffenen, und wie mahrender Geisterruf verhallten sie dumpf im Ohr der matt Zusammensinkenden.

Man mußte die Besinnungslose, die außer leichtem Röcheln kein Zeichen des Lebens von sich gab, am Schlusse des Gottesdienstes aus der Schloßkirche tragen.

FÜNFTES BUCH.

ERSTES KAPITEL. AUF EINEM ROMANTISCHEN AUSFLUGE.

Sabine Warnkauf, die Schwester des Domdechanten, war sehr beschäftigt. Einige geistliche Herren der Nachbarschaft hatten ihren Bruder schon früh besucht, um in seiner Begleitung einen Ausflug zu Fuß in die nicht fern Klunsten, eine Kette seltsam geformter Sandsteinfelsen, zu machen, in denen es bedeutende Steinbrüche gab. Zufällig oder doch unerwartet traf kurz vor dem Aufbruche der größtentheils noch ganz rüstigen Geistlichen auch der Stiftssyndikus Liebner auf der Dechanei ein, natürlich zu Wagen, und der Domdechant gerieth durch diesen neuen Ankömmling in einige Verlegenheit. Er kannte den Stiftssyndikus zur Genüge, um zu wissen, daß eine Fußpartie wie die beschlossene seinen Beifall nicht finden werde. Der alte Jurist war zu bequem, um sich ohne dringende Noth körperlich anzustrengen. Auch trugen ihn seine schwachen Beine wirklich nicht lange, und ein Besuch der Klunsten erforderte unausgesetztes Klimmen, mithin die Aufwendung bedeutender Muskelkraft.

Aus dieser momentanen Verlegenheit riß den Domdechanten zur guten Stunde einer der jüngern Geistlichen ohne an ihn ergangene Aufforderung. Der Herr kannte, wie die meisten, den Juristen sehr genau, und war auch mit den Neigungen und Liebhabereien desselben wohl vertraut.

»Wie schön, daß Sie gerade heute kommen, Herr Stiftssyndikus!« sprach er ungewöhnlich heiter, indem er dem hagern Männchen mit dem purpurfleckigen Gesicht die Hand brüderlich drückte. »Fräulein Sabine wird ganz beglückt sein, wenn sie hört, daß ein so erfahrener Kenner ausgezeichnete Küche den Erzeugnissen ihrer Kunstfertigkeit Gerechtigkeit widerfahren lassen will. Wir alle hoffen Tüchtiges zu leisten, wenn wir zurückkehren. Sie müssen uns begleiten, damit wir des Genusses Ihrer anregenden Unterhaltung nicht verlustig gehen. Ein wenig Bewegung kann Ihnen nur gesund sein, denn Sie sitzen zu viel, und da Sie obendrein noch kurzsichtig sind, und stets gebückt schreiben müssen, so wird das kräftige Einathmen freier Bergluft beim Steigen Ihrer Brust außerordentlich wohl thun.«

»Ich – wirklich, Herr Pfarrer – ich mit meinen Trommelstöcken, ich soll steigen?« versetzte Liebner, einen bedenklichen Blick auf seine vortrefflich gewichsten Stiefeln, einen zweiten auf den kühnen Sprecher werfend. »Sie werden das Vergnügen haben, mich bergauf und bergab tragen zu müssen.«

»Wie gern sind wir dazu bereit!« fuhr der scherzhafte Pfarrer, eine sehr kräftige Gestalt fort, dem es allerdings nicht sehr schwer gefallen sein würde, dem kraftlosen Epikuräer durch dick und dünn fortzuhelfen. »Wo Sie nicht weiter können, dürfen Sie dreist unsere Hülfe in Anspruch nehmen. Ein wenig Anstrengung schärft den Appetit, und wie gesagt, die treffliche Schwester unsers

trefflichen Wirths ist darauf eingerichtet, uns mit Lucullischen Leckerbissen für alle etwaigen Strapazen zu belohnen.«

Liebner wollte nochmals Einwendungen gegen eine Zumuthung machen, die seiner Ansicht nach dem Fabelreich entstammt zu sein schien. Mit blinzeln den Augen suchte er den plötzlich verschwundenen Domdechanten, von dessen Ausspruch er Rettung hoffte, als ein verdeckter Henkelkorb, den ein kräftiger Landmann trug, ihn plötzlich andern Sinnes machte.

Ueber den Inhalt dieses Korbes konnte niemand lange in Zweifel bleiben. Die schnell vor die Augen gelegte Lorgnette sagte dem Stiftssyndikus, was sich darin verbarg, und zu welchem Behufe der derbe Landmann die Herren begleiten sollte. Der begehrlische Blick des Juristen, das eigenthümliche Zucken der Lippen des Feinschmeckers entgingen auch dem Pfarrer nicht, und veranlaßten diesen, seinen Stock wie einen Wegweiser auszustrecken.

»Das ist das Wahre!« sprach er. »Begeistert Sie dieser Anblick nicht, Herr Stiftssyndikus? Unter Gottes freiem Himmel, in würziger Bergluft mundet ein Glas von *diesem* Domdechant dreimal so gut als im Speisezimmer der Dechanei. Und was man genossen hat, kann uns kein Neider mehr rauben!«

In diesem Augenblick erschien Warnkauf wieder unter der Thür der Dechanei – die kurze Unterhaltung fand in dem ummauerten Hofplatze derselben statt – und zwar vollkommen reisefertig.

»Nun, werther Freund,« rief der Domdechant dem Juristen zu, »sind Sie mit von der Partie, so habe ich hier einen praktischen Stock für Sie mitgebracht. Aufschieben dürfen wir den kleinen Ausflug nicht. Das Wetter ist gar zu schön, wir werden uns einer unvergleichlichen Aussicht zu erfreuen haben. Ziehen Sie es aber vor, sich inzwischen hier auszuruhen, so können Sie sich's auf meinem Studirzimmer bequem machen oder auch meine Schwester durch examinerische Fragen, die in ihr Ressort einschlagen, in Verlegenheit setzen.«

Nach diesen Worten blieb dem Stiftssyndikus keine Wahl mehr. Er trat dem Domdechanten entgegen, streifte im Vorübergehen an dem Landmanne, der mit seiner Bürde schon des Aufbruches wartete, den verheißungsvollen Korb und erklärte, daß er nicht gekommen sei, um ein längst vorbereitetes Vergnügen stören zu wollen.

»Zu unsern Geschäften,« fügte er hinzu, »findet sich nach des Tages Last und Hitze wohl auch noch ein Stündchen, in dem wir uns ruhig aussprechen können.«

So brach denn die nur aus Herren bestehende Gesellschaft auf, voran der Landmann mit dem Frühstückskorb. Diesem folgten die jüngern Herren, den Beschluß machte der Domdechant mit dem Stiftssyndikus, welchen der starke Pfarrer, der vorzugsweise Ursache war, daß der Jurist sich ihnen angeschlossen hatte, führte.

Der Tag war schön, aber heiß, namentlich brannte die Sonne in dem Kiefergehölz, das man durchschreiten mußte, entsetzlich. Es währte daher nicht gar lange, so begann der weichliche, körperlichen Anstrengungen seit

langen Jahren schon völlig entwöhnte Liebner zu stöhnen und über die Narrheit der Naturbewunderer pikante Glossen zu machen. Er würde noch mehr geschimpft haben, hätte ihn das Sprechen in der harzigen Schwüle des brütenden Kieferwaldes nicht zu sehr angegriffen. So begnügte er sich meistens mit Brummen, murmelte bisweilen einen Fluch zwischen den Zähnen, wenn der Schweiß die kleinen runden Purpurchügel seines Gesichts mit Perlen schmückte, und drohte wohl auch seinem Geleitmanne gelegentlich einmal mit dem Stocke. Die Rührung, die sich des Gequälten schon nach halbstündigem Marschiren bemächtigte, entsprang dem verbissensten Aerger und war durchaus nicht erkünstelt. Er vergoß manche heiße Zornesthräne, während er immer von neuem betheuerte, nichts vermöge ihn tiefer und zwar stets bis zu Thränen zu rühren als die Herrlichkeit der schönen, ewig jungen Gottesnatur!

»Ah sieh da!« rief, plötzlich stehen bleibend, der robuste Pfarrer aus, der sich an dem Pusten und unbeholfenen Zappeln des Stiftssyndikus höchlichst ergötzte, »solch gewaltigen Ameisenberg wie diesen hab' ich doch noch nicht gesehen! Wie viele hunderttausend Kiefernadeln müssen diese fleißigen Thiere zusammentragen, ehe sie einen Bau von solchem Umfange zu Stande bringen! ... Und noch immer sind sie dabei thätig! Da – sehen Sie, geehrter Herr Stiftssyndikus – da geht ihre Communicationsstraße quer über den Waldsteig gerade hinein ins Dickicht! Ihr Fuß hat sich mitten zwischen die Arbeitercolonne gedrängt! Aber die Unermüdeten lassen sich

nicht stören. Zehn, zwölf, sechzehn an einem fingerlangen Reis ziehend, klettern über den Stein des Anstoßes hinweg, um neues Baumaterial zusammenzutragen.«

Der Stiftssyndikus machte einen komischen Seitensprung, der ihn beinahe ins Moos geworfen hätte. Ameisen waren nicht die Thiere, die er liebte, und die große, schwarze Waldameise zumal erregte ihm Ekel im höchsten Grade.

»Widerwärtiges Gezücht!« rief er aus, sich mit langentfaltetem Taschentuche Schweißtropfen und Thränenperlen zugleich von dem gerötheten Weingesicht streifend. »Wie mögen Sie, Herr Pfarrer, Gefallen finden an einem Insekt, das unser Herrgott doch offenbar nur zum Aerger der sündhaften Menschheit nach der Verjagung derselben aus dem Garten Eden geschaffen haben kann!«

»Mein verehrter Freund,« fiel der Domdechant ein, »Ihr Widerwille reißt Sie zu einer Ungerechtigkeit gegen die Weisheit des Schöpfers selbst fort. Was gibt den Singvögeln, die alle Welt erfreuen, den herrlichen, reinen Ton als die Eier dieser unermüdlichen Thierchen? Ohne Ameiseneier, was würde aus Finken, Lerchen, Nachtigallen und Dompfaffen!«

»Herr Pfarrer! Herr Pfarrer!« rief Liebner aus, immer noch kreuz und quer springend, weil es allerwärts massenhafte Ameisen gab, die von allen Seiten auf zahlreichen unter dem Moos versteckten Wegen dem gewaltigen Bau aus Nadeln und dürren Zweigen zuströmten, »was um Himmels willen machen Sie denn?«

»Ich will mich erfrischen und meinen Geruchsnerven einen Hochgenuß bereiten,« versetzte dieser, mit beiden Händen, so tief er konnte, in den lockern Bau fahrend und kräftig darin herumwühlend. Dann rieb er die Hände, über die noch manche verirrte Ameise wie erschrocken lief, heftig gegen einander und hielt sie an sein Gesicht, den scharfen, salmiakartigen Duft, welchen sie verbreiteten, begierig einsaugend.

»Kostbares Parfüm das!« sprach er, mit großen Schritten dem entfernter stehenden Stiftssyndikus sich wieder nähernd. »Dieser Duft ist hundertmal mehr werth als Eau de Cologne, Patschuli und wie die künstlichen Odeurs der verwöhnten Menschheit sonst noch heißen, die keinen Sinn für die Natur und das Unverfälschte, Ursprüngliche in ihr hat! Da, probiren Sie selbst einmal! Ist's nicht Naphtha aus geweihtem Erdboden? Duftet's nicht herrlich und erquickend wie Narden?«

Dabei hielt er seine breite, heiße Hand dem Stiftssyndikus so dicht an die Nase, daß er diese beinahe berührte und der arg Geängstigte wider Willen den scharf beizenden Waldameisenäther hustend und mit beiden Händen den Zudringlichen abwehrend, einathmen mußte.

Liebner mußte an sich halten, um nicht durch ein derbes Wort, das ihm unter Umständen wohl zu Gebote stand, seinem Aerger Luft zu machen. Der Domdechant wies durch einen ernsten Blick den bäuerischen Pfarrer in seine Grenzen zurück, wollte aber doch den Juristen nicht ohne weiteres in seinem Widerwillen bestärken, weshalb er sich zu einer Lobrede auf die Ameise

herbeiließ, die so viel Wahres und Originelles enthielt, daß der nicht nachtragende Stiftssyndikus bald wieder versöhnt ward.

Inzwischen erreichte die Gesellschaft den Eingang der Klunsten. Der Pfarrer, um seine Derbheiten wieder vergessen zu machen, hob und trug beinahe den Stiftssyndikus über jeden unebenen Stein, der kein festes Auftreten erlaubte, und obwohl der längst ermüdete Freund Epikur's im stillen den Ausflug, den schönen Tag und alle Naturbewunderer vermaledeite, er mußte doch immer wieder von neuem zugeben, daß man ihm forthat, bis der steile Felsgrat endlich erreicht war, und man es sich an einem leidlich schattigen Orte auf weichem Moose bequem machen konnte.

Hier warf sich Liebner wie ein völlig Gebrochener auf den Boden, schloß die Augen und hatte nur für Ruhe und Pflege seiner erschöpften Gliedmaßen Sinn. Die geistlichen Herren dagegen erklimmen die schrägen Spitzen der Felsen, um die Aussicht auf Thäler, Berghöhen, angebautes Land und in die wilden Zerklüftungen zu genießen, welche den Klunsten einen so eigenthümlichen Charakter verleihen. Bisweilen rief einer dieser Naturfreunde dem regungslos Liegenden ein ermunterndes Wort zu und suchte ihn durch Anpreisen der Herrlichkeiten, welche nah und fern in den Gesichtskreis der Schauenden traten, zur Theilnahme an diesem Naturgenusse aufzumuntern. Liebner jedoch antwortete auf alles Rufen und Ermahnen keine Silbe. Er blieb liegen, bis sein erhitztes

Blut sich etwas beruhigt hatte, sein Puls wieder regelmäßig schlug und das Einathmen der Luft ihm keine Beschwerde mehr verursachte. Die Lust, immer neue landschaftliche Reize, interessantere, weitere oder mannichfaltiger sich gestaltende Ausblicke aufzusuchen, hatte seine Begleiter zerstreut und endlich alle seinen Blicken entzogen.

»Recht so!« sagte er schmunzelnd, indem er sich gemächlich aufrichtete und mit der Lorgnette vor den schwimmenden Augen die Umgebung revidierte. Er war allein, ganz allein; denn auch der Landmann, welcher die Rolle eines Packesels spielte, hatte sich verloren. »Während die Narren sich müde sehen da, wo nichts zu sehen ist, als ein nichtsnutziger Ueberrest des Chaos, dessen gar zu trostloser Anblick uns mit der Schöpfung der Welt, mit Sitte, Cultur und einer vernünftigen Civilisation beglückt hat, will ich thun, was dem civilisirten Menschen von Rang und Stand zukommt.«

Damit stand er auf und bemächtigte sich des seitwärts in eine kühle Felsenspalte gestellten Henkelkorbes, löste mit geschickter Hand die Knoten des darüber gespannten Tuchs und prüfte musternd den Inhalt.

Dieser war ganz nach seinem Sinn. Ein Flaschenkorb zeigte Weine, wie der Stiftssyndikus sie liebte.

Kalte Küche, appetitlich von der umsichtigen schwesterlichen Haushälterin des Domdechanten eingepackt, lockte verführerisch zum Zugreifen, und da Liebner das Bedürfniß empfand, seiner erschöpften Natur durch

Speise und Trank beispringen zu müssen, um die Strapazen des Rückwegs glücklich überstehen zu können, so hielt er sich für vollkommen berechtigt, einstweilen einen leichten Angriff auf die vorhandenen und offenbar zu dem Behufe des Verzehrens mitgenommenen Gottesgaben zu machen.

Der erste Versuch ermunterte zu einem zweiten, und nach wenigen Minuten war der Stiftssyndikus so vertieft in seine entzückende Arbeit, daß er vor Rührung und Dankbarkeit aufrichtig zu weinen begann.

In dieser Beschäftigung trafen ihn die geistlichen Herren, und man kann sich das Mienenspiel denken, das sich bei diesem überraschenden Anblick zu entwickeln begann, da einzelne von der Gesellschaft nicht im entferntesten daran dachten, als Apostel der Müßigkeit lehrend und wirkend aufzutreten.

Dem Domdechanten allein ergötzte der Anblick des mit wahrhaft rührendem Appetit Frühstückenden und sein heiteres Lachen, in das er verfiel, ließ wenigstens die Misstimmung in seinen Begleitern nicht recht aufkommen.

»Also darum, verehrter Freund,« sprach Warnkauf, »darum blieben Sie hier zurück, um im Schatten kühler Denkungsart sich leiblich zu erquicken! Sie bleiben doch ewig ein Vocativus, Liebner! Aber nun rücken Sie ein wenig zu, damit wir uns hier allesammt noch einschieben können, und wenn Ihre durstige Kehle noch ein paar Tropfen in meinem Flaschenkeller übrig gelassen

hat, so haben Sie die Gnade, uns diese zu brüderlicher Vertheilung zu gönnen.«

Vergnüglich lächelnd schob der Stiftssyndikus seinem geistlichen Freunde Flaschenkorb und kalte Küche zu, schlürfte sein Glas aus und sagte lallend, den Wein auf der Zunge prüfend, indem er einen schlaunen Blick rundum über die bedenklichen, lang und breit gewordenen Gesichter der übrigen gleiten ließ:

»Ich that das für euch alle!«

Der Domdechant hob drohend den Finger.

»Sie sind und bleiben ein böser Christ!« sprach er. »Aber man muß Geduld mit Ihnen haben. Ihre Liebe ist ja so weit, so groß, so alles umfassend, daß Ihnen schon um der Liebe willen vieles vergeben werden soll.«

Diese heitere Auffassung des Scherzes, den sich der Stiftssyndikus erlaubt hatte, führte bald zu ungezwungener Unterhaltung, wobei die einzelnen Theilnehmer einander in keiner Weise schonten. Liebner war jetzt verhältnißmäßig der Schweigsamste und hatte auch einen sehr triftigen Grund für sein Schweigen. Er behauptete nämlich, vieles Sprechen nach dem Essen störe die Verdauung, der Zweck alles leiblichen Genießens sei aber nach Gottes weiser Einrichtung, daß man den Körper durch Speise und Trank stärke, damit der Geist frei und froh darin verkehren könne.

»Ich bin, wie die klugen Jungfrauen, die ausgingen, den Bräutigam zu suchen,« setzte er hinzu. »Damit mir nicht zur Unzeit die Lampe ausgehen mag, nehme ich immer frisch das Oelkrüglein zur Hand und gebe dem

Docht, an dem die leuchtende Flammeglüht, stets von neuem die nöthige Feuchtigkeit.«

Warnkauf sah nach der Uhr. Er fand, daß man sich länger, als es Absicht gewesen war, aufgehalten hatte, und forderte die Herren auf, sich zum Aufbruche bereit zu machen.

Der Landmann erhielt Befehl, die nur sehr geringen Ueberbleibsel der Eßwaaren in den Korb zupacken, man warf noch einen Blick in die rauschenden Waldkessel und auf die matt violetten Gebirgskämme im Südosten, und schickte sich dann an, den vielgekrümmten Pfad zwischen den zackigen Felsblöcken behutsam wieder hinabzuklimmen.

Der Stiftssyndikus machte den übrigen diese Wegstrecke zu einem wahren Leidensgange. Er war durchaus nicht zu bewegen, auch nur einen Fuß vor den andern zu setzen, ohne von zwei Personen weniger geführt als gehalten zu werden.

»Ihr hattet mich gezwungen, in diese chaotische Felsenwildniß heraufzuklettern,« sprach er, »mithin ist es jetzt euere Pflicht, mich ganzbeinig wieder herunterzubringen. Aus eigenem Antriebe begeben sich nicht in solche Gefahr. Aber ich rath' euch, seht euch vor, daß ihr mir kein Glied zerbrecht, verrenkt oder zermalmt, sonst mach' ich euch einen Criminalproceß, der als *cause célèbre* noch nach meinem, will's Gott, sanft erfolgenden Tode von allen Juristen wie ein neues Gesetzbuch studirt werden soll!«

Den geistlichen Herren blieb nichts übrig, als dem chicanösen Juristen beim Herabsteigen aus den Klunsten behülflich zu sein. Er erschwerte ihnen dies Geschäft soviel er konnte, indem er aller Augenblicke schwindelig zu sein vorgab, an allen Gliedern zitterte, und so kraftlos sich stellte, als müsse er bei jedem Schritte zusammensinken.

So hatte er die Genugthuung, die ihm helfenden geistlichen Herren am Fuße der Klunsten förmlich in Schweiß gebadet zu sehen. Am ärgsten wußte er dem robusten Manne der Kirche mitzuspielen, der ihn durch seine Liebhaberei für Waldameisen so sehr ennuyirt hatte. Liebner zwang den Pfarrer, ihn halb zu tragen, und freute sich innerlich, als er denselben schließlich ganz kraftlos neben sich stehen sah.

Auf dem Rückwege nach Mariendorf blieb der Domdechant absichtlich hinter den übrigen eine kleine Strecke zurück, um mit Liebner, der sich ihm wieder zugesellte, ungestörter sprechen zu können. Warnkauf vermuthete längst schon, daß der gescheidte Jurist ihn in einer bestimmten Absicht, vielleicht in einem wichtigen Auftrage besuche.

»Es entgeht Ihnen doch mancher schöne Genuß, werther Freund,« hob er an, »dadurch, daß Sie selbst so ängstlich geworden sind. Hätten Sie sich mir angeschlossen, so würden Sie lange von dem Eindruck zehren können, den uns bei der heutigen durchsichtigen Luft die

Aussicht von den Klunsten gewährte. In so festen Umrissen, so wunderbar schön beleuchtet, habe ich zum Beispiel nie zuvor den alten Hieronymusfelsen, die Spitzen des Schalksteins und andere interessante Punkte in der Nähe und Ferne gesehen. Schloß Kaltenstein lag so deutlich vor uns, daß ich die Fensterscheiben zählen konnte, ja ich glaube beinahe, die Baronin blickte aus einem der Fenster in den Park hinab.«

»Die Baronin ist ja ewig lange schon sehr leidend,« versetzte der Stiftssyndikus. »Wissen Sie das nicht?«

»Ich stehe mit den Herrschaften von Kaltenstein in keinen engern Beziehungen.«

»Mit Förster Frei kommen Sie aber doch bisweilen in Berührung?«

»Geschäftlich, in anderer Weise gar nicht,« sagte der Domdechant. »Die Besitzungen des Barons und die Stiftswaldung grenzen, wie bekannt, mit den mariendorfer, zur Dechanei gehörenden Forsten, und da gibt es hin und wieder doch Gegenstände, die eine Besprechung nöthig machen. Die Geschichte vom vorigen Jahre, die mir soviel Unruhe verursachte und die nun ja, allen Heiligen sei Dank dafür, schon seit Monaten geschlichtet und hoffentlich auch begraben ist, hat mich dem Manne mehr entfremdet, als ich wünschte.«

»Mein Cousin schätzt Sie sehr hoch!«

»Ich glaube das, allein – er sucht mich nicht, und meine Stellung hielt mich ab, den Förster zu suchen.«

»Das habe ich meinem Cousin auch gesagt, als neulich unter uns von Ihnen die Rede war. Andreas Frei ist jetzt

ein ganz anderer geworden, als er vor Jahresfrist war. Die Hoffnung, eines Tages sein Kind wieder umarmen zu können, hat eine fast wunderbare Wandelung in seinem Geiste zu Wege gebracht.«

»Es ist also doch wahr?« fiel der Domdechant, lebhafter werdend, ein. »Das Kind ist gefunden? Man hat die Baronin endlich zum Sprechen gebracht?«

»Drangen über die Ereignisse der letzten vier Monate aus so naher Nachbarschaft nur Gerüchte zu Ihnen?« forschte der Stiftssyndikus weiter, der offenbar dabei interessiert war, zu erfahren, inwieweit der geistliche Herr Kenntniß von dem Geschehenen hatte. »In diesem Falle würde Ihnen manches, was ich Ihnen mittheilen könnte, neu sein, aber freilich, man müßte sich unbeobachtet, unbelauscht wissen; denn das Geschwätz Unverständiger könnte neue Wirren und neue Misverständnisse veranlassen.«

»Sie bleiben, hoff' ich, heute mein Gast,« sprach der Domdechant, der jetzt nicht mehr zweifeln konnte, daß der Stiftssyndikus ihm wichtige Mittheilungen zu machen habe. »Meine Herren Amtsbrüder, die Sie so ausgezeichnet gut in Bewegung zu halten verstanden, verlassen mich noch vor Abend. Dann sind Sie allein Hahn im Korbe. Sabine – das kennen Sie ja schon von früher her – stört uns nicht.«

»Wenn Sie mich nur gelassen anhören werden,« sagte der Stiftssyndikus blinzelnd und die sofort thränenden Augen mit seinem Taschentuche betupfend. »Ich habe nicht bloß zu erzählen, ich will auch Ihre Hülfe in Anspruch nehmen.«

»Helfen ist Christenpflicht,« erwiderte Warnkauf. »Wie gern ich helfe, habe ich oft genug schon durch die That bewiesen.«

Die Vorangegangenen hatten ihre Schritte gemäßigt und waren jetzt den Zurückgebliebenen so nahe, daß die Fortführung eines nur für zwei Personen bestimmten Gesprächs nicht mehr rathlich schien. Der Domdechant brach deshalb mit vielsagendem Augenwink ab und richtete an die Gesellschaft eine gleichgültige Frage, die jedoch geeignet war, das Gespräch zu verallgemeinern.

Das langsame Gehen in dem zwar heißen, aber doch schattigen Walde hatte die stark angegriffenen geistlichen Herren wieder etwas gekräftigt, und als man jetzt die Dechanei mit dem rauchenden Schornstein bereits einladend durch die letzten Bäume schimmern sah, kehrte allen die fröhliche Laune, in der sie vor einigen Stunden ausgezogen waren, in erhöhtem Grade zurück.

Die freundliche Begrüßung Sabine's, die schon zum Mahle geschmückt, den Heimkehrenden unter der Thür entgegentrat, ward von allen für ein gutes Zeichen gehalten. Liebner schlug sich den Nadelstaub des Waldes

von den Stiefeln, ohne den etwas verblaßten Glanz derselben durch dies mehrmals wiederholte Manöver wiederherstellen zu können, erwiderte dann den Gruß der ihm wohlwollenden Dame und raunte ihr leise ins Ohr:

»Ich bitte für nächste Nacht um Herberge! . . . Das war ein Gang, der will verwunden sein! Nun Gott sei Dank, eine Domdechanei ist keine Garküche, und auch kein unter Eis und Schnee begrabenes Hospiz. Man weiß, wo man sich niederlassen darf und was man zu erwarten hat, wenn Freundeshände uns willkommen heißen!«

Sabine lächelte sehr verständig und sehr glücklich, und der scharfsichtige Liebner, welcher seine Lorgnette von Schildkrot fest an die Augen drückte, sog süßen Honigseim für seinen sterblichen Menschen aus diesem zufriedenen Lächeln der Schwester des würdigen Domdechanten.

ZWEITES KAPITEL. AUFSCHLÜSSE UND ANTRÄGE.

Nach dem Diner, das durch heitere Gespräche gewürzt ward, verabschiedeten sich die geistlichen Herren aus der Nachbarschaft sehr bald. Warnkauf ließ den Kaffee hinter der Dechanei in einer wohlgepflegten, von blühendem Geisblatt umrankten Laube des geräumigen Gartens serviren und sah sich bald mit seinem juristischen Freunde allein.

»Danken Sie Gott, daß Sie sich nicht haben verleiten lassen, den Verlockungen zu folgen, die Justinian anzuwenden pflegt, um sich ehrbegierige Anhänger zu verschaffen,« hob Liebner an. »Es hapert mit den Ehren, die

er verheißt, schon längere Zeit, und wenn die Mediciner darüber Klage führen, daß sie Herr Galen unverantwortlich an der Nase herumführe, indem er der Mehrzahl statt Reichthümern nur Mühen und Lasten aufbürde, so können wir armen geplagten Juristen noch mit weit besserm Recht uns über das Ausbleiben der Ehren beschweren, die doch unser aller Erbtheil sein sollen. Ich habe eine Woche gehabt, an die ich denken werde! Besuche über Besuche, aber lauter unangenehme, vertrauliche Mittheilungen von der einen, halbverrückte von der andern Seite. Alle wollen recht und zugleich Hülfe haben, und wenn man nicht selbst zum Narren werden und halbwegs auch seine Pflicht thun will, so ist man genöthigt, gegen alle höflich zu bleiben, ja gerade zu jedem nach dem Munde zu sprechen. Ich sage Ihnen, lieber, hochwürdiger Freund, hätten Sie mich in voriger Woche besucht, für einen Pagoden würden Sie mich angesehen haben, so mechanisch wackelte mein Kopf bald links, bald rechts, bald vorwärts.«

»Bei alledem halte ich die Wirksamkeit eines gesuchten Juristen, der, wie Sie, einen bedeutenden Posten bekleidet, für äußerst lehrreich,« versetzte der Domdechant. »Schon das Vertrauen, das Ihnen Fremde schenken und schenken müssen, wenn sie Ihren Rath, Ihre

Hülfe beanspruchen, läßt Sie Blicke in die verschiedensten Verhältnisse thun, die jedem andern gänzlich verborgen bleiben, und gerade das Kennenlernen der verwickeltsten Zustände, der sonderbarsten Schicksalsfügungen läßt den Juristen Schätze sammeln, die gar nicht zu taxiren sind.«

»Aber gerade diese Familienverhältnisse, diese Ehestandsmisèren, diese – wie Sie zu sagen belieben – Schicksalsfügungen machen einem Juristen von Gefühl Kopf und Herz so heiß, daß er bisweilen sich aus Ende der Welt flüchten möchte, um nur ja die ihm zuströmenden untaxirbaren Schätze von psychologischen Räthseln und menschenentwürdigenden Enthüllungen nicht mehr anschwellen zu sehen. Baron von Kaltenstein hat mich drei Tage lang förmlich belagert, und noch muß ich jede Stunde eines neuen Angriffs von ihm gewärtig sein; denn der Teufel ist's, unter dessen Commando er steht.«

»Macht dem Herrn das Unwohlsein seiner Gemahlin so großes Herzeleid?« fragte Warnkauf. »Ich hielt ihn immer für einen ziemlich starknervigen Mann, der sich so leicht von nichts anfechten lasse. Auch habe ich nicht geglaubt, daß etwa Herzensangelegenheiten und was dahin gehört, ihm die Stimmung verderben könnten.«

Der Stiftssyndikus bewegte den Kopf, als wollte er sich selbst Beifall zunicken.

»Ja, ja, ja, so ist's!« fuhr er zerstreut fort, die Bemerkung des Domdechanten nicht weiter beachtend.

»Komm der Mensch erst ins Stolpern, so bedarf's nicht viel, um ihn vollends ganz zu Falle zu bringen! ... Und

dann hat mich der Förster besessen und der junge Herr, der eigentlich auf Kaltenstein jetzt zu befehlen hat?«

»Der Sohn des Herrn Baron?«

»Nun ja, der junge Mann, der seine Studien vergangene Ostern absolvierte. Das ist einer von den Brauseköpfen, die alle Wände durchrennen wollen, ohne zuvor erst zu fragen, ob sie aus bloßem Lehm zusammengekleistert sind, wie die Hütten unserer Lohnweber, oder aus Granitstein. Und ich sage Ihnen, verehrter Freund, solchen ungestümen Menschen Vernunft beizubringen, damit sie in der Hitze nicht lauter dummes Zeug machen, das ist ein Stück Arbeit, das nicht wenig Schweiß kostet! Und zuletzt kann man immer noch mit dem Römer seufzen müssen: *Oleum et operam perdidit!*«

»Wenn ich Ihre Andeutungen recht verstehe,« sprach Warnkauf, »so muß es zu Misverhältnissen zwischen Vater und Sohn gekommen sein, und nun beanspruchen beide Ihre Vermittelung.«

Der Stiftssyndikus ergriff die goldene Dose seines geistlichen Freundes und nahm sich eine Prise.

»Wir gehen unruhigen Zeiten entgegen,« erwiderte er, »nicht in Bezug auf die politischen Verhältnisse – denn um diese lasse ich mir zu denen, die ich schon habe, kein neues graues Haar mehr wachsen – sondern in Bezug auf unsere allernächste Umgebung. Was der Förster, mein Cousin, mir anvertraut, was Adolar von Kaltenstein mir unter furienartigem Augenverdrehen erzählt, was endlich der Baron mir vorgeklagt und vorgeflucht hat: das zu schlichten ohne Ach und Weh mag einem Gott möglich

sein, ein Jurist kann es nicht, und wenn er alle Gesetze der Welt auswendig wüßte und in deren Auslegung so gewandt wäre wie die Jesuiten im Wortverdrehen! Pardon, Hochwürden! Ich mein' es nicht schlimmer, als ich's sage, und Sie sind ein Mann, der Gott und Menschen wohl gefallen muß.«

Warnkauf war weit entfernt, die Aeußerung des Stiftssyndikus, dessen Art und Weise er hinlänglich kannte, übel zu deuten. Er sagte auf die Auslassungen Liebner's nur:

»Daß solche Verwirrungen auf Kaltenstein ausbrechen würden, hätte ich doch nicht für möglich gehalten. Wohl wollte mir manches nicht gefallen, auch bin ich immer der Meinung gewesen, daß vor des Barons im Auslande vollzogener Vermählung mancherlei stürmische Auftritte zwischen ihm und seiner Gattin vorgekommen sein mögen, ich glaubte aber, diese anfänglichen Trübungen ihrer Ehe, die mir die wahre Quelle der verleumderischen Gerüchte zu sein schienen, mit denen sich das Volk trug, hätte das Zusammenleben schon längst völlig beseitigt.«

»Künstlich geheilte Wunden fressen gern unter sich,« erwiderte der Stiftssyndikus, »bei den Herren von Kaltenstein gibt es aber solcher Wunden gar viele. Jetzt, wo sich das Alter bereits meldet, brechen sie auf, und nun möchte der zu Rathe gezogene Arzt Wunder thun. Was hielten Sie von meiner so schnell verstorbenen Cousine?«

Der Domdechant konnte die Mutter Hildegardens mit gutem Gewissen als eine Frau bezeichnen, welche nach ihrer Meinung nur Gutes gewollt habe. »Daß die brave

Dame dennoch mit dem Förster nicht immer gut harmonierte, war nicht allein ihre Schuld,« setzte er hinzu. »Wo der Fehler lag, wissen wir ja beide.«

»So schien es und so glaubten wir,« sagte der Stiftsyndikus, »jetzt sind die Dinge ganz ohne unser Zuthun, wie die Glasstückchen in einem Kaleidoskop, in andere Beleuchtung gerückt worden, und nun stellen sie sich auch mir ganz anders dar. Die Baronin von Kaltenstein ist, wie ich genau weiß, die erste und eigentlich auch die alleinige Veranlassung zu der Entfremdung gewesen, die Cornelian so vieles Leid verursachte, Andreas von ihr entfernte und das unglückliche Kind beider vom Herzen des Vaters ablöste.«

»Das haben Sie erfahren und jetzt?« sprach Warnkauf erstaunt. »Wie kommen Sie zu dieser späten oder eigentlich verspäteten Entdeckung, die, hätte man sie früher gemacht, mehr als einer Person viel Herzeleid erspart haben würde.«

»Sie erinnern sich gewiß noch des Allerseelentages vom vorigen Jahre,« fuhr Liebner fort, »Hildegarde, die damals anscheinend zufrieden und heiter gestimmt hier bei Ihnen weilte, erwartete, wie Sie wissen, die Baronin. Das Nichterscheinen dieser Frau ließ das leidenschaftliche Mädchen jenen unbesonnenen Schritt thun, welcher alle spätern Verwickelungen, die sich jetzt über Kaltenstein zu einer blitzschwängern Wetterwolke zusammenballen, herbeiführte. Die Flucht Hildegardens aus diesem

Asyl des Friedens fiel zusammen mit dem Tode des Kreuz-Matthes, den mein armer Cousin durchaus erschossen haben sollte.«

»Alle Welt weiß jetzt, daß der Förster unschuldig ist,« meinte Warnkauf.

»Eine Meinung, zu der ich hoffentlich mein bescheiden Theil mit beigetragen habe. Das Zeugniß des Einäugigen, seine Aussagen, die Beweise, welche er mir in die Hände lieferte, endlich der Hinweis auf den wirklichen Thäter, machten mir möglich, den unglücklichen Mann, der sein einziges Kind zugleich mit seiner bürgerlichen Ehre verlieren zusollen schien, zu retten und seine Ehre *in integrum* zu restituiren.«

»Man wunderte sich, daß Sie den so scharf gekennzeichneten Thäter nicht verfolgen ließen.«

»So? Wunderte man sich wirklich?«

»Es gab sogar einzelne, die sich schlechte Aeußerungen über dies Verfahren erlaubten!«

»Ach ja,« fiel giftig lachend der Stiftssyndikus ein, »die gedankenlose Canaille, die sich immer selbst für die Blüte der Menschheit hält, meinte, ich hätte mich bestechen oder von Rücksichten abhalten lassen. Haben Sie, hochwürdiger Herr, kein besseres Zutrauen zu mir?«

»Eine entschuldigende Antwort auf diese Frage würde für Sie eine Beleidigung sein,« sagte der Domdechant. »Für all Ihr Thun trauf ich Ihnen immer gewichtige Gründe zu.«

»Die Geständnisse des einäugigen Jägers bezeichneten eine Person, aber keinen Namen. Eine Person ohne Namen läßt sich aber schwer greifen, zumal auf einem Terrain, über welches die Grenze läuft. Jetzt weiß ich *vielleicht* den Namen des nächtlichen Schützen, der mit von meinem Vetter und dem Einäugigen gegossenen Kugeln schoß.«

»Sie kennen den Namen und ... und ...«

»Ich kenne den Namen *vielleicht*, sage ich,« fiel der Stiftssyndikus wieder ein, »aber ich nenne ihn nicht, auch nicht Ihnen, mein hochwürdiger Freund.«

»Aber weshalb erschöß dieser Ungenannte den Kreuz-Matthes?«

»Das ist just das *punctum saliens*,« sprach Liebner, »und gerade deshalb habe ich mich heute gewissermaßen in Lebensgefahr begeben. Es ist ganz genau ermittelt, daß der Kreuz-Matthes schießen wollte; er mußte es aber wohl bleiben lassen, weil er zu früh selbst erschossen ward. Der andere dagegen, der Ungenannte, dessen Kugel dem schlechten Kerl das Lebenslicht ausblies, war sehr unschuldig an der Tödtung desselben.«

»Wenn er ihn erschöß?«

»Gewiß! Er hatte nicht die Absicht, den entsprungenen Wilddieb zu tödten, er ging auf ein ganz anderes, auf ein viel edleres Wild pirschen, und beide, den Kreuz-Matthes und den Ungenannten, hatte, daß ich es kurz mache, der Baron von Kaltenstein auf den Anstand geschickt!«

Die Hand des Domdechanten legte sich fest auf den Mund des Stiftssyndikus, da sich die Stimme Sabine's an der nach dem Garten führenden Thür vernehmen ließ.

»Um Gottes willen, was sprechen Sie!« rief er, den maliciös lächelnden Juristen mit entsetzten Blicken mes send.

»Nicht mehr und nicht weniger, als was ich verantworten kann,« versetzte Liebner gelassen, legte seine dünnen Beine übereinander und bediente sich abermals der Dose seines geistlichen Freundes. »Von dem Besuche auf Kaltenstein haben Sie doch gehört?« fuhr er fort. »Nun sehen Sie, in diesem Besuche lebt eine weissagende Stimme, ein Orakel, das wahrhaft in Erstaunen setzt. Der kränkliche, aber geistig noch immer ganz rege alte Herr erhebt Ansprüche auf die Herrschaft, die er selbst durch die Uebertragung derselben auf Adolar nicht aufzugeben gesonnen ist.«

»Ich hörte davon,« sagte Warnkauf. »Er soll mit der Frau Baronin ziemlich nahe verwandt sein.«

»Er ist ihr leiblicher Bruder, ganz gewiß – ich habe die Papiere gesehen!«

»Man hat mir mitgetheilt, er sei Militär und decorirt.«

»Ein Bändchen trägt er im Knopfloch und eine militärische Charge hat er wohl auch einmal bekleidet, beides aber verdankt er schwerlich seinen kriegerischen Verdiensten. Dennoch ist er in seiner Art ein ausgezeichnete

Mann. Gegen mich wenigstens hat er sich nobel benommen, und deshalb bin ich entschlossen, auch für ihn etwas zu thun. Er erkennt dies an und hat mich mit einem Auftrage beehrt. Dieser Auftrag führt mich zu Ihnen.«

»Zu *mir*?« sagte Warnkauf, fast erschrocken. »Ein stockfremder Mann, der mich nicht kennt, der nie von mir gehört haben kann, beauftragt einen dritten mit einer Mittheilung für mich!«

»So ist es, hochwürdiger Freund, und ich muß bekennen, daß mir dieser Auftrag für den Mann, der sonst manchen schlimmen Fehler haben mag, Achtung abnöthigt. Geldern – so heißt er – hat eine Tochter aus wilder Ehe, ein Kind, das voller seltsamer Talente steckt, nichts gelernt hat und doch entsetzlich viel weiß. Dieses Kind muß, soll es nicht ganz verwildern und dem Vater auf seine späten Tage noch mehr Herzeleid bereiten, als es ihm bis jetzt Sorgen gemacht und durch seine barocken Einfälle mitunter ergötzt haben mag, nachträglich eine Erziehung erhalten. Verstehen Sie mich jetzt, Verehrtester?«

Warnkauf stand auf und lehnte sich auf den Sessel.

»Sie vergessen, was ich an Hildegarde, der angeblich vornehm erzogenen Hildegarde erlebte,« sprach er. »Ich bin kein Educationsrath, meine Schwester ist keine Gouvernante, und die zahmen Tauben, deren Beaufsichtigung mir obliegt, würden schwerlich gewinnen, wenn sich urplötzlich eine wilde zu ihnen gesellte. Stehen Sie also ab von Ihrem Plane, lieber Freund, und ermitteln Sie für das Mädchen, wenn es auf Kaltenstein nicht gut

aufgehoben sein oder nicht geduldet werden sollte, ein anders Unterkommen.«

Dem Stiftssyndikus traten die Thränen in die Augen.

»Sie denken zu bescheiden von sich und zu niedrig von Zerline Geldern,« sagte er gerührt. »Dem siechen Lieutenant außer Diensten, dem ein paar alte Wunden aufgebrochen sind oder sein sollen, habe ich versprochen, was ich Ihnen mittheilte, und Sie wissen, ein Versprechen, das meinerseits ernsthaft gemeint ist, pflege ich stets zu halten.«

»Sie wollen mir doch wohl nicht gegen meinen Willen eine fremde Person aufnöthigen, für die ich gar keine Verpflichtungen habe?«

»Warum nicht, Hochwürden, wenn man damit Gutes stiften, wenn man ein paar Seelen dadurch retten kann?«

Der Domdechante ward nachdenklich.

»Das Mädchen ist verwahrlost?« sagte er nach kurzem Sinnen.«

»Nicht von der Natur, nur vom Leben.«

»Weiß sie um den Plan ihres Vaters?«

»Sie freut sich wie eine Pensionärin auf den ersten Ball.«

»Und die Baronin?«

»Eine zärtliche Tante ist sie nicht.«

»Was aber soll denn aus dem Kinde werden?«

»Ein gebildetes, wohl erzogenes Mädchen,« sprach Liebner mit einem Ernst, der seines Eindrucks auf den Domdechante nicht verfehlte. »Nach den Erfahrungen,

die ich gemacht, nach der Einsicht, die ich in die Verhältnisse und die Vergangenheit der Familie Kaltenstein gewonnen habe, bin ich zu dem Entschlusse gekommen, als verschriener Jurist einmal so recht *con amore* den Menschenfreund, den Seelenretter, den Friedensapostel zu spielen! ... Das kommt Ihnen lächerlich, vielleicht gar närrisch vor, aber ich bleibe mir nichtsdestoweniger doch selbst treu. Was in Kaltenstein gefrevelt wurde, was durch des Barons und der Baronin Zuthun und Geschehenlassen dem Förster Frei Uebles zugefügt worden ist, was außerhalb der Försterei und des Schlosses an sündhaften Freveleien begangen, und später durch den blendenden Schimmer des Reichthums und schnöder Weltlust vor aller Augen verdeckt wurde: das alles ist mir jetzt kund und offenbar geworden. Ich müßte ein schlechter Mensch und ein dummer Jurist sein, wenn ich nach diesen Einblicken in moralisch furchtbar verwilderte Verhältnisse und entsetzensvolle Familientrübsale untätig in meinem Lehnstuhle sitzen blieb. Es krächte kein Hahn danach, spräche ich: Geht, laßt mich in Ruhe! Ich mag weder von euern Schandthaten etwas wissen, noch euere Schmerzen, euere Gewissensbisse kennen lernen! Es würden's gewiß viele thun an meiner Stelle, ich aber steife mich auf das Aparte, und darum bin ich hier! Sie aber haben mehr noch wie ich die Verpflichtung, Ihr Netz auszuwerfen, wenn auch der bischöfliche Fischerring Ihren priesterlichen Finger noch nicht schmückt. Lassen Sie uns gemeinschaftlich einen Zug thun! Wer weiß, ob es uns nicht gelingt, eine Anzahl Seelen zu retten, die schon

lange nach Lebensluft schnappen. Ich meinestheils, der ich freilich ein sonderbarer Kauz bin, nebenbei aber auch eine Portion Eitelkeit und Ruhmsucht in mir beherberge, ich bilde mir ein, daß mein Vorhaben mir dereinst noch ein Monument einbringt. Was meinen Sie, theurer Freund, müßten wir beide, in Stein gehauen, als Fischer dargestellt, uns nicht vortrefflich ausnehmen, und würden nicht alle Leute an unserm Grabe stehen bleiben und Thränen der Rührung vergießen über eine so seltene Freundschaft, die nur der gemeinsame Drang, dem Himmel Bewohner zuzuführen, zu schließen vermochte?«

Liebner konnte vor Rührung nicht weiter sprechen. Er hatte bei den letzten Worten die Hand des Domdechanten erfaßt, deren leiser Druck ihm sagte, daß der geistliche Herr seinem Vorschlage doch nicht mehr unbedingt abgeneigt sei.

Eben wollte Warnkauf dem gerührten Juristen antworten, da ward er durch das eilige Nahen seiner Schwester daran verhindert. Liebner trocknete sich schnell die Thränen, um einen Blick des Einverständnisses mit dem geistlichen Herrn zu wechseln.

Sabine war aufgeregt. Fast athemlos rief sie dem Bruder zu:

»Besuch! Besuch!«

»Nun wohl, ich komme,« sprach der Domdechant gemessen.

»Du entsetzest dich, wenn du ins Haus kommst!«

»Vor einem oder einigen Menschen?«

»Ich habe solch Gesicht noch nie gesehen!«

»Wer ist's, der mich sprechen will?«

»Die alte ... die Tante ... die Schwester ... «

»Aber Sabine, so fasse dich doch!«

»Mamsell Frei!« sagte die Schwester des Domdechanten ganz erschöpft und ließ sich wie gebrochen auf den Stuhl gleiten, den ihr Bruder während der Unterredung mit dem Stiftssyndikus eingenommen hatte.

Liebner lächelte über die Bestürzung Sabine's.

»Ich kenne die tapfere Jungfrau, die manchen Mann aus dem Sattel zu heben versteht,« sprach er. »Wenn Sie erlauben, gebe ich mir die Ehre, zugleich mit Ihnen die würdige Schwester meines Cousin zu begrüßen. Daß Kathrine Frei das Forsthaus verläßt, um einen stundenweiten Weg zu machen, hat etwas zu bedeuten.«

Der Domdechant forderte seine Schwester auf, sich ihm und seinem Gaste anzuschließen, Sabine aber verweigerte es, indem sie, noch immer nach Athem schnappend, erwiderte:

»Nachher! Nachher! Mir zittern alle Glieder!«

DRITTES KAPITEL. KATHRINE AUF DER DECHANEI.

Kathrine Frei hatte sich im Sprechzimmer der Thür gerade gegenüber breit auf einen Stuhl niedergelassen. Quer über ihren Knien lag der unvermeidliche große Schirm, den sie ebensowohl gegen Sonnenschein wie gegen Regen zu tragen pflegte. Von starkem Gehen erhitzt,

fächelte sie sich mit dem Taschentuche Luft zu, und musterte dabei nach ihrer Art mit mistrauischen und spöttischen Blicken das von Sabine äußerst sauber gehaltene Gemach. Da sie wirklich nichts Tadelnswerthes darin entdecken konnte, richtete sie ihre Aufmerksamkeit wieder auf sich selbst. Um im Gehen weniger belästigt zu sein, hatte sie ihre Kleider etwas aufgeschürzt. Die derben Schuhe ihrer ziemlich großen Füße waren bestäubt, und auch die Strümpfe zeigten noch über die Knöchel hinauf eine leichte graue Schattirung.

Der große Ordnungs- und Reinlichkeitssinn Kathrinens konnte es nicht ertragen, gefegte Wohnzimmer zu beschmuzen, und obwohl sie kaum anders in der Decha nei erscheinen konnte, nachdem sie einen langen, staubigen Weg zu Fuß zurückgelegt hatte, mochte sie doch um keinen Preis der Welt schuld sein an der Verunreinigung der tadellos reinen groben Tücher, mit denen die weißgescheuerten Dielen des Sprechzimmers bedeckt waren.

Schnell sich erhebend legte Kathrine ihren Schirm auf den Fußboden, nahm dann ihr stark zerknittertes Taschentuch, säuberte mit diesem erst die Strümpfe, dann ebenso gründlich die Schuhe, und war eben damit zu Stande gekommen, als sie Schritte vor der Thür vernahm.

Den Regenschirm wieder aufnehmend und sich darauf stützend, richtete sie ihre großen scharfen Augen finster auf die Thür. So blieb sie unbeweglich stehen, bis der Domdechant mit dem Stiftssyndikus eingetreten war und sie höflich vornehm begrüßt hatte.

Der formgewandte Prälat mußte seiner Schwester beim Anblick der hageren, alten Jungfrau doch recht geben. Kathrine Frei machte in ihrem originell geschmacklosen Anzuge, mit dem entsetzlich blatternnarbigen Gesicht, das jetzt vom Gehen in Staub und Sonnenglut braunroth aussah, den Eindruck eines abschreckenden Zigeunerweibes, wie sie damals noch dann und wann auf Dörfern und in offenen Marktflecken erschienen, und ungestüm, ja gebieterisch sich den verschüchterten Bewohnern aufdrängten.

Kurz und hochfahrend erwiderte sie den Gruß des Domdechanten, ohne dessen Begleiter auch nur zu beachten. Dann hob sie die linke Hand, die fest den Hausschlüssel umklammerte, und sagte diesen dem Prälaten zeigend:

»Ich habe mich vorgesehen, Herr Domdechant, und kann mich ausruhen, bis ich mich wieder kräftig genug fühle für den Heimweg! Das Forsthaus ist fest verschlossen, meine Leute habe ich laufen lassen zum Hahnschlagen, das die jungen Burschen abhalten, und wenn mein Bruder früher nach Hause kommen sollte als ich, so mag er an sich selber erfahren, wie angenehm es ist, wenn man auf andere Leute warten muß. Wissen Sie, was ich will, Herr Domdechant?«

»Wie könnte ich das wissen, liebe Freundin . . . «

»Bin ich nicht, Herr Domdechant, auch ist das bloß so eine Redensart, mit denen man Kindern, Eiteln und Narren Sand in die Augen streut! Bei mir ziehen solche Faxen

nicht; denn ich halt' es mit der ungeschminkten Wahrheit. Damit Sie also gleich erfahren, mit wem Sie es zu thun haben, so sage ich's frank und frei heraus: Ich bin katholisch geworden!«

»Katholisch?« rief der Stiftssyndikus. »Sie wollen wohl sagen verrückt?«

Der Domdechant nahm schweigend eine Prise. Seine ernsten Züge ließen erkennen, daß ihn die Redeweise der rücksichtslosen Person indignirte.

Kathrine warf dem Stiftssyndikus einen Blick souveränster Verachtung zu und machte einen tiefen Knicks.

»Bitte, Herr Cousin,« sprach sie, ihr Gesicht in noch häßlichere Falten zusammenfitzend, »wenn Sie auf dem Rückwege an der Apotheke vorüberkommen, bestellen Sie sich doch für einen Dreier Conduite! Das Kraut soll jetzt fast noch billiger zu haben sein als Wegrich.«

Liebner hustete und mußte sich das Taschentuch vor den Mund halten, um die maliciöse Schwester des Försters nicht merken zu lassen, daß ihr giftiger Rathschlag seine Lachlust reizte.

»Also, meine Liebe, Sie sind katholisch geworden?« warf der Domdechant ein, den dies Geständniß Kathrines über alles interessirte.

»Nun ja, mein Herr Domdechant,« fuhr diese fort, »und wenn Sie nicht etwa Wunder thun können, so werd' ich's wohl auch noch eine Weile bleiben!«

Warnkauf machte große Augen und seine Mienen wurden noch ernster.

Der Stiftssyndikus begann jetzt vor Lachlust förmlich zu schluchzen, und als der Domdechant diesen deshalb verwundert ansah, sprach er:

»Wild, erbittert, rabiät ist meine interessante Cousine! Das nennen wir zur Unseligkeit prädestinirten Ketzler ja katholisch.« Bitte, lassen Sie der guten Person ja ihren Raptus, sie plaudert dann mehr aus, als sie sich vorgenommen hat!«

Der Prälat, seinen Irrthum jetzt ebenfalls einsehend, faßte sich, bat Kathrine, sie möge Platz nehmen, und fügte die Frage hinzu, was sie denn in eine so verzweifelte Stimmung versetzt habe.

»Ein Mann und ein Weib, Herr Domdechant,« erwiderte Kathrine, »oder wenn Sie wollen, ein Landstreicher und eine Landstreicherin. Der Stiftssyndikus wird mich schon verstehen, denn er ist gewiß und wahrhaftig nur dieser Vagabunden wegen zu Ihnen gekommen!«

Liebner setzte sich ans Fenster und simulirte von Zeit zu Zeit ein schluchzendes Husten. Der Domdechant ließ sich ebenfalls in einen der bequemen Sessel nieder, deren das geräumige Zimmer mehrere enthielt, und sagte:

»Sie müssen sich etwas bestimmter erklären, Mademoiselle, wenn ich Sie verstehen und die Absicht des Besuchs, mit dem Sie mich beehren, erkennen soll.«

Kathrine war offenbar damit beschäftigt, ihre Gedanken zu ordnen, um sie in leidlichem Zusammenhange vorzutragen, denn sie blickte bald nach oben, bald seitwärts, bald sah sie den Domdechanten mit halb lauern-dem, halb herausforderndem Auge an. Endlich schien sie

mit sich im Reinen zu sein. Sie stieß den Regenschirm auf die Diele und sagte:

»Nicht wahr, Herr Domdechant, meine Nichte Hildegard ist ein undankbares, unkindliches, verworfenes Geschöpf, und wenn man ihr Bestes will, muß man ihr wünschen, daß schweres Unglück, bittere Schmerzen über sie kommen?«

»Hildegard Frei hat mich tief betrübt,« erwiderte Warnkauf. »Ich hoffe, daß die Arme eines Tags zur Erkenntniß ihres Unrechts kommt, und daß sie dann in sich geht und sich bessert.«

»Wissen Sie, wo sich die verlaufene Dirne die ganze Zeit her, seit mein unglücklicher Bruder still um sie trauert, herumgetrieben hat?«

»Mein Amt entfremdet mich der Welt,« sagte der Domdechant.

Kathrine wendete ihre schneidend scharfen Blicke dem Stiftssyndikus zu.

»Zu welchem Zwecke wäre denn mein gelehrter Herr Cousin mit seinem französischen Appetit bei Ihnen, wenn er nicht von der verlaufenen Dirne mit Ihnen sprechen wollte?«

»Fahren Sie nur fort, Mademoiselle,« fiel nach diesen Worten der Stiftssyndikus ein. »Das Reden kommt an mich immer noch früh genug, wenn Sie sich erst gründlich ausgesprochen haben. Auch bin ich nicht eilig wie Sie, verehrte Cousine. Die Gastzimmer der Domdechanei stehen für erprobte Freunde immer bereit.«

»Ich *will* auch reden,« erwiderte Kathrine barsch, »und so reden, wie es mir ums Herz ist. Das Kind meines Bruders ward von Kindesbeinen an von mir nicht verhätschelt, denn ich will immer nur das Vernünftige. Darum wollte ich, Hildegarde sollte erzogen werden, wie's Brauch war in meiner seligen Aeltern baufälligem Pfarrhause, und wie ich und mein Bruder Andreas erzogen worden sind. Früh, wenn die Hähne krähen, heraus aus den Federn, mögen die Nachtigallen singen oder der Schnee pfeifen. Rasch ins Zeug, mit einer tüchtigen Mehlsuppe den Magen erwärmt und dann an die Arbeit, daß sich die Muskeln dehnen, und die Gelenke strecken. Das gibt Menschen, die 'was aushalten, nicht piepsen, wenn ihnen ein scharfer Wind um Nase und Ohren weht, und sich das Gehirn nicht erweichen durch Einpfropfen zweckloser Dinge, von denen höchstens gelehrte Bücherwürmer und Schartekenschreiber andern vernünftigen Leuten zum Verdruß Gebrauch machen können. Aber meine Worte waren in den Wind gesprochen! Der Bruder hatte wenig Zeit und war vernarrt in die Grübchen der rosigen Wangen seiner weichhändigen, zartfingerigen Frau. Das Püppchen mußte in Spitzenhemdchen gesteckt und wie ein Prinzeßchen gepäpelt werden. Marzipan war für die zierliche Puppe, die ihrer Mama prächtig nachschlug, noch nicht gut genug! . . . Na, und wir hatten es ja! Was nicht auf dem Forsthause wuchs, das gedieh auf Kaltenstein! Die vornehme Frau Baronin« – hier stand Kathrine auf und machte einen ihrer unnachahmbaren

Knickse – »fuhr ihrer angebeteten Freundin alle erdenklichen Leckereien zweispännig in den Hof, und es wäre ja Sünde, himmelschreiender Undank gewesen, hätte meine feine Schwägerin so viele hochadeliche Liebesbeweise nicht voll Rührung annehmen wollen! Was zuletzt aus diesem Narrenkram, aus dieser Höllenerziehung geworden ist, das, denk' ich, ist bekannt genug. Meine verweichlichte Schwägerin mußte ins Gras beißen, weil sie Zug und reinliche Zimmer nicht vertragen konnte; mein Bruder ward träumerisch, mismuthig und wenn ich ihn nicht manchmal aufrüttelte und ihm ins Gewissen redete, so wäre er – Gott steh' mir bei – längst schon Laterenträger bei den nächtlichen Feldmessern, die immer auf krummen Wegen wandeln! Meine Nichte endlich hat sich total verworfen, ist landläufig geworden, zettelt Liebesgeschichten an und näht jetzt seit einigen Wochen, wie es heißt, an einem groben Kittel, der gemeinhin den Namen Büßerhemd führt . . . Das ist's, Herr Domdechant, was ich Ihnen mittheilen wollte! Eigentlich hätte es Andreas thun sollen, der arme Mann aber ist zu niedergeschlagen, zu bestürzt, auch zu beschämt, um sich bewegen zu lassen, eine so demüthigende Nachricht in Person zu überbringen. Ginge es meinem Bruder nach, so hätten Sie kein Sterbenswörtchen von dieser Geschichte erfahren. Ich aber will, daß sie landkundig wird, denn ich bin für die Wahrheit, nicht für die Lüge! . . . Es soll's jedermann hören, daß die vornehme Frau Baronin von Kaltenstein«– Kathrine schaltete wiederum einen Knicks ein – »schuld ist an dem Unglück, das meines Bruders

Haus betroffen hat, und da ich nicht wissen noch ahnen konnte, daß der gelehrte Herr Cousin so auffallend mit mir übereinstimmte, hab' ich mir ein Herz gefaßt, meine Seele und das Forsthaus Gott empfohlen, und bin hierher gewandert, um Sie, Herr Domdechant, dem wir doch einigen Dank schuldig sind, anzuzeigen, daß meine Nichte sich noch am Leben befindet, aber freilich – Gott sei's geklagt, in einem Zustande, den ich meinem ärgsten Feinde nicht wünschen möchte!«

Der Prälat warf dem Stiftssyndikus einen fragenden Blick zu, da er zweifelhaft war, ob er die Rede der seltsamen Person für volle Wahrheit oder nur für einen Versuch halten sollte, der es auf seine wohlwollende Gesinnung absah. Die weinerliche Miene Liebner's sagte ihm jedoch, daß er den Worten Kathrinens Glauben schenken dürfe.

»Ich weiß in der That nicht, Mademoiselle Frei,« versetzte Warnkauf, »in welcher Weise ich mich für diese Mittheilung, die für mich mancherlei Beruhigendes enthält, erkenntlich erweisen soll. Einstweilen danke ich Ihnen für Ihr Zutrauen und gebe Ihnen die Versicherung, daß ich heute noch ebenso innigen Antheil nehme an dem Geschick Ihrer Nichte wie damals, als Ihr Herr Bruder mir sein schwer zu behandelndes Kind zuführte. Ist das bedauernswerthe Geschöpf im Forsthause wieder eingetroffen?«

Kathrinens zerrissenes Gesicht ward sehr finster. Sie schüttelte heftig den Kopf, biß die Lippen fester zusammen und machte eine Bewegung mit der Hand, welche

den Hausschlüssel hielt, die sich Warnkauf leicht erklären konnte. Dann sagte sie hart und kalt:

»Ins Forsthaus kommt die verlaufene Dirne nicht eher, bis sie mir Abbitte gethan hat, es sei denn, die Gerichtsleute trügen mich früher als Leiche aus demselben! Just das ist der Punkt, der mich zwang, in dieser Hitze mich auf die Socken zu machen, mein hochwürdiger Herr Domdechant . . . Meinem Bruder Andreas, obwohl er das Mädchel unter die Fuchtel nehmen sollte, wässert schon der Mund nach Hildegardens frischen Lippen, denn er ist ein Mann von der weichen Sorte, die für ein hartes Leben wenig taugt. Zum Glück aber bin ich noch da, die für ihn sorgen kann und will, und darum soll er zu seinem eigenen Besten seinen Willen nicht durchsetzen.«

Stiftssyndikus Liebner trocknete sich die thränenden Augen ab und näherte sich Kathrine.

»Mademoiselle vergißt, daß in dieser wichtigen Angelegenheit außer dem wackern Förster auch noch eine andere Person um ihre Meinung zu befragen ist,« sagte er. »Wenn nun diese Person mit Mademoiselle nicht harmonirte, wie dann?«

Kathrine warf den Kopf in den Nacken und entgegnete hochfahrend:

»Ich weiche niemand!«

»Das ist auch noch gar nicht verlangt worden, Mademoiselle,« sprach Liebner, der plötzlich aus einem zum Weinen aufgelegten Manne sich in einen geschäftseifrigen Juristen verwandelte. »Ich erlaubte mir auf gütliche

Vereinigung hinzudeuten. An dieser wird man festzuhalten genöthigt sein, weil verschiedene Interessen zu berücksichtigen sind.«

»Ich kenne nur die Interessen meines Bruders,« sagte Kathrine, indem sie ihren Sitz wieder einnahm und den Regenschirm zwischen die Knie klemmte. »Diesem diene ich, und würden mir Kaiser und Papst deshalb aufsätzig.«

»Wir dürfen uns beide glücklich preisen, Mademoiselle,« erwiderte lächelnd der Stiftssyndikus, »daß wir die Aufmerksamkeit so hoher Würdenträger nicht zu besorgen haben. Mir indeß als Cousin des Försters und als sein Rechtsfreund liegt es ob, etwas umsichtiger zu verfahren, und da möchte es sich ergeben, daß die Interessen namentlich dreier Personen gleichmäßig Anspruch haben gewahrt zu werden. Diese Personen sind der Förster Frei, dessen Tochter Hildegarde und der junge Baron von Kaltenstein.«

Um Kathrinens schmale Lippen spielten Spott und Hohn.

»Der junge Baron!« sprach sie lachend. »Was kümmert mich der adeliche Musje?«

»Förster Frei steht in seinen Diensten, Mademoiselle, seit Adolar von Kaltenstein die Herrschaft angetreten hat. Diesen Punkt werden Sie nicht abstreiten wollen. Ferner

hegt er einiges Wohlwollen für die Tochter meines Cousins, die er nicht gern ein zweitesmal von der eigensinnigen Frau Baronin auf Abwegen ins Ausland geleiten lassen möchte, und endlich hat er die höchst löbliche Absicht, früheres Unrecht, so gut es sich thun läßt, wieder gut zu machen.«

Kathrine erfaßte den Regenschirm mit ihrer knöchernen Hand und stand auf.

»Gut,« sprach sie, »der junge Herr Baron mag thun und lassen was er will, ich werde und kann ihm das nicht verwehren, in meinem Revier lass' ich ihn aber nicht jagen! ... Das Blut der Kaltenstein, nun ich denke man weiß, was man davon zu halten hat! ... Kurz und gut, Herr Stiftssyndikus, meine verlaufene Nichte soll mit *meinem* Willen nicht in die Hände *dieser* Familie fallen! ... Ihre Ankunft ist uns angesagt; ich werde sie empfangen, und sehe ich, daß die Kaltensteiner den Ofen überheizen wollen, so gehe ich, Herr Stiftssyndikus, zur Abwechslung durch mit meiner Nichte, und wo sie mich und das Mädchel nicht vor die Thür setzen, das weiß ich!«

Das Auge der aufgeregten alten Jungfrau ruhte auf dem Antlitze Warnkauf's, der die Absicht Kathrinens und die Veranlassung ihres Kommens jetzt vollkommen durchschaute. Er verbeugte sich unmerklich, indem er zugleich einen Seitenblick auf den Stiftssyndikus warf.

Dieser zuckte die Achseln und sagte:

»Warten wir Hildegardens Ankunft ruhig ab, Mademoiselle! Wenn Ihr Bruder Ihnen alles mitgetheilt hat, was ihm zu eröffnen mir oblag, seit der junge Herr von

Kaltenstein mich ersucht hat ihn durch meine juristischen Kenntnisse zu unterstützen, so wissen Sie auch, daß Hildegarde nicht allein in ihre Heimat zurückkehrt.«

»Freilich,« erwiderte Kathrine, in ihrer derben Weise lachend. »Von der Vornehmheit will sie nicht lassen oder die Vornehmheit läßt nicht von ihr. Nun's keine Baronin sein kann, muß ihr eine Gräfin die Schleppe tragen. Ich denke nur, diese neue vornehme Bekanntschaft ist nicht von edlerer Rasse als die weiland Mademoiselle Clotilde Geldern! . . . Sie darf sich darauf verlassen, daß ich die Worte der Frau Gräfin gegenüber nicht auf die Goldwage legen werde.«

Dies Geduld des Stiftssyndikus ging zu Ende. Er sah sich an seiner Würde, an seiner Ehre durch die hartnäckige Kathrine, die Hildegarde um jeden Preis, wenn auch auf Umwegen, an sich reißen wollte, um endlich Gewalt über sie zu gewinnen, tief verletzt.

»Man wird Sorge tragen, Mademoiselle,« sagte er in sehr entschiedenem Tone, »daß die Frau Gräfin von Serbillon, unter dessen Schutze die Tochter meines Cousins bisher lebte, und deren wohlthuendem Einflusse es gelungen ist, das Mädchen zum Nachdenken über sich selbst zu bringen, sich nicht erschrickt über – über die unerhörte Accuratesse in einem einfachen Forsthause! Gräfin von Serbillon wird mit ihrer jungen Begleiterin im Stift absteigen. Das ist ein neutraler Boden, Mademoiselle, den wir beide respectiren müssen. Weilt die Heimgekehrte erst im Stift, so können wir als einander gegenüber stehende feindliche Mächte in aller Gemächlichkeit

zu tractiren beginnen. Mir macht das immer viel Vergnügen, denn man lernt dabei und braucht sich gar nicht zu ereifern.«

Kathrine kehrte dem Stiftssyndikus erbittert den Rücken und ergriff hastig die Hand des Domdechanten.

»Ich bin schon wieder katholisch,« sprach sie, »meinen Willen aber werde ich doch durchsetzen!« Dann kehrte sie ihr blatternnarbiges, erhitztes Gesicht abermals dem Stiftssyndikus zu, stieß die Spitze ihres Regenschirms hart auf den Boden und fuhr fort:

»Hier, aus diesem Hause, das sie dem wilden, verzogenen und verlogenen Kinde selbst zum Aufenthalte empfohlen, ist sie ausgebrochen in thörichter Raserei, und hier soll sie wieder einkehren, damit sie dem hochwürdigen Herrn Domdechanten für die ihm zugefügte schwere Beleidigung Abbitte thut, fußfällig, in Thränen schwimmend und die Hände ringend! Und ich, die ich es wahrhaftig gut mit ihr meine, ich will dabei stehen! ... So soll und muß es geschehen oder ich schreie lauter um Gerechtigkeit, als das jüdische Gesindel ihr › Kreuzige!« rief beim Erblicken des geschlagenen, dornengekrönten Heilandes!«

Der Stiftssyndikus verrieth unter seiner stark gerötheten Nase eine Prise, die er aus der Dose des Domdechanten entnommen hatte.

»Eine respectable Consequenz, ich muß gestehen!« sagte er. »*Fiat voluntas tua!* Mademoiselle darf sich aber nicht beklagen, wenn der Athem ihrer Lunge von weniger Ausdauer ist als das Recht, das nach dem Urtheil

widerhaariger Laien mit dehnbarem, jeder Form sich fügendem Wachse verglichen wird. Also Mademoiselle Frei, zwischen uns besteht Krieg, bis wir gegenseitig in aller Form Rechtens sanftmüthig lächelnd die Friedenstractaten unterzeichnen.«

Kathrine nickte wie ein Hahn, der mit geschwellenem Kamm eine widerspenstige Henne zur Raison gebracht hat. Sie stieß noch einigemal ihren Regenschirm auf den Boden und wiederholte:

»Hier, mein Herr Stiftssyndikus, hier soll sie Buße thun, die mich und den hochwürdigen Herrn Domdechanten so schwer beleidigt hat!«

Darauf verbeugte sie sich lächelnd gegen beide Herren, rückte ihren in den Nacken geglittenen Hut etwas mehr nach vorn und entfernte sich, ohne der Aufforderung Warnkauf's zu achten, der sie zu bleiben bat und ihr seinen Wagen zur Disposition stellte.

Kathrine hörte nicht. Sie verließ ungebrochenen Muths das Dechanat und schritt hochaufgeschürzt, wie ein hausirendes Zigeunerweib, im Abendsonnenlicht der Pforte zu, außerhalb welcher sie den Blicken der Zurückbleibenden alsbald verschwand.

VIERTES KAPITEL. EIN GESPRÄCH ZWISCHEN GESCHWISTERN.

Mattes Abendroth flimmerte noch über dem Gebirgs- saume, als die unermüdliche Kathrine den Hof des Forst- hauses wieder betrat. Zwei junge Dachshunde saßen auf dem Fensterbret der Hausflur und begrüßten winselnd

die Gebieterin. Diese erkannte an der Unruhe der Hunde, daß schon vor ihr jemand Einlaß begehrt haben mußte, und sie vermuthete aus verschiedenen Gründen, es möge dies ihr Bruder Andreas gewesen sein. Ihre Vermuthung ward zur Gewißheit, als sie den Schlüssel ins Schloß stoßen wollte. Sie gewahrte nämlich ein zusammengerolltes Stück Papier in der Oeffnung, das die mit Bleistift geschriebenen wenigen Worte enthielt:

»Um nicht wie ein Vagabund im Hofe herumblauern zu müssen, bin ich nach Kaltenstein gegangen. Ich kehre zurück, wenn ich mich leiblich gut werde gepflegt haben. Andreas.«

»Prasser!« sagte Kathrine, den Zettel zerreißend. »Mannvolk bleibt doch ewig undankbar, mag man sorgen wie man will und sich aufopfern, so weit die Kräfte reichen. Ist der Tisch nicht zur fest gesetzten Stunde gedeckt, murt und knurrt es wie die Hunde.«

Aergerlich stieß sie den Schlüssel ins Schloß und öffnete. Die Dachshunde umsprangen sie wedelnd und leckten ihr die Hände, bis sie die schmeichelnden Thiere mit barschen Worten verscheuchte.

Auf dem Küchenherde glimmten noch ein paar Kohlen unter der Asche. Kathrine entzündete Licht, fachte das Feuer an, und traf Anstalten zur Bereitung eines guten Abendbrottes. Bei dieser Beschäftigung wurden die häßlichen Züge ihres Gesichts freundlicher. Ein Lächeln setzte sich fest in denselben und verrieth, daß ein erheiternder Gedanke sie beherrsche.

»Ich muß doch Bedacht darauf nehmen, mir Andreas gut und geneigt zu erhalten,« sprach sie. »Stimmt er mir bei, so muß zuletzt der rechtskluge Herr Stiftssyndikus wohl nachgeben oder darf seine Pfeife doch weniger gellend blasen . . . Narrenspossen! Was verstehen die Männer und, nun vollends so ein alter Junggeselle von Mädchenerziehung! Ich bin es der Nichte schuldig, daß ich mich nach so vielen Verirrungen ihrer annehme, aber Gott weiß es, die Liebe hat wenig damit zu schaffen!«

Kathrinens Züge verfinsterten sich wieder, und je länger der Gegenstand ihres Nachdenkens sie beschäftigte, desto eiserner ward die Härte, die sich auf ihrem Gesichte ausprägte.

Wohl eine Stunde verging, ohne daß die stets thätige Schwester des Försters in ihrer Arbeit gestört ward. Später kam erst das Hausmädchen, sodann der Jägerbursche zurück. Kathrine belobte beide ihrer Pünktlichkeit wegen und trug ihnen selbst das inzwischen bereitete Abendessen auf. Persönlich genoß sie nur wenig, obwohl sich jetzt die Folgen der heftigen Anstrengung mehr und mehr bemerkbar machten.

So oft sich draußen etwas rührte, horchte Kathrine auf, da sie immer glaubte, es müsse Andreas sein. Es kam jedoch die elfte Stunde heran, und noch immer kehrte der Bruder der still Harrenden vom Schlosse nicht zurück. Endlich vernahm sie die ihr wohlbekanntesten Schritte desselben. An dem festen Auftreten hörte sie, daß er sich nicht übernommen haben könne, und um ihm zu beweisen, wie aufmerksam sie sei, eilte sie rasch nach der

Hausthür und öffnete diese, noch ehe Andreas durch Anschlagen des Klopfers seine Ankunft meldete.

»Guten Abend, lieber Bruder,« sprach Kathrine sanft, »du wirst tüchtig ausgehungert sein. Ich habe dir eins von deinen Leibgerichten bereitet.«

Andreas erwiderte den Gruß der Schwester kühl, indem er einen scharfen mistrauischen Blick aus seinen grauen Augen auf sie schoß. Dann sagte er trocken:

»Gegessen habe ich schon längst. Das wußtest du auch, hättest dir also die Mühe, für mich etwas Besonderes zu kochen, ersparen können.«

»Bist böse?« versetzte Kathrine, dem Bruder das grau werdende Haar aus der Stirn streichend. »Ich ging um dich aus.«

»Ich verlange nicht, daß du mir Rechenschaft ablegst,« entgegnete Andreas, indem er sich auf die Bank neben dem Küchentische niederließ. »Gib mir ein Glas frisches Wasser! Mich dürstet!«

Die Schwester reichte dem Bruder bereitwillig das Verlangte.

»Wie geht's auf Kaltenstein?« fragte sie zögernd, während Andreas langsam das kalte Quellwasser schlürfte. »Ist der alte Baron wieder zurückgekommen?«

Der Förster stellte das halbgeleerte Glas auf den Tisch und sah sinnend in das noch flackernde Herdfeuer. Die Schwester machte sich ihm durch das Auflegen ihrer Hand auf seine Schulter bemerkbar.

»Der Salat ist ausgezeichnet, gelb wie Gold und zart wie Flaum,« sprach sie. »Wenn du ihn zu den Eiern probiren wolltest?«

»Leiste mir Gesellschaft!« sagte Andreas.

»Soll ich in deinem Zimmer aufdecken?«

»Ich bleibe lieber hier.«

Kathrine breitete eiligst ein ganz reines Tuch auf den Küchentisch, brachte Teller, Messer und Gabel, und trug dann die in Butter geschmorten Eier und eine bis zum Rande gefüllte Salatière auf.

»Ich habe einen weiten Spaziergang gemacht,« nahm sie, dem Bruder vorlegend, abermals das Wort. »Kannst du errathen, wen ich besucht habe?«

»Ich begehre es nicht zu wissen.«

»Du sollst es aber wissen! Beim Domdechanten war ich! ... Er hat mir nicht die Thür gewiesen, wie du letzthin meintest, sondern mich ganz ruhig angehört.«

»Dazu gehört viel Selbstüberwindung,« meinte Andreas, »denn wenn du erst recht in den Zug kommst, dauert es meistentheils etwas lange, ehe du dich ganz ausgesprochen hast. War er denn freundlich?«

»Wäre nur der Stiftssyndikus mir nicht in die Quere gekommen!«

»So, so! Also mit dem bist du zusammengetroffen? Sag' ich's doch! Es ist nichts zu machen; wir werden uns eben in die Verhältnisse schicken müssen. Der junge Baron stimmt mir vollkommen bei.«

»Hast du mit dem Sausewind gesprochen?«

»Er ist ein anderer geworden seit dem Abend, wo Vater und Sohn im vergangenen Winter hier unsere Gäste waren,« erwiderte der Förster. »Uebermorgen wird er den fremden Herrschaften entgegenreisen. Nach den erhaltenen Briefen ist er dazu genöthigt.«

Kathrine zeigte große Unruhe.«

»Das willst du dulden?« rief sie aus. »Wer gibt ihm das Recht, sich in deine Angelegenheiten zu mischen? Und schickt sich's etwa, daß ein junger Fant, dem über Nacht eine Baronenkronen auf den Kopf fiel, obwohl er, ginge es in dieser Welt stets nach Verdienst und Würdigkeit, eigentlich die rothgezipfelte Mütze eines Pferdeknechts verdient hätte, einem noch jüngern Mädchen, das nur mit auf den Rücken gebundenen Händen das Vaterhaus wieder betreten sollte, entgegenreisen darf?«

»Du siehst die Sachen mit deinen Augen an, lieb Käthchen,« versetzte Andreas, »und wenn ich dich versichere, daß du in dieser speciellen Angelegenheit in einem Irrthume befangen bist, so solltest du mir gar nicht widersprechen. Ohne Adolar, wer weiß, ob wir heute noch wüßten, wo Hildegard sich aufhielt!«

»Die Baronin würde schon gebeicht haben.«

»Vielleicht, wahrscheinlich ist es nicht.«

»Noch nicht? Und doch heißt es, daß sie an einem gefährlichen Uebel leidet?«

»Das Uebel ist gewiß sehr schmerzhaft, auch gefährlich kann es sein, nur pflegen davon Befallene nicht schnell

daran zu sterben. Die Baronin gehört aber durchaus weder zu den weichherzigen, noch zu den charakterschwachen Frauen. Ein Geheimniß, das sie nicht verrathen will, könnte sie wohl mit ins Grab nehmen.

Kathrine verhielt sich eine Zeit lang schweigend, dann sagte sie mit voller Ueberzeugung:

»Ich bestehe bei alledem auf meiner Forderung! Das eigensinnige Mädchen thut erst dir und mir Abbitte, und geht dann mit uns nach dem Dechanat, um sich dort noch ein drittes mal zu demüthigen. Das wird ihr den Willen brechen und sie schließlich gefügiger machen.«

»Das alles kann und wird höchst wahrscheinlich geschehen,« versetzte Andreas, »nur muß man die passende Zeit abwarten. Eingreifen will und kann ich nicht, ebenso wenig bist du dazu berechtigt. Wir haben uns vielmehr ganz und gar den Anordnungen der gräflichen Familie zu unterwerfen, bei welcher Hildegarde seit Monaten sich aufhielt, und die sich mit dem jungen Herrn von Kaltenstein in nähere Beziehungen gesetzt hat. Daß dieser Weg der Vermittelung besser ist, als wenn ich direct eingreife, leuchtet mir jetzt vollkommen ein. Ist doch das eigensinnige Kind bis zu dieser Stunde noch nicht zu bewegen gewesen, sich schriftlich an mich zu wenden.«

»Du bleibst in alle Ewigkeit ein schwacher, nachgiebiger Mensch, der allen Leuten selbst die schwersten Beleidigungen verzeiht, und ginge es dir dabei an Kopf und Kragen! Wär' ich an deiner Stelle, ich wollte diese hochadelichen Strolche nach Noten cujoniren!«

»Um ein Jahr lang hinter Schloß und Riegel zu verleben und die schweren Kosten eines langweiligen ärger-vollen Processes zu bezahlen? . . . Sehr schön, lieb Käthchen! Daß du es gut meinst, weiß ich, aber Weiber denken, wenn sie sich gekränkt fühlen, immer zuletzt an das Wichtigste. Gesetze lassen sich nicht willkürlich machen, und das Recht mag oft zu beugen, ebenso oft auch zu umgehen sein, willkürlich zu brechen ist es nicht.«

Kathrine geberdete sich sehr ärgerlich. Sie gab sich große Mühe, den Bruder eines Bessern zu belehren, und legte namentlich viel Gewicht auf die Thatsache, daß die intrigante Baronin Hildegarde doch eigentlich ganz und gar auf dem Gewissen habe. Das verlange Strafe, und diese Strafe sie erdulden zu sehen, dahin eben gehe all ihr Dichten und Trachten.

»Die Strafe wird für Clotilde von Kaltenstein nicht ausbleiben,« sagte Andreas, »es scheint mir sogar, als könne sie mehr davon zu fühlen bekommen, als sie zu ertragen vermag.«

»Wenn sie nicht ins Zuchthaus kommt, bin ich nicht zufrieden!« rief die erbitterte Kathrine.

»Wäre dir's Irrenhaus nicht noch lieber?«

Diese so kalt hingeworfene Frage des Bruders erschreckte Kathrine. Es gab nichts Entsetzlicheres für die alte Jungfrau als das Irrenhaus, und sie konnte seit längerer Zeit begreifen, daß es möglich sei, geistesirr zu werden. Sie hielt sich selbst zwar für kein ganz fehlerfreies Geschöpf, aber sie getraute es sich in allen Tugenden mit jedem andern, sogar mit den Besten aufzunehmen;

denn ihr Thun war wohl überlegt und ruhte ihrer eigenen Ueberzeugung nach auf einem tiefsittlichen Grunde. Und dennoch quälten sie Phantasien und sogar Erscheinungen gaukelten vor ihrem Auge, die ihr schon oft das Blut erstarren gemacht hatten. Bedachte sie nun, was die intrigante Baronin im Vergleich mit ihr auf dem Gewissen haben möge, so entsetzte sie sich vor dieser geheim gehaltenen Sündenlast, und die Pforten des Irrenhauses öffneten sich schon vor ihrem Geiste, um die von Gott Gestrafte aufzunehmen.

»Nein! Nein!« rief sie erbleichend, beide Hände gegen den Bruder ausstreckend und sie krampfhaft bewegend, als wolle sie etwas Furchtbares von sich abschütteln. »Nein, nicht ins Irrenhaus! Lieber noch will ich, daß die abscheuliche Person unbestraft in die Grube fährt!«

Andreas reichte seiner Schwester die Hand.

»Ich weiß ja, daß du nichts Unrechtes willst,« sagte er, »siehe nun auch zu, daß du der unrechten Gedanken ebenfalls vollkommen Herr wirst. Glaube mir, Käthchen, auf Schloß Kaltenstein gibt es zur Zeit nicht einen einzigen Glücklichen! Selbst der junge Herr geht herum wie ein Verstörter, ich habe aber nicht erfahren können, was ihn neuerdings so tief erschüttert hat. Auf mein behutsames Anklopfen gab er mir immer nur ausweichende Antworten.«

»Der alte Baron wird ihn malträtiren,« meinte Kathrine. »Ihn reut sein übereilter Schritt.«

»Das kann es allein nicht sein,« erwiderte Andreas. »Ein guter Wirth war der Baron nie, die ganze Verwaltung der großen Herrschaft lag schon längst wieder im Argen, und daß er sich jetzt, wo er für sich selbst ganz ausgezeichnet gesorgt hat, nicht mehr um das Ganze bekümmern muß, ist ihm sicherlich sehr angenehm. Es sind Familienverhältnisse, scheint mir, die den jungen Herrn quälen. Der alte Herr, den sie alle vettern, und das luftige Ding von Tochter, die heute den Aschenbrödel, morgen den Reitknecht und übermorgen die Prinzessin spielt, sind unliebsame Gäste.«

»Mit einem Stück Geld wies ich diesen Unbequemen die Thür,« sagte Kathrine.

Der Förster nickte beifällig.

»Es soll geschehen, das ließ der junge Herr auch heute wieder durchblicken,« fuhr er fort, »so ganz leicht muß aber das Abfinden doch nicht sein.«

»Weil das Mühmchen ein Auge auf den jungen Herrn hat,« fiel die Schwester lebhaft ein. »Um das zu sehen und sich zurecht zu legen, braucht man nicht einmal lesen gelernt zu haben.«

»Meinst du?« sagte der Förster.

»Natürlich! Solche Landstreicher speculiren immer. Und häßlich ist die Krabbe nicht! Könnte ich hexen, ich würde ihr das glatte Gesicht durch einige recht widerwärtige Pusteln entstellen. Dann würdest du Wunder erleben und die hungernden Gäste schon innerhalb acht Tagen aus dem Schloßhofs abziehen sehen.«

Der Förster zuckte die Achseln.

»Ganz kann ich dir doch nicht beistimmen,« erwiderte er. »Zerline ist allerdings niedlich und ihr begüeterter Vetter mag ihr nicht gleichgültig sein, Liebe zu dem Mädchen aber quält meinen Herrn nicht. Seine Bekümmerniß entsteigt einer andern Quelle.«

Der Ernst des Försters machte Kathrine doch zweifelhaft

»Hat er dir was anvertraut?« fragte sie ihn. »Um dich herum schwänzelt er seit einiger Zeit wie ein geschlagener Hund.«

»Was ihn drückt, weiß ich nicht,« erwiderte Andreas, »daß es aber mit seinen Familienverhältnissen zusammenhängt, läßt sich errathen. Er verheimlicht das sogar nicht. Auch die Abreise seines Vaters wurde dadurch bedingt.«

»Nach welcher Himmelsgegend ist der Alte denn geflogen?« sagte die Schwester. »Er war doch sonst die langen Jahre her nicht mehr aus seinem Baue zu bringen. Du bist ja vertraut mit ihm wie ein Milchbruder; ihr jagtet und – Gott vergeb' es dir – zechtet manche Nacht zusammen; sollte denn in der Weinlaune dem Herrn Baron das Herz nicht einmal übergelaufen sein?«

»Ich fühle kein Bedürfniß, mich in anderer Geheimnisse einzuschleichen,« versetzte Andreas, »und der Baron war in manchen Punkten stets gegen mich wie gegen jedermann verschwiegen. Aus diesem Grunde konnte ich über den Zweck seiner Reise, mit dem sein Sohn vertraut zu sein scheint, nichts in Erfahrung bringen. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat sie ihn südwärts geführt.«

»Er kam aus dem Süden, als er sich verheirathet hatte,« sprach Kathrine mit vielsagendem Blicke. »Der leidende Vetter und sein gelenkiges Kind sollen auch von dieser Richtung in den Schloßhof gekommen sein. Wer Zeit und Geduld hätte, auf diesem Wege weiter zu forschen, der machte vielleicht recht spaßhafte Entdeckungen.«

»Oder recht grauenvolle,« bemerkte der Förster aufseufzend. »Frohe Veranlassungen sind es gewiß nicht, die den Baron so eilig zur Abreise trieben. Es kamen viele Briefe, der letzte expreß, und die Baronin erfuhr nichts von dem Vorhaben des Barons, bis Kaltenstein schon weit hinter ihm lag.«

Kathrine nickte mit dem Kopfe, als wolle sie des Bruders Bemerkung bestätigen. Dann horchte sie auf das schnarrende Geräusch der großen Wanduhr, die auf die erste Morgenstunde aushob.

»In wenigen Minuten schlägt es ein Uhr,« sprach sie, »nach anderthalb Stunden krähen die Hähne. Du hast am Tage im Forste zu thun, da übermorgen die große Holzfuhre beginnt. Mach' also, daß du zur Ruhe kommst! Was wir hier untereinander besprochen haben, bleibt unser eigenes Geheimniß. Vielleicht kommen uns beiden im Schläfe gute Gedanken, nach denen wir uns richten können. Denn das sag' ich dir, Andreas: aus den Händen lasse ich dein Kind nicht mehr, es müßte mich denn für ein böses Ding erklären! Das freilich vergäb' ich dem Gebilde nicht, denn wer eine Hexe oder eine schlechte Person in mir erblickt, der ist mein Todfeind, und ich würde das Herz haben, ein solches Geschöpf lachenden Auges und

kalten Blutes in Jammer und Elend umkommen zu sehen!«

»Na, na, na!« fiel der Förster ein. »Ereifere dich doch nicht über etwas, das ebenso wenig möglich als denkbar ist. Ein zweites mal soll mir von Fremden mein Kind nicht geraubt werden, mögen sie nun Teufels- oder Engelsgestalt annehmen. Was aber von denen beschlossen wird, denen ich die Rettung des unglücklichen Geschöpfes zu danken habe, dem muß ich mich schon aus Erkenntlichkeit fügen.«

Andreas schob die Bank zurück, die ihm bis jetzt zum Sitz gedient hatte. Die Wanduhr schlug eins. Er ergriff das Licht, das die Schwester ihm reichte. Der Blick Kathrinens war finster; dennoch gab sie dem Bruder unaufgefordert die Hand und wünschte ihm mit bewegter, nur halblauter Stimme gute Nacht.

FÜNFTES KAPITEL. DER BARON SUCHT.

Doctor Armhalter kehrte spät heim von seinen Krankenbesuchen. Er hatte sich zuletzt bei Leuten der Spiegelfabrik nach dem Befinden des alten Ritters erkundigt, dessen Gesundheit seit dem letzten Winter sehr wankend zu werden begann, und was er von dem wunderlichen Greise vernahm, machte den mitleidigen Arzt bedenklich. Er notirte sich den Namen des Ritters in der Liste seiner Kranken und nahm sich vor, ihn unter irgendeinem schicklichen Vorwande nächster Tage zu besuchen.

Beim Eintritt in seine Wohnung ward dem Doctor gemeldet, ein fremder Herr habe ihn zu sprechen gewünscht; derselbe wolle vor Abend noch einmal wiederkommen.

Armhalter fiel dies nicht auf, da er häufig von Unbekannten um Rath gefragt wurde. Er war der einzige Arzt von Ruf in der Gegend, und seine Praxis würde sich höchst glänzend und einträglich gestaltet haben, wären nicht die entsetzlich weiten bodenlosen Wege gewesen. Auch nöthigte ihn die große Armuth vieler Hülfsesuchenden, manchen Gang, der ihm beträchtliche Zeit raubte, um Gottes willen zu thun.

In einem medicinischen Zeitungshefte blätternd, saß Doctor Armhalter am offenen Fenster und ließ sich den weichen Abendwind umspielen. Näher kommende Schritte machten ihn aufblicken, und er gewahrte einen stattlichen Mann, der den Fußpfad vom Schlosse her auf seine Wohnung zukam. Die Kleidung des Fremden verieth den Gutsbesitzer. Er trug einen ziemlich kurzen Reitrock, feine Reitstiefeln mit Sporen und eine starke Gerte mit schwerem silbernen Griff.

Als der Fremde des Arztes ansichtig ward, blieb er einige Schritte vom Hause stehen und grüßte.

»Habe ich das Vergnügen, Herrn Doctor Armhalter zu sprechen?« sagte er, mit dem Knopf der Reitpeitsche tändelnd, und einen ungewöhnlich scharfen und forschenden Blick auf den Arzt heftend.

»Ich heiße Armhalter,« erwiderte der Doctor, den Fremden zum Eintreten nöthigend. »Ich bedauere, daß Sie sich schon einmal umsonst zu mir bemüht haben.«

»Hat ganz und gar nichts zu sagen, Herr Doctor,« erwiderte der Fremde.

»Entschuldigen Sie nur, daß ich Sie zu belästigen durch die Verhältnisse genöthigt werde. Ein Freund von Ihnen, Herr am Ort, hat mich zu Ihnen gewiesen.«

»Sehr verbunden, mein Herr! Und womit kann ich dienen?«

Der Fremde war inzwischen ins Zimmer getreten und nahm den vom Arzte ihm gebotenen Stuhl ungenirt an. Die Reitpeitsche immer spielend zwischen Daumen und Zeigefinger der linken Hand hin und wieder schiebend, fuhr er mit lächelnder Miene, die jedoch eine sich stark bemerkbar machende Verlegenheit nur schlecht verdeckte, fort:

»Es ward mir gesagt, daß ich von Ihnen, Herr Doctor, die Wohnung eines Mannes erfahren würde, der sich im Winkel nennt. Geschäfte von einiger Wichtigkeit machen es mir wünschenswerth, diesen Mann, dessen Wohnung ich bisher nicht auffinden konnte, persönlich kennen zu lernen.«

Der Blick des Fremden, der einigemal scheu das Auge Armhalter's streifte, gefiel diesem nicht. Als Psycholog glaubte er einen versteckten oder gar einen unredlichen Mann vor sich zu haben. Um jedoch keinerlei Argwohn zu erwecken, erwiderte er völlig unbefangen:

»Allerdings kenne ich einen Mann dieses Namens, in-
deß habe ich geraume Zeit nichts mehr von ihm gehört.
Im vorigen Herbst, kurz vor Weihnachten bin ich zuletzt
wiederholt mit ihm zusammengekommen, weil er ärztliche
Hülfe von mir in Anspruch nahm.«

»Ganz recht, ganz recht,« unterbrach der Fremde den
Arzt. »Gerade davon sprach der Herr Inspector am Ort,
und eben deshalb erlaubte sich der genannte Herr mich
an Sie zu wenden.«

»Wenn Herr im Winkel sich noch in dem Orte aufhält,
wo ich zuletzt mit ihm zusammentraf,« fuhr Doctor Arm-
halter fort, »so müssen Sie sich bequemen, einen Führer
zu engagiren. Die Wege durch Wald und Felsschluchten,
die zu diesen ungemein versteckten Waldhäusern führen,
sind Unkundigen ganz unzugänglich.«

»So versteckt also wohnt der Herr?« sagte der Frem-
de. »Ist das Liebhaberei oder verlangt es seine Beschäfti-
gung?«

Der Doctor lächelte.

»Ich denke mir, beide zusammen mögen den bejahrten
Mann in die von ihm gewählte Waldeinsamkeit verban-
nen. Als Arzt habe ich keine Veranlassung danach zu fra-
gen. Meine Pflicht ist, Leidenden, die meine Hülfe wün-
schen, diese zu Theil werden zu lassen.«

Der Fremde zog seine Uhr.

»In einer guten halben Stunde geht die Sonne unter,«
sprach er; »wenn ich nun jetzt aufbreche, könnte ich vor
Mitternacht noch den Aufenthalt des Herrn im Winkel
erreichen?«

»Wenn Sie ein recht zuverlässiges Thier haben, das sicher auf glatten Pfaden gehen kann, gebrauchen Sie drei Stunden, vielleicht auch etwas mehr.«

»Und wo findet man einen der Wege kundigen Führer?«

»Einen solchen will ich Ihnen gern besorgen. Wem wird derselbe die Ehre haben zu geleiten?«

»Ich bin der Baron von Kaltenstein,« sagte der Fremde, sein unruhiges Auge zu Boden schlagend.

Der Doctor antwortete durch eine kurze, stumme Verbeugung.

»Wenn Sie erlauben, Herr Baron,« erwiderte er, »so begleite ich Sie zum Hause des Mannes, dessen Führung Sie sich unbedingt anvertrauen dürfen.«

Er trat ins Nebenzimmer, durch dessen angelehnt glassene Thür er den Edelmann gesenkten Hauptes mit großen Schritten auf- und niedergehen sah. Auch hörte er, daß er bisweilen tief aufseuzte, als werde er von schweren Beängstigungen gedrückt.

»Was mag den Herrn wohl zu dem alten, verrufenen Jäger führen?« dachte Doctor Armhalter, während er schnell einen Rock überwarf. »Eine freudige Veranlassung kann es nicht sein. Aber ich bin kein Gewissensrath, mithin will ich mir auch über anderer und noch dazu mir völlig fern Stehender Leid den Kopf nicht zerbrechen.«

Wieder zurück ins Wohnzimmer tretend, fand er den Baron am Fenster lehnend und die rosigen leichten Wölkchen betrachtend, die ein linder West über den Abendhimmel forttrug.«

»Wenn es gefällig ist, Herr Baron,« sprach Doctor Armhalter, »ich bin bereit, Ihnen zu dienen.«

»Sie verbinden mich außerordentlich, Herr Doctor,« erwiderte dieser, dem gefälligen Mann voranschreitend. »Sie sind wohl ein sehr vertrauter Freund des Herrn am Ort?« setzte er hinzu, als die langen Gebäude der Spiegel-fabrik über den zerstreuten niedrigen Häusern des Dorfes sichtbar wurden. »Lebt dieser Herr schon lange hier?«

»Er trat seine Stelle als Inspector etwa zwei Jahre vor meiner Niederlassung als Arzt hier an,« versetzte Armhalter, »und ich muß gestehen, daß ich mich freue, einen so vielseitig gebildeten, einsichtsvollen Mann gefunden zu haben. Sieh' da!« unterbrach er sich, »hier zeigt sich ja schon Ihr Cicerone. Guten Abend, Watzmann, Ihr habt freie Zeit, nicht wahr?«

»Zwölf volle Stunden, Herr Doctor,« entgegnete der Angeredete.

»Ich führe Euch einen Herrn zu, der Euere Dienste in Anspruch nehmen möchte, Watzmann,« fuhr Doctor Armhalter fort, »Ihr wißt ja wohl Bescheid auf allen Waldwegen?«

»Bei Tag und Nacht, bei Sternenschein und in Nebel-luft,« sagte der Arbeiter sich in die Brust werfend. »Wohin wünscht der Herr, daß ich ihn geleiten soll?«

»Nach den Schluchten unter dem verfallenen Raub-schlosse,« erwiderte der Arzt. »Der Herr wünscht dort jemand zu sprechen, falls der Gesuchte sich noch in den Schluchten aufhält.«

Watzmann nickte, warf einen scharfen Seitenblick auf den Begleiter des Arztes und trat zurück in sein niedriges Häuschen, um sich zu dem nächtlichen Ausfluge in die Waldung zu rüsten.

»Vor dem Hause des Herrn am Ort werde ich Euerer warten!« rief ihm der Edelmann nach. »Ich habe mein Pferd dort stehen lassen.«

»Bin gleich fertig,« erwiderte Watzmann.

»Ich bin Ihnen sehr verbunden,« sagte der Baron zu dem Arzte. »Entschuldigen Sie, daß ich in so aufdringlicher Weise Ihre Vermittelung nachsuchte. Hoffentlich findet sich später einmal eine Gelegenheit, wo ich mich Ihnen erkenntlich zeigen kann.«

Doctor Armhalter wollte von keinem Danke wissen. Er wünschte dem Herrn, daß seine Wünsche in Erfüllung gehen möchten, und forderte Watzmann auf, die nächsten, aber auch die gangbarsten Wege nach den versteckt liegenden Schluchten einzuschlagen.

Den Inspector hatten inzwischen Geschäfte in die Fabrik gerufen, was dem Baron ganz angenehm zu sein schien. Er schwang sich kräftig in den Sattel des Goldfuchses, der seinen Herrn mit frohem Wiehern begrüßte, und ließ das Thier im Schritt dem Führer folgen.

Als die letzten Häuser des Ortes hinter ihnen lagen und ein tiefer, finsterer Hohlweg von Watzmann eingeschlagen ward, der sich in dichten Wald verlor, fragte der Fremde seinen Geleitsmann, ob er die Wohnung des Herrn im Winkel auch zu jeder Stunde zu finden wisse?

Watzmann kehrte sich um und sagte mit unverhohlenen Staunen: »Des Herrn im Winkel? Zu dem Hexenmeister will der gnädige Herr?«

Dieser ließ nicht merken, daß ihm seinerseits die Antwort des Führers auffällig erschien.

»Also für so klug gilt der Mann?« erwiderte er. »Um so besser! Dann kann man sicher sein, von ihm zu erfahren, was man wünscht, und worüber andere, gewöhnliche Menschen keinen Aufschluß zu geben vermögen.«

»Man mag nur nicht gern mit ihm zu thun haben, denn es hat immer einen Haken mit seiner Hülfe,« meinte Watzmann, der sehr gern in Erfahrung zu bringen wünschte, was seinen offenbar vornehmen Begleiter veranlassen möge, den unheimlichen Mann aufzusuchen. »Es wird Schlimmes genug von ihm erzählt, das man nicht gern nachsagt.«

»Auch dann nicht, wenn keine Lauscher vorhanden sind?«

»Der Herr im Winkel hört schärfer als andere Leute!«

»Er ist wohl gar allgegenwärtig?«

»An mehr als einem Orte zugleich ist er schon gesehen worden.«

»Demnach gehört er zu den Doppelgängern. Kennt Ihr ihn?«

»Man hat mir ihn eines Tags gezeigt.«

»Wie alt mag er wohl sein?«

»Dem Ansehen nach würde ich ihn für einen angehenden Sechziger halten.«

»Er ist groß und schlank, nicht wahr?«

»Mehr hager; auch geht er stets etwas gebückt.«

»Lebt er schon lange in seinem jetzigen Versteck?«

»Zwei oder drei Jahre.«

»Und welches Geschäft betreibt er?«

»Geschäft? Hm! Weissagen bringt mehr ein als arbeiten, und wer mit der Springwurzeln umzugehen versteht, braucht sich um Einnahmen und Ausgaben nicht weiter zu kümmern.«

Der abschüssige Weg auf schlüpfrigem Gestein verhinderte eine Fortsetzung des Gesprächs. Watzmann mußte den Zaum des Pferdes fassen, um das strauchelnde Thier über die schlimmsten Stellen zu geleiten. Als man diese endlich zurückgelegt hatte, zeigte sich in weiter Ferne matter Feuerschein im Walde.

»Das ist die Richtung, die wir einhalten müssen,« sagte Watzmann. »Links von den Köhlern, die ihre Meiler in Brand gesetzt haben, öffnen sich die Schluchten.«

Der Reiter antwortete dem Führer nicht. Er schien in tiefe Gedanken versunken zu sein; nur seufzen hörte ihn Watzmann zu wiederholten malen.

Nach anderthalb Stunden erblickte man den brennenden Meiler ganz in der Nähe, doch sah man nirgends eine menschliche Wohnung. Watzmann bog links ab in einen feuchten Grund, den bemooste Felsen begrenzten. Ein kleiner Bach rieselte über sandiges Geschiebe. Bald erweiterte sich der Grund, die Felsen traten zurück und ein schmales Thal, von schöngeformten waldigen Hügeln überragt, bildete eine einladende grüne Oase im Walde.

Gezackte Felsen und ein paar riesige geborstene Thurmschäfte schlossen das Thal.

»Das ist der Eingang zu den Schluchten, Herr,« sagte Watzmann. »In fünf Minuten können Sie dem Herrn im Winkel gegenüber sitzen.«

Der Reiter hob sich in den Steigbügeln, um sich bequemer umsehen zu können, er vermochte aber weder Spuren von Anbau noch eine menschliche Wohnung zu entdecken. Plötzlich traten die Felsen wieder enger zusammen und bildeten eine doppelte Schlucht, aus denen jetzt feuchte Nachtluft den Wanderern kältend entgegenwehte. In der engsten dieser beiden Schluchten zeigten sich, an den Felsen angebaut, einige Holzhütten. In der gegenüberliegenden Felswand befanden sich Kelleröffnungen, welche durch Holzthüren verschlossen waren.

Watzmann blieb vor einer der sehr unscheinbaren Holzhütten stehen, hob seinen Stock und fragte den Reiter, ob er klopfen solle.

»Wohnt der Mann hier, den ich sprechen will?« entgegnete dieser.

Watzmann bejahte.

»Dann klopft so stark Ihr könnt!« sagte der Baron.

Watzmann's Schläge an die verschlossene Thür der Hütte weckten das Echo der Felsen und scheuchten einige schlafende Waldvögel aus ihrer Ruhe auf. Es währte nicht lange, so fragte eine tiefe Baßstimme, ob jemand Einlaß begehre.

»Er ist's selber – ich hör's an der Stimme,« sprach der Führer. »Soll ich statt Ihrer Antwort geben?«

»Thut es,« versetzte der Fremde, »und hier nehmt dies für Euere Bemühung!«

Watzmann gewahrte das Blinken eines Silberstücks in der Hand des Reiters. Er nahm es dankend an und sagte entschlossen:

»Ein Freund der Wahrheit wünscht Euern Rath. Er hat Eile und möchte noch vor Tagesanbruch wieder auf betretenen Wegen wandeln.«

Im Innern der Hütte hörte man das Fallen eines Riegels, gleichzeitig schwang sich der Reiter aus dem Sattel.

»Wo bringe ich mein Thier unter während der Unterredung?« fragte er den Führer.

»Dort hinter dem Felsenvorsprung befindet sich eine Scheuer mit Krippe und Futtermitteln. Ihr Goldfuchs steht da so sicher wie in einem herrschaftlichen Stalle.«

Der Fremde warf seinem Geleitsmanne den Zügel zu, sagte ihm mit kurzen Worten Dank und sah im nächsten Augenblicke die rohe Holzthür der Hütte sich nach innen öffnen. Im Hintergrunde der Hütte brannte ein Licht, und vor diesem regte sich eine hohe, muskulöse Gestalt, deren Gesichtszüge in der dämmerigen Beleuchtung nicht deutlich zu erkennen waren.

SECHSTES KAPITEL. FINGERZEIGE.

Ehe noch der Bewohner der Hütte sich nach dem Namen des späten Besuchers erkundigen konnte, war dieser schon eingetreten und dem dunkel brennenden Lichte zugeschritten, das auf einem fichtenen Tische zwischen

allerhand Jägergeräth stand. Jetzt erst kehrte er sich um und die Blicke beider Männer begegneten sich.

»Dachte ich's doch, man hat mich getäuscht!« rief Baron von Kaltenstein. »Es ist ein Hinterhalt, den mir dieser verschlagene Abenteurer legen will!«

»Wollten Sie nicht zu mir?« fragte der Bewohner der Hütte mit großer Gleichgültigkeit. »Ich dränge mich niemand auf, und wer mir kein Vertrauen schenken will, den hindere ich nicht am Gehen.«

»Sie nennen sich Herr im Winkel?« fragte der geärgerte Baron herrisch.

»Ich hätte das Recht dazu, mich so zu nennen,« erwiderte der Bewohner der Hütte, »wo aber nichts darauf ankommt, pflege ich es nicht zu thun. Als Zacharias haben die Leute, an deren Achtung oder Gunst mir etwas gelegen ist, mehr Respect vor mir.«

Der Baron kämpfte sichtlich mit sich selbst, um zu einem Entschlusse zu kommen. Nach einer Weile sagte er:

»Ihr habt früher Umgang mit dem Förster Frei von Kaltenstein gehabt . . . «

»Oder der Förster mit mir,« fiel der einäugige Zacharias verbessernd ein.

»Gleichviel,« fuhr der Baron fort. »Dieser Umgang, den Ihr zugesteht, hat den Förster einer sehr traurigen Lage entrissen . . . «

»Wenn ich mir darauf etwas einbilde, wäre das wohl unrecht?«

»Im Gegentheil, ich selbst bin Euch dafür dankbar.«

»Sie sind, wie ich daraus abnehmen kann, der Herr von Kaltenstein,« unterbrach Zacharias den Baron.

»Der ältere Kaltenstein,« bestätigte dieser. »Seit einigen Monaten hat mein Sohn die Herrschaft übernommen.«

»In so frühen Jahren wollen der Herr Baron sich schon zur Ruhe setzen?«

»Ich habe die Absicht, meinen Wohnort zu verändern. Vielleicht kaufe ich mich anderswo, etwa am Rhein oder in der Schweiz an.«

»Daran thun Sie recht, Herr Baron! An der Grenze oben, in so entlegener Gegend ist das Leben zu einförmig, wogegen es am Rhein oder in der Schweiz immer unterhaltende Gesellschaft gibt.«

»Wohl möglich,« unterbrach der Baron den Einäugigen. »Ehe ich jedoch einen bestimmten Entschluß fasse, bin ich es mir selbst und meinen Angehörigen schuldig, gewisse Angelegenheiten zu ordnen und in helleres Licht zu setzen. Wie schon bemerkt, hat Förster Frei Euch seine Freiheit zu verdanken.«

»Ich habe nur die Wahrheit gesagt, als man mich fragte.«

»Ihr kanntet den Kreuz-Matthes?«

»So gut wie den, der ihn erschoss.«

Der Baron heftete einen langen Blick auf den Einäugigen.

»Kennt Ihr auch dessen Namen?«

»Ich will's nicht leugnen.«

»Diesen verlange ich jetzt von Euch zu erfahren,« sprach der Baron befehlshaberisch, indem er mit dem silbernen Knopf seiner Reitpeitsche hart auf den Tisch schlug.

»Herr Baron, zwingen lasse ich mich nicht,« erwiderte mit eiserner Ruhe der Einäugige. »Ich that schon mehr, als man von mir verlangen konnte, wie ich den Beweis führte, daß nicht Ihr Förster, sondern ein anderer dem entsprungenen Wilderer das Lebenslicht ausblies.«

»War dieser andere ein Feind des Getödteten?«

»Ich weiß es nicht.«

»Ihr habt Verwandte?«

»Ziemlich viele.«

»Einer derselben, der wohl etwas jünger sein mag als Ihr, heißt Nicanor im Winkel?«

»Ein schlauer Geselle, ein Spieler . . . «

»Euer Bruder!« rief der Baron.

Zacharias lachte hell auf.

»In meinem Leben habe ich keinen Bruder gekannt,« sagte er, »der Vettern aber, die im Winkel heißen und von denen Nicanor der Klügste und Ausgelassenste schon als Knabe war, lebten mir allerdings mehrere. Im Auftrage dieses Veters schrieb ich Ihnen.«

»Kein anderer als dieser verruchte Nicanor erschoss den Kreuz-Matthes!« rief der Baron.

»Und hätte er's gethan und ich beschwör' es vor Gericht, er ginge dennoch straflos aus, wenn eine Untersuchung gegen ihn eingeleitet würde!«

»Wißt Ihr das so genau?«

Zacharias bog sich über den sitzenden Baron.

»Der Schütze lief mir nach dem Schusse wider Willen in die Hände,« sagte er mit gedämpfter Stimme. »Als wir uns gegenseitig ins Gesicht sahen, erkannten wir uns. Er war bestürzt und bat mich, ich solle ihn verbergen, retten! . . . Seine Aufregung verrieth mir, daß er Grund gehabt haben müsse, die Büchse auf einen Menschen abzufeuern, und als er mich fragte, ob der Schändliche auch todt sei, suchte ich ihn zu beruhigen, indem ich die Bemerkung einfließen ließ, daß der Tod des Kreuz-Matthes sich schwerlich jemand ernstlich zu Herzen nehmen werde. Da erst erfuhr ich, daß der Schuß meines heftigen Veters einem andern gegolten habe . . . Nicanor ward krank, und im Fieber schwatzte er aus, was mich klug machte.«

»Ihr verhalt Euerm Vetter zur Flucht?«

Zacharias lächelte, indem er erwiderte:

»Ich verschaffte ihm nur eine sichere Zuflucht.«

»In der Nähe?«

»Zu finden weiß ich ihn, Herr Baron, ob es meinem Vetter aber erwünscht sein würde, unvorbereitet mit Ihnen zusammenzutreffen, kann ich nicht wissen.«

Das einzige Auge des alten Jägers ruhte mit stechender Glut auf dem Edelmann.

»Ich würde mich erkenntlich erweisen,« erwiderte der Baron, »wenn Ihr es so einzurichten verstehtet, daß ich Nicanor im Winkel begegnete. Ich verpfände mein Ehrenwort als Edelmann, daß ich diese Zusammenkunft mit Euerm Vetter in der redlichsten Absicht wünsche, ja ich

knüpfe daran die Versicherung, ein Gespräch mit Nicamor im Winkel wird uns einander näher führen, vielleicht ein festes Band ehrlicher Freundschaft um uns schlingen; denn es würde dazu beitragen, uns gemeinsamer Rache an einem uns beiden verhaßten Feinde zu verbinden.«

Zacharias hatte nachdenklich zugehört. Jetzt hob er das graubehaarte Haupt mit dem stechend funkelnden Auge, streckte dem Baron seine Hand entgegen und sagte kurz:

»Geben Sie ein Pfand!«

»Was verlangt Ihr?«

Der Jäger sann wiederum einige Secunden nach.

»Ihre Namensunterschrift würde am besten sein,« sprach er zögernd.

Die Züge des Barons verfinsterten sich.

»Ich muß einen Scheffel Salz mit einem gegessen haben, dem ich meine Namensunterschrift zu beliebigem Gebrauche einhändige,« entgegnete er. »Nein, Zacharias im Winkel, sinnt auf etwas anderes.«

Der Einäugige ging in die hinterste Ecke des Zimmers, wo auf den Enden eines Hirschgeweihs seine Büchse nebst Jagdtasche und Kugelbeutel hing. In letztern senkte er seine Hand. Zurück an den Tisch tretend, zeigte er dem Baron eine Hand voll frischgegossener Kugeln.

»Von Ihrem Förster her werden Sie diese Kugeln kennen,« sagte er, während ein häßliches Lächeln seinen großen Mund noch größer machte, und die blendend weißen wolfsartigen Vorderzähne entblößte.

»Freikugeln!« sprach der Baron erbleichend. »Fort damit! . . . Ich will sie nicht sehen!«

Der Jäger begann heiser zu lachen.

»Erlauben Sie, Herr Baron,« sagte er, »daß ich meinem Vetter eine einzige dieser Kugeln überbringen und dabei bemerken darf, daß ich dieselbe von Ihnen zu diesem Behufe erhalten habe?«

»Sie kennen die Geschichte dieser unseligen Kugeln nicht,« warf der Baron, noch immer unschlüssig, ein.

»Desto besser ist mir deren Entstehung bekannt. Uebrigens begreife ich nicht, was Sie an den Kugeln so entsetzen mag! Förster Frei hat ihnen allein Leben und Ehre zu danken!«

Der Baron sah noch eine Zeit lang schweigend vor sich hin, während Zacharias mit den Kugeln klapperte.

»Mein Vetter versteht den Wink gewiß,« sagte der alte Jäger lockend.

»Nun denn, so mag der Teufel noch einmal der Vermittler zwischen mir und ihm sein!« rief Baron von Kaltenstein entschlossen. »Wann und wo kann ich Euern Vetter sprechen?«

»Einen Tag muß ich mir ausbedingen,« erwiderte Zacharias. »Den Ort der Zusammenkunft mögen Sie selbst bestimmen.«

»Haben Sie gegen Bürgstein etwas einzuwenden?« fragte der Baron. »Ich bin dort unbekannt, und gerade deshalb schlage ich den Ort vor.«

»Nicanor wird nichts gegen Ihre Wahl zu erinnern haben. »Morgen Abend, wenn es dunkel wird, sollen Sie dort meinen Vetter treffen.«

»Nach Sonnenuntergang, am Fuße der Treppe, die zu den innern Gemächern der alten Felsenburg führt!«

Zacharias schüttelte zum Zeichen des Einverständnisses dem Edelmann die Hand.

»Sie sollen erfahren,« sprach er, »daß der verrufene Einäugige, den Hunderte für einen Missionär der Hölle halten, trotz seines schlechten Rufs doch ehrlicher ist als mancher vornehme Herr in Amt und Würden!«

Er geleitete den Baron aus der Hütte, band das Pferd von der Krippe und piff so gellend auf dem Finger, daß man es wohl eine halbe Stunde weit hören mußte. Alsbald zeigte sich Watzmann den Blicken des Edelmanns. Der Einäugige wünschte diesem glückliche Reise und verschloß sich wieder in seine unscheinbare Hütte.

SIEBENTES KAPITEL. ZUSAMMENKUNFT DES BARONS MIT NICANOR.

Joseph am Ort hatte seit der Rückkehr von seiner Geschäftsreise denen, welche täglich mit ihm verkehrten, zu den verschiedensten Glossen Veranlassung gegeben. Bald sah man ihn heiter, wie den lebensfrohesten Jüngling, bald wieder nahm jene abstoßende Melancholie von ihm Besitz, die man schon früher an ihm bemerkt hatte, und die vorzugsweise den in der Spiegelfabrik beschäftigten Leuten zu allerhand wunderlichen, ja unmöglichen Hypothesen den ersten Anstoß gegeben hatte.

Von seinen Begegnungen und Erlebnissen in Hammerburg schwieg er gegen jedermann. Es schien ihm nöthig zu sein, in aller Ruhe den Spuren einer Vergangenheit nachzugehen, die selbst im glücklichsten Falle des Herben und Traurigen mehr als des Frohen und Erhebenden auch für ihn ans Licht des Tags bringen könne.

Der alte Ritter, mit dem Joseph am Ort jetzt ungemein gern eine länger dauernde Unterhaltung angeknüpft hätte, die ihm Gelegenheit gäbe, nochmals die Blicke des blinden Greises den Ereignissen der Vergangenheit zuzuwenden, ließ sich selten sehen. Die Last der Jahre schien den Mann zu drücken, sein Geist zerstreuter denn je zu sein. Joseph am Ort fand den Alten immer beschäftigt, wenigstens gab sich der Ritter das Ansehen großer Thätigkeit, und wenn er von der fixen Idee beherrscht war, ihm allein liege die Aufrechterhaltung der Ordnung im alten Schlosse der Dub ob, war ihm mit Fragen nicht gut beizukommen.

Einigemal war der Inspector nahe daran, nach Kaltenstein aufzubrechen, um ein Gespräch in wichtigen Angelegenheiten mit dem Besitzer der umfangreichen Herrschaft nachzusuchen. Immer aber hielt ihn die Furcht vor der Baronin zurück, die ihm Hildegarde entführt und, wie er sich einredete, ihm die Neigung des ihm doch zu so großem Dank verpflichteten Mädchens künstlich berechnend geraubt hatte. Wie er auch über seine Lage nachdachte, wie viele Plane er ersann, die ihm helfen

sollten, das Dunkel der Vergangenheit zu lichten, er warf sie in Stunden kleinmüthigen Zweifels und scheuen Zagens doch alle wieder.

So verging Woche nach Woche, der Mond füllte sich zweimal, und weder von Hammerburg kam ihm Nachricht zu, noch hörte er, wie man auf Schloß Kaltenstein lebte.

Unter diesen wenig versprechenden Umständen verzichtete Joseph am Ort schon auf jede neue und, wie er sich schmeichelte, bessere Wendung in seinem Leben, als der Besuch des Barons von Kaltenstein ihn überraschte.

Der in den letzten Monaten stärker gewordene Landdedelmann, dessen ganzes Aussehen nur zu deutlich verrieth, daß er das Leben eines müßigen Schlemmers führe, trat ihm fast herausfordernd mit einer Frage entgegen, welche Joseph am Ort zu beantworten sich außer Stande sah. Der Baron verlangte den Aufenthalt eines Mannes zu wissen, der den Namen im Winkel führen sollte. Er müsse den Mann nothwendig sprechen, fügte er hinzu, und es sei ihm bestimmt angezeigt worden, daß er in der Spiegelfabrik den Aufenthaltsort desselben erfahren könne.

Joseph am Ort erlaubte sich Einwendungen zu machen. Diese unterbrach der Baron mit der Bemerkung, daß, wenn die Spiegelfabrik die Quelle nicht sei, aus der man Weisheit schöpfe, jedenfalls doch irgendwo im Orte jemand von dem Erwähnten Kunde haben müsse. Es seien ihm zu bestimmte Angaben zugegangen, als daß sich darüber streiten lasse.

Bei nochmaliger Nennung des Namens im Winkel tauchte in Joseph am Ort eine dunkle Erinnerung auf, und augenblicklich brachte er die Frage des Barons in Verbindung mit der in Vergessenheit gekommenen Untersuchung gegen den Förster Frei. Der Name dieses Mannes erweckte in dem Inspector ebensoviel frohe als traurige Gedanken. Er sah die gerettete, als Weltpriester gekleidete Hildegarde wieder in seinen schützenden Armen ruhen, er hörte ihre untererzückendem Erröthen gelispelten Dankesworte im alten Schlosse; er vergegenwärtigte sich unter bangem Herzklopfen ihr entsetztes Fliehen aus Hammerburg, und so gewann die Frage des Herrn von Kaltenstein auch für ihn Bedeutung. Doctor Armhalter – dessen erinnerte sich der Inspector sehr genau – hatte um Weihnachten von einem im Winkel gesprochen und bei dieser Gelegenheit auch einige Worte fallen lassen, welche vermuthen ließen, daß der Genannte dem Schicksal des Försters durch ein Wort, eine Aussage eine günstige Wendung geben könne.

Diese Rückerinnerung veranlaßte Joseph am Ort, den sehr dringend werdenden Baron an Doctor Armhalter zu weisen. Am liebsten hätte er den Edelmann dem befreundeten Arzte in Person zugeführt, dies jedoch gestatteten seine Geschäfte nicht. Dagegen nahm er sich vor, sobald wie möglich bei dem Doctor Nachfrage zu halten, um so mehr, als er hoffte, sowohl etwas Näheres über die Absichten des Edelmanns wie über die Verhältnisse des Herrn im Winkel und dessen Stellung zum Förster Frei zu erfahren.

Indeß verging die Nacht, ohne daß Joseph am Ort seinen Vorsatz auszuführen vermochte. Am andern Morgen, wo er sich auf kurze Zeit abmüßigen konnte, war Doctor Armhalter schon ausgeritten. Später nahmen den Inspector Berufsgeschäfte wieder in Anspruch, und so kam zum zweiten male der Abend heran, ohne daß es ihm gelungen war, den Arzt zu sprechen.

Kurz vor Sonnenuntergang verließ Joseph am Ort noch einmal seine Wohnung, um einen letzten Versuch im Hause Armhalter's zu machen. Auf dem Wege dahin begegnete ihm Watzmann, dem es Vergnügen zu machen schien, seinem Vorgesetzten den für ihn sehr einträglich gewordenen Ausflug in der vergangenen Nacht mitzutheilen.

Joseph am Ort hatte nicht nöthig, den Mann auszuforschen. Er erfuhr, ohne zu fragen, alles was dieser überhaupt mittheilen konnte.

»Sicherlich will der Baron Schätze graben,« fügte Watzmann hinzu. »Er sah ganz so aus, als habe er schon ein geheimes Abkommen mit dem Teufel getroffen. Nur der Leuchtstein – nun der Herr weiß ja wohl was ich meine – fehlt ihm noch, und den wird ihm der alte wilde Jäger im Winkel verschaffen sollen.«

Joseph am Ort ließ sich auf eine Belehrung Watzmann's, dessen Geschwätz ihm nur halb verständlich war, nicht weiter ein, dagegen stieg sein Verlangen, von Doctor Armhalter über Herrn im Winkel und dessen Treiben mehr zu erfahren.

Als Watzmann sich wieder von ihm trennte, schlug der Inspector einen Richtweg ein, der am Abend meistentheils menschenleer war. Er lief unter alten zerborstenen Weidenstämmen am Ufer eines schilfigen Teichs fort und galt für unheimlich. Es hatten sich mehrere vor längerer Zeit schon im Teiche ertränkt, manche auch sich an den Weiden erhängt, und im Volke ging die Sage, gleich nach Sonnenuntergang umwandelten diese unseligen Selbstmörder die Stätte, wo sie frevelhaft Hand an sich gelegt hatten.

Gerade diesen Weg wählte der Inspector, weil er mit sich und seinen Gedanken allein sein wollte. Um später den bewohnten Ort wieder zu erreichen, konnte er in die Thalsohle hinabsteigen, wo er den Aufgang zum Felsen-schloß berühren mußte.

Die Sterne flimmerten durch weißliche, zarte Wolken-flocken, als Joseph am Ort die Stiege erblickte, die sich dem Felsrande anschmiegte. In der Tiefe war es still, und da der Mond nicht schien, sehr dunkel. Trotzdem gewahrte der Inspector einen Mann am Geländer lehnen, den er nicht kannte und der mithin in der Gegend fremd sein mußte. Noch war er weit genug, um sich hinter Gebüsch, welche den Fußsteig überschatteten, verbergen zu können, und zu diesem Hülfsmittel zu greifen veranlaßten ihn die festen Tritte eines andern Mannes, in welchem er den Baron von Kaltenstein sogleich erkannte.

In einer Entfernung von kaum acht Schritten blieb der Baron stehen, erhob seinen mit der Reitpeitsche bewehrten Arm, ließ diese klatschend auf den Stiefel fallen und

sprach ein einziges, dem Inspector unverständlich bleibendes Wort.

Sogleich regte sich die Gestalt am Geländer. Joseph am Ort glaubte den Namen des Barons nennen zu hören, und schon im nächsten Augenblicke standen der Baron und der Fremde einander gegenüber.

Beide Männer reichten sich nicht, wie Freunde thun, die sich lange entbehren mußten, die Hände, sondern sie gingen gebückten Hauptes nebeneinander im tiefen Schatten der Felswand fort, bis sie in das Buschwerk an dem zum Teiche geleitenden Fußpfade gelangten.

»Da sind wir geborgen,« hörte er den Baron sagen. »Hier diese überhängenden Büsche verbergen uns jedem Auge, und Lauscher gibt es wohl nicht in diesem Neste, wo außer den paar Schloßbewohnern und den in der Spiegelfabrik beschäftigten Leuten die ganze hungerige Sippschaft schon mit den Hühnern ins Bett kriecht.«

Zum Entfliehen zwar es zu spät, den Männern entgegengehen aber wollte Joseph am Ort nicht, es blieb also nichts übrig, als sich hinter den Büschen zu verstecken. Zu letzterm rieth auch die Klugheit, denn es war mehr als wahrscheinlich, daß er ungesucht, falls die beiden Männer sich nicht weit von ihm entfernten, Zeuge des Gesprächs sein werde, das jedenfalls absichtlich hier angeknüpft werden sollte.

In dieser Vermuthung bestärkten den athemlos Lauschenden schon die nächsten Worte des Barons.

»Wir haben uns, scheint es, beide sehr verändert in den letzten zwanzig Jahren,« begann Herr von Kaltenstein, »wenigstens würde es mir schwer geworden sein, Sie wiederzuerkennen. Hätte ich übrigens gewußt, daß Sie noch lebten und noch dazu in so geringer Entfernung von mir, so würde ich nicht unterlassen haben, mich mit Ihnen in Verbindung zu setzen.«

»Sie zählten mich zu den Todten, Baron,« erwiderte dessen Begleiter, »man konnte also nicht verlangen, daß Sie und – und die Frau Baronin, so überreich von irdischen Gütern gesegnet, um einen Begrabenen sich kümmern sollten.«

»Gewiß, gewiß,« fiel der Baron zerstreut ein, »dennoch beklage ich meine leichtsinnige Nachlässigkeit aufrichtig.
»

Der Fremde schwieg. Nach einigen Secunden nahm der Baron abermals das Wort.

»Wir nannten uns ehemals Freunde,« sagte er zögernd und in fast schüchternem Tone.

»*Tempi passati!*« fiel der Begleiter des Baron sein. »Schweigen wir davon, wie von der Vergangenheit überhaupt. Ich habe mit ihr gebrochen, nur gesühnt ist noch nicht jedes Vergehen, das sie erzeugte. Wie aber kam es, daß Sie jetzt meiner gedachten und wie überhaupt konnten Sie in Erfahrung bringen, daß ich Ihnen nahe sei, und mich mit Ihnen und Ihren Verhältnissen beschäftige?«

Der Baron hemmte seine Schritte. Er stand dem unter die Büsche geduckten Inspector so nahe, daß er diesen

mit der Spitze seiner Reitpeitsche hätte erreichen können.

»Geldern lebt noch, Sandomir Geldern!« versetzte er – Joseph am Ort verstand jede Silbe –; »er ist's, der mir das Leben zur Pein macht, und er weiß, daß die Kugel, welche den Wilddieb tödtete, ihm bestimmt war. Er hat Sie erkannt, Herr Nicanor im Winkel!«

Joseph am Ort hielt den Athem an, um ja auch von der Antwort Nicanor's keine Silbe zu verlieren.

»Es ist ein Verhängniß,« sprach der ehemalige Verlobte Clotildens, »ein Verhängniß, über das ich nicht weiter nachdenken will. Vielleicht sollten wir uns erst noch einmal sehen und sprechen, ehe alle Geschicke sich erfüllen.«

»Sie wollten Geldern tödten!« fiel der Baron ein.

»Zu wiederholten malen hatte ich versucht, ihn durch andere zu einem Zweikampfe zu nöthigen,« erwiderte Nicanor im Winkel, »immer jedoch wußte er zu entschlüpfen. Sie kennen ihn ja zur Genüge und wissen, daß er von Natur feig ist, obwohl seine Worte das Gegentheil davon vermuthen lassen. Endlich verlor ich ihn ganz aus den Augen und ich gab mich der Hoffnung hin, der Elende, der so viele Leichtgläubige unglücklich gemacht, der die eigene Schwester –«

»Uebergehen Sie diesen dunkeln Punkt in unserer Vergangenheit,« unterbrach ihn der Baron. Nicanor schwieg einige Augenblicke, dann fuhr er fort:

»Ich hoffte also, die strafende Gerechtigkeit werde das Rächeramt übernehmen und eines Tags den gewissenlosen Frevler zur Verantwortung ziehen. Mein Groll wandte sich wieder auf Sie, und ich zog Erkundigungen über Ihre Verhältnisse ein. Den Berichten, die ich erhielt, haben Sie mein schweigsames Verhalten zu verdanken. Ich erfuhr, daß Ihre Ehe mit Clotilde Geldern Ihnen mehr Kummer als Freude mache. Es war mir Genuß zu hören, daß Sie in der Fülle des Reichthums doch ärmer, freud- und ruheloser leben mußten als der Bettler, der sein Brot vor den Thüren Fremder sich zu erbitten gezwungen ist . . . Das Weib, das eine Karte Ihnen zugeworfen, liebte Sie nicht; es haßte, es verachtete Sie, und um Sie diesen unergründlichen Haß recht tief fühlen zu lassen, gestattete es nicht einmal, daß Sie Ihren einzigen Sohn als Ihr rechtmäßiges Kind anerkennen durften . . .«

»Teuflischer Plan eines rachsüchtigen, gewissenlosen Weibes!« murmelte Baron von Kaltenstein.

»Von der Wahrheit dieser Berichte überzeugt – Sie kamen mir durch Vermittelung meines Veters, des gewesenen Försters Zacharias zu, der seinen vom Gesetz verbotenen Liebhabereien den Verlust eines Auges und seiner einträglichen Stelle verdankt,« fuhr Nicanor im Winkel fort, »unterließ ich jeden fernern Schritt, die Ruhe und das Glück dieser von den Furien des Spiels eingesegeten Ehe zu stören. Auch was außerhalb Schloß Kaltensteins vorging, blieb mir nicht verborgen, und weil ich selbst unglücklich, zum großen Theil durch andere unglücklich geworden war, bereitete es mir Vergnügen, so oft ich sah,

daß auch weniger Leichtgläubige und vielleicht sittlich viel edlere Menschen als ich verwandte Wege mit mir wandelten. Ich hätte die verstorbene Frau des Försters Frei vor der zweideutigen Freundschaft der Baronin warnen können; denn daß die Lehren, das Wissen, die Anleitungen derselben weder Cornelia noch deren Tochter Segen bringen könnten, sagten mir Verstand und Lebenserfahrung. Wozu aber in die Geschicke eingreifen, die der Weltenlenker so ungestört zuläßt? Außerdem hegte ich die Hoffnung, der halb und halb verstoßene Sohn Clotildens werde eines Tags mich rächen, wenn auch in ganz eigenthümlicher, gar nicht vorauszuberechnender Weise. Ließ man Clotilde ruhig gewähren, so mußte sowohl auf Schloß Kaltenstein wie im stillen Forsthause nach und nach alles in die trostloseste Verwirrung gerathen. Hier wurde ein heißblütiger junger Mensch von regellosem Leben, vielleicht von Ausschweifungen und muthwilligen Ueberschreitungen nicht zurückgehalten, dort ward ein begabtes junges Mädchen dergestalt verbildet, daß es, zur Erkenntniß seiner Lage kommend, unmöglich in den beschränkten Verhältnissen des Vaterhauses sich dauernd wohl fühlen konnte. Drängte nun dies alles, wie es kaum anders möglich war, zu einem gewaltsamen Bruche hin, so stürzte zuletzt der ganze haltlose Bau zusammen, und auf die Baronin fiel zumeist die Schuld des Unglücks zurück, das einer solchen Catastrophe gespensterhaft entsteigen mußte. Daß meine Berechnungen auf die Leidenschaften, die in jedem Menschen schlummern, sich gründeten und daß dieser Calcul sich nicht ganz unrichtig

erwies, haben die Ereignisse gelehrt, welche einige Zeit nach dem unerwartet erfolgten Tode der Försterin eingetreten sind.«

Hier machte Nicanor eine Pause, wahrscheinlich, um den Eindruck seiner Mittheilungen auf den Baron zu ermessen. Dieser aber entgegnete nichts, sondern forderte nur mit einem raschen »Weiter! Weiter!« zu schleuniger Fortsetzung auf.

»Mein Vetter Zacharias meldete mir den Tod Cornelien,« begann Nicanor im Winkel abermals seine Erzählung, »und fügte dieser Mittheilung die Bemerkung bei, daß nach diesem Trauerfalle bald etwas Entscheidendes geschehen müsse. Förster Frei sei wie verstört und concentrirte all sein Denken nur auf den einen Punkt, sich schnell in den Besitz reicher Güter zu setzen, damit er die Wünsche seiner arg verwöhnten Tochter erfüllen könne. Die Baronin widerstrebe dagegen den Absichten des Försters, mache Rechte auf Hildegarde geltend und verlange allen Ernstes, daß man ihr die mutterlose Waise allein zur weitem Erziehung überlasse. Wenn ich jetzt meine Zeit wahrnehme – schloß der Vetter seine damalige Bemerkung – so werde sich die Stunde wohl alsbald ermitteln lassen, wo ich befriedigt, gerächt der Treulosen mich zeigen könne.«

»Dachten Sie gar nicht mehr an Geldern, den eigentlichen Urheber all dieser Wirren?« warf Baron von Kaltenstein ein.

»Gerade der erwähnte Bericht meines Veters lenkte mein Augenmerk von neuem auf diesen verschmitzten

Abenteurerer,« erwiderte Nicanor. »Auf Kaltenstein hielt ja der Geist der Zwietracht Wache vor jeder Thür. Außerdem waren die Karten ohne irgendeines Menschen Zutun ganz allein durch die Verhältnisse, durch unüberlegtes Handeln, durch unaufgeklärt gebliebene Misverständnisse so günstig gemischt worden, daß aus dieser wirren Saat nur wurmstichige Früchte zur Reife gedeihen konnten. Und wie es fast immer geschieht, daß einer beabsichtigten schlimmen Handlung die Gelegenheit, sie auszuüben, sich gewöhnlich ganz von selbst darbietet, so ging es auch mir. Ein Mann, den ich für Geldern halten mußte, hatte sich mit einem mir nur sehr oberflächlich bekannten Herrn in ein Gespräch eingelassen, wobei er nach seiner leichtfertigen Gewohnheit allerhand Geheimnißvolles durchblicken ließ. Dies war in Baden-Baden geschehen. Ein paar Fragen, die ich ganz beiläufig einschalt, bestätigten meine Vermuthung, und der Wunsch, dem Verderber meines Lebens recht wie ein Geist urplötzlich zu erscheinen, wenn er voll Jubel das Glück umschlungen halte und sich nichts Schlimmes versehe, ergriff mich mit einer solchen Leidenschaftlichkeit, daß ich Widerstand für Sünde hielt. Gott will es! rief es in mir. Er gibt den Verruchten in meine Hand, und diesmal soll er mir nicht wieder entschlüpfen!«

»Wann machten Sie diese Entdeckung?« fragte der Baron.

»Anfang October vorigen Jahres.«

»Gingen Ihre Wünsche in Erfüllung?«

»Das Glück begünstigte mich weniger, als ich gehofft hatte. Zwar entdeckte ich sogleich die Spuren Geldern's, über dessen Auftreten in bekannten Gesellschaftskreisen ich keinen Augenblick in Zweifel sein konnte, er, selbst in Person aber war durchaus nicht habhaft zu werden. Als besitze er die Gabe, sich unsichtbar zu machen, so schnell und so consequent entzog er sich meinen Blicken! Ich folgte ihm von Ort zu Ort, ich traf fast gleichzeitig an ein und demselben Tage mit ihm in einem und demselben Orte ein, und dennoch sah und hörte ich nichts von ihm. Dies lästige Suchen trieb ich ein paar Wochen, und Sie können sich denken, daß mein ganzes Nervensystem durch die Erfolglosigkeit meines Strebens in krankhafte Ueberreizung versetzt ward. Endlich aber sollte mein heißester Wunsch in Erfüllung gehen. Ich wußte, daß Geldern nur eine halbe Stunde vor mir in H* angekommen sein konnte. Ich eilte, ihm zu begegnen, ihn festzuhalten. Wie frohlockte mein Herz, als ich ihn bald darauf an zahlreich besetzter Tafel wirklich gewahrte! Zu meinem Erstaunen fand ich ihn wenig verändert. Nur älter war er geworden, dabei aber auch dreister, siegesgewisser. Er beherrschte die Unterhaltung, und da er auf jede Frage zu antworten verstand, so fanden ihn alle höchst interessant, ja sogar liebenswürdig. Das allerliebste Lärvchen, das neben dem Plaudernden saß, und dessen keck aufgeworfenes feines Näschen seinen Ursprung nicht verleugnen konnte, sicherten dem immer noch mit Glück durch die Welt Abenteuernden selbst bei schärfer Blickenden manchen Erfolg.«

»Erkannte Sie Geldern ebenfalls?«

»Ich würde mich ihm schwerlich haben verbergen können, hätte ich mich nicht, als ich meiner Sache gewiß war, sogleich wieder zurückgezogen. Ueber mein Wollen war ich längst mit mir einig. Am Spieltische hatte er um mein Seelenheil gefeilscht, am Spieltisch und zwar mitten im Glück wollte ich mich revanchiren.«

»Aber Sandomir erfuhr Ihre Anwesenheit und entwich Ihnen abermals?« fiel der Baron ein.

»Nicht doch,« versetzte Nicanor. »Ich hatte ihn zu gut umgarnt, entweichen konnte er nicht mehr. Aber ich änderte meinen Plan, als ich die Gesellschaft sah, in der und mit der er seiner wildesten Leidenschaft fröhnte.«

Während dieses Zwiegesprächs waren beide Männer auf dem bebuschten Fußsteige hin und wieder gegangen, ohne sich so weit von dem Versteck Joseph's am Ort zu entfernen, daß dieser nicht größtentheils den Sinn ihrer Worte hatte verstehen können. Bei der letzten Bemerkung Nicanor's rastete der Baron wieder in unmittelbarer Nähe des Inspectors.

»Sie änderten Ihren Plan?« wiederholte er mit gepreßter Stimme. »Darf ich fragen, aus welchem Grunde, da Sie doch so nahe am Ziele eines fast zwanzigjährigen Strebens angekommen waren?«

»Wollen Sie mir Ihre Hand reichen?« erwiderte Nicanor, seine Rechte dem Baron hinhaltend. Dieser erfaßte sie ohne langes Besinnen, zog sie aber sogleich wieder

zurück, als habe er sich verwundet. Joseph am Ort vernahm nur ein dumpfes Murmeln. Er wagte die ihn beschirmenden Zweige behutsam zurückzubeugen, um der beiden Sprechenden ansichtig zu werden. Die Sommernacht war dämmerig genug, um den in banger Erwartung Lauschenden die Gesichtszüge ziemlich deutlich erkennen zu lassen. Er entsetzte sich ebenso sehr über das verwüstete Aussehen des Barons wie über die kalten, höhnisch verzerrten, marmorharten Züge Nicanor's.

»Die Kugel!« sagte Herr von Kaltenstein. »Sandomir hat also doch nicht gelogen?«

»Sein böser Dämon rollte sie mir entgegen, als ich in den Spielsaal trat,« fuhr Nicanor im Winkel fort. »Das schlaue Auge Geldern's traf mich und an seinem Zucken sah ich, daß er mich erkannt hatte. Ich hätte ihn niederstoßen müssen in mitten der Gesellschaft, die er seine Ueberlegenheit im Glücksspiel fühlen ließ. Mein guter Engel hielt mich davon zurück. Das runde Blei war mir lieber. Es sollte ja nie sein Ziel verfehlen, wenn es in miternächtiger Stunde an einem Kreuzwege aus dem Rohr einer guten Büchse sich entlüde! ... Baron, es lebt kein Mensch, der nicht zu gewissen Zeiten von einer fremden Macht, gegen die er sich vergeblich sträubt, beherrscht würde. In jenem verhängnißvollen Augenblicke war mir die Kugel, die mich der Gott der Rache finden ließ, ein ganzes Vermögen werth! Ich entfernte mich unbeobachtet, ich reiste meinem Todfeinde voraus ... Unter dem Crucifix im Grenzwalde harrte ich seines Wagens ... Der Wettersturm, die Aufregung, dies Finsterniß, das Gezänk

nahender Männer, unter denen ich die Stimme meines Veters Zacharias deutlich unterschied, verwirrten mich und müssen mein Auge getäuscht haben . . . Als das aufsprühende Pulver blitzartig den Wald erleuchtete, sah ich, daß meine Kugel ein falsches Ziel getroffen hatte. Der Mann, dessen Händen sie im Spielsaal entglitten war, ward von ihr getödtet! . . . «

»Sie kannten ihn?« stammelte der Baron.

»Von Zacharias erfuhr ich seinen Namen.«

Baron von Kaltenstein kämpfte mit einer neuen Frage, die er kaum aufzuwerfen wagte und zu der es ihn dennoch drängte.

»Sprachen Sie den Sterbenden?«

Nicanor verneinte.

»Es bedurfte dessen nicht,« versetzte er, »um mich in den Zusammenhang der Begegnung im Grenzwalde vollkommen einzuweihen. Zacharias kannte den Wilderer sehr lange; er hatte ihn gesprochen wenige Tage nach seiner Flucht aus dem Gefängnisse, und, da er Geld im Ueberflusse besaß, ließ er etwas daraufgehen. Beim Glase ward er dann beredt, und ohne zu fragen, erzählte er meinem Vetter, durch *wessen* Hülfe er so schnell seine Freiheit wieder erhalten und wer ihn so reichlich mit Geld und Freikugeln versehen habe! Ich hätte nie geglaubt, Baron, daß wir beide, die wir solange Gegner waren, uns in diesem *einen* großen Gedanken so merkwürdig begegnen würden! . . . «

Der Baron klemmte seine Reitpeitsche unter den einen Arm und legte den andern um den Nacken Nicanor's.

»Ein gemeinsamer Drang nach Rache hat uns verbunden,« sprach er, »dieser Bund muß sich von heute an zu einem ewig dauernden verfestigen. Ich biete Ihnen hiermit meine Hand. Von Ihnen wird es abhängen, ob ich mein Ihnen zugefügtes Unrecht, soviel ich vermag, noch vor meinem Ende wieder gutmachen soll.«

Nicanor entgegnete einige rasche Worte, die indeß Joseph am Ort nicht verstand. Der Baron rief zweimal hintereinander ein heftiges Nein! Dann sagte er lachend:

»Ich weiß einen bessern Ausweg, der Ihnen ebenfalls genehm sein wird.«

»Dann lassen Sie hören,« versetzte Nicanor. »Rache und Schuld haben uns so eng verbunden, daß kleine Differenzen uns nicht mehr trennen können.«

Unter leisem Geflüster des Barons verließen die versöhnten Feinde den Fußsteig und wendeten sich wieder dem hochragenden Felsen zu, dessen schwarze Massen sich in dunkler Majestät gegen den sternhellen Nachthimmel abhoben.

ACHTES KAPITEL. TOD DES RITTERS VON DER DUB.

Als die Schritte der Fortgehenden in der Ferne verhallten, trat Joseph am Ort aus seinem von der Noth ihm angewiesenen Versteck. Er sah bleich und verstört aus, als habe eine unerklärliche Erscheinung sein ganzes Nervensystem erschüttert. Einigemal noch blickte er den bereits Verschwundenen nach, dann ging er auf demselben Pfade wieder zurück, den er vor anderthalb Stunden gewandelt war.

Joseph am Ort schwankte wie ein Nachtwandler zwischen den verkrüppelten phantastisch gestalteten Weidenbäumen fort, deren faulendes Holz in der Dunkelheit gespenstisch leuchtete. Die stille warme Nachtluft erglänzte häufig von Leuchtkäfern, aber der Inspector achtete nicht auf die flimmernden Insekten, an denen doch sonst sein Auge sich so gern ergötzte.

Das furchtbare Doppelgeheimniß, dessen Mitwisser er willenlos geworden, lastete schwer auf seiner Seele. Sollte er Anzeige von den Vergehen machen, die sich mit voller Ueberlegung der Herr von Kaltenstein und Nicanor im Winkel hatten zu Schulden kommen lassen? Aber er besaß ja keinen Beweis, um seine Aussage erhärten zu können! . . . Und dennoch, wenn er schwieg, welch neues Unheil, welche neue grausige That konnte die nächste Folge seines Schweigens sein!

Die Glocke auf der Spiegelfabrik, welche die zehnte Abendstunde schlug, unterbrach seinen quälerischen Gedankengang. Vor ihm lag der weitläufige Schloßbau mit seinen vorspringenden Erkern und den hohen, finstern, jetzt von keinem einzigen Licht erhellten Fenstern. Dieses Schloß hatte auch eine Geschichte, die niemand genau kannte, und wenn die Steine hätten sprechen können, wer weiß, ob sie nicht noch viel Grausigeres ihm zugehaunt haben würden, als was er aus dem Munde Nicanor's, aus den nur in abgebrochene Sätze sich fassenden Bemerkungen des Barons von Kaltenstein eben vernommen hatte.

Je mehr der Inspector sich dem Schlosse näherte, desto unheimlicher fühlte er sich. Er stand an, es zu betreten, und doch war er dazu genöthigt, da er Briefe auf seinem Zimmer finden konnte, die abends zwischen acht und neun Uhr von dem Landbriefboten gewöhnlich für ihn abgegeben wurden. Im Herzen wünschte Joseph am Ort irgend etwas, das ihn zerstreuen möchte, vorzufinden. Auch sah er schon lange Nachrichten von Hammerburg entgegen, deren Ausbleiben er sich gar nicht zu deuten wußte.

In der Absicht, das Schloß wieder zu verlassen, falls ihn nichts Dringliches darin festhalten würde, schritt er der großen Pforte zu. Er nahm sich vor, Doctor Armhalter zu besuchen und, sollte dieser nicht zu sprechen sein, nach der Fabrik zu gehen. Die Nacht allein, wahrscheinlich schlaflos zubringen zu müssen, war ihm ein entsetzlicher Gedanke.

Wider Erwarten war die Pforte noch nicht geschlossen. Joseph am Ort that dies jetzt mit eigener Hand, weil es Brauch war, den Eingang zum Schlosse nicht länger offen stehen zu lassen. Ehe er noch damit zu Stande kam, vernahm er die schlüpfenden Schritte des alten Ritters, der den Kommenden bereits gehört hatte und als wachsender Castellan seine Pflicht thun wollte. Schon an dem Athmen Joseph's erkannte der Blinde den Inspector. Er blieb an der Ecke des breiten Corridors stehen, welcher die Einfahrt ins Schloß kreuzte, und nannte Joseph's Namen.

»Ihnen ist nicht wohl, Herr am Ort,« sprach er, als dieser dem Ritter die Hand gereicht hatte. »Sie zittern, der Puls schlägt rasch und hart, und das Innere Ihrer Hand ist feucht und kalt. Sie haben sich erschrocken!«

Die glanzlosen großen Augen des Ritters von der Dub ruhten theilnehmend auf den bekümmerten Zügen des Inspectors, der in Ausflüchten wenig geübt, um eine Antwort, welche den Greis beruhigen konnte, in arge Verlegenheit gerieth. Er schwieg, gerade dies Schweigen aber bestärkte den Ritter in seiner Annahme. Die Hand seines Mitbewohners fester umfassend, zog er ihn mit sich fort, indem er sagte:

»Vor mir brauchen Sie nichts, was Sie drückt oder ängstigt, geheim zu halten. Ich bin ein Schmerzgeweihter! Haben Sie vergessen, was ich Ihnen anvertraute?« fuhr er lebhafter fort, und in seinen erloschenen Augen blitzte es auf, wie blasser Irrlichtschein. »Es weiß keiner um dies mein tiefes Herzensweh, als nur Sie! Ihre Stimme sagt mir, daß Sie mich verstehen! Sie ist den längst verklungenen seelenvollen Lauten meiner unvergeßlichen Berenice ähnlich.«

Dieser Name fuhr wie ein Blitzstrahl durch Joseph's Seele. Jetzt oder nie war der Augenblick gekommen, welcher den alten Ritter zu nochmaligem Sprechen bewegen konnte. Noch klang der Name Geldern im Ohr des benurruhigten Inspectors. Einem Mann, der diesen unglücklichen Namen führte, hatte der Mordanschlag gegolten, welcher ein anderes verbrecherisches Mitglied der menschlichen Gesellschaft fast vor seinen Augen aus

den Reihen der Lebenden fortraffte. Wenn die Eröffnungen in Schloß Hammerburg, wenn die Entdeckungen, die man dort im Ahnensaale gemacht hatte, nicht bloße Vorspiegelungen waren, so mußte Joseph am Ort annehmen, auch dieser dem Tode geweihte Geldern gehören den Nachkommen des Geschlechts der Ludomirsky an, dessen Name allein noch in dem Abbé Kasimir fortlebte. Joseph am Ort sah ein, daß im glücklichen Falle eine vertrauensvolle Eröffnung des Ritters von der Dub ihm wie andern mehr nutzen könne, als wenn er offen oder geheim die finstern Plane des Barons und Nicanor's im Winkel zu hintertreiben suche. Ohnehin war ein solches Unternehmen ebenso schwierig als gefahrvoll. Es raubte Zeit, mußte ihn in eine Menge Unannehmlichkeiten verwickeln, ja selbst ein Criminalproceß winkte drohend im Hintergrunde. Diese peinvolle Lage schnell überdenkend und, sich des Versprechens lebhaft wieder erinnernd, mit dem er sich den Bewohnern von Hammerburg empfohlen hatte, beschloß er, die weiche Stimmung des Ritters von der Dub zu benutzen und ihn noch einmal zu Mittheilungen aus den Tagen zu veranlassen, die dem hinfalligen blinden Greise noch jetzt als das irdische Paradies vorschwebten, aus dem ein feindlicher Dämon ihn verjagte.

»Ist das kein Irrthum, Herr Ritter?« sagte Joseph am Ort, dem Greise den schweren Leuchter abnehmend, auf dem eine sehr schief gebrannte Wachskerze unruhig flackerte. »Täuscht Sie nicht vielleicht nur die Sehnsucht nach der Verschollenen, die in Ihrem Ohre schlummert?«

»Ich täusche mich nie,« versetzte der Ritter.

»Nun, wenn Sie dessen so gewiß sind, dann möchte ich Ihnen wohl eine Bitte ans Herz legen.«

»Sie dürfen es getrost thun, Herr am Ort. Steht die Erfüllung derselben in meinen Kräften, so ist sie schon erfüllt.«

»Wen man im Sprechen ähneln soll, den wünscht man auch mit Augen zu sehen. Sie besitzen ein Porträt Ihrer schönen Verlobten . . . «

»Still! Kein Wort mehr!« fiel Ritter von der Dub ein. »Sie kennen die Geschichte meines Unglücks, Sie sollen auch eine Ahnung von dem Glücke genießen, das ich jubelnd schlürfte, als Berenice ihre Liebe zu mir mit dem ersten seligen Kusse besiegelte! . . . Kommen Sie, aber treten Sie etwas leiser auf. Die bösen Geister, die allen harmlosen Seelen auflauern und ihnen überall Fallstricke legen, sind auch auf die Seligkeit, die sich in dem lustigen Bett der Erinnerung schaukelt, neidisch . . . Man muß sie täuschen und einschläfern.«

»Wohin wollen Sie mich führen?« fragte Joseph am Ort, als der Ritter einen Weg einschlug, den er schon kannte und den er nicht gern wandelte.

»In das Zimmer, wo ihr Geist weilt und wo ich noch immer ihren Athem fühle.«

»Man wird uns auf den steinernen Treppen hören!«

»Gerade dann stört uns niemand. Es sind die Geister, die hier umgehen. Für sie wird man uns halten. Kommen Sie!«

Joseph am Ort schritt erwartungsvoll neben dem Greise fort, der ganz jugendlich, die eingefallenen gnomenähnlichen Züge von Freude beglänzt, die schmale, steile Wendeltreppe zu dem bekannten Erkerzimmer erstieg.

Mit einer gewissen Feierlichkeit, wie im vorigen Jahre, öffnete Ritter von der Dub die schweren Eichenthüren, und nicht ohne leises Schaudergefühl trat Joseph am Ort in das seit jenem Tage wahrscheinlich nicht mehr gelüftete Gemach. Die Luft war schwül, dunstig und unbehaglich. Ein ganzer Schwarm von Motten flog auf und umgaukelte die Flamme des Lichts. Staub wirbelte, vom Luftzuge, den das Oeffnen der Thür verursachte, in Bewegung gesetzt, gleich weißlichem Rauche zur hohen, mit reichem Stuck verzierten Decke empor.

Kein Stuhl war verrückt, kein Fäschen in eine andere Lage gebracht. Auf dem Tische stand noch die Flasche mit dem ausgetrockneten Weinreste, neben dem Lehnstuhle der wunderbar zarte, kleine Schuh, den Joseph am Ort schon einmal bewundert hatte.

Ritter von der Dub verschloß vorsichtig die Thür. Dann winkte er seinem Begleiter, betastete die Lehnen der Stühle, fühlte nach Tisch und halb in die Wand eingefügter Polsterbank, und stellte sich endlich auf die Fußspitzen, um mit der Hand das Glas des darüberhängenden Spiegels zu berühren.

»Da, unter diesem Spiegel hab' ich den Engel im Bilde verborgen,« sprach er heiter lächelnd. »Helfen Sie mir den Rahmen des Spiegels heben, dann sollen Sie die Herrliche sehen.«

Willig folgte Joseph am Ort dieser Aufforderung, und wirklich deckte der Spiegel ein nur reichlich handgroßes Miniaturgemälde, das der alte Ritter mit fieberhafter Unruhe von der Wand hob. Ehe er es seinem Begleiter reichte, drückte er es inbrüstig an seine welken Lippen, und Thränen entfielen in großen, hellen Tropfen den blinden Augen des Aufgeregten.

»Ich habe die Einzige wiedergefunden, ich habe den beseligten Hauch ihres Mundes gefühlt!« rief er wie verzückt aus. »Sie ist noch immer mein, und sie wird es ewig, ewig, auf Erden und im Himmel bleiben! Berauschen Sie sich in den Zügen dieses Engels, nur lassen Sie sich nicht unglücklich machen von der Zaubergewalt ihrer Augen!«

Der Ritter drückte das Miniaturgemälde Joseph am Ort in die Hand und ließ seine hagere Gestalt in den nächsten Sessel fallen, bei dessen Berührung abermals eine dichte Staubwolke aufwirbelte. Die Blicke Joseph's ruhten lange auf dem Porträt, dessen weiche Züge ihn eigenthümlich fesselten. Es war ein Gesicht, das jeder schön finden mußte, obwohl es gewiß viel schönere gab. Das Auge des Porträts namentlich war von einer unbeschreiblichen seelischen Tiefe, die es sprechend machte, ja es geradezu lebendig erscheinen ließ. Von schwärzlichem Blau, lag Sehnsucht, Schalkheit, schuldlose Innigkeit und schwärmerische Melancholie in demselben, und wenn der Flackerschein der Kerze es berührte, glaubte Joseph am Ort ganz dasselbe Blinzeln zu gewahren, das er an dem Abbé Kasimir einigemal bei Bewegung seiner

breiten Lider bemerkt hatte. Im übrigen entdeckte er keine Aehnlichkeit weder mit dem Abbé noch mit dem Bilde des polnischen Ulanenrittmeisters, der als Sigismund Geldern auf Hammerburg verstorben war.

Ritter von der Dub war viel zu sehr in das Glücks der Vergangenheit vertieft, als daß er Joseph am Ort in der prüfenden Betrachtung des Bildes gestört hätte. Erst das Geräusch, welches der Inspector beim Weglegen des Porträts machte, rief ihn wieder in die Wirklichkeit zurück.

»Berenice muß unsterblich sein!« rief er aus, als fühle er das Bedürfniß, einen Gedanken, der sich bei ihm schon lange zur Ueberzeugung verfestigt hatte, auch einem andern mitzuthemen. »Oder glauben Sie, daß soviel Anmuth, Lieblichkeit, Milde und Seelengüte je aufhören kann zu leben?«

Joseph am Ort suchte nach einer schicklichen Antwort, um den ungewöhnlich aufgeregten alten Mann einigermaßen zu beruhigen. Da er ihn aber in seinem Wahne nicht geradezu bestärken wollte, so half er sich mit einer Frage, von der er erwarten durfte, daß sie den schwärmerischen Ritter interessiren werde.

»Hatte Berenice von Ludomirsky keine Geschwister?« sprach er. »Aus der Geschichte weiß ich, daß dieses alte Wojwodengeschecht um die Zeit der ersten Theilung Polens noch in drei jugendlichen Zweigen blühte, die freilich später der Sturm der Ereignisse, welche nicht Polen allein, sondern ganz Europa erschütterten, geknickt, vielleicht auch ganz und für immer vernichtet haben kann.«

Ritter von der Dub blickte den Fragenden mit seinen erloschenen Augen an wie einer, der sich von einem andern, nur um diesem zu Gefallen zu leben, ein Märchen erzählen läßt. Auf die Frage selbst gab er keine Antwort.

»Kennen Sie das Wappen der Familie Ludomirsky?« fuhr Joseph fort. »Vor nicht langer Zeit ist es mir gezeigt und dabei viel Interessantes über die seltsamen Schicksale derselben mitgetheilt worden.«

Diese Bemerkung brachte wieder Leben in den seinen beglückenden Träumereien nachhängenden Greis. Er tastete nach dem Porträt Berenice's, kehrte es um, öffnete die Rückseite desselben und reichte es abermals dem Inspector.

»Da ist, was Sie suchen,« sagte er mit glücklichem Lächeln. »Wo aber wurde Ihnen dieses schöne, sinnreiche und historisch bedeutsame Wappenbild gezeigt?«

Hätte Ritter von der Dub noch das Licht seiner Augen besessen, so würde er sich erschrocken haben über den Eindruck, welchen der Anblick des Wappens auf Joseph am Ort machte. Es zeigte genau die Embleme, die seinem eigenen Siegelringe eingegraben waren und die er in dem heraldischen Werke erblickt hatte, das der Hand der entsetzten Hildegarde auf Schloß Hammerburg entfiel.

»An dem Finger eines polnischen Abbé, der leider niemals sein Vaterland mit Augen gesehen hat, erblickte ich es,« versetzte der Inspector, seine Bewegung nach Kräften bemeisternd. »Von demselben Manne hörte ich auch

die traurige Geschichte der Ludomirsky erzählen, denen er selbst angehört.«

»Der Ludomirsky?« wiederholte von der Dub. »Ein Ludomirsky lebt als Abbé im Auslande und hat Polen nie gesehen? Wie kann das angehen!«

»Das Unglück seines Vaterlandes jagte den Vater des Abbé in die Verbannung,« fuhr Joseph am Ort fort, da er sah, daß der blinde Greis ihm mit gespannter Aufmerksamkeit zuhörte. Verdüsterten wirklich bisweilen irrige Vorstellungen das klare Bewußtsein des Ritters, so waren diese jetzt dem glänzenden Lichte gewichen, das die Erinnerung an sein Liebesglück in ihm entzündet hatte. Er durfte es demnach wagen, dem hinfälligen alten Manne das, was auch ihn so ganz beschäftigte, in aller Kürze vorzutragen. »Es geschah dies noch vor dessen Vermählung, zu der sich der politische Flüchtling erst später im Auslande entschloß. Der Vater des Abbé hatte zwei Schwestern, von denen die ältere, schönste und lebenswürdigste ihm auf räthselhafte Weise verloren ging.«

»Verloren!« rief der Ritter mit bebender Lippe. »Verloren, wie mir die geliebte Braut!«

»Sie verschwand zugleich mit einem Manne, den die drei Geschwister Oheim nannten, obwohl er der Familie Ludomirsky nur sehr entfernt verwandt war, und nie hat man wieder von der schönen Berenice und dem Oheim Stanislaus gehört.«

Zitternd erhob sich der Greis. Sein eingefallenes, faltiges Gesicht ward von einer fliegenden Röthe überhaucht,

die ihm die trügerische Frische der Jugend auf kurze Momente verlieh.

»Berenice von Ludomirsky und Stanislaus Wertschinsky?« rief er aus. »Mein Gott, mein Gott, schlage mit Blindheit meinen Geist, wie du mit Blindheit der Augen mich schon gesegnet hast! . . . Ist sie erschlagen worden von Räubern oder lebt sie noch im Verborgenen?«

Der Greis erfaßte die Hände Joseph's, drückte sie an seine Brust, an seine welken, jetzt heißen Lippen, hing sich dann um den Nacken des starken Manns und zog diesen, in den morschen staubigen Lehnssessel zurücksinkend, bald lachend bald schluchzend zu sich nieder.

Joseph am Ort bereute fast, daß er dem erschöpften Ritter ein Geheimniß, auf dessen Lösung er selbst noch wartete, zum Theil verrathen hatte. Er fürchtete, die Aufregung könne, ihn tödten, weshalb er alles aufbieten mußte, um ihn wieder zu beruhigen.

»Das engelgleiche Wesen, von dessen Liebe Sie in Ihrer Jugend beglückt wurden,« sagte er einlenkend, »hat wahrscheinlich nichts gemein mit der Berenice, von der unsere Geschichte erzählt. Wahrscheinlich hat diese sich später mit einem Manne bürgerlichen Standes vermählt. Man vermuthet, dieser letzte noch am Leben befindliche Sprosse der Ludomirsky möge Geldern geheißen haben.«

Im Angesicht des Ritters ging abermals eine Veränderung vor, die den Inspector ängstigte. Die ohnehin schon schlaffen und überaus alten Züge des Blinden wurden noch älter und gnomenhafter. Er schloß die Augen, ließ das Haupt mit den langen weißen Haaren auf die Brust

sinken und athmete in regelmäßigen Pausen tief aber ruhig, wie ein traumlos Schlafender. Dieser Zustand dauerte einige Minuten. Dann griff Ritter von der Dub nach dem Arm des Lehnstuhls, stützte sich darauf und erhob sich mit mehr Kraft, als Joseph am Ort erwartet hatte.

»Das Bild!« sagte der Greis leise. »Um Gottes willen, verhalten Sie sich ruhig! ... Sie soll nicht hören, was man ihr nachredet! ... Horch, da bewegt sich schon der Schuh, der ihren classischen Fuß schmückte! ... Geldern! ... Sandomir Geldern! ... Satanas wird sein wahrer Name gewesen sein!« –

Der furchtbar Aufgeregte schloß abermals die Augen. Das Miniaturbild, das Joseph am Ort ihm gereicht hatte, knöpfte der Ritter unter sein Wams. Dann bat er den Inspector, er möge ihm seinen Arm leihen, denn er fühle, daß seine Füße ihn nicht tragen wollten. Auch das Schlüsselbund reichte er ihm, damit er die Thür wieder vorsichtig zuschließen könne.

Der Greis war wieder ganz ruhig geworden, als Joseph am Ort mit ihm das Erkerzimmer verließ. Im Corridor zu ebener Erde dankte er dem Inspector für seine Begleitung.

»Morgen erzählen Sie mir das Weitere,« sagte er freundlich. »Ich werde dann auch wissen, ob meinem Herzensengel die Entfernung von mir schwer geworden ist, und wie oft sie an mich zurückgedacht hat. Im Traume wird sie, wie schon so oft, die ganze Nacht mit mir zubringen.«

Ritter von der Dub wünschte dem Inspector gute Nacht. Dieser sah dem alten Herrn, dessen Gedanken doch bisweilen zu schwärmen begannen, mit wehmüthiger Theilnahme nach, bis seine Schritte auf dem Corridor verhallten. Dann zog er sich in sein eigenes Zimmer zurück.

Es war Joseph lieb, daß er keine Briefe vorfand. Schlaflos verbrachte er die Nacht, hundert Plane bauend, und wieder verwerfend. Ihn ängstigte die Gegenwart nicht weniger als die Zukunft, und versenkte er sich erst in das undurchdringliche Dunkel der Vergangenheit, so verwandelte sich ihm die ganze Welt in ein von Fratzen bevölkertes Tollhaus, dem mit Gewalt, ja selbst durch ein Verbrechen zu entfliehen noch für ein Verdienst gelten konnte.

Am andern Morgen ward Ritter von der Dub niemand sichtbar. Joseph am Ort, der sich von der schlaflosen Nacht und den so überaus heftigen Gemüthsbewegungen stark angegriffen fühlte, fand in der Fabrik zu viel Arbeit vor, um sich persönlich nach dem Befinden des Greises erkundigen zu können. Diese unaufschiebbaren Geschäfte hielten ihn auch ab, Erkundigungen nach dem Baron und dessen Verbleiben einzuziehen, was er nicht gerade bedauerte, wie wohl er es bei mehr freier Zeit wahrscheinlich nicht würde unterlassen haben.

Erst gegen Mittag verfügte sich der Inspector wieder ins Schloß. Hier begegnete er nur bestürzten Gesichtern. Auf die Frage, was denn geschehen sei, führte man ihn nach dem Zimmer des Ritters von der Dub. Der Anblick,

welcher sich hier dem Inspector darbot, rührte diesen bis zu Thränen.

Der alte Mann kniete, das Gesicht dem Erker zugekehrt, den man vom Zimmer aus sehen konnte, auf dem Boden. Mit dem Antlitz zur Erde gesunken, schien es, als habe man über das Haupt des Greises einen starken Büschel schneeweißen Haares als Decke gebreitet. Unter dem Gesicht lag das Miniaturbild Berenice's. Er mußte viele Thränen vergossen haben, denn das schöne Porträt erschien wie in Wasser gebadet. So im Kusse der Geliebten, ein ganzes Leben lang vergebens Gesuchten hatte den Ritter von der Dub der Todesengel berührt.

NEUNTES KAPITEL. VATER UND TOCHTER.

Unter schützendem Zeltdach ruhte Sandomir Geldern bequem in einem niedrigen Gartenstuhle. Seine Stellung war mehr die eines Liegenden als eines Sitzenden. Er sah recht heiter aus, obwohl die Schmerzen, welche ihm die nur langsam heilende Wunde verursacht hatte, die Spuren der Verlebtheit, die er ohnehin nicht immer ganz verdecken konnte, deutlicher als früher hervortreten ließen.

Vor ihm auf dem Tische lag ein Zeitungsblatt, in dem der ehemalige Militär gelesen hatte. Jetzt gab er sich beschaulicher Ruhe und allerhand Betrachtungen hin, indem er dem Spiel der Insekten, deren schattige Umrisse der helle Sonnenschein durch das Segeltuch erkennen ließ, zusah und dabei recht als Genußmensch eine der beliebten Manilla rauchte.

Eine geraume Zeit hatte Geldern fast regungslos so im süßen Nichtsthun verbracht, als Zerline leichtfüßig über den röthlichen Grant tänzelte und sich hinter den Vater schlich. Dennoch vernahm dieser das Nahen seines Kindes oder die Ahnung verrieth es ihm.

»Was bringst du Neues, Gazelle?« sprach er die Tochter an, noch ehe diese den wieder genesenen Vater begrüßen konnte. »Hat deine liebenswürdige Tante ihren guten Tag oder will sie sich wieder einmal mit aller Gewalt ihr schönes Haar abscheren und als Büßende barbeinig zum Gespött der Bauerjungen und losen schandmäuligen Bengel, die schon seit Jahren Hofdienste thun, durchs Dorf laufen? Eins sag' ich dir, Kind: Es würde mich sehr verdrießen, machtest du zu unrechter Zeit einen *faux pas*, enterben aber thäte ich dich ohne Gnade, wenn du natürlicher Leichtfertigkeiten wegen in deinem mit großer Sorgfalt geformten niedlichen Hirnkasten dir das Licht der ewigen Lampe, die man gemeinhin Vernunft nennt, ausgehen ließest.«

»Lieb Tante schläft, Papachen,« erwiderte Zerline, dem Vater die Hand küssend und ihm wohlgefällig mit ihren runden hübschen Augen betrachtend. »Du kannst ungestört laut denken, belauschen wird dich außer deinem thörichten Kinde niemand. Was Neues aber habe ich doch für dich mitgebracht.«

»Dann erzähle!«

»Onkelchen ist wieder da.«

»Wie lange war er fort?«

»Vier Tage und einen halben.«

»Genau gerechnet?«

»Bis auf die Minute.«

»Hast du ihn schon begrüßt?«

»Noch nicht, ich habe auch keine Lust dazu.«

»Sieht er mürrisch aus?«

»Ich würde lieber sagen närrisch.«

»Ein neuer Beweis, ein wie großer Uebelstand die Ehe ist! Alle ehelichen Leiden wirken auf diejenigen, welche sie vereint tragen müssen, ansteckend. Das war ein Hauptbeweggrund für mich, niemals zu heirathen. Hätte ich es gethan, wie leicht, ja wie wahrscheinlich wäre es dann gewesen, daß ich dem Beispiel deiner Mutter gefolgt und wie sie vor Hunger und Kummer gestorben wäre! Denke dich recht tief in ein solches Unglück hinein, und du kannst dadurch veranlaßt werden, einen kurzen Anhang zu dem tiefsinnigen Buche der Weisheit Salomons zu schreiben. Aber was kann meinem lieben Herrn Schwager denn fehlen? Er besitzt ja mehr, als er braucht, und die Sorgen der Verwaltung Kaltensteins ruhen schon seit einigen Monaten auf den kräftigen Schultern seines Sohns, der auch viel besser dazu paßt als sein Herr Vater.«

Zerline legte sich schmeichelnd vor dem Vater nieder und lachte ihn so bestechend an, daß Geldern in herzliches Lachen ausbrach.

»Wenn du keinen Geliebten bekommst, der dir ein halbes Fürstenthum schenkt, so verzweifle ich an der Welt,«

sagte er, sich die Thränen, welche das Lachen ihm ausgepreßt hatte, abwischend. »Wäre ich nicht eine Respects-person für dich, so würde ich wahrscheinlich respectvoll vor dir, du infame Hexe, mich beugen!«

Geldern berührte die samtene Backe seiner Tochter mit leichter Hand, worauf diese wieder aufstand, das Zeitungsblatt ergriff und ihre Augen darüber hingleiten ließ, ohne wirklich zu lesen.

»Meinst du wirklich, Papa,« hob sie in scherzhaftem Tone an zu plaudern, »daß unser Schicksal, wie du dich seit einiger Zeit nach Prophetenart auszudrücken pflegst, sich nächstens erfüllen wird? Verstehe ich dich nämlich recht, so willst du damit eine Wendung zum Bessern für uns beide andeuten, womit ich allerdings sehr zufrieden wäre, obwohl uns augenblicklich hier eigentlich nichts abgeht.«

»Habe ich nicht immer Wahrheit gesprochen, mein Kind?«

»So oft sie eintraf, immer!«

»Schelmenauge! Meine Prophezeiung wird diesmal auch wieder eintreffen.«

»Was hast du denn prophezeit?«

»Das weißt du nicht?«

»Nicht genau, Papa, weil ich die Gedanken anderer, auch derer, die ich ganz durchschaue, nicht immer deutlich *hören* kann. Außerdem liegt Kaltenstein hoch und es ist hier überall sehr zugig. Da werden denn oft die allerschönsten Gedanken vom Luftzuge über alle Berge fortgeweht.«

»Du wirst an diesen Herrlichkeiten still genießend mit theilnehmen, bis du des Scherzens müde geworden, die Lachmaske mit der des ewigen Schweigens vertauschest. Adolar ist, wie ich immer gesagt habe, ein höchst respectablem Verwandter, der Sinn hat für das Schickliche. Er kennt unser Schicksal wie sein eigenes, und da ihn die Erfahrung lehrt, wie gefährlich es ist, ein Schicksal eigensinnig und einseitig abändern zu wollen, so wird er sich hüten, diesen Fehler zu begehen. Wärest du zufrieden, wenn wir, an diesen Sockel des Schicksals gelehnt, hier für immer Hütten, das heißt comfortable eingerichtete, bauten?«

»Zufrieden wäre ich, Papa, aber Glauben an die Erfüllung dieser Prophezeiung habe ich nicht.«

»Weshalb nicht, Ungläubige?«

»Weil ich das Gesicht des heimgekehrten Oheims sah.«

Jetzt erst veränderte Sandomir Geldern seine Stellung und nahm Zerline das Zeitungsblatt aus der Hand.

»Der Herr Baron ist also sehr verstimmt?« sagte er, seine Blicke auf die Zeitung heftend. »Wenn ich wüßte . . . «

»Wolltest du ihn sprechen?«

»Es wird eines Tags geschehen müssen, denn unsere bisherige Art des Verkehrs hat viel Störendes. Man hört nur, was der andere spricht oder sprechen will, was er denkt bleibt auch dem Klügsten und Mistrauischsten mehr als zur Hälfte verborgen.«

»Ich werde nicht zugeben, daß du den guten Onkel sprichst,« erwiderte Zerline, »so wenig ich einer Zusammenkunft mit der wehmüthig gestimmten Tante das Wort

rede. Weit lieber wäre es mir, du folgtest dem Rathe des gelehrten Juristen, der die Eigenthümlichkeit hat, jeden delicates Bissen, der seine Speicheldrüsen in besonders angenehme Bewegung setzt, mit Thränen anzufeuchten. Ich habe immer gewünscht, das beschauliche Leben im Hause eines frommen Geistlichen kennen zu lernen. Böse Zungen und selbst der feine Mund meines gütigen Papa sagen, ich ginge dem Himmel verloren, wenn der heilige Petrus mir nicht das Zeichen seines Schlüssels zwischen die Schultern drückte, damit er mich unter den leichtfertigen Sünderinnen besser herausfinden könne. Nun bitte ich, Papachen, kann es behufs dieser hochheiligen Brandmarkung für mich einen geeignetern Aufenthaltsort geben, solange hier die Luft nicht reiner wird, als das stille Haus eines Domdechanten?«

Geldern ließ das Zeitungsblatt, in dem er gelesen hatte, sinken. Der spöttisch lächelnde Zug um seinen Mund, der etwas Abstoßendes hatte, war plötzlich verschwunden, was Zerline sogleich gewahrte. Auch ihr rosiges Gesichtchen überschattete sich leicht mit einer Wolke.

»Es ist dir ein unangenehmer Gedanke in die Quere gekommen, Papa,« sagte sie. »Kann ich ihn verscheuchen, so sag' es, »und ich will mich aufblasen wie ein Laubfrosch, um ihn mit vollen Backen in die Flucht zu schlagen.«

»Du kannst recht haben, Schelm,« erwiderte Geldern, seine gewöhnliche heitere Gesichtsmaske wieder anlegend. »Betrachtet man die jetzige Welt mit deinen Augen und besitzt man soviel Mutterwitz wie du, so muß

man finden, daß du nirgends mehr am Platze sein wirst als bei einem mildgesinnten Prälaten. Wie sehr ich schon seit Jahr und Tag daran denke, dich anständig unterzubringen, ohne dir gerade ein Frauenhäubchen auf dein wirklich sehr schönes Haar zu stülpen, kann dir selbst bei deinen guten Anlagen nicht entgangen sein. Unterm Krummstab ist gut zu wohnen! sagt ein altes Sprichwort; versuchen wir's einmal, ob sich dasselbe auch in unserer frivolen Zeit noch bewährt. Für mich wäre es sehr trostreich, wüßte ich dich in guter Gesellschaft. Du würdest dann gewiß bald so wohl erzogen dich zeigen, daß du deinen vornehmen Verwandten, die vielleicht zahlreicher sind als wir wünschen, wahrhaft Ehre machtest.«

»Und was willst du alsdann beginnen, Papachen?« entgegnete Zerline. »Meine Absicht war, mich und dich zugleich sicher zu stellen, wenn die Grundfesten dieses Schlosses etwa zufällig ins Wanken kommen sollten.«

»Damit dies eben nicht geschieht, mein kluges Kind, schlage ich eine rechtzeitige Trennung vor,« sagte Geldern. »Ich bin zwar kein Atlas, und wenn Erde und Himmel ins Taumeln gerathen, so schließe ich mich dem allgemeinen Schwindel jedenfalls lieber an, als daß ich den Versuch mache, ihn aufhalten zu wollen. Hier aber wäre es doch möglich, daß ich durch bloßes Stopfen und Kleistern einen bereits sichtbar werdenden Riß wieder glücklich überpinselte.«

»Diese Bilder entbehren zu sehr bestimmter Farben, um sie meinem Auge gefällig erscheinen zu lassen.«

»Es geht mir genau ebenso und doch muß ich mich dieser verwässerten Farben bedienen. Hast du diese Zeitung hier gelesen oder sie nur mit zerstreuten Blicken überflogen?«

»Alles Lesen ist mir langweilig.«

»Sehr wahr, mein Kind, aber es belehrt und macht uns zuweilen klug.«

»Oder unruhig!«

»Auch das, du Nichtgebenedeite unter den Unverheiratheten. Mich zum Beispiel hat das Lesen eines einzigen Satzes klug und unruhig zugleich gemacht. Willst du als gutes gehorsames Kind an den gemischten Gefühlen deines stets aufmerksamen Vaters participiren, so strenge deine schelmischen Augen zwei Secunden lang an, setze dich in den Besitz der Weisheit dieser wenigen Zeilen hier, und wenn sich dann die romantischen Grübchen in deinen Wangen nicht verlieren, erkläre ich dich für fähig, die Befehlshaberstelle der weiblichen Leibgarde Seiner Majestät des Königs von Siam zu jeder Stunde antreten zu können.«

Zerline folgte der Aufforderung ihres Vaters und las mit Aufmerksamkeit die Zeilen, auf welche der Finger Geldern's zeigte. Die rundlichen Wangen des jungen Mädchens wurden dabei schlaffer und die Grübchen verschwanden wirklich.

»Siehst du,« fuhr Geldern fort, die Zeitung wieder zu sich nehmend, »es gibt also doch für dich einen Punkt, wo deine auf das absolute Nichts gestellte Courage zu Grunde geht. Wie behagt dir dieser Spaß?«

»Es kann ein bloßes Gerücht sein,« meinte Zerline.

»Besser wär' es, du sagtest: es könnte sein! Leider bin ich in dieser Beziehung mehr Wissender als mir lieb ist. Von deinem bösen Großvater weiß ich, daß diese Verzweigung vorhanden war. Deine Großmama ist eigentlich daran gestorben.«

Zerline warf die Lippen keck auf und lachte dem Vater ins Gesicht.

»Laß es so sein, wie du fürchtest,« erwiderte sie, »was können wir darunter leiden? Das Glück bildete ja vor und nach meiner Geburt die einzigen liegenden Gründe, von deren Ertrage wir uns ernährten. Kann uns dies unveräußerliche, nicht einmal greifbare Kapital irgendjemand rauben? Nie und nimmer, Papa! Und so denk' ich, könnte das Wiederfinden verschollener Verwandter, an deren Existenz bisher kaum irgendjemand glaubte, uns Kindern der Luft und des Glücks eher nützen als schaden.«

»Ein Mund ist kein Grab,« sagte Geldern, »und auch der verschwiegenste Mensch fühlt sich bisweilen gedrungen zu sprechen, wenn er sich von der Schwäche der Natur so weit fortreißen läßt, Gewissensbisse unausstehlicher zu finden als Zahnschmerzen. Stünde *mein* Wissen aus nur *einem* Augenpaare, dann würde ich heute noch meinem lieben Schwager einen Satz geben, wobei ich jedes Butterbrot als besondere Delice mit Hunderthalerscheinen belegte. Aber, aber! . . . Horch, was ist das?«

Vater und Tochter lauschten dem aus dem Innern des Schlosses zu ihnen dringenden Geräusch. Ueber die Entstehung desselben konnten sie weniger in Zweifel sein als

über die Veranlassung, die es hervorgerufen haben mochte. Beide vernahmen deutlich die Stimme des Barons, der offenbar heftig mit jemand schalt.

»Mich dünkt,« sprach Geldern, »dein liebenswürdiger Oheim steht im Begriff, seinen Park inspiciren zu wollen. Ich habe es stets so weit thunlich zu vermeiden gesucht, mit heftig erregten Menschen zusammenzutreffen. Entweder man stört oder man wird gestört, und beides ist wieder störend. Laß uns also lustwandelnd die verschwiegenen Bosquets aufsuchen, wo wir uns im schlimmsten Falle den Blicken des heftigen Mannes entziehen können. Wenn ich nur wüßte, wo er sich in den letzten Tagen herumgetrieben hat! ... Das wäre so eine Aufgabe für deine Zuckerbrotlippe, Gazelle! ... Umsonst warf er sich nicht auf seinen Goldfuchs. Es lag diesem Ausfluge eine Veranlassung von tiefer Bedeutung zu Grunde.«

»Sollte Förster Frei nicht darum wissen?« meinte Zerline. »Der Mann mit seiner Geiernase und dem mädchenhaft verschämten Blicke ist ja das tägliche Brot im Schlosse, und thut ebenso vertraut mit dem Onkel wie mit dem Cousin.«

»Förster Frei?« erwiderte Geldern. »Ich fühle kein Bedürfniß, mich diesem Nimrod anzuvertrauen. Leute, die auf zwei Achseln tragen, sind stets zweideutige Charaktere. Da lob' ich uns beiden! Wir wissen, was wir wollen, und wenn der eine lacht, der andere weint, so liegt darin Sinn, wie in dem duftigen Alphabet eines Selam. Also,

du verlorene Tochter der naschhaften Eva, deren Appetit nach dem verbotenen Apfel mir immer sehr natürlich vorgekommen ist – weshalb ich über den Sündenfall etwas andern Ansichten huldige als die großen Kirchenlichter diesseit und jenseit der Berge – lege dir ein paar Dutzend recht verführerische Phrasen, Fragen und Schmeichelreden zurecht, und schiebe sie mit deiner pfeilartigen Zungenspitze dem Onkel Baron durch die fest zugekniffenen Lippen so tief ins Herz, daß es ihm vor Wonne überläuft, und du dich in dem Gedankenergüsse, der dieser Wonne folgt, ganz gemüthlich baden kannst!«

Zerline machte keine Einwendungen mehr. Sie führte ihren etwas unsicher auftretenden Vater nach den entlegensten Gängen des Parks, unterhielt ihn vortrefflich durch ihr Geplauder, dem sich die neckischsten Einfälle beimischten, und als nach längerem Umherwandeln sie sich dem Zelt vor dem Austritte aus dem Schlosse wieder näherten, herrschte die frühere Ruhe hinter den niedergelassenen Rouleaux. Kein Laut, viel weniger ein starkes Geräusch war zu vernehmen.

Friedlich flogen die Schwalben auf und nieder, um ihre junge Brut in den Nestern zu füttern, und eine Anzahl gurrender Tauben lief trippelnd um Tisch und Stühle, um die wenigen im Sand zerstreuten Brosamen aufzusammeln.

ZEHNTES KAPITEL. ERFOLGLOSES SUCHEN.

Der Zorn des Barons von Kaltenstein war vollkommen gerechtfertigt. Von seinem kurzen Ausfluge zurückkehrend, erkundigte er sich zunächst nach dem, was sich während seiner Abwesenheit ereignet habe. Ehe aber der Leibjäger, an den diese Frage gerichtet war, noch zu antworten Zeit fand, fügte der Baron schon eine zweite hinzu.

»Wo ist mein Sohn?« lautete diese. »Ich muß ihn auf der Stelle sprechen!«

»Der gnädige Herr sind schon gestern Abend nach dem Forsthause gegangen,« erwiderte der Leibjäger. »Es sei möglich, daß ein paar Tage vergingen, ehe sie wiederkämen.«

»Ein paar Tage? . . . Wer soll denn hier den Herrn vorstellen?« fiel der Baron aufbrausend ein.

»Die gnädige Frau –«

»Schweig!« herrschte der Edelmann seinen Diener an. »Mein Sohn weiß, daß die Bedauernswerthe das Zimmer nicht verlassen kann! . . . Hat mein Sohn keine Aufträge, keinen Brief für mich hinterlassen?«

»Die Briefe sah ich ihn zu sich stecken.«

»Welche Briefe?«

»Es wurden zwei oder drei auf einmal abgegeben. Der junge Herr schien sehr gerührt zu sein . . . Da befahl er dem Reitknecht, den Jagdwagen in Stand setzen zu lassen und sobald wie möglich mit demselben ihm nach dem Forsthause zu folgen.«

Dem Baron waren diese Nachrichten äußerst unangenehm. Er drang mit neuen, ungestümen Fragen auf den Leibjäger ein, und da dieser immer nur ein ›Ich weiß nicht, gnädigster Herr‹ antworten mußte, ließ er zuletzt seinem Unmuth die Zügel schießen, und überhäufte den unwissenden Diener mit Vorwürfen, welche diesen nicht trafen, in der Seele des höchst aufgeregten Edelmanns aber wohl begründet waren.

Nachdem er sich in lauten Scheltworten Luft gemacht, noch einmal nach dem Befinden seiner Gattin nur ganz oberflächlich gefragt und einige ihr speciell betreffende Befehle ertheilt hatte, verlangte er, daß man ihm ein anderes Pferd sattele. Darauf ließ er sich nach der Trinkhalle kalte Küche und eine Flasche Wein bringen, hieb den herumschnüffelnden Pudel Adolar's, der seit kurzem von allen auffällig vernachlässigt ward, so wüthend mit seiner schweren Reitpeitsche, daß das arme Thier vor Schmerz aufheulend entfloh und sich im Pferdestalle verbarg, und stieg nach etwa zweistündigem Verweilen wieder zu Pferde.

»Es ist möglich,« sprach er zum Leibjäger, »daß ich auch erst morgen oder übermorgen zurückkomme. Sollten in dieser Zeit wieder Briefe einlaufen, so mache ich dich für das Verbleiben derselben verantwortlich. Verstehst du mich, Bursche? ... Es soll kein Brief, solange ich von hier abwesend bin, erbrochen werden, mag er an mich, an meinen Sohn oder an die Fremden adressirt sein! ... Du hast sie in Empfang zunehmen und sicher zu verwahren!«

»Der gnädige Herr wollen erlauben . . . «

»Nichts erlaube ich,« unterbrach der Baron den Leibjäger, »Ordre parirt, oder du kannst es probiren, wie Bettelbrot mundet.«

Er schnalzte mit der Zunge und verließ auf dem muthigen Grauschimmel, den er bestiegen hatte, abermals den Schloßhof.

Das nächste Ziel des Barons war das Forsthaus. Es verdroß ihn, daß statt der erwarteten Schwester des Försters die Magd ihm entgegenkam; denn er befand sich gerade in der Stimmung, um der ihm widerwärtigen Mademoiselle Frei kein Wort schuldig zu bleiben, ja sie, wenn es sich irgend thun ließe, zornig zu machen, um desto größere Ursache zu haben, sie zuletzt eine Xanthippe oder etwas Aehnliches schelten zu können.

Von der Magd war nichts zu erfahren. Andreas hatte den jungen Herrn begleitet, obwohl Kathrine dies zu verhindern suchte. Darauf war die Schwester des Försters sehr nachdenklich geworden, und nach einer unruhig verlebten Nacht hatte sie den Hausschlüssel über die Küchentür gehangen, der Magd aufgetragen, bei Sonnenuntergang das Forsthaus zu verschließen und keinem andern später Einlaß zu gewähren als ihrem Bruder. Gleich nach eingenommenem Frühstück, berichtete die sehr gedankenlose Magd, war die entschlossene alte Jungfrau ausgegangen.

Das Abgeben des Hausschlüssels beunruhigte in diesem Bericht den Baron am allermeisten. Der Herr von Kaltenstein war hinlänglich vertraut mit den Eigenheiten

der Schwester seines Försters, um zu wissen, daß nur die schwerwiegendsten Gründe Kathrine zu einem so gewagten Entschlusse bewegt haben konnten. Vergebens sann er nach, um wenigstens das annähernd Wahrscheinliche dieses auffallenden Verfahrens zu entdecken. Ein triftiger Anhaltepunkt ließ sich jedoch nicht ermitteln.

Verstimmt trabte der Baron weiter über Feld. Er hoffte einem der Umwohner zu begegnen, die ja vielleicht besser unterrichtet waren als die beschränkte Magd. Aber auch das glückte nicht.

Voll Aerger und Verdruß gab er dem Apfelschimmel die Sporen, bog von dem Feldwege, den er bis jetzt verfolgt hatte, nach der Landstraße ein, und ritt in gemessenem Trabe der Stadt zu, deren Thürme sich ihm schon zeigten.

Mit einem Rechtsgelehrten mußte er sich nächstens wieder in Verbindung setzen, da es mancherlei zu ordnen gab, und namentlich auch das Befinden seiner Frau, die geistig schwer zu leiden schien, ein Abkommen erheischte. Zu raschem Handeln hatte er sich selbst thörichterweise die Hände gebunden. Er mußte sich erst mit Adolar einigen, ehe er sein heimliches, schon längere Zeit genährtes Vorhaben ausführen konnte. Gerade Adolar aber schien den Intentionen des Barons nach dieser Richtung hin gar nicht beizustimmen.

Die gleichmäßige Bewegung des trabenden Pferdes wirkte beruhigend auf Baron von Kaltenstein. Er konnte leidenschaftslos seine Lage ins Auge fassen und einen Plan entwerfen, der sich durchführen ließ. Gelang es

ihm, den lästigen Schwager aus dem Schlosse zu schaffen und für immer unschädlich zu machen, so durfte er noch immer hoffen, seine letzten Lebensjahre in ländlicher Zurückgezogenheit ohne fernere heftige Aufregungen zubringen zu können. Große Ansprüche an das Leben machte er ohnehin nicht mehr. In seinen Jünglings- und ersten Mannesjahren hatte er sich ja in alle Tiefen des Genusses versenkt, und kaum gab es für den ehemaligen Spieler und Verschwender noch einen Wunsch, den er heimlich im Herzen trug. Ruhe! Ruhe! hieß das Verlangen, dem er nachhing, und diese Ruhe sich mit jedem Opfer zu erringen, das ihm nicht die Mittel zu bequemem und unabhängigem Leben raubte, war er nach den Erfahrungen der letzten Wochen und Monate fest entschlossen.

Es schien aber, als wolle das Glück, das ihm doch früher selbst unter mislichen Verhältnissen und in arg bedrängten Lebenslagen stets freundlich gelächelt hatte, ihm jetzt auf einmal gänzlich den Rücken kehren. Das Haus des Stiftssyndikus war verschlossen. Von dem alten Diener, dem verschwiegenen, gleich seinem Herrn gewitzigten Factotum des gelehrten Juristen konnte er nicht einmal erfahren, wohin dringende Geschäfte, wie der einsilbige Mensch sagte, denselben geführt hatten.

Der Baron zweifelte gar nicht, daß der Stiftssyndikus seinen Diener instruiert habe, ja er war fest überzeugt, diese Instructionen bezogen sich auf den ganz besondern

und nahe liegenden Fall einer durch ihn persönlich erfolgenden Nachfrage. Auch über die Zeit der Rückkunft Liebner's war ebenso wenig zu erfahren.

Der geärgerte Edelmann hielt es für nutzlos, auch noch über des zweideutigen Juristen etwaige Begleitung Erkundigungen einzuziehen. Im Auge des Dieners las er die voraus dictirte Antwort. So mußte er sich denn wider Willen zur Rückkehr entschließen.

Eine Viertelstunde vor der Stadt theilte sich die Straße in zwei Arme. Der rechts laufende Weg führte nach Schloß Kaltenstein und den mit diesem zusammenhängenden Ortschaften. Links bog ein viel besser erhaltener, mit schönen Obstbäumen zu beiden Seiten gepflanzter Fahrweg nach dem Stift ab. Ein Wegweiser, den der Wind schief gedrückt hatte, zeigte dies dem unkundigen Wanderer auch mit vom Wetter bereits halb verwischten Schriftzügen an.

»Er könnte ja doch im Stift auch zu thun haben,« rief Baron von Kaltenstein sich selbst zu, und leitete seinen Grauschimmel auf die ganz mit röthlichem Kiesande bestreute Stiftsstraße. Es war ein starker Umweg, den der Edelmann einschlug, und machte er ihn erfolglos, so mußte seine üble Laune dadurch noch stark vermehrt werden. Das Stift lag gegen drei Stunden weit von der Stadt entfernt so abgeschlossen von allem Weltverkehr, daß sich für ein beschauliches, gottgefälliges Leben kaum ein geeigneterer Ort denken ließ. Saftige Wiesen, ein geräumiger, von sehr hohen Mauern umhegter, mit

den Stifts- und Klostergebäuden in Verbindung stehender Garten umgaben dies Asyl dem Weltleben entfremdeter Seelen. Trotz der angenehmen Gegend aber und der frischen, grünen Wälder, in die sogar einige Spaziergänge gehauen waren, konnten sich doch weltlich gesinnte Leute nicht lange in der Nähe des alten Klosters wohlbe finden.

Kurz vor Sonnenuntergang erblickte Baron von Kaltenstein den schlanken Thurm der Kirche mit dem vergoldeten Kreuz über den Baumwipfeln. Zehn Minuten später hielt er sein Pferd an der Klosterschenke an. Weiter konnte und durfte er sich nicht wagen, denn die Regel des Ordens, welchem die Nonnen angehörten, war streng und der Klosterhof immer, mit alleiniger Ausnahme des Sonntags, geschlossen.

Aufmerksam trat der Wirth selbst grüßend aus dem stattlichen, sehr reinlich aussehenden Hause. Dieser Mann gehörte nicht zu den Geistlichgesinnten und Enthalt samen. Er war stark bis zur Feistheit, und seinen kleinen, blinzelnden Augen schon sah man es an, daß es nur eines geringen Anstoßes bedurfte, um ihn zum Sprechen zu bewegen.

»Verabreicht mir eine Herzstärkung, aber schnell!« rief der Baron dem feisten Mann zu. »Ich habe wenig Zeit, und will nur mein Thier einige Zeit verschnaufen lassen. Was gibt's Neues im Stift? Sind keine Novizen angemeldet?«

Der Wirth warf einen seltsamen Blick auf die stillen Klostergebäude, deren Ziegeldächer die Abendsonne vergoldete. Vom Walde her vernahm man das melodische Rauschen eines Wehres und das dumpfe Geklapper einer Mühle.

»Kann ich mit einem echten Rosoglio dienen?« fragte er den Edelmann, seine schirmlose Mütze von grünem Sammt nochmals abnehmend und zur Seite der drei Granitstufen tretend, die in das Haus geleiteten.

Der Baron nahm diese Einladung für ein Zeichen, daß der wenig beschäftigte Wirth, den einträglicher Landbesitz gut ernährte, zum Sprechen sehr aufgelegt sei, und trat gebieterisch in das Gastzimmer.

»Vor kaum einer Stunde,« fuhr der Wirth fort, seinem Gaste den empfohlenen Liqueur credenzend, »hat, wie ich glaube, ein gar vornehmer Besuch das Kloster verlassen. Zwei Herren und zwei Damen, darunter eine sehr jugendliche, die aber einen dichten Schleier trug, kamen heute früh, als kaum die Morgensonne das Kreuz der Kirche vergoldete, in Begleitung des Herrn Stiftssyndikus hier an und wurden sogleich vom Klostersvogt eingelassen. Das geschieht nur bei vorangegangener Meldung. Als die Herrschaften wieder fortfuhren, fehlte die junge Dame. In ihr kann sich eine Novize verborgen haben.«

Baron von Kaltenstein schlürfte das Gläschen Rosoglio aus und schritt, ohne den Wirth einer Antwort zu würdigen, brummend im sandbestreuten Zimmer auf und ab, zuweilen mit seiner Reitpeitsche nach den in großer Menge vorhandenen Fliegen schlagend, die ihn summend

umschwärmten. Dabei berührte er den von der getäfelten Decke an starker Schnur herabhängenden Messingring, dessen man sich zum Spielen bedient, indem man mit nicht ganz leicht zu berechnender Kraftaufwendung nach einem in der Wand befestigten Haken wirft, an dem der Ring, soll der Wurf für gelungen gelten, hängen bleiben muß, ein Versuch, der nur Geübten ziemlich häufig glückt.

»Seht nach meinem Schimmel und gebt ihm noch ein Stück Brot!« rief er dem Wirthe zu, der seine gerundete Körperlast halb neben halb hinter dem Baron dienstefrig fortschleppte, ergriff den Ring und begann das landesübliche Spiel.

»Sehr wohl!« versetzte dieser, sich nach der Thür rollend, und einigermaßen erstaunt über die Gleichgültigkeit des Herrn, dessen Frage ihn doch erst zu der gemachten Mittheilung veranlaßt hatte.

Der Baron schleuderte inzwischen wiederholt den Ring gegen den Wandhaken, wobei er stets einen zischenden Laut ausstieß, da er aber viel zu unruhig war und an ein Abwägen der aufzuwendenden Kraft gar nicht dachte, so kehrte das schwingende Metall immer wieder zu ihm zurück. Darüber verging ihm die Geduld, er zog heftig an Ring und Schnur und riß beide ganz ab, als gerade der Wirth wieder eintrat.

»Da! Macht Euch damit bezahlt für den Bettel!« sprach der Baron verdrießlich, ein neues Guldenstück auf den fliegenbesetzten Tisch werfend. »Die Aebtissin drüben

könnte in ihrem Alter auch 'was Besseres thun, als junges Blut, das vielleicht nicht einmal weiß, wie der Welt Sünde schmeckt, die es doch mittragen und durch Kasteiungen abbüßen helfen soll, in ihren heiligen Zwinger zu verlocken. Wenn der Stiftssyndikus das zugibt oder wohl gar es mit veranlaßt hat, so wäre er werth, daß man ihn so lange bearbeitete, bis er zur Erkenntniß der Wahrheit käme!«

Der Baron fuchtelte dabei mit seiner Reitpeitsche so unvorsichtig die kreuz und quer, daß der Wirth ein paar komische Schritte rückwärts machte, um nicht etwa getroffen zu werden. Zugleich nahm er wieder seine Sammtkappe ab, zog die Achseln in die Höhe – und wollte damit andeuten, daß er völlig unschuldig und durchaus nicht der Mann sei, welcher in so wichtigen Angelegenheiten irgend etwas thun könne.

Die Handschuhe wieder anziehend, bestieg der Edelmann sein muthiges Roß und setzte es, ohne sich noch einmal umzusehen, sogleich in starken Galop.

»Daß ich Narr auch zuerst in die Stadt reiten mußte und mir das Stift nicht gleich einfiel, sprach er, sich selbst ausscheltend. »Keine Frage, es ist Hildegarde, die sie im Kloster eingesperrt haben! Der Stiftssyndikus hat sich spicken lassen, weil die ganze Gesellschaft den Pfaffen anhängt und der schlaue, weinende Satan es mit dem Domdechanten, seinem gut essenden Freunde, nicht verderben mag! ... Aber daß Frei, der Ungläubige, der in des Teufels Küche das Kugelgießen für vier- und zweibeiniges Wild gelernt hat, all diesen Anordnungen ruhig

zusieht, das will mir nicht in den Kopf! . . . Was bleibt übrig, als daß ich zuletzt doch noch meine Zuflucht auch für mich zu obrigkeitlicher Hülfe gegen die Eingriffe des eigenen Sohnes werde nehmen müssen? Wäre nur erst der – Störenfried beseitigt! . . . Bis dies besorgt ist, muß und will ich mich fassen, ganz leicht jedoch soll dem Stiftsyndikus und Adolar das Spiel, das sie mit Hülfe fremder Helfershelfer gegen mich angezettelt haben, nicht werden! . . . Intrigue gegen Intrigue, List gegen List, und müßte ich mit Kathrine, auf deren Gesicht schon in früher Jugend der Teufel Erbsen gedroschen hat, an ein und derselben Leinwand nähen!«

Nur selten ließ Baron von Kaltenstein seinen Schimmel langsam traben. Es lag ihm viel daran, recht bald wieder in Kaltenstein anzukommen, wo er jedenfalls seinen Sohn zu treffen hoffte. Mit diesem mußte er nothwendig sprechen, ehe er irgend etwas anderes unternehmen durfte.

Leider aber sollte an diesem unheilvollen Tage dem Baron alles fehl schlagen. Ganz Kaltenstein lag in tiefster Ruhe, als er es erreichte, allein weder Adolar war zurückgekehrt noch hatten sich Fremde melden lassen.

Schimpfend zog sich der erbitterte Edelmann auf seine Zimmer zurück, wo er die Nacht ziemlich unruhig verbrachte.

ELFTES KAPITEL. CLOTILDE VON KALTENSTEIN.

Außer dem Baron floh in dieser Nacht auch noch eine andere Bewohnerin Kaltensteins der Schlaf. Clotilde fand

nirgends Ruhe und wandelte mit nur geringen Unterbrechungen von einem ihrer Zimmer ins andere. Diese Ruhelosigkeit hatte sich der Baronin nur nach und nach bemächtigt. Anfangs schlief sie bloß weniger gut als früher; dann stellten sich quälerische Träume bei ihr ein, die sich oft in fast ganz gleicher Form wiederholten und eine starke Ermattung bei der Erwachenden zurückließen. Egetreten war dieser unangenehme Zustand, der alsbald in nervöse Ueberreizung ausartete, bald nach der Mittheilung Adolar's, die Clotilde nicht mehr zweifeln ließ, daß es dem gegen sie aufgebrauchten Sohne gelungen sei, den Versteck Hildegardens zu entdecken.

Zu stolz, um irgendeine Frage an den gegen ihren Willen durch eine übereilte Entschließung des Barons, wie sie meinte, zum Gebieter von Kaltenstein emporgestiegenen zu richten, wartete sie ruhig eine Zeit lang, um in Erfahrung zu bringen, ob Adolar ihr auch nur eine Falle habe legen wollen, damit sie sich in der ersten Bestürzung verrathe. Selbst voll schlauer Hintergedanken und geheimer Anschläge, traute Clotilde jedem Unredlichkeiten zu, wenn nur geeignet waren, ein bestimmtes Ziel dadurch leichter zu erreichen. Diese Zeit benutzte sie zur Gestaltung neuer ihr dienlicher Plane. Sie schwieg aber gegen jedermann. Inzwischen erhielt sie eine Bestätigung der Mittheilung ihres Sohnes durch Kathrine Frei. Ganz gegen alles Erwarten traf Clotilde eines Tags, als das herrliche Wetter sie zu einem Spaziergange in die nächsten Umgebungen des Schlosses verlockte, mit diesem entschlossenen Mannweibe zusammen.

Beide einander feindlich gesinnte Frauen standen sich plötzlich gegenüber, und das Entsetzen, der Zorn, von dem sie befallen wurden, mochte in beiden gleich heftig sein. Kathrine aber war schon deshalb der Baronin gegenüber im Vertheil, weil sie sich im Rechte wußte und ihre Vorwürfe, mit denen sie Clotilde sogleich zu überschütten begann, auch begründen konnte.

Kathrine Frei machte, wie sie zu sagen pflegte, ihrem Herzen Luft, und da sich ziemlich viel Zündstoff in ihr angesammelt hatte, so gab es eine Scene, welche die Schuldbeladene moralisch vernichtete.

Die Tante Hildegardens rechnete der Baronin alle Sünden vor, die sie begangen hatte.

Ihr Wort war von zweischneidiger Schärfe, da es ihr gar nicht einfiel, die verhaßte Gegnerin mit Schonung zu behandeln. In diesen entsetzensvollen Minuten – denn länger dauerte die Begegnung nicht – ließ die zornige Schwester Frei's auch Worte fallen, welche Clotilde nicht misverstehen konnte. Ihr böses Gewissen legte denselben eine noch größere Bedeutung unter, als sie eigentlich hatten. Sie glaubte, ihre ganze Vergangenheit sei Kathrine bekannt geworden, und der Schrecken, sich der schonungslosen Feindin in ihrer ganzen entehrenden Blöße zu zeigen, machte sie verstummen. Es gab für sie, die Verrathene, die wahrscheinlich vom eigenen Gatten Verrathene keine Rettung mehr. Flucht in die weite Welt oder der Tod allein konnten sie vor noch größerem Schimpf bewahren.

Seit dieser Begegnung kränkelte Clotilde leiblich und geistig. Ein Versuch, Hildegarde einen Brief zuzustellen, scheiterte an der Wachsamkeit des Grafen von Serbillion. Sie bekam denselben, sauber convertirt, ohne jegliche Nebenbemerkung zurück. Dies war ein Schlag für die stolze, herrschsüchtige und ehrgeizige Frau, der sie tödlich traf. Gewiß hatte – mit diesem Gedanken quälte sich Clotilde ohn' Unterlaß – die Gräfin ebenfalls Kenntniß von ihrer Vergangenheit! . . . Sie war verstoßen, von der exklusiven Gesellschaft verfemt, unter die verachteten Abenteurerer geworfen! . . . Kaum dem Bruder, über den sie sich bisher doch so hoch erhaben dünkte, konnte sie sich noch gleichstellen! . . . Und dieser Bruder lag, halb genesen von der Schußwunde, die ihr eigener Gatte ihm beigebracht hatte, im Schlosse und nahm die Miene an, als wolle, könne und dürfe er sich vereint mit Zerline, die sich bei allen einzuschmeicheln und beliebt zu machen verstand, dauernd im Schlosse niederlassen!

Ein furchtbarer Gedanke nahm von diesem Augenblicke an Besitz von Clotilde. Aus gewissen Anzeichen glaubte sie sich zu der allerdings entsetzlichen Annahme berechtigt, der eigene Gatte habe die Schande ihrer Jugend der Welt preisgegeben! . . . Seit Monaten schon hielt sie ihn eines solchen Schrittes fähig, denn er nahm auffallend rüde Gewohnheiten an und suchte offenbar Zerstreuungen auf, die eines gebildeten Mannes nicht würdig sind. Schon, daß er ihr auswich, daß er nie mehr mit ihr speiste, ließ sie eine völlige Entfremdung errathen,

die sie unter andern Umständen allerdings nicht sehr bedauert haben würde, in ihrer augenblicklichen Lage aber schaudererregend fand.

Adolar floh die Mutter ebenfalls, nur Zerline zeigte immer Lust sich an sie zu drängen. Gerade dies schlangenglatte Geschöpf, dessen Gedanken und Absichten Clotilde nicht zu ergründen vermochte, war ihr zuwider, und damit sie sich der unheimlichen Tochter des verachteten Bruders fern halten könne, zog sie es vor, sich ganz auf ihre Zimmer zu beschränken.

Hier nun hielt die Baronin allerdings die Eindrücke der Außenwelt von sich ab, Ruhe aber gab ihr diese Abschließung nicht. Es fehlte ihr in der Einsamkeit theils an zerstreuer Beschäftigung, theils an der erforderlichen Ausdauer bei einer bestimmten Thätigkeit. Immer nur durch nichtige Tändeleien die Zeit verkürzend, belästigte sie alle Arbeit, während das frühere bloße Spielen damit sie nicht genug interessirte, um den Gärungsproceß in ihrem verschlossenen Innern damit zu schlichten.

So bildete sich nach wenigen Wochen ein Zustand aus, der eine äußerst bedenkliche Wendung zu nehmen drohte. Clotilde schlief fast nie mehr ordentlich, sie verfiel nur in ein traumerfülltes Delirium, in dem sie Höllenqualen erdulden mußte. In einer Klarheit, die sie entsetzte, so greifbar natürlich, daß die Geängstete an Täuschung nicht glauben konnte, mußte sie immer von neuem ihr ganzes an Vergehungen aller Art so reiches Leben durchgenießen. Kein Augenblick, in dem sie gegen ihr besseres Wissen sündigte, ward ihr erspart, und immer waren

die einstigen Genossen dieses Treibens ihr auch in der Tortur des Traums, welche die strafende Nemesis über die verirrte Seele verhing, treue Gefährten. Sie vernahm ihr höhnisches Lachen, sie erkannte in Blicken und Zügen die Schadenfreude, die sie über die leichtsinnige, eitle Frevlerin empfunden, und dennoch mußte sie ihren Lockungen folgen, ja nicht selten als Verführerin ihnen die zu Schuld und Schande geleitenden Wege zeigen!

Ermunterte sich Clotilde nach oft stundenlanger Qual, dann erschrak sie vor dem Falle jedes Blattes, vor dem Summen einer Fliege, vor dem wankenden Schatten, den ein zitterndes Bändchen leicht gegen die Tapete warf.

Gern hätte sich die Gepeinigte mit Menschen umgeben, aber sie fürchtete deren beobachtende Blicke und mehr noch sich selbst und ihr verrätherisches Gelispel, aus dem sie sich zu wiederholten malen schauernd er tappte.

Sollte sie unwillkürlich einer dritten Person Einblick in ihr verwüstetes Inneres gestatten? Nie! rief der noch ungebrochene Hochmuth in ihr. Lieber wollte sie einsam, unbemerkt die dreifache Qual erdulden oder die Mordhand gegen sich selbst erheben.

Schreckensgebilde der Nacht aber, die als ernste Mahnungen eines bösen Gewissens dem unfrei gewordenen Geiste entsteigen, sind giftig wie böse Wetter, die über verschütteten Erzschächten ihre dunstigen Fittiche regen. Die Gedanken, von denen Clotilde ohne Unterlaß verklagt ward, nahmen alsbald auch Gestalt an, und die Einsamkeit ihrer Gemächer bevölkerte sich mit einem

Schwarme bunter Masken. In dieser körperlichen Gesellschaft, als deren Mittelpunkt sie sich fühlte, mußte sie leben! Mit ihr zu verkehren, zu sprechen ward sie von einer unsichtbaren Macht gezwungen, der sie regungslos dienen mußte.

Niemand kannte diese furchtbaren Leiden der Einsamen, viele aber ahnten deren Ursprung. Das Schloßgesinde sprach heimlich davon, von offenen Mittheilungen hielt es die Furcht vor Dienstentlassung zurück. Mit dem neuen Herrn von Kaltenstein war weit weniger zu spaßen als mit dem alten Baron. Adolar herrschte als Autokrat, und bisweilen hatte es den Anschein, als wolle er seine Leute, die er ja vom Vater mit übernommen hatte, zu Widersetzlichkeiten reizen, nur um einen Grund zu haben, sich ihrer entledigen zu können.

Ohne bedeutende Veränderungen hielt dieser Zustand Clotildens bis zu der plötzlichen Abreise des Barons an. Das Kommen und Gehen vieler Boten im Schlosse, die Gespräche, welche Adolar bald mit dem Förster bald mit dessen Cousin gehabt hatte, deuteten wichtige Vorgänge an. Hätte Clotilde wagen können, sich vor Menschen in der Hinfälligkeit ihres Körpers und der krankhaften Reizbarkeit, deren Sklave sie bereits geworden war, sehen zu lassen, dann würde sie nicht angestanden haben, sich um das viele Geheimnißvolle, das auch nur wie ein Schattenspiel ihre Nerven berührte, zu kümmern.

Nach des Barons Abreise, dem Adolar alsbald folgte, verschlimmerte sich die Krankheit der Unglücklichen. In die Reihen der Masken, die sie neckten und höhnten, und

die sie alle mit Namen hätte nennen können, mischte sich jetzt noch eine Gestalt, der Clotilde lange Jahre selbst in ihren bösesten Stunden doch nur momentan gedacht hatte. Solange sie gesund und Herr ihres Willens war, konnte sie diesen Geist bannen. Nun aber hatten die vielen ruhelosen Nächte, die schrecklichen Träume, die immer mehr zunehmende Appetitlosigkeit ihre Kräfte beinahe aufgerieben, und in ihrem Kopf schwirrte es, als sprächen und lachten ein Dutzend fremder Stimmen wüst durcheinander.

Es war ein Frauenbild, aus dessen wunderbar tiefen Augen eine unbeschreibliche Milde sprach. Diese Phantasiegestalt zeigte sich jetzt der kecken Baronin kniend, von Thränen überströmt, todtenbleich am Rande eines offenen Grabes. In der Tiefe der uneben aufgewühlten Erde ward ein einfacher Sarg sichtbar, den kein Abzeichen, kein Kranz oder Bandschmücke. Jenseit des Grabes lag ein Bündel, das sich bewegte. Es war nicht Tag und nicht Nacht, denn eine flimmernde farbige Helligkeit wehte durch die rauschende Waldung und ließ diese in einem durchsichtigen, zitternden Glanze erscheinen. So wird eine nordische Nacht nur von der prachtvollen Erscheinung des Nordlichts erhellt. Den Norden aber verrieth die Waldung, die Vegetation und auch die Kleidung einiger entfernt stehender Personen, die der polnischen Nation angehörten.

Diese Erscheinung auf der Netzhaut des Auges wiederholte sich so oft und so deutlich, daß Clotilde den

ganzen Rest ihrer Geisteskraft zusammennehmen mußte, um den Eindruck dieses für sie schrecklichen Bildes ertragen zu können. Sie kannte die jammernde gebrochene Gestalt; sie wußte, wer in dem Sarge lag, sie hatte die kraftlosen Bewegungen des Bündels gesehen! . . .

Sich schüttelnd wie im Fieber, rief sie aus, die bleichen abgemagerten Hände an ihre heiße Stirn legend:

»O – o! die Todten stehen auf! Das hat Sandomir verschuldet mit seinem gräßlichen Fluche! . . .«

Mehrmals verschwindend, als wolle es sich recht an der Seelenpein der Baronin ergötzen, kehrte das Bild immer von neuem zurück. Selbst als sie die Schritte des Barons und dessen rauhe Stimme hörte, verließ es sie nicht. Eher wurden die Farben noch greller als früher, und sie vermeinte das Schluchzen der am Grabe Knienenden zu vernehmen.

Die ganze Nacht mußte Clotilde sich mit diesen Einbildungen herumschlagen. Sie zuckte fast erfreut zusammen, als der Tag anbrach und es sehr lebhaft auf dem Schloßhofe zu werden begann. Ganz deutlich hörte sie schnell hintereinander zwei Wagen durchs Thor fahren.

Nach längerem Hin- und Wiedergehen trat dann die gewohnte Ruhe wieder ein. Clotilde hob eins der Rouleaux und sah scheu über die schattigen Gänge und Baumgruppen des Parks, den sie nebst einem bedeutenden Segment der südlich ziehenden Gebirgsmauer überblicken konnte. Der Himmel war leicht bedeckt, die Luft ruhig. Auf den Feldern waren Schnitter mit dem Mähen des ersten frühreifen Roggens beschäftigt. Wäre sie kräftigen Körpers,

heitern Geistes gewesen, wie gern hätte sie sich dann jetzt in ihren bequemen Wagen gelehnt und sich langsam an den erhitzten Arbeitern vorüberfahren lassen, um sie recht gemächlich zu lorgnettiren, ihre devoten Grüße vornehm zu erwidern oder auch ganz unberücksichtigt zu lassen, und aus diesem völlig nutzlosen Treiben neuen Genuß zu saugen.

Auch auf diese leichte Zerstreuung mußte die kranke Baronin verzichten. – Wie hatte sich die Welt, wie ihr Schicksal sich verändert seit einem einzigen kurzen Jahre! War es doch, als hätte der Tod Corneliens ihr ganzes Glück zerstört, und mit dem Versinken der Freundin in die Gruft sei auch ihres Daseins Sonne für immer erloschen.

Gegen das Licht des Tags sich wieder abschließend, schellte sie ihrer Zofe und richtete die Frage an diese: ob der Baron Besuch erhalten habe. Das junge Mädchen schwieg zögernd. Dies Schweigen erbitterte die überreizte Dame und veranlaßte deren Wiederholung.

»Der Herr Stiftssyndikus und ein geistlicher Herr,« antwortete darauf die Zofe mit gesenktem Blicke, »sind zuerst in Begleitung des jungen Herrn Barons eingetroffen; später führte eine zweite Kalesche eine der Kleidung nach sehr vornehme Dame mit einer – mit einer andern Person in den Schloßhof.«

Clotilde trat rasch auf das zaghafte Mädchen zu und nöthigte es, indem sie mit ihrer abgemagerten Hand dessen Kinn erfaßte, sie anzublicken.

»Warum schlägst du die Augen nieder?« sagte sie, mit unheimlich stechenden Blicken die Zofe durchbohrend. »Haben sie dich bestochen? Sollst du mich belauschen, aushorchen? Nimm dich in Acht, Thörin! ... Wer mich hintergehen will, der spielt um Leben und Seligkeit!«

Das Wort Spiel machte die Baronin, obwohl sie es selbst brauchte, zittern. Sie wich von der Zofe zurück, als müsse sie sich gegen einen ihr drohenden Angriff vertheidigen, und nahm erst am Fenster wieder Stellung, indem sie sich halb mit der Gardine verhüllte. Fortwährend das Auge finster und mistrauisch auf die Dienerin richtend, fuhr sie fort:

»Ist es der Domdechant, welcher Adolar begleitet?«

»Ich kenne den Herrn nicht,« lautete die Antwort der Zofe.

»Und die Begleiterin der Dame ist dir auch unbekannt?«

Das ängstlich gewordene Mädchen zögerte abermals mit der Antwort, was Clotilde bis zur Wuth empörte.

Mit geballter Faust stürzte sie sich auf die Zofe, daß diese vor der unheimlichen Gebieterin flüchtete und die Thür zu gewinnen suchte. Eine rasche Wendung der Baronin schnitt jedoch der Eingeschüchterten diesen Weg ab und drängte sie in die Ecke. Draußen ward es lebendig.

»Undankbares, tückisches, gemeines Geschöpf,« rief Clotilde, das zitternde Mädchen in furienartiger Wildheit umkreisend, »du kennst die Gefährtin der Dame und ich will jetzt ihren Namen von dir hören!«

»Gnädigste Frau Baronin verzeihen,« stotterte die Dienerin mit flehend erhobenen Händen. »Ich wußte ja nicht, ob ich ihn nennen durfte ... Gnädige Frau sind so schreckhaft, so aufgeregte! ... Wenn Sie sich nun entsetzten! ... Mademoiselle Frei sah furchtbar ...«

»Die Schwester des Försters wagt es, ins Schloß zu dringen?« unterbrach Clotilde in zornigem Aufbrausen ihre Zofe. »Man soll die widerwärtige Person auf der Stelle fortschaffen! Ich weiß, daß sie zu mir will, daß sie mich mit ihren giftigen Reden peinigen und sich an meiner gegenwärtigen Hinfälligkeit weiden will! ... Das aber soll ihr nicht gelingen, mich schwach zu sehen! ... Also fort! Hinaus aus dem Schloßhofe! Und will sie sich sträuben, so brauche man Gewalt! ... Der Baron ist ja wieder hier. Als mein Gemahl ist er verpflichtet, mich vor unbequemen und schlechten Menschen, vor gemeinem, niedrigem Gesindel zu schützen! ... Ich befehle den Baron zu mir! ... Ich will ihm meine Meinung sagen, und ihn an seine Pflicht erinnern! ...«

Zum Glück für die Dienerin trat gleich nach dieser mit großer Bestimmtheit ausgesprochenen Willensmeinung Clotildens der Baron persönlich ins Vorzimmer seiner Gattin. Diese vernahm seinen Schritt und eilte der Thür zu, deren Portièere sie hob. Beide Gatten maßen einander mit düstern Blicken.

»Mein Gemahl,« begann Clotilde zuerst, »ich wollte Sie eben rufen lassen. Man überfällt uns, fürcht' ich, und Sie wissen, daß Ruhe allein mein Uebel beseitigen kann!«

Der Baron schien geistig sehr gelitten zu haben. Die Röthe seines trotz der schlaffen Züge doch starken Gesichts war gänzlich verschwunden. Nur Furcht oder Schreck konnte diese auffallende Veränderung in ihm hervorgebracht haben. Ohne die Anrede Clotildens zu erwidern, sagte er kurz zu der Zofe:

»Ins Vorzimmer! Da harren Sie, bis man Sie rufen wird!«

Die feste, schneidend kalte Stimme des Barons verhinderte Clotilde, Einspruch gegen diese Anordnung zu erheben. Auch wollte sie ja wirklich ihren Gatten sprechen, und wenn dies ohne Zeugen geschah, gereichte es ihr vielleicht selbst nur zum Vortheile.

»Madame,« redete der Baron seine Frau an, »ich habe Ihnen die Mittheilung zu machen, daß der Herr Stiftssyndikus Liebner Sie in einer dringenden Angelegenheit zu sprechen wünscht. Meinen Vorwand, daß Sie krank seien und niemand annehmen könnten, wollte man nicht gelten lassen. Hoffentlich leiden Sie nicht so heftig, daß eine wahrscheinlich nur kurze Unterhaltung – der Stiftssyndikus hat mich versichert, er wolle nur einige Fragen an Sie richten, auch sei er beauftragt, Ihnen einen Brief persönlich zu übergeben – Ihrer Gesundheit nachtheilig werden könnte. Sind Sie also bereit, den Ihnen bekannten Herrn zu empfangen, so lasse ich ihn eintreten. Er ist meines Winkes gewärtig.«

Clotilde war so aufgeregt, daß sie momentan von den Leiden, die sie quälten, nichts fühlte. Schwerlich aber

würde sie der Aufforderung des ihr längst entfremdeten Gatten entgegengekommen sein, wäre ihre Neugierde nach Nachrichten aus der Welt nicht stärker gewesen als die Abneigung gegen den Mann, den sie nie geliebt hatte und den sie aus einem sehr triftigen Grunde seit geraumer Zeit verabscheute.

»Liebner ist nicht allein,« sagte sie, noch mit einem Entschlusse ringend. »Ein Geistlicher begleitet ihn, sagt man mir. Was hat dieser auf Kaltenstein zu suchen?«

»Der Herr Stiftssyndikus wird diese Frage besser zu beantworten wissen als ich, Madame! Sind Sie bereit?«

Clotilde verneinte nicht. Darauf trat der Baron zurück und hob die Portière. Lächelnden Gesichts überschritt der Stiftssyndikus die Schwelle. Dem schlaunen Juristen folgte Abbé Kasimir, in dessen intelligenten Zügen die Spuren schwerer geistiger Leiden und qualvoller Seelenkämpfe zu lesen waren.

Die Baronin ließ ihre tiefliegenden, von einem unruhigen Feuer blitzenden Augen nur wenige Secunden auf Liebner ruhen, dann glitten sie zu dem hohen, ernsten Priester, der nach einer stummen Verbeugung hinter dem Stiftssyndikus stehen blieb. Der Baron näherte sich dem Priester einige Schritte, redete diesen aber nicht an.

Bestürzt und von bangen Ahnungen gefoltert, erwiderte Clotilde nicht einmal die Begrüßung des alten Juristen. Sie nahm Platz in dem Fanteuil, der ihr gewöhnlich zum Ruhesitze diente.

»Ich ersuche Sie, gnädige Frau Baronin,« hob der Stiftssyndikus an, »in meiner Eigenschaft als Rechtsanwalt, mir in Gegenwart dieser Zeugen die Frage zu beantworten, ob Ihnen eine polnische Familie Ludomirsky bekannt ist oder ob Sie jemals von deren Existenz mittelbar oder unmittelbar Kunde erhalten haben?«

Das Entsetzen, welches sich, noch ehe Liebner seinen Satz vollenden konnte, auf dem verstörten Gesicht Clotildens malte, war allein schon eine Antwort, die keine Deutung zuließ. Ihre Augen, die brennend auf dem Stiftssyndikus ruhten, wurden tiefer und stierer. Mund und Hände befiel ein krampfhaftes Zucken, und ohne die Frage Liebner's zu beantworten, schnellte sie plötzlich empor, streckte abwehrend beide Hände mit gespreizten Fingern vor sich aus und rief dumpf und hohl:

»Hinunter! Hinunter!«

Der Stiftssyndikus erfaßte die Hand der Wankenden und führte sie zurück zum Stuhle.

»Ich bedauere unendlich, gnädige Frau, daß Sie wahrscheinlich infolge einer schlaflos verbrachten Nacht meine Frage nicht richtig aufgefaßt haben,« sagte er, indem er die Miene annahm, als habe er weder das Entsetzen der Baronin gesehen noch ihren unverständlichen Ausruf vernommen. »Die genannte Familie Ludomirsky ist nicht, wie man bisher meinte, ausgestorben. Ein Nachkomme derselben lebt noch, und auf Bitten desselben, dem viel daran gelegen ist, alles Unrecht gegen früher vernachlässigte Familienglieder nach Kräften wieder gut

zu machen, habe ich mich bereitwillig erklärt, ihn in diesem edeln Bestreben zu unterstützen. In diesem Priester der Kirche, gnädige Frau, sehen Sie den Enkel des letzten rechtmäßigen Wojwoden von Ludomirsky, Namens Kasimir Ludomirsky, vor sich. Eine seiner Tanten soll – einem allerdings unverbürgten Gerücht zufolge – an einen Herrn Sandomir . . . «

Clotilde begann krampfhaft zu lachen und ihre Hände flogen als würden sie galvanisirt.

»An einen Sandomir Geldern verheirathet worden sein,« vollendete langsam und mit großem Nachdruck sprechend der Stiftssyndikus.

Das Krampfachen der Baronin verlor sich nicht. Liebner winkte dem Abbé.

»Ich bitte um den Brief,« flüsterte er diesem zu.

Abbé Kasimir überreichte dem Stiftssyndikus ein bereits erbrochenes Schreiben. Mit diesem trat er der Baronin wieder näher, stützte sich auf die Lehne des Stuhls, der die Unglückliche trug, und fuhr fort:

»Ihrem Gedächtniß, gnädige Frau, kommt vielleicht ein der Vergangenheit entnommener Anhaltcpunkt zu Hülfe. Den Bemühungen des Herrn Abbé und seiner Freunde ist es gelungen, das Porträt jener Dame, welche durch ihre Vermählung den Namen Geldern annahm, aufzufinden. Man hat es mir eingehändigt. Hier ist es.«

Der Lachkrampf war vorüber. Liebner ließ die Papierhülle, welche das Miniaturporträt Berenice's von Ludomirska umschloß, auf den Boden gleiten und hielt der Baronin dasselbe dicht vor die Augen. Ein einziger Blick

darauf und Clotilde brach mit dem Aufschrei: »Berenice! . . . Meine Mutter! . . .« zusammen.

Der Abbé eilte erschüttert seiner Verwandten zu Hülfe, nur der Baron blieb voll finstern Grolls mit gekreuzten Armen am Tische stehen, gegen den er sich gelehnt hatte.

Clotilde war nicht bewußtlos, aber ihre Gedanken füllten sich mit verworrenen Bildern. Wieder sah sie das offene Grab vor sich, wieder hörte sie das Jammern ihrer Mutter, gewahrte die Bewegungen des jenseit der Grube liegenden Bündels. Die wilden wirren Worte, die sie zusammenhangslos ausstieß, die heftigen Drohungen, die sie gegen den Abeé schleuderte, den sie offenbar mit einer andern Person ihrer Erinnerung verwechseln mußte, erschütterten alle tief, und die Thränen, welche dem Stiftssyndikus bei diesem jammervollen Anblick entfielen, entsprangen wirklich einem menschlich natürlichen Mitgefühl.

»Meine Vermittelung ist hier zu Ende,« sprach er, von der Leidenden sich abwendend. »Ist Hülfe überhaupt noch möglich, so wird nur ein Arzt oder ein Geistlicher sie gewähren können.«

»Nicht dürfen?« rief in diesem Augenblicke eine rauhe Frauenstimme. »Was einem nicht verboten ist, das darf man, Mamsell Naseweis! Meint Sie, ich kenne die Stimme Ihrer sogenannten gnädigen Frau nicht? . . . Gehorsamer Diener! An dem Geächz und Gestöhn höre ich, daß sie endlich einmal ihr verfluchtes Lotterleben und das böse Gewissen mürbe gemacht haben. Nach dieser Stunde habe ich gelehzt seit vielen Jahren! . . . Sie hat mich

bespien mit ihren hochmüthigen, frechen Augen, so oft sie das Forsthaus betrat; sie hat sich vor mir geschüttelt, als sei ich ein leibhaftiges böses Ding, vor dem man ein Kreuz schlägt, damit es uns nichts thut; sie hat mich geärgert, als ob sie's noch aparte zu ihrem Schlüsselgelde bezahlt kriegte, und meine Nichte, das alberne, eingebil-dete Ding, hat sie dem leibhaftigen Gottseibeius in die Hände gejagt, daß er das arme Wesen mit Haut und Haar sich angeeignet haben würde, wären nicht ein paar Här-chen an der glatten, hübschen Puppe von irgendeinem Heiligen berührt worden! Jetzt ist die Stunde gekommen, in der ich das Recht der Wiedervergeltung üben will. Und darum lasse ich mich von einer Jungfer Naseweis nicht abweisen, und führe die hoffärtige Person schon in der nächsten Minute mit Trompeten und Pauken in die Höl-le!«

Mit stark geröthetem Gesicht schritt Kathrine Frei durch die Portière. Es geschah dies mit solchem Unge-stüm, daß ihr plumper Schuh darauftrat und die Unge-schickte beinahe ins Zimmer gefallen wäre.

»Dummes, unnützes Gelumpe!« rief sie finster. »Vor ei-nem Himmelbett laß ich mir das Zeug gefallen, es vor Thüren aufzuhängen, ist purer sündhafter Hochmuth!«

Der Stiftssyndikus erfaßte die harte, knöcherne Hand der Zornigen.«

»Haben Sie denn gar kein Christenthum, Mademoi-selle,« sagte er, »daß Sie selbst einer vielleicht Sterben-den gegenüber Ihrer gottlosen Zunge nicht gebieten kön-nen?«

»Gehorsamer Diener, Herr Cousin,« versetzte Kathrine. »O ja, Christenthum hat man, und zwar mehr als viele, die sich damit brüsten. Man hat, gottlob! christliche Aeltern gehabt und ist in christlicher Gottesfurcht erzogen worden!«

Sie drängte den Stiftssyndikus beiseite, um der Baronin näher zu treten, die, Berenice's Bild krampfhaft umschlungen haltend, schwer athmend, aber mit offenen Augen, halb im Arme des Abbé Kasimir ruhte. Wahrscheinlich erkannte die Baronin die Schwester des Försters, wenigstens glitt ihr tiefes, dunkles Auge von dem Porträt auf die Tante Hildegardens.

Kathrine Frei blieb hoch aufgerichtet vor Clotilde stehen und betrachtete sich die gebrochene, entsetzte Dame in den reichen Kleidern, die sie trug, geraume Zeit. Dann wendete sie ihr blatternnarbiges Gesicht dem Baron zu und sagte:

»Ich bin immer gerecht, mein Herr Baron, und muthe niemand mehr zu, als er ertragen kann. Die meisten andern Frauen würden an meiner Stelle ihr Müthchen an der Wehrlosen gekühlt haben. So schlimm hab' ich's nicht mit ihr vor. Ich begnüge mich mit der Genugthuung, die *dieser* Anblick mir gewährt. Sie hat ihren Lohn dahin, und ich fühle sie hier unter mir.«

Kathrine Frei stampfte ihren Fuß hart auf die teppichbelegte Diele.

»Gottlob!« fuhr sie fort, der Thür zuschreitend, »mit der dort wäre ich fertig. Nun kommt die Junge daran, die sie zu ihrem Ebenbilde machen wollte . . . Ja, gehorsamer

Diener, Frau Baronin! Dero hochadeliche Macht hat den Schwund bekommen, und wenn es auch der Rechtsgelehrtheit vorläufig gelungen ist, mich auszustechen, aufgegeben wird das Spiel deshalb noch nicht! . . . Die eine habe ich unter die Füße gestampft, die andere soll freiwillig darunterkriechen und mich dann flehentlich bitten, daß ich sie allergnädigst wieder aufhebe und zu mir emporziehe!«

Ein tiefer Knicks war der letzte Gruß, welcher diesen Bemerkungen folgte. Dann rauschte sie hart auftretend durch die Portière, die sie weit auseinanderriß, und kümmerte sich nicht weiter um die Zurückbleibenden.

SECHSTES BUCH.

ERSTES KAPITEL. FESTLICHE VORBEREITUNGEN.

Es war starker Reif in der Nacht gefallen. Bei Sonnenaufgang blitzten Wiesen, Feld und Wald in dem funkeln den Schmucke, den ihnen der Winter bei erstem eiligen Vorüberwandeln zugeworfen hatte. Viele Landbewohner hielten diesen ersten Nachtfrost für einen Wink, vorsichtig und besonders nicht säumig zu sein. Ueberall zeigte sich eine große Geschäftigkeit vor den Thüren oder kleinen Hofräumen freiliegender Häuser. Hier wurde Stroh in Bündel zusammengebunden, dort trockenes Laub in Menge herbeigeschafft. Auch die gedörrten Stengel und Blätter der Kartoffel holten Verschiedene aus Schuppen und geschützten Plätzen herbei, um die Außenwände der aus Holzbohlen erbauten Häuser gegen die Einwirkung von Kälte und hohem Schnee fest damit zu umbauen. Das ganze Land war an diesem schönen, frischen Herbstmorgen, wie man es heißt, mit dem ›Versetzen‹ der Häuser beschäftigt.

Eine Ausnahme machten nur die Wohlhabendern, deren Häuser an sich schon fester gebaut waren und die deshalb eines künstlichen Schutzes nicht bedurften. Zu diesen nicht eben gerade sehr zahlreichen Wohnungen gehörte auch trotz seines Alters das am Waldsaume gelegene Forsthaus. Dennoch ging es hier nicht weniger lebhaft zu wie drüben im weitgestreckten Dorfe, wo heute alle Schornsteine bald dunkelblauen, bald schmutzig gelben Rauch in die glänzend helle Luft entsendeten, je

nachdem die Bewohner trockenes Holz oder ein aus sehr verschiedenen Bestandtheilen zusammengetragenes Gemisch meist feuchter Gegenstände als Brennmaterial benützten.

Zu beiden Seiten des aus plumpen steinernen Säulen bestehenden Eingangsthors, die ein gewölbter Kragstein in Rundbogenform miteinander verband, welcher das ebenfalls in Stein gehauene Wappen der Barone von Kaltenstein, von Greifen gehalten, umschloß, lehnten zwei Leitern. Auf jeder derselben stand ein Jägerbursche, und beide mühten sich ab, eine außerordentlich dicke Guirlande von Eichenlaub über dem Thore zu befestigen. Ein paar mal glaubten sie schon am Ziele angelangt zu sein, immer aber mußten sie das fertige Werk ihrer Hände wieder einreißen. Denn Kathrine Frei stand, einen alten, mit sehr zerrissenem Marderpelz besetzten kleinen Mantel, den sie Schlappertuschel nannte, um ihre kantigen Schultern geschlagen und die Beine mit abgelegten Wasserstiefeln ihres Bruders bekleidet, um gegen den äußerst scharfen Morgenwind geschützt zu sein, vor dem Thore und musterte mit kritischem Auge das Schaffen der Jägerburschen.

Gewöhnt an Mäkeln und Schelten, und von der Ueberzeugung durchdrungen, daß sie unbedingt alles, was sie angreife, besser mache als andere Leute, hatte sie fortwährend zu tadeln. Bald hing der an sich entschieden geschmacklose Schmuck – Kathrine hatte die Guirlande ganz allein selbst gewunden und volle zwei Tage darüber

zugebracht – zu niedrig, bald machte er über der Wölbung des Thors nicht die begehrte kühne Schwingung, die Kathrine für besonders malerisch erachtete, bald endlich war eins der zu beiden Seiten herabhängenden Enden länger als das andere.

Wie vorauszusehen, endigte die ganze Verzierungsarbeit mit einem lebhaften Wortwechsel, welcher die beiden Jägerburschen veranlaßte, die Guirlande in der ihr zuletzt gegebenen Lage zu lassen. Diese schandbare Widersetzlichkeit der groben Bengel, wie Kathrine die Davongehenden so laut nannte, daß sie den ihnen nachgerufenen Ehrentitel noch bequem mitnehmen konnten, führte die entschlossene Jungfrau selbst erst auf die eine, dann auf die andere Leiter, und wirklich rückte und zerrte sie so lange an dem Gewinde herum, bis es so ziemlich saß, wie sie es wünschte.

Zufrieden sich selbst Beifall zunickend, sagte sie:

»Das muß man kennen!« ging in den Hof, wo ein verdeckter Korb stand, entnahm diesem einige grüne und weiße Bänder, erstieg mit diesen noch einmal die Leitern, und brachte sie an den Enden der Guirlanden, zu Schleifen verschlungen, an.

»So!« sprach sie. »Jetzt ist's eine Ehrenpforte, daß sich kein Potentat schämen dürfte, darunter durchzureiten. Ich thu' es aber auch blos den andern Halunken zum Tort, weil ich doch meinen Willen zuletzt durchgesetzt habe!«

Den Korb mit noch einigen nicht verbrauchten Bandresten aufnehmend, zog sich Kathrine hierauf in das Forsthaus zurück. Sie rief die Magd und trug ihr auf, die beiden noch am Thorweg lehrenden Leitern abzunehmen und sie im Schuppen unterzubringen.

»Dem groben Mannsvolk mag ich nicht zum zweiten male ein gutes Wort geben,« setzte sie zur Entschuldigung, daß sie die Magd mit einer solchen Aufforderung behellige, hinzu.

Im Forsthause herrschte heute eine musterhafte Ordnung und Reinlichkeit. Es mußte Zeit und Mühe gekostet haben, alles in solchen Glanz zusetzen. Kathrine Frei ließ aber auch ihre Augen mit unverhohlenem Wohlgefallen von seinem Gegenstande zum andern gleiten, um zuletzt wie der Weltschöpfer sich zurufen zu können: es ist alles sehr gut!

Nach den vielen Anordnungen sich endlich einige Zeit ausruhend, verlor Kathrine bedeutend an Frische und Munterkeit. Sobald die gern rastlos Thätige nicht arbeitete, machten sich die Spuren der Jahre und die Folgen langer, im verborgenen getragener Sorgen gar sehr bemerkbar. Ihr Auge umschleierte sich, das so arg von den Pocken zerrissene Gesicht, grau und schlaff, legte sich um die Backenknochen in hohle Falten. Mit ihrem Haar hatte Kathrine nie Staat machen können, obwohl sie die dunkelblonde Farbe gern pries, jetzt aber konnten Freundinnen ihr nur zu dessen Verbergung rathen. Es war dünn und grau geworden, und selbst künstliche Mittel würden

schwerlich im Stande gewesen sein, die Sprödigkeit und unfügsame Härte desselben ganz zubrechen.

Die schweren, unbequemen Wasserstiefeln von sich schlenkernd und in ihren Pantoffeln fahrend, warf sich Kathrine auf den Schemel, der ihr stets zum Ausruhen diene. Sie hätte sich wohl einen Stuhl genommen, wäre damit nicht allen Hausgenossen ein Zeichen gegeben worden, sich gelegentlich dieselbe Freiheit zu nehmen. Auch hätte sie dann über die grauen Leinwandpolster Ueberzüge stülpen müssen, und das zu thun ohne dringende Noth hielt sie für Luxus und sündhafte Verschwendung.

Das ganze Forsthaus war vom obersten Dachboden bis hinunter in den Milchkeller gereinigt, aber gründlich gereinigt. Auch ausgeräuchert war es worden, in den obern feuergefährlichen Räumen mit trockenen Wachholderbeeren, die Kathrine eigenhändig auf eine alte erhitzte Schaufel warf und sie hier verdunkeln ließ. Weiter unten, auch in den Zimmern des ersten Stocks verbrannte man ganze Büsche von Wachholderreisig.

Am schwersten fiel der überreinlichen Schwester des Försters die gänzliche Vertilgung der Spinnen. Als Freundin der Ordnung mußte sie diese von ihr geliebten Thiere entfernen, das unterlag gar keinem Zweifel, aber wenn sie die Verfolgung mancher andern Thiere, denen man ungerne den Aufenthalt im Hause gestattet, mit wollüstiger Grausamkeit betrieb, behandelte sie die Spinnen mit der liebevollsten Zuvorkommenheit. Getödtet ward mit

Kathrinens Willen keine einzige. Sie öffnete ihnen bereitwillig Fenster und Thüren, und erlaubte sich nur, ihnen in Bezug auf die zu nehmende Richtung ihres Rückzugs mittels eines Stäbchens behülflich zu sein.

Ganz jedoch alle Spinnen zu entfernen, zu einer so heroischen That konnte sich Kathrine Frei nicht entschließen. In zwei Winkeln der Küche, ja sogar in einer Ecke des Speisegewölbes, die sie nie benutzte und die sie mit besonderer Vorsicht überwachte, behielt und pflegte sie ihre Lieblinge. Hier richtete sie ihnen gleichsam eine Putzstube ein, die von keinem Uneingeweihten ohne ihre Bewilligung berührt werden durfte. Wo Kathrine ihre Spinnen wartete und fütterte, da war ganz allein ihr Reich.

Es war aber nicht blos eine seltsame Vorliebe für die Spinnen überhaupt, welche Kathrine diese Anordnung treffen ließ, es versteckte sich dahinter auch eine geheime Absicht, die wir später kennen lernen werden.

So schwere Prüfungen das vergangene Jahr auch über die Bewohner des Forsthauses verhängt hatte, mit den weniger lauten, gerade deshalb aber weit mehr in die Tiefe dringenden Erschütterungen der jüngsten Vergangenheit ließen sich dieselben nicht vergleichen. Namentlich waren die letzten beiden Monate unter aufreibenden Gemüthsbewegungen verstrichen, denen selbst die eiserne Gesundheit Kathrinens und deren große Willenskraft oder – wie andere behaupteten – ihr bodenloser Eigensinn nicht dauernd gewachsen blieb.

Auf Kaltenstein waren schreckliche Scenen vorgekommen, von denen Kathrine allerdings nur hörte, die aber leider auf die Verhältnisse ihres Bruders nicht ohne Einfluß blieben. Eine Zeit lang mußte die Baronin wie eine Gefangene behandelt werden, ja es ward behauptet, man sei genöthigt gewesen, zu peinigenden Gewaltmitteln seine Zuflucht zu nehmen, um die unglückliche Frau gegen sich selbst zu schützen. Seit einigen Tagen erst war in den krankhaften Verstimmungen und Ueberreizungen – diesen Namen gaben die herbeigerufenen Aerzte den Leiden der Baronin – eine große Aenderung eingetreten. Ihre bis zur Tobsucht sich steigernde Heftigkeit war einer tiefen, stillen Trauer gewichen. Es hieß, die noch vor Jahresfrist so intrigante und stolze Dame sei weich und folgsam geworden wie ein Kind. Stundenlang sollte sie dem Gerüchte nach in Thränen schwimmen. Einzelne wollten sogar wissen, sie bete viel und verlange, immer nur mit Geistlichen umzugehn. Dies Gerücht ward jedoch von niemand geglaubt. Jedenfalls bedurfte es noch sehr der Bestätigung, ehe es rathlich war, es weiter zu verbreiten.

Nicht ganz so stürmisch im allgemeinen, aber auch wenig ruhiger vergingen die Tage im Forsthause. Weil man aus Gründen, die auch Kathrine nicht erfuhr, das Schloß für keinen zu Berathungen und gewöhnlich stundenlang dauernden Unterhandlungen geeigneten Ort hielt, sah das Forsthaus jetzt mehr Besuch, als die Schwester Frei's während ihres ganzen langjährigen Aufenthalts darin hatte aus- und eingehen sehen. Diese Besuche trugen

aber nicht zur Erheiterung des geprüften Geschwisterpaares bei, sondern hinterließen immer von neuem eine Last von Sorgen, denen der Förster beinahe erlag.

Am meisten beunruhigte den gutmüthigen, willensschwachen und zu Entschlüssen schwer zu bewegendem Andreas der alte Baron. Dieser schmiegte sich dem Förster so fest an, als müsse Andreas Frei seine Stütze sein unter allen Verhältnissen. Gerade dieses Anschmiegen aber ängstigte diesen, weil er die Veranlassung desselben sehr wohl kannte und doch seiner Stellung wegen diese niemand mitzutheilen wagte. Auch verlangte der Baron von Andreas, daß er schweigen solle. Nur in dem Falle, daß ein zweites mal seine Freiheit ernstlich gefährdet werden könne, hatte der immer mehr in wüstes Leben sich verlierende Baron dem Förster unter gewissen Vorbehalten gestattet, einiges von dem, was er als quälendes Geheimniß mit sich herumtrage, dem Stiftssyndikus und dem Abbé Kasimir mitzutheilen.

Der letztere wohnte in der Stadt, kam aber wöchentlich ein paar mal mit der Grafen von Serbillon, die ebenfalls daselbst Wohnung genommen hatte, ins Forsthaus, wo dann jedesmal auch der junge Baron eintraf.

Den Verhandlungen, welche im ehemaligen Wohnzimmer Corneliens gehalten wurden, blieb Kathrine persönlich fern, da ihr Andreas auf das heiligste versicherte, es sei darin nie weder von ihr noch von Hildegarde die Rede, sondern nur von den verwickelten Verhältnissen der Familie von Kaltenstein, die man zu ordnen beflissen sein müsse.

Kathrine kannte ihren Bruder zur Genüge, um einer so feierlich gegebenen Versicherung auch Glauben zu schenken. So schwieg sie denn; murrend aber ließ sie es geschehen, daß ihr mit so großer Sorgfalt stets rein gehaltenes Haus so oft von Fremden betreten wurde, die auf ihre Ordnungsliebe nicht im mindesten Rücksicht nahmen.

Schon daß sich Personen polnischer Abkunft unter diesen Besuchern befanden, war für Kathrine ein Stein des Anstoßes. Polen und Schmutz waren für die reinliche Schwester des Försters correlate Begriffe. Sie dachte dabei natürlich immer nur an die polnischen Juden, vor denen ihr vor längern Jahren einige besonders ausgezeichnete schmutzige Exemplare zu Gesicht gekommen waren.

Ungeachtet des Widerwillens, von welchem Kathrine gleichsam den Fremden gegenüber besessen war, flößte ihr die Gräfin von Serbillon doch Respect ein. Es erging ihr ganz wie Hildegarde. Die Atmosphäre angeborener und anerzogener Vornehmheit, welche die Gräfin umgab, machte auf die alternde Jungfrau einen Eindruck, dem sie sich nicht entziehen konnte. Wenn Kathrine Clotilde von Kaltenstein immer Malicen sagte, wenn sie den Baron mit rücksichtsloser Grobheit behandelte, obwohl sie wußte, daß ihr eigener Bruder darunter leiden konnte und die Rückwirkungen eines möglichen Bruches auch auf sie zurückfallen mußten, so hielt sie sich Diana von Serbillon gegenüber stets und ohne daß es ihr schwer zu werden schien, in den Grenzen, die ein natürliches Schicklichkeitsgefühl ihr vorzeichnete.

An Kummer, Sorgen und hunderterlei Bedenken fehlte es aber Kathrine doch nicht. Das Räumen, Besen und Kehren hatte nun gar kein Ende mehr, und aufgegeben konnte es ja nicht werden, da sonst das alte Forsthaus ausgesehen haben, würde wie eine Mördergrube. Natürlich hörte das Arbeiten Tag und Nacht kaum auf, und da Kathrine immer dabei sein und selbst mit Hand anlegen wußte, wenn die Arbeit ordentlich gethan werden sollte, so lag auf ihr die größte Last.

Zu diesen vielen mehr, äußerlichen Frivolitäten gesellte sich ein wirkliches Seelenleiden, das Kathrine weit mehr angriff, als selbst Andreas erwartet hatte. Es war dies ihre Sorge um Hildegarde und deren Zukunft.

Da sie mit ihren Vorschlägen nicht durchdringen konnte und fremde Unterstützung ihr fehlte, so verzichtete Kathrine vorläufig auf Ausübung eines Einflusses, in der sie gleicherweise ein Recht wie eine Pflicht erkannte. Gewalt durfte sie nicht anwenden, mithin mußte sie ihre Zeit abwarten. Hildegarde, die es sie wiederzusehen drängte, zumeist, um den ganzen Groll ihres übervollen Herzens über die Frevlerin auszugießen, die nun doch schon das Leben und die Verhältnisse gebeugt hatten, war mit Genehmigung der zunächst Betheiligten durch die Vermittelung Liebner's im Kloster untergebracht worden. Dieser Schritt hatte nichts Auffallendes, weil mit dem Kloster ein Jungfrauenstift verbunden war, dem eine besondere Stiftsdame vorstand, obwohl die Aebtissin eigentlich

die Oberaufsicht führte. Hier fanden junge Mädchen bei der Confessionen, wenn sie nur von einflußreichen Gönnern kräftig empfohlen wurden, Aufnahme. Gewöhnlich brachten auch diejenigen, welche später den Schleier zu nehmen entschlossen waren, ehe sie das eigentliche Noviziat antraten, ein paar Monate im Stift zu. Die darin lebenden Nichtkatholikinnen waren ohne Ausnahme behufs strengerer Beaufsichtigung im Stift, weshalb man dasselbe wie eine moralische Correctionsanstalt für vornehme Jungfrauen, die bei ihren Anverwandten nicht gutthun wollten, betrachtete.

Obwohl nun Kathrine, der es durchaus nicht an praktischem Verstande fehlte, dem Verfahren ihrer Gegner recht geben mußte, konnte sie doch nicht umhin, dieselben zu gelegener Zeit fühlen zu lassen, daß sie nur Frieden auf Zeit mit ihnen geschlossen habe.

Namentlich richtete sie ihre Geschosse auf den Stiftsyndikus, der, wie er selbst zugab, die ganze Intrigue geleitet und recht mit Lust gegen sie durchgeführt hatte. In Kathrinens Auge konnte dem alten Juristen eine starke Dosis Aerger nicht schaden, hätte sie ihm diese auch nur beibringen sollen, um dem unersättlichen Feinschmecker den Appetit dann und wann ein wenig zu verderben. Die vortreffliche Haushälterin des Försters verdroß es nämlich sehr, daß sie alle Wochen ein paar mal für Fremde ausgezeichnet kochen mußte, und daß unter diesen regelmäßig wiederkommenden Gästen ihres Bruders keiner mit solcher Kennermiene die aufgetragenen Speisen

prüfte wie der stets mit vortrefflichem Appetit gesegnete Stiftssyndikus.

Mit der größten Seelenruhe würde die ärgerliche Jungfrau ein Gericht gründlich verdorben oder einer Sauce Substanzen beigemischt haben, die wenn auch keine schädlichen, doch unangenehme Folgen für gierig Essende haben konnten. Das aber erlaubte Kathrine ihr bis dahin tadellos gebliebener Ruf als vorzügliche Köchin nicht. Auf diesen Ruf war sie sehr stolz, und sie hielt nicht weniger darauf als auf die Reinlichkeit und Ordnung, die im Forsthouse herrschte, und von der Verständige und Unverständige weit und breit sprachen. Gut und tadellos kochen also mußte die Vielgeplagte. Sie that es aus Egoismus und Pflichtgefühl, allein dem Herrn Cousin, der während jeder Mittagstafel mehr Thränen vergoß, als die männlich geartete Kathrine in einem ganzen Jahre ihren Augen entpressen konnte, mit Worten die Suppe zu versalzen und dadurch seinen Appetit abzuschwächen, hielt sie für vollkommen erlaubt.

Bisweilen erreichte die Unermüdliche, die zum Schmolten und Zanken jederzeit aufgelegt war, auch ihren Zweck, und wahrscheinlich würde der Stiftssyndikus öfter ohne Appetit bei seinem Cousin gegessen haben, wäre die schöne, vornehme Gräfin von Serbillon nicht des so hart angegriffenen Juristen hochverehrter Schild gewesen. Mochte die Schwester Frei's auch noch so verbissen sein; mochte ihre Zunge von dem Gewicht der Worte, die sie balancirte, schon unwillkürlich sich bewegen, das

milde und doch so gebieterische Auge Diana's entwaffnete sie, und es blieb fast immer nur bei Bruchstücken, die sie halblaut dem schmunzelnden Stiftssyndikus ins Ohr zischeln konnte.

In ihren Absichten in Bezug auf Hildegarde vorerst geschlagen, errang sie auch jetzt im eigenen Hause nur einen kaum halben Sieg. Aber sie gab dennoch nicht nach. Wußte sie doch, daß ihre Zeit noch kommen müsse! –

Eines Tages zeigte Andreas der Schwester an, die so lange dauernden Unterhandlungen seien geschlossen, der ältere Baron von Kaltenstein werde schon im nächsten Frühjahre mit seiner Gattin eine längere Reise antreten. Die Anverwandten desselben, die noch immer im Schlosse wohnten, würden sich früher, wahrscheinlich noch vor Eintritt des Winters verabschieden, um nach Polen zu reisen. Dahin werde der Herr Abbé dieselben begleiten. Nur müsse man neuere Nachrichten aus jenem von blutigen Schlachten verwüsteten Lande abwarten; denn ehe nicht bis zu einem gewissen Grade ein Zustand der Ruhe und Ordnung dort eingetreten sei, würde eine solche Reise vielleicht mit mancherlei Gefahren, gewiß aber mit unausstehlichen Plackereien verbunden sein.

Zuvörderst, schloß Andreas seine Mittheilung an Kathrine – und dieser Punkt war für die Schwester der wichtigste – solle jetzt Hildegarde, die sich im Stift gut gehalten habe, in das väterliche Haus zurückkehren. Diesem Einzuge eines gedemüthigten Mädchenherzens wolle sowohl die Gräfin von Serbillon als Abbé Kasimir, denen das

verirrte Kind ja doch vorzugsweise ihre Umkehr zu danken habe, beiwohnen. Er hoffte, fügte Andreas schließlich hinzu, seine Schwester werde dem Kinde das Geschehene großmüthig vergeben, und sie freundlich aufnehmen. Gewiß werde dann auch Hildegarde unaufgefordert und von ihrem eigenen Herzen getrieben die Tante um Verzeihung bitten und das bestimmte Versprechen geben, sie künftig nie mehr beleidigen zu wollen.

Kathrine nahm diese Eröffnung des Bruders mit scheinbarer Gleichgültigkeit hin und erwiderte weiter nichts als die Worte: »Ich werde gewissenhaft meine Pflicht thun.«

Darauf fragte sie, an welchem Tage ihre Nichte im Forsthause ankommen werde und ob die Frau Gräfin und der blasse polnische Abbé, der gar nicht polnisch aussehe, das arme Kind begleiteten.

»Unbedingt,« sagte Andreas.

»Dann muß ich mich einrichten,« meinte die Schwester, und nun begann jenes gründliche Reinigungsfest, das mit der Bekränzung des Thorweges schloß, die Kathrine soviel Mühe machte.

Lange vor Sonnenaufgang war Andreas an dem scharfkalten Septembermorgen aufgebrochen, um die Gräfin und den Abbé nebst dem Stiftssyndikus abzuholen. Er selbst wollte sich in einiger Entfernung von den Klostergebäuden halten, um Hildegarde, die er noch nicht gesprochen hatte, nicht vor vielen Zeugen begrüßen zu müssen. Er hatte der langentbehrten Tochter, deren Herz ihm nur zu sehr entfremdet worden war, unendlich viel

zu sagen, so viel, daß dem schwachen gutherzigen Manne vielleicht mehr noch vor der erwarteten Zusammenkunft bangte als der schuldigen Tochter. Zu einer offenen, ehrlichen Aussprache, das fühlte Andreas, mußte es jetzt zwischen ihm und seinem Kinde kommen. Man mußte sich verständigen, sich versöhnen. Geschah dies nicht, dann wurde durch das Wiedersehen nur ein neuer Knoten in den Lebensfaden geschürzt, der beide, Vater und Tochter umschlang. Andreas nahm sich vor, mild und sanft zu sein, aber auch seine Meinung wollte er Hildegarde nicht verschweigen, damit die hochfahrende Tochter endlich einsehen lerne, daß ihr Vater wohl wisse, was er thue, und daß es an ihr sei, ihm für so großes ihm zugefügtes Herzeleid als reuiges Kind Abbitte zu thun oder sich doch dazu anzuschicken. Andreas war vollkommen zufrieden gestellt, wenn Hildegarde die Miene einer Büsserin annahm. Er war selbst viel zu weich gestimmt, um es bis zu einer wirklichen Abbitte kommen zu lassen.

ZWEITES KAPITEL. HILDEGARDENS EINTRITT INS VATERHAUS.

Auf ihrem harten Sitze ausruhend, vertiefte sich Kathrine noch einmal in die Gedanken, denen sie lange schon nachgegangen hatte. Uebereilt pflegte sie nicht zu handeln, wohl aber veranlaßte sie nicht eben selten der Eigensinn, dessen sie nie ganz Herr werden konnte, zu gemeinschädlichem Thun. Sie recapitulirte alles in ihrem Geiste, was sie auszuführen entschlossen war, und da sie

nichts daran zu ändern oder zu verbessern fand, so sah sie dem Kommenden mit großer Seelenruhe entgegen.

Von dem Bruder hatte Kathrine erfahren, daß seine Tochter jedenfalls noch vor Mittag in ihr Geburtshaus einziehen werde. Demnach war es jetzt hohe Zeit für die gealterte Jungfrau, nunmehr, nachdem sie so lange nur für andere gesorgt, auch endlich einmal an sich selbst zu denken.

Mit scharfer Stimme der Magd noch ein paar Aufträge ertheilend, fing sie mit vielem Geschick einige Fliegen, welche die Wärme des Herdes in ziemlicher Anzahl nach der Küche gelockt hatte, und fütterte mit den zwischen ihren spitzen und harten Fingern zappelnden lebendigen Schlachtopfern ihre Lieblinge in der Putzecke. Sie lachte vergnügt über das Zugreifen der Spinnen und fand offenbar Vergnügen an der Raub- und Mordlust der häßlichen Thiere.

»Wir wollen sehen, wir wollen sehen, wie sie sich macht!« sagte sie dann, den Zeigefinger der rechten Hand steif ausstreckend und damit in die Luft drohend. »Zeigt sie sich willig und duckt sie ungeheißten unter, so soll sie eine freundliche Tante in mir finden, sitzt ihr aber der Hochmuth noch immer im Racken, und die Kniegelenke sind und bleiben ihr steif, dann hilft es nichts; ich muß dann *meine* Cur mit dem in Grund und Boden verdorbenen Kinde anfangen, damit sich es dem Bruder, der Welt und dem Himmel rette. Das vornehme Volk, fürcht' ich, versteht doch nichts Rechtes von einer tüchtigen bürgerlichen Erziehung!«

Damit stieg Kathrine die Treppe hinauf und ging in ihre Kammer, um sich ›in Staat zu werfen‹, wie sie sich ausdrückte. Dies schwierige Geschäft raubte der Eigensinnigen jedesmal viel Zeit. Jegliches Kleidungsstück, das sie anlegen wollte, mußte nämlich ebenso vorsichtig entfaltet werden, als sie es vielleicht vor Monaten zusammengefaltet hatte. Dann ward wieder jede einzelne Falte mit einer Sammtbürste ausgestrichen und das so präparirte Gewand, ohne daß es sich drückte, über eine Stuhllehne gehangen. Sechs Stühle wurden erst zu Kleiderhaltern umgewandelt, ehe bei Kathrine das eigentliche Ankleidungsgeschäft seinen Anfang nahm ... Um ihrer heimkehrenden Nichte zu zeigen, daß sie diesem Tage eine seltene Wichtigkeit beilegte, entnahm Kathrine dem gewaltigen Schranke von Nußbaumholz ihre beste seidene Robe. Dies noch wie neu anzuschauende Kleidungsstück von schwerem Damast zählte gerade so viele Jahre wie Hildegarde. Die Tante hatte es am Taufstage derselben zum erstenmal getragen. Damals war die Robe wirklich modern gewesen, jetzt aber – konnte sie vielleicht eines Tages wieder modern werden! Das kümmerte jedoch die in ihren Entschlüssen nicht leicht wankend zu machende Kathrine in keiner Weise. Sie war überzeugt von der ausgezeichneten Güte des Stoffes; sie hatte das Kleid, damit es nicht gleich aufschleisse, nur dreimal getragen, es war mithin so gut wie neu. Und dann, wenn sie es trug, so war es auch modern, und hätten alle Modistinnen von Paris behauptet, nur Vogelscheuchen könnten sich in so geschnittene Gewänder hüllen.

Kathrine war aber nicht nur eigensinnig, sondern auch verschämt wie ein sechzehnjähriges Mädchen. Sie erröthete tief und blieb stundenlang bestürzt, wenn es ihr passirte, was wirklich zufällig ein paar mal vorgekommen war, daß Andreas sie in bloßem Halse – was nämlich Kathrine bloß nannte – gesehen hatte. Den Nacken bis an die Schulter entblößt zu tragen, was die verhaßte Baronin immer that, nannte die Tante Hildegardens unverschämt, gemein, sündhaft. Nach ihrer Ansicht durften die Männer gar nicht wissen, wie ein Mädchen- oder Frauennacken beschaffen ist. Darum trug sie stets dicht an den Hals anschließende Kleider, und wenn sie große Toilette machte, so verriegelte und verschloß sie die Thür ihrer Kammer von innen, und gab nicht einmal zu, daß ihr die Magd eine Hand beim Zuheften des Kleides helfe. Gerade dies consequente Verschmähen jeder Hülfe war Ursache, daß Kathrine zum Ankleiden immer ungewöhnlich lange Zeit brauchte.

Heute dauerte es noch etwas länger als sonst, weil die Eigensinnige auch noch Schmuck anlegte. Endlich fand sie nichts mehr an sich zu bessern, und nun ging sie, ihres Sieges und der Bewunderung aller gewiß, die sie kannten, hinunter in das Wohnzimmer, um der Erwarteten ruhig zu harren.

Kathrine hatte die Zeit gut berechnet. Der jüngste Jägerbursche – nach Adolar's Antritt der Herrschaft war dem Förster ein zweiter Gehülfe gegeben worden – meldete, daß eine Kutsche von der Landstraßeher gerade auf das Forsthaus zukomme. Die Geputzte nickte nur mit

dem Kopfe, strich behutsam einige Falten in dem steifen Kleide glatt und stellte sich dann unter die Hausthür.

Nach einigen Minuten hielt die Kutsche vor dem bekränzten Thorwege, der nur schmalen Wagen die Einfahrt in den Hofraum des Forsthauses gestattete.

Andreas, welcher neben dem Kutscher Platz genommen hatte, stieg zuerst ab und öffnete rasch den Schlag, um der Gräfin beim Aussteigen behülflich zu sein. Dieser folgte der Stiftssyndikus, dann glitt der Abbé aus dem dunkeln Innern hervor, und zuletzt gewahrte die scharf ausblickende Tante ihre Nichte, welcher der polnische Geistliche sofort den Arm reichte.

Während der Stiftssyndikus die Gräfin durch die Pforte über den Hofraum nach dem Forsthouse geleitete, ergriff Andreas die schlaff herabhängende, mit einem feinen schwarzen Handschuh bekleidete Rechte seiner Tochter, hielt diese fest und führte sie so zugleich mit dem Abbé dem Hause zu.

Es war gut, daß Kathrine ihren Platz mitten unter der Hausthür aufgeben mußte, um die Gräfin an sich vorbeizulassen, sonst würde sie ihre Nichte gewiß nicht ungedemüthigt über die Schwelle haben schreiten lassen. Jägerburschen und Magd vermutheten irgendeine interessante Begrüßung, denn alle drei standen nur wenige Schritte hinter Kathrine in der halbdunkeln Flur.

Das vornehme und doch so herablassende, sanfte Wesen der Gräfin von Serbillon imponirte der Schwester des

Försters so sehr, daß sie sich von dieser Erscheinung in ihrem Vorhaben unangenehm gestört fühlte. Dennoch behielt sie eine möglichst freundliche Miene bei, weil Diana's versöhnender Blick sie schon entwaffnete. Sie trat zurück, faßte die äußersten Streifen ihrer altmodischen Robe mit beiden Händen und machte ihren tiefsten und feierlichsten Knicks.

»Willkommen, gnädigste Frau Gräfin!« sprach sie. »Willkommen in dem Hause, wo heute der König der Ehren einziehen soll!«

Sie schwenkte sich links zur Seite, um die Gräfin vorüberzulassen, indem sie nach dem Zimmer deutete, dessen Thür die Magd eben ungestüm aufriß.

»Bitte, sich nicht zu geniren!« fuhr sie etwas dringlicher fort. »Werde mir gleich die Ehre geben, dero Gnaden gebührend aufzuwarten!«

Der Stiftssyndikus erhielt keinen Blick von der schmolgenden Jungfrau, die sich jetzt abermals kehrte und ihren verlassenen Posten wieder einnehmen wollte. Andreas und Abbé Kasimir mit Hildegarde waren nur noch wenige Schritte von der Thür entfernt.

»Nicht wahr, Sie Gute,« sprach Gräfin Diana in diesem Moment die seltsam Geputzte an, »Sie haben Mitleid mit dem armen Kinde? Ich bitte dringend, kommen Sie Hildegarde freundlich, mit recht versöhnlichem Herzen entgegen! Bitte, Sie Gute, Vortreffliche, thun Sie es mir zu Liebe! Ich werde Ihnen stets dafür dankbar bleiben.«

Diese Worte wirkten auf die eigensinnige Kathrine wie ein Zauber. Solange sie denken konnte, hatte überhaupt

niemand jemals so freundlich, mild, bittend und – was noch mehr war – so anerkennend mit ihr gesprochen. Und jetzt ließ sich eine wirkliche Gräfin, eine vornehme und reiche Dame, die mit einem alten Königsgeschlecht verwandt und gleichsam ein Sprosse desselben war, herab, sie ohne Bedenken um etwas anzuflehen, sie vortrefflich zu nennen! Diese unerhörte Ehre überwog alles. Kathrine verbeugte sich mit unnachahmlich glücklichem Lächeln vor Diana und erwiderte ohne recht zu wissen, was sie sagte:

»Soll gewiß geschehen, gnädige Frau Gräfin! ... Sehr verbunden! ... Gehorsame Dienerin! ...«

Diana lächelte ebenfalls und nickte der Ueberraschten, die ganz aus ihrer mit Fleiß eingeübten Rolle fiel, beistimmend zu. Durch dies kurze Intermezzo gewann Hildegarde Zeit, die Schwelle zu überschreiten. Ihr eigener Vater drängte sie zur Tante hin, die plötzlich ihre Hand erfaßt und im nächsten Augenblicke ein warmes, zitterndes Lippenpaar darauf ruhen fühlte. Es war der Mund Hildegardens, die sich zu ihr herabgebeugt hatte und die Tante mit diesem stummen Gruße anredete.

Etwas zu schnell zwar, aber doch nicht ungestüm zog Kathrine ihre Hand zurück. Hildegarde richtete sich, auf des Abbé Arm gelehnt, wieder auf und ließ den Schleier fallen, als fürchte sie dem harten Auge ihrer Tante zu begegnen. Dieser kostete es große Ueberwindung, ihr der Gräfin soeben verpfändetes Wort zu halten. Sie wollte aber doch die Lobsprüche derselben verdienen, und

so ließ sie es bei einem ebenfalls stillen Gruße bewenden. Um jedoch sich selbst auch treu bleiben, zu können, mußte sie eine Ableitung für den in ihr aufkeimenden Unmuth suchen. Als sei es vorausbestellt, schlug die Wanduhr oben auf der Diele gerade zwölf. Als pünktliche Haushälterin hielt Kathrine streng auf eine geregelte Mittagszeit und so nahm sie den Ruf der Uhr für eine Mahnung, ihrer Pflicht als Vertreterin der fehlenden Hausfrau nachzukommen.

Wieder richtete sie ihre Worte an die galante, ihre Vorzüge so willig anerkennende Gräfin.

»Haben die gnädige Frau Gräfin die Güte, sich ein wenig auszuruhen!« sprach sie. »In wenigen Minuten werde ich mir die Ehre geben, um Dero Gnaden Unterhaltung zu bitten!«

Die Gräfin schritt lächelnd weiter. Der Stiftssyndikus betupfte seine thränenden Augen und flüsterte der Abkömmlingin der Jagellonen zu:

»Eine deliçiose Person, meine charmante Cousine, nicht wahr, Frau Gräfin? Aber sie kocht vortrefflich, namentlich derbe Hausmannskost! – Wenn ich nur wissen sollte, ob das interessante Muster ihres Prachtgewandes zur Zeit der Pipine zuerst erfunden worden ist. Die Geschichte der Moden, die in der Weltgeschichte eine so wichtige Rolle spielen, könnte wesentlich durch eine solche Bereicherung profitiren!«

»Spötter!« lächelte Diana. »In ihrer Art ist Ihre interessante Cousine doch eine vortreffliche Person.«

»O sehr, sehr vortrefflich!« erwiderte, vor Rührung schluchzend der Stiftssyndikus. »Aber ich sündhafter Skeptiker kann mich immer des verruchten Gedankens nicht entschlagen, daß sie eine noch weit vortrefflichere Figur machen müßte, wenn sie ihre unzerreißbaren Staatsroben mit einem Paar jener gelbledernen Unausprechlichen vertauschen könnte, die sich auf dem Sitz eines Kutscherbockes so stattlich ausnehmen.«

Ein leiser Druck der Hand Diana's machte den Stiftssyndikus schweigen, an dem leichten Beben des ihn berührenden Armes der Gräfin gewahrte er aber, daß sie über seine boshafte Bemerkung herzlich lachen mußte. Erfreut, ihre Schutzbefohlene doch ohne Aufenthalt und ohne eine Scene hervorzurufen in das Haus des Vaters glücklich zurückgeführt zu haben, dachte sie nicht an das Nächstkommende. Mit mütterlicher Zärtlichkeit zog sie im Zimmer Hildegarde an ihre Brust, küßte sie zu wiederholten malen und flüsterte ihr ermuthigend zu:

»Beherrsche dich selbst, mein Kind, und hier, wo der Geist deiner seligen Mutter dich umschwebt, wirst du bald wieder frohe und glückliche Tage erleben!«

DRITTES KAPITEL. DIE ERSTE NACHT IM FORSTHAUSE.

Es dunkelte schon, als die Gäste des Försters dessen Wohnung verließen. Die Gräfin hatte zuvor noch ein längeres Zwiegespräch mit Hildegarde, die ihre Wohlthäterin ungern scheiden sah. Sie schwamm in Thränen, als der Wagen in den dunkelnden, kalten Abend hineinrollte

und der Vater, mit dem sie bereits unterwegs durch Diana's und des Abbé Vermittelung ihren Frieden gemacht hatte, sie wieder ins Haus führte. Mit Kathrine hatte Hildegarde in dieser ganzen Zeit noch kein Wort gewechselt. Sie würde die Tante wohl angeredet haben, wenn sich nur ein Anknüpfungspunkt zu einem Gespräch in Gegenwart der Fremden, denen sie allen tief verpflichtet war, hätte finden lassen. Dies war aber schon deshalb unmöglich, weil Kathrine mit Absicht jeder Gelegenheit dazu auswich. Sie war, solange die Gräfin und ihre Begleiter im Forsthouse weilten, nur sorgsame Hausfrau. Für irgend etwas anderes zeigte sie entschieden keinen Sinn, und so oft die Gräfin oder der Abbé den Versuch machten, sie in ein Gespräch zu ziehen, kreuzte Kathrine mit der stehenden Redensart: »Bitte um Entschuldigung, die Pflicht ruft mich!« die leicht erkennbare Absicht, und verließ eiligst die Tafel.

Im ganzen Forsthouse gab es zu einem schicklichen Aufenthalte für Hildegarde kein anderes Zimmer als das, wo Cornelia gestorben war, und welches Kathrine nach dem Tode ihrer Schwägerin zum Putz- und Staatszimmer eingerichtet hatte. Hier sollte denn auch die Tochter des Hauses nach ihren Irrfahrten einziehen, der Ort selbst konnte für gut gewählt gelten; denn in diesem Zimmer sprach die Vergangenheit zu dem empfänglichen Herzen des jungen Mädchens mit gar wunderbaren Stimmen. Seit Hildegarde Abschied genommen vom Vaterhouse, war alles ganz anders geworden. Die größte Veränderung war durch die Erfahrungen, in deren schmerzhaft

Umarmungen sich das ungestüm handelnde Kind kopf-
über stürzte, mit ihr selbst vorgegangen, und es ließ sich
voraussehen, daß nach der hinter ihr liegenden Vergan-
genheit Hildegarde von wesentlich andern Empfindun-
gen und Gedanken bewegt werden würde, als die waren,
denen sie sich früher leichtsinnig hingab.

In dieses Gemach, wo auch das Himmelbett Corneli-
ens, nur mit andern Gardinen umzogen, stand, sonst aber
fast alles in seiner frühern Verfassung geblieben war, ge-
leitete der Förster unmittelbar nach der Abreise seiner
Gäste die Tochter.

Andreas Frei war zu bewegt, um sich noch einmal mit
Hildegarde in eine längere Unterredung einzulassen.

Diese betrat das Sterbezimmer ihrer Mutter bewegt
und schüchtern. Sie dankte im stillen dem ernstern, alt
gewordenen Vater, daß er sie so schone. Dieses Dankge-
fühl gab sie ihm durch eine stürmische Umarmung zu
erkennen, die sie jedoch nur ein paar Secunden lang am
Halse des Vaters festhielt.

»Sobald du dich eingewöhnt hast, mein Kind, und
wenn ich gerade geschäftsfrei bin,« sprach Andreas,
»magst du mir hier erzählen. Du findest alles, was du frö-
her gern suchtest: hier Bücher, da Musikalien und dort
im Bureau Papier zum Zeichnen nebst Bleistiften und
schwarzer Kreide. Ein Reißbret habe ich dir auch machen
lassen. Es steht dort zwischen dem Ofen und der Bettstel-
le. Und nun, liebe Tochter, ruhe dich aus und verdringe
die erste Nacht im Forsthause nach so langer und banger
Abwesenheit in sanftem Schlafe!«

Andreas ging, seine Tochter sich selbst überlassend.

Hildegarde mochte gern allein sein, dennoch aber floh sie die Ruhe. Zwischen dem heutigen Tage und der Vergangenheit, welche sich in diesem Zimmer vor ihrem Geiste spiegelte, gähnte ein furchtbarer Abgrund, aus dem ein Knäuel wirrer Gestalten auftauchte, von denen kaum eine ihr Vertrauen einflößte.

Die letzten Monate hatten Hildegarde sehr verändert. Sie war nicht mehr so voll wie früher, dafür aber ungleich zarter. Der Zauber verschämter Jungfräulichkeit verband sich in ihren glänzend großen Augen mit einem bänglichen Gefühl von Schuld, und beides zusammen stimmte sie ernst, ohne doch den anmuthigen Zug ungeborener jugendlicher Heiterkeit in ihrem lieblichem Gesicht zu verwischen. So ähnelte sie einem gefallenen, im Falle aber geretteten und wieder zu Gnaden angenommenen Engel.

Eine Zeit lang blieb Hildegarde regungslos, mit schlaff herabhängenden Armen mitten im Zimmer stehen und starrte in die Flamme des Lichts, das zwischen aufgeschlagenen Büchern und einigen Zeichnungen, die sie noch bei Lebzeiten der Mutter vollendet hatte, leicht flackernd brannte. Dann ging sie gesenkten Hauptes zum Bett, ließ sich auf ihre Knie nieder und betete leise. In die weich gelispelten Worte ihres Gebets fielen heiße Thränen, die dem Andenken ihrer verstorbenen Mutter galten. Der Kopf sank Hildegarde müde auf das Bett, ohne daß ein Hang zum Schläfe sie beschlich. Sie betete, weinte und dachte wahrscheinlich lange; denn zuletzt

schmerzten sie die Knie. Es war dunkel geworden, da der verlängerte Docht die Flamme des Lichts stark verdüsterte. Mit einem leichten Anfluge von Furcht richtete sich Hildegarde wieder auf, indem sie aber ihr Gesicht von dem Bette abwandte, wäre sie beinahe mit lautem Aufschrei zusammengebrochen. Zum Glück erfaßte sie eine Säule des Himmelbettes, an der sie sich aufrecht hielt. Darauf ließ sie sich, von den wallenden Gardinen halb verschleiert, in die weichen Kissen des Bettes niedergleiten.

Ihr gegenüber, ganz wie in jener schrecklichen Nacht, welche ihr die Mutter geraubt hatte, trat jetzt die Tante ins Zimmer, dieselbe Messinglampe und den Hausschlüssel tragend. Selbst die Kleidung Kathrinens war die nämliche, ihr von den Pocken zerfetztes Gesicht aber war viel hagerer und härter geworden, und ihre Augen, die sie durchbohrend auf die Nichte geheftet hielt, mußte Hildegarde mit Eis verschleierten Sternen vergleichen.

Das Herz sagte der Heimgekehrten, daß die Tante in keiner guten Absicht zu ihr komme. Gewiß hatte sie gewartet, bis ihr Vater sich in sein Zimmer verschloß. Nun war sie alleinige Gebieterin im Hause und niemand konnte ihr wehren, zu thun und zu lassen, was sie wollte.

Hildegarde machte sich selbst Vorwürfe, daß sie in ihrer schmerzlichen Zerstreung die Thür abzuschließen vergessen hatte. Jetzt war sie machtlos und was die harte Tante ihr Hartes, vielleicht grausam ihr Herz Zerfleischendes zu sagen entschlossen war, mußte sie ruhig über sich ergehen lassen.

Da Kathrine ihre Nichte nicht sogleich gewahrte, blieb sie unschlüssig an der Thür stehen. Dann lenkten sich ihre Augen unwillkürlich nach dem Bett, dessen leichtbewegte Gardinen das bleiche Antlitz Hildegardens wie ein weicher Rahmen umgaben.

Sie hob die Lampe höher, legte den Hausschlüssel auf den Tisch und klopfte dann einigemal mit ihrem knöchernen Finger gegen das Holz.

»Komm her, Hildegarde!« sprach sie gebieterisch. »Es wird Zeit, daß du mir endlich vernehmlich guten Tag oder gute Nacht sagst. Jetzt brauchst du dich vor den fremden, vornehmen Leuten nicht mehr zu schämen, denn wir sind und bleiben allein.«

Rückwärts greifend, drehte Kathrine den Schlüssel um. Hildegarde blickte die Tante unverwandt an.

»Bist du taub oder schläfst du?« fuhr diese fort, da die Erschrockene noch keine Silbe erwidert hatte. »Verstellung dulde ich nicht, und wenn deine Füße zu schwach sind, dich zu tragen, so kommt's mir nicht drauf an, dir noch ein paar Schritte weiter entgegenzugehen.«

Hildegarde stand jäh auf, näherte sich aber der verhaßten Tante nicht.

»Sei sanft und lieb, Tante!« sprach sie leise, mehr klagend als bittend.

»Gerecht will und werde ich sein,« lautete Kathrinens Antwort, die ihrer Nichte bereits gegenüberstand, »vorher aber demüthige dich und leiste Abbitte!«

»Ich entsinne mich nicht, dich mit Willen beleidigt zu haben; weshalb soll ich Abbitte thun?«

»So – so! – die Mamsell also erinnert sich nicht? ... Sieh, sieh! ... Da muß mein altes, aber gutes Gedächtniß deinem jungen, aber schlechten wohl zu Hülfe kommen! ... Nun zu verwundern ist's freilich nicht. Wer Haut und Haare mehr pflegt als Kopf und Herz, dem geht's Licht im Gehirn beizeiten aus! ... Ist schon recht: lange Haare, kurze Gedanken! – Konnte mir nie passiren!«

Spott und Hohn verzerrten die zerrissenen Züge Kathrinens bis zur abschreckenden Häßlichkeit. Hildegarde lauschte lange mit halboffenem Munde den Expectorationen der Tante.

»Deinem Vater hast du namenlosen Kummer gemacht durch deine schlechte Aufführung,« fuhr Kathrine fort, »und mich hast du blamirt und in böses Gerede gebracht bei allen gemeinen Leuten durch deine verruchte Flucht aus dem Hause eines hochachtbaren Mannes. Wer ein glattes Gesicht, das aussieht wie Milch und Blut, lieber hat als ein kummerdurchfurchtes, der rief mir heimlich Schimpfworte nach, und schalt mich einen Hausteufel – Jawohl, die Narren! Sitte und Ehrbarkeit ist allen schlechten Menschen ein Dorn im Auge, und wenn das erfahrene Alter ein junges dummes Ding tüchtig zurecht setzt, wie sich's gehört, und sich an Heulen und Greinen nicht kehrt, wird es von allem Lumpenpack, dem Sitte und Ehrbarkeit stets ein Scheuel und Greuel bleiben, vermaledeit! ... Sag' an: hab' ich recht oder bediene ich dich mit Lügen? Antwort verlange ich, und zwar genügende, sonst geige ich an der Baßsaite weiter!«

Hildegarde streckte der Schmollenden ihre zarte, tadellos geformte Hand entgegen.

»Laß uns das Vergangene vergessen,« sprach sie bewegt, »es ist nicht gut, alte Geschichten immer von neuem wiederzuerzählen, und wenn ich dich beleidigt habe, so vergib mir! Ich war jung und handelte unüberlegt, böse meinte ich es nicht.«

Kathrine berührte die dargebotene Hand ihrer schönen Nichte mit keinem Finger. Wäre diese Hand weniger zart, weiß und ebenmäßig geformt gewesen, dann würde sie es wahrscheinlich gethan haben.

»Ich fürchte diese zuckergebackenen Faulheitsfingerchen zu hart anzupacken, wenn ich sie mit meiner an Arbeit gewöhnten schwieligen Hand umfasse,« versetzte sie mit widerlichem Grinsen. »Darum verschone mich mit dieser Zumuthung. Auf die Knie, widerspenstige, verlaufene Dirne, die von Rechts wegen den Staubbesen verdient hätte, den nur leider Gottes unsere weichherzige, verdorbene Zeit abgeschafft hat, damit sich alle Sünden breiter machen können, auf die Knie, sag' ich, und Abbitte gethan, sonst will ich nichts von dir wissen, und werde dich nie zu Gnaden annehmen!«

Kathrine sah entsetzlich aus. Wer sie und ihre Art und Weise nicht kannte, würde versucht worden sein, sie für eine ihren Wärterinnen entsprungene Wahnsinnige zu halten. Die großen, tiefliegenden Augen rollten in unheimlichem Feuer; unter dem bunten Tuche, mit dem sie das hagere Haupt und die runzelvolle Stirn umwunden hatte, hingen ungekämmte Büschel ihres kurzen, grauen

Haars, und die festgeballte Faust schwebte drohend über dem schönen Kopfe der etwas gebeugt vor ihr stehenden Nichte.

Ihre Knie beugte Hildegarde zwar nicht, aber sie sagte mit mehr Ergebenheit, als selbst Kathrine erwartet hatte:

»Nimm es für geschehen an, Tante. Wenn du glaubst, du könntest mich so schwerer Dinge beschuldigen, will ich dir nicht widersprechen, denn ich weiß, daß ich oft unrecht gethan habe. Nur das Knien erlasse mir. Ich demüthige mich nicht vor fehlerhaften Menschen.«

Die Blicke Hildegardens, welche bei den letzten Worten ihr Haupt erhob, begegneten denen der Tante. Beide sahen einander unverwandt an. Einige Augenblicke war das Gesicht Kathrinens regungslos, hart, unversöhnlich, bald aber ward es etwas milder.

»Bereust du deine Schlechtigkeiten?« rief sie der Nichte zu.

»Ich bereue aufrichtig meine Verirrungen, Tante.«

»Wenn Gott seine Hand nicht über deinen Vater gehalten hätte, wäre er zum Verbrecher geworden!«

»Gott wolle ihn ferner schützen und leiten, den unglücklichen Vater! Ihn führte die Angst irre wie mich!«

Hildegarde faltete die Hände und sah die Tante mild und versöhnlich an.

»Wie dich?« wiederholte Kathrine. »Dumme, närrische Einbildungen! . . . Vor was konntest du Angst haben!«

»Vor dir und deiner mir angedrohten Erziehung, Tante!« versetzte Hildegarde, die Hände noch zusammengefaltet Kathrine entgegen streckend; »vor des armen Vaters kalter Schweigsamkeit, vor der Einsamkeit in der Dechanei! . . . O, ich sehe es jetzt ja ein, daß ich verblendet war, daß ich dem Vater, dir und noch vielen andern braven Menschen sehr weh gethan habe, aber schlimm meinte ich es doch nicht! . . . Ich war gereizt, eingebildet, betrogen! . . .«

»Du gereizt?« erwiderte Kathrine. »Von wem? Wodurch?«

Hildegardens Auge ruhte fest auf dem Antlitz der Tante.

»Von dir,« sprach sie mit ruhiger Stimme. »Durch das Böse, das du meiner seligen Mutter viele Jahre lang mit Willen und Wissen zugefügt hast! . . . Ich will nicht mit dir rechten, Tante, dich nicht jetzt verklagen, aber wenn ich dir Abbitte thun soll, weil ich oft deine Wünsche nicht berücksichtigte, weil ich dir eigensinnig widerstrebte, so mußt du zuvor meine selige Mutter um Verzeihung bitten, weil du schuld bist an ihrem Tode!«

Eine solche Wendung des Gesprächs, nach dem sie seit Wochen schmachtete, hatte Kathrine nicht erwartet. Der Erinnerung an Cornelia suchte sie gern zu entfliehen, namentlich seit sie sich nicht mehr so stark fühlte, daß sie alle Eindrücke durch ihre Willenskraft überwältigen konnte. Der Einwurf, die Beschuldigung Hildegardens traf sie mit furchtbarer Wucht, und zwar um so gewaltiger, als sie sich ja selbst nicht völlig freisprechen

konnte von der Schuld, deren sie die jetzt direct von ihr gereizte Nichte gerade zu beschuldigte. Der feste Blick, die im ganzen bescheidene Haltung Hildegardens und die schreckliche Wahrheit, welche in den Worten derselben lag, entwaffneten Kathrine. Sie ward so bestürzt, daß sie vergebens nach Fassung rang, und als sie hinter Hildegarde die Bettvorhänge sich bewegen sah, gaukelte auch das Bild der Verstorbenen vor ihren entsetzten Augen. Die Lampe entglitt ihrer bebenden Hand, daß das Licht im überströmenden Oel erlosch. Beide Hände gegen die nicht weniger erschrockene Nichte ausstreckend, flüster-te sie dieser zu:

»Geh' zur Ruhe! . . . Ich will für dich beten! . . .«

Dann erfaßte sie die Lehne des nächsten für sie erreichbaren Stuhls und ließ sich, matt aufathmend, darauf nieder.

Hildegarde fühlte Mitleid mit ihrer Verwandten. Der eigenen Schmerzen gedenkend, die sie noch lange nicht überwunden hatte, vermochte sie die Schwäche Kathrines nicht egoistisch für sich allein auszubeuten. Nur eine Regung freudiger Genugthuung versuchte sie nicht zu unterdrücken. Es lag ein Trost für Hildegarde in der Erkenntniß, daß ihre Tante trotz der zur Schau getragenen Reinheit ihrer Seele doch auch von Gewissensscrupeln beunruhigt werde. Dieses Wissen gab ihr eine Waffe in die Hand, mit der sie sich leicht und mit Erfolg gegen alle fernern Angriffe vertheidigen konnte, welche Kathrine etwa noch auf sie zu machen geneigt sein möchte. Vor einer Person, die sich ihrer Fehler und Sünden bewußt war,

wenn sie dies auch vor andern verheimlichte, brauchte sich die reuige Hildegarde nicht mehr zu fürchten.

Die Stärke dieses Bewußtseins gab ihr Muth. Entschlossen erfaßte sie die Hand der noch immer Erschöpften, unter der gegen sie geschleuderten schweren Beschuldigung Seufzenden, und ehe Kathrine es ahnte, lag ihre Nichte vor ihr auf den Knien.

»Vergib mir, Tante,« sprach Hildegarde, »ich habe dir schon vergeben! Der Geist meiner Mutter, der auf uns herabblickt, wird uns beide segnen und die Bekümmernisse von uns nehmen, unter denen wir leiden! . . . Stoße mich nicht von dir, Tante! . . . Ich kann nicht mit dir unter einem Dache leben, wenn du mir nach dieser Bitte nicht Verzeihung gewährst, sondern mir, wie früher, deine Liebe entziehst! . . . Bedenke, was du thust, Tante! . . . In die wilde, böse Welt, der mich die milde Hand der Liebe entrissen hat, stößt du mich wieder hinaus, und wahrlich, auch ein Bote Gottes, ein Sendling des Himmels würde mich nicht zum zweiten mal bewegen, in dieses Unglückshaus zurückzukehren!«

Es lag eine Leidenschaftlichkeit und Entschlossenheit in Hildegardens ganzem Wesen, daß die wieder ruhig gewordene Kathrine kaum zweifeln konnte, die Nichte werde ihre Drohung wahr machen. Dennoch wollte sie sich nicht zu einer übereilten Verpflichtung, die sie später vielleicht bereuen konnte, fortreißen lassen. Ein Mädchen von Hildegardens Energie, das ahnte die Tante, konnte ihr dereinst gefährlich werden. Sich wieder aufrichtend, sagte sie einlenkend:

»Geh zur Ruhe, Kind! . . . Wir bedürfen ihrer beide . . . Morgen mehr davon.«

Ein schneller Griff brachte Hildegarde in den Besitz des Hausschlüssels.

»Zur Ruhe will ich gehen,« gab sie in noch viel entschlossenerm Tone zur Antwort, »nicht aber hier, sondern – im Kloster! . . . Zurück, Tante! Du hältst mich nicht, es sei denn, du folgest dem Beispiele, das ich dir gegeben habe!«

Hildegarde hatte sich den Hausschlüssel angeeignet und das hellfunkelnde Auge, die halboffenen Lippen, die glühenden Wangen, die wogende Brust überzeugten Kathrine von dem festen Willen ihrer Nichte. Sie abzuhalten von ihrem Vorhaben, blieb der Tante nur ein Act der Gewalt, der jedenfalls eine heftige Scene herbeigeführt und wahrscheinlich ihr den gerechten Zorn ihres Bruders zugezogen hätte, oder kluges Nachgeben übrig. Kathrine entschloß sich zu letzterm. Indern sie Hildegarde ihre Hand reichte, sprach sie:

»Laß ab, Kind, und schenke mir von heut' an deine Liebe! Ich vergebe dir, was du mir früher Uebels gethan hast!«

Sie breitete ihre Arme aus und schloß Hildegarde an ihre Brust. Das schöne Mädchen bebte zusammen unter dem Kuß der Tante, es widersetzte sich aber weder Kuß noch Umarmung.

Einige Minuten später ging Kathrine, den wiedereroberten Hausschlüssel fester denn je umklammernd, in ihre Kammer. Auf ihren farblosen Zügen war aber weder Liebe noch Versöhnung zu lesen.

VIERTES KAPITEL. VORBEREITUNGEN.

Die wiederholten Besprechungen im Forsthause, deren bereits gedacht würde, hatten auch eine regelmäßige Einkehr des Abbé auf Schloß Kaltenstein zur Folge.

Die Anwesenheit eines Mannes, der unter dem priesterlichen Gewande ein Herz voll Liebe trug, und der nicht ohne die bittersten Schmerzen nach langem Ringen einen Sieg über sich selbst und seine Leidenschaften erkämpft hatte, war hier nicht überflüssig. Adolar machte seinem Verwandten sogar den Vorschlag, eine längere Zeit ganz Wohnung im Schlosse zu nehmen. Anfangs trug der Abbé Bedenken, darauf einzugehen, ein Gespräch mit dem Arzte aber, welcher die schwer leidende Baronin behandelte, machte ihn andern Sinns. Er nahm das Anerbieten seines Vettters an und bezog ein paar stille Zimmer auf Kaltenstein.

Auf Ansuchen und mit Bewilligung des Arztes kam nun Abbé Kasimir mit Clotilde täglich zusammen. Es geschah dies infolge einer Aeußerung, welche der Baronin unwillkürlich entschlüpfte. Der Arzt faßte diese als ein Symptom auf, das zum Heilmittel sich umgestalten könnte, und kam den heimlichen Wünschen der mehr geistig als körperlich Kranken durch Zuführung des Abbé entgegen.

Die ersten Zusammenkünfte Kasimir's mit Clotilde versprachen wenig Gutes. Sie führten zu so furchtbaren Scenen der Aufregung, daß sich der Abbé mehr denn einmal ebenso sehr vor der Leidenschaft seiner unglücklichen Verwandten wie vor den Andeutungen entsetzte, welche der Vergangenheit galten.

Abbé Kasimir litt ungemein unter diesen Eindrücken, seine Pflicht aber, verbunden mit dem heißen Verlangen, den Geheimnissen auf die Spur zu kommen, die sich um das Leben seiner verschollenen Tante Berenice woben, hielten ihn aufrecht. Er begegnete der Leidenden nie hart, auch dann nicht, wenn sie ihm die härtesten und beleidigendsten Dinge sagte. Er hörte sie immer ruhig an und sprach Worte des Trostes zu ihr, sobald den gewaltigen Aufregungen Stunden der Hinfälligkeit folgten.

So gewann Abbé Kasimir nach und nach das Vertrauen Clotildens. Bald wechselten Vorwürfe mit Klagen und Thränen ab, und je mehr ein wirklich tiefer Schmerz von ihr Besitz nahm, desto lebhafter ward auch das Bedürfniß der Mittheilung. Wie der todeswürdige Verbrecher sich in der Regel der menschlichen Gesellschaft, gegen die er frevelte, wieder verwandter fühlt, sobald er ein offenes Geständniß abgelegt hat, so gestaltete sich auch der Zustand der Baronin ruhiger, nachdem sie es über sich gewonnen hatte, das Schweigen zu brechen. Zwar waren es nur zusammenhangslose Bruchstücke, die, stets unter Vorwürfen und den wildesten Selbstanklagen, über

Clotildens Lippen kamen, Abbé Kasimir aber halfen diese Bruchstücke, die zusammen doch ein Ganzes bildeten, ein ziemlich vollständiges und klares Lebensbild sich daraus zusammenzustellen. Was darin noch lückenhaft war, das ließ sich durch Mittheilungen ausfüllen, die ihm von anderer Seite zuflossen.

Oberst Malachowsky hatte nach seiner Rückkehr ins Vaterland nicht unterlassen, Erkundigungen über die Familie Ludomirsky einzuziehen, wobei er besonders Werth auf die Verbindungen legte, in denen dieselbe um die Zeit der ersten Theilung Polens sowohl mit entfernten Verwandten wie namentlich auch mit solchen Personen gestanden hatte, deren politischer Charakter bei allen Patrioten reinsten Wassers für unzuverlässig galt. Des redlichen Mannes Bestrebungen blieben nicht ohne Resultat. Er erhielt Winke, die ihm bedeutungsvoll schienen, und indem er gewissenhaft alles sammelte, was ihm überbracht wurde, konnte er kurz vor dem letzten traurigen Entscheidungskampfe, der sich im Angesicht der Hauptstadt um Sein oder Nichtsein Polens entspann, dem damals schon längere Zeit in unmittelbarer Nähe von Kaltenstein weilenden Abbé ein ganzes Convolut interessanter Details übersenden. Diese Zusendung erreichte den letzten Ludomirsky freilich etwas spät, da sie den weiten Umweg über Hammerburg machen mußte, wo Graf von Serbillon seit mehreren Wochen sehr einsiedlerisch lebte.

Wichtiger noch als diese anekdotenhaften Bruchstücke war ein Brief des Fürsten Bulabicki an Adolar. Dieser

enthielt in zusammenhängender Darstellung eine Erzählung, die man für die glückliche Erfindung eines begabten Novellisten gehalten haben würde, hätte der Fürst nicht auf das heiligste versichert, alles darin sei bittere Wahrheit. Er habe, was er dem Freunde hier erzähle, aus dem Munde eines in der Schlacht von Ostrolenka schwer Verwundeten vernommen, und er fühle sich gedrungen, den Freund davon in Kenntniß zu setzen, weil der Name Geldern eine so große Rolle in dieser traurigen Geschichte spiele, und er sich der Bemerkung erinnere, daß, sein eigener verstorbener Vater ebenfalls diesen Namen geführt habe. Der Fürst schloß seinen Brief mit der aufrichtig gemeinten Versicherung, er wünsche, der Geldern in seiner Erzählung möge so wenig mit Adolar verwandt sein wie mit ihm selbst, nur bitte er, ihn dereinst wissen zu lassen, was er davon halte. Dann werde er ja wohl auch erfahren, was aus der schönen Unheiligen geworden sei, die auf Schloß Hammerburg ihm mehr Noth gemacht als die Sorgen um das Geschick seines so hart bedrängten Vaterlandes.

Eine Zusammenstellung dieser Nachrichten, denen sich noch die Ermittlungen Joseph's am Ort zugesellten, führte zu einer genügenden Aufklärung aller Verhältnisse der Familie Ludomirsky. Von größter Wichtigkeit erwies sich auch die Entdeckung Joseph's, welche dieser fast ganz zufällig durch die vertrauensvollen Erzählungen des alten Ritters von der Dub machte.

Nach dem plötzlich erfolgten Tode dieses sonderbaren Greises, in dessen Geiste sich die Vergangenheit so eigenthümlich gestaltete, nahm Joseph am Ort das Porträt Berenice's an sich und übersendete dasselbe mit einem Briefe, dem er diesmal seinen Namen beifügte, an den Stiftssyndikus Liebner. Diese Mittheilung mit den von Joseph hinzugefügten Nachweisen gelangte zu sehr gelegener Stunde in die Hände des Rechtsgelehrten. Sie fiel zusammen mit der ersten Unterredung, die Liebner mit den Besitzern von Schloß Hammerburg und Abbé Kasimir hatte. Letzterer war beim ersten Erblicken des Miniaturbildes überzeugt, daß dasselbe seine verschollene Tante darstelle. Was er von dem Zustande der Baronin hörte, die er sich ebenfalls durch verwandtschaftliche Bande eng verknüpft hielt, veranlaßte ihn, jenen entscheidenden Schritt in Vorschlag zu bringen, den Liebner billigte und, wie wir gesehen haben, in Person ausführte.

Von allen spätern Vorgängen auf Kaltenstein ward Joseph am Ort theils durch den Abbé, theils durch den Stiftssyndikus benachrichtigt. So gestaltete sich der Briefwechsel zwischen diesen drei Personen ziemlich lebhaft, und da der Inspector, von Kasimir dazu wiederholt aufgefordert, auch in seinem mit Moder bestäubten Schatzkästlein frühester Erinnerungen zu suchen begann und dabei manches entdeckte, was er früher nie beachtet hatte, so trugen auch diese allerdings ziemlich dürftigen Andeutungen zur Ergänzung des vorhandenen Materials wesentlich bei.

Eins nur verschwieg Joseph am Ort noch wochenlang – die Belauschung des Gesprächs zwischen dem Baron und Nicanor im Winkel. Je zweifelloser ihm seine Verwandtschaft mit dem Standesherrn von Kaltenstein ward, desto mehr schreckte er vor dem Gedanken zurück, den ältesten Träger dieses Namens als Verbrecher zu denunciiren. Wahrscheinlich hätte er niemals aus freiem Entschlusse dies nur ihm allein bekannt gewordene Geheimniß verathen, wäre nicht der Stiftssyndikus später beim Ordnen seiner Actenfascikel auf ein Papier gestoßen, das eine Correspondenz mit dem Inspector folgerichtig veranlassen mußte.

Nicanor im Winkel, jener Mann, der vor mehr als zwei Jahrzehnden des Barons von Kaltenstein vertrauter Freund und unzertrennlicher Gefährte gewesen war, bis der gotteslästerlich freche Spielabend in Genf beide anscheinend für immer trennte, galt dem Stiftssyndikus unter dem Gewimmel theils wirklich noch lebender, theils künstlich zum Leben erweckter Individuen für eine mythische Person. Sie schien ihm auch nicht besonders wichtig zu sein, da sie mit allen in die Geschichte der Doppelfamilie Ludomirsky-Geldern verwickelten Persönlichkeiten gegenwärtig außer Zusammenhang stand. Erst die anonymen Zeilen, durch welche der auf dem Förster Frei ruhende Verdacht des Mordes von diesem ab und auf eine dritte Person hingelenkt wurde, und in denen er jetzt die Schriftzüge Joseph's am Ort wiedererkannte, führten zu Nachfragen, deren sich dieser nicht lange durch bloßes Schweigen zu entziehen vermochte.

Ein fortgesetzter Briefwechsel konnte, ging ein solches Blatt bei den mangelhaften Postverbindungen zwischen den zerstreut auf den Berglehnen und in Thälern liegenden kleinen Ortschaften verloren, äußerst nachtheilige Folgen haben. Aus diesem Grunde zog es Liebner vor, den Inspector in seinem Wohnort zu überraschen. Ein solcher Besuch hatte nichts Auffälliges, mußte aber, verstand nur der Stiftssyndikus seine Zeit und die Fäden, die er bereits fest in Händen hielt, geschickt zu benutzen, rasch zum Ziele führen.

Joseph am Ort, welcher die geheime Absicht des Juristen sogleich ahnte, erschrak, als er dem freundlich lächelnden Herrn mit den leicht thränenden Augen gewahrte, sein Schreck war aber eine schlechte Waffe gegen Liebner's feine Angriffe. Der Stiftssyndikus trieb den Inspector, sobald er sich überzeugt hatte, daß er mehr wisse, als er zu sagen Lust habe, durch Fragen dergestalt in die Enge, daß sich Joseph am Ort endlich dem überlegenen Gegner auf Gnade und Ungnade ergab.

»Nun sind wir erst völlig im Klaren,« sagte der Stiftssyndikus, als er dem eingeschüchterten Inspector jedes kleinste Geheimniß durch seine inquisitorische Fragestellung glücklich entrissen hatte. »Sie hätten zu Ihrer eigenen Beruhigung gern früher schon sprechen können, ohne sich selbst dadurch zu compromittiren. Ich weiß jetzt,

was ich brauche, und wenn nicht abermals eine ungeschickt abgefeuerte Freikugel meine fernern Anordnungen zu Schanden macht, so denke ich mir durch Schlichtung dieser uralten Familienzwiseigkeiten den aufrichtigen Dank zweier Nationalitäten zu verdienen.«

Joseph am Ort mußte dem Stiftssyndikus das Versprechen geben, einer Einladung sei's in seine eigene Behausung, sei's nach Kaltenstein, sobald ihn eine solche erreiche, auch wirklich Folge zu geben. Dagegen gelobte Liebner dem Inspector seinerseits unbedingte Schweigsamkeit.

»Der Baron soll mir nicht entkommen,« setzte er hinzu, »und daß Nicanor im Winkel nicht etwa als lebendig gewordenes Schicksal sich auf Kaltenstein einschleicht, dafür soll ebenfalls Sorge getragen werden. Es ist mir höchst angenehm, daß ich diese verwickelte Geschichte noch in meiner vollen Geisteskraft erlebe. Hätte mir ein erkenntlicher Client – was freilich in unsern selbstsüchtigen Tagen nicht mehr vorkommt – ein Landhaus oder einen hübschen Garten geschenkt oder mir ein paar Oxhoft der besten Weine, wie sie meiner schwachen Constitution zusagen, kostenfrei in meinen Keller practicirt, ich würde mich nicht so gefreut haben! So recht in den Mittelpunkt eines verwickelten Rechtsstreits oder verbrecherischer Lebenswege sich einzufressen, wie ein Wurm in den Kern einer saftreichen Frucht, gewährt dem Juristen von echtem Schrot und Korn ein unbeschreibliches Vergnügen! Gott beschütze Sie, mein werther Herr, dem ich

die Freimachung meines etwas zu unselbständigen Cousins verdanke. Lassen Sie die Vergangenheit vollends bis auf den letzten Schatten im Lethestrom versinken, und vertrauen Sie der Thätigkeit aufrichtiger Freunde, unter denen ich, weiß Gott, nicht der schlechteste bin! Nur versäumen Sie nicht zu hören, wenn ich rufe! . . . «

»Ich werde sehr aufmerksam sein, Herr Stiftssyndikus,« versetzte Joseph am Ort, »wenn schon ich keinen Drang in mir fühle, Schloß Kaltenstein zu betreten.«

»Aber das alte Forsthaus, nicht wahr?« warf Liebner ein, mit seinen gerötheten Augen blinzelnd. »Ich habe da von den vornehmen Herren aus Belgien ein Liedchen singen hören, das trotz seiner in Moll übersetzenden Variationen doch ursprünglich auf Dur gehen mag. Wenn ich zu einem Duett gratuliren dürfte . . . «

»Brechen wir von diesem Thema ab,« fiel der Inspector dem Stiftssyndikus ins Wort, indem eine tiefe Melancholie aus seinen dunkeln Augen sprach. »Die Erzählungen des alten Ritters von der Dub und die Schmerzen, die seinen Geist manchmal schwärmen machten, werden mir stets unvergeßlich bleiben. Ich möchte nicht Aehnliches erfahren, weil ich fühle, daß ich es nicht so gleichmüthig und so christlich in den Willen Gottes ergeben tragen würde!«

Der Stiftssyndikus gewahrte, daß bei den letzten Worten die Augen Joseph's fast so unheimlich glühten wie bei

Adolar und Abbé Kasimir, wenn ein Gedanke sie ungewöhnlich lebhaft beschäftigte. Dieser bei allen drei Männern fast völlig gleiche finstere Glanz ihrer dunkeln Augen verlieh ihnen momentan auch jene allerdings nur sehr entfernte Aehnlichkeit, die sich oft zwischen Verwandten auch in entferntern Gliedern noch vorfindet.

»Wie dem auch sei, lieber Herr am Ort,« versetzte Liebner, »ich wünsche Ihnen eine recht glückliche Zukunft, und weil ich an der Hoffnung festhalte, es könne auf Schloß Kaltenstein doch auch für Sie noch etwas Gutes kommen, wiederhole ich zum letzten male, ehe ich Sie verlasse, die Aufforderung: Folgen Sie meinem Rufe, sobald Sie ihn vernehmen!«

Der Stiftssyndikus ließ sich, ehe er seinen Wagen wieder bestieg, von Joseph am Ort noch durch das alte Schloß der Dub führen, wo er ziemlich lange in den beiden Erkerzimmern verweilte, von denen das eine Hildegarde Frei einige Wochen bewohnt hatte, das andere die Reliquien Berenice's von Ludomirska enthielt, die Ritter von der Dub bis zu seinem schmerzlos erfolgten Tode mit so rührender Inbrunst betrachtete.

FÜNFTES KAPITEL. AUS DEN ERINNERUNGEN VERIRRTER SEELEN.

Es war einer jener schönen Octobertage, die uns auf kurze Stunden noch einmal in den bereits verschwundenen Sommer zurückversetzem Auf allen Feldern gewahrte man arbeitende Menschen, diese mit Umbrechen der

Stoppeläcker beschäftigt, jene neuen Samen zur künftigen Ernte in die von Pflug und Egge aufgelockerte Erde streuend. Weiter hinaus nach den Wald- und Gebirgssäumen fiel bisweilen ein Schuß, von Jägern, welche durch ihr Revier streiften, abgefeuert.

Der ältere Baron von Kaltenstein war schon mit Sonnenaufgang, vollkommen zur Jagd gerüstet, aufgebrochen. Oben beim Eingange zum Forste wollte er Andreas Frei treffen, um die erste größere Jagd in diesem Herbst abzuhalten. Adolar sollte eigentlich seinen Vater begleiten, dieser ließ sich aber ein bestimmtes Versprechen nicht abnöthigen, indem er vorgab, es wäre ja leicht möglich, daß andere wichtigere Geschäfte ihn verhindern könnten, an dem Vergnügen der Jagd mit theilzunehmen. Der junge Herr von Kaltenstein wußte längst, daß er an diesem Tage das Schloß nicht verlassen könne. Gerade deshalb hatte er sich angelegen sein lassen, die Jagdpartie zu arrangiren, weil dies ein sicherer Ausweg war, seinem Vater alles andere vergessen zu machen. Nur Förster Frei war unterrichtet, und auf die Treue dieses redlichen, ihm vielfach verpflichteten Mannes konnte Adolar bauen.

Gegen 10 Uhr vormittags rollte ein leichter Korbwagen mit Reifen überspannt, an denen ein graues Leinwandtuch aufgerollt und mit schmalen Lederriemen an den Reifen festgeschnallt war, in den Schloßhof von Kaltenstein. Außer dem Kutscher saß nur noch ein Herr auf

dem Schaukelsitz des kleinen Gebirgswagens. Es war Joseph am Ort. Adolar empfing den Inspector auf der Freitreppe, drückte ihm hier bewegt die Hand und führte ihn ins Schloß, wo er den um viele Jahre ältern Mann mit Herzlichkeit umarmte. Darauf traten beide in die Trinkhalle, wo Abbé Kasimir ihnen mit ernster Freundlichkeit entgegenkam.

»Unser geehrter Rechtsfreund wird hoffentlich nicht lange auf sich warten lassen,« sprach Adolar, die alten, hochlehnigen Stühle an die breite eichene Tafel schiebend, die manches Zechgelage und manche fröhliche Jagdmahlzeit erlebt hatte. Während der Abbé und Joseph am Ort sich als alte Bekannte begrüßten und in rascher Rede und Gegenrede sich über das heutige Wiedersehen verständigten, entfernte sich Adolar noch einmal. Bald darauf rollte abermals ein Wagen in den Schloßhof, welcher den Stiftssyndikus trug.

»Heute rufe ich Ihnen den Bergmannsgruß: Glück auf! zu, Baron,« redete Liebner den jungen Schloßherrn an, »und mein Gruß wird sich erfüllen, wenn es jeder so redlich mit Ihnen meint wie ich! Hat sich mein anonymer Rathgeber pünktlich eingefunden?«

»Sie treffen ihn in angelegentlichem Gespräche mit dem Abbé,« erwiderte Adolar. »Eilen Sie, damit keine Minute der kostbaren Zeit verloren geht!«

»Den Alten haben Sie doch in den Wald geschickt?«

»Unter sicherster Bedeckung, Herr Stiftssyndikus.«

»Und der Ritter von der schwächlichen Gestalt mit den nach zwei Seiten zugleich blickenden Augen? Wird seine Gegenwart uns nicht stören?«

»Es ist mir über Erwarten gelungen, ihm alles geheim zu halten, was unser Vorhaben stören könnte. Die Krankheit der Baronin, von welcher der gewesene Lieutenant in Kenntniß gesetzt werden mußte, beschäftigt neuerdings seinen Geist so ausschließlich, daß alles ferner Liegende ihn kaum oberflächlich interessirt. Geldern hofft jedenfalls auf den Tod seiner Schwester und baut darauf seine bunt ausgeschmückten Luftschlösser. Daß ein Ludomirsky noch am Leben ist, hat ein ärgerlicher Zufall ihm verrathen. Die Sorglosigkeit meines Vaters ließ ein Zeitungsblatt liegen, welches die Ankunft des Grafen von Serbillon meldete. Neben dem Namen des Grafen stand der des Abbé Kasimir von Ludomirsky. Der ungemein schlaue und argwöhnische Oheim vermuthet eine Verwandtschaft zwischen sich und dem Abbé, was ich deutlich bemerken kann, obwohl er gegen mich nie ein Wort darüber geäußert hat. Er weiß auch, wie ich glaube, daß der Abbé eine und dieselbe Luft mit ihm athmet, aber er ist viel zu klug, um sich mir gegenüber etwas davon merken zu lassen. Mit welchen Planen er sich sonst etwa tragen mag, weiß ich bis zu dieser Stunde noch nicht. Gerade sein gänzlich Schweigen läßt mich vermuthen, daß er den günstigen Augenblick für sich zu benutzen gedenkt, und dieser Augenblick dürfte für ihn

allerdings gekommen sein, wenn seine Schwester die Augen für immer schließen sollte. Mit Clotilde von Kaltenstein stirbt die Gefährtin und Mitwisserin von Begebenheiten, über die längst Gras gewachsen ist. Kann aber kein Zeuge mehr sprechen, so darf sich der Ueberlebende für geborgen und im Hause seiner nächsten Verwandten allerdings auch für sehr gut aufgehoben halten. Mein Oheim hält sich, wie immer – Nichteinmischung in meine Verhältnisse ist die Bedingung, unter welcher er, von niemand belästigt, hier leben darf, bis er völlig gesundet sein wird – innerhalb seines Reviers. Dies ist bei diesem verlockenden Wetter der Park, wo er sich bereits seit einer halben Stunde bei dem stets erheiternden Geplauder Zerline's das Frühstück vortrefflich schmecken läßt.«

Während dieser Auslassungen, die der Stiftssyndikus gern zu hören schien, hatte Adolar seinen Gast ins Schloß geleitet, wo er von den beiden in der Trinkhalle sich befindlichen Herren freundlichst begrüßt wurde. Darauf wechselte der junge Edelmann noch einen bedeutsamen Blick mit dem Abbé und entfernte sich.

Man nahm nun Platz um den Tisch, und Abbé Kasimir redete die Anwesenden mit folgenden Worten an:

»Seit einer langen Reihe von Jahren ist es mein Wunsch gewesen, mich gegen Freunde und Verwandte über das auszusprechen, was heute den Gegenstand unserer Unterhaltung bilden soll. Frühzeitig meiner Mutter beraubt, ward ich vom Vater bis zu dessen ebenfalls früh erfolgtem Tode erzogen. Mein Vater war Militär, hatte aber aus allen Kämpfen, in denen er mitgefochten, nichts

gerettet als die Ehre und eine Menge schmerzender Wunden. Unmittelbar nach seinem Tode kam ich ins Seminar, wo ich eine sorgfältige Erziehung genoß und mich für die priesterliche Laufbahn vorbereitete. Von der Vergangenheit und meinen Familienverhältnissen war mir wenig bekannt geworden. Ich wußte nur, daß ich ein Sprosse des einst mächtig gewesenen Wojwodengeschlechts der Ludomirsky sei, das während der Stürme, welche mein Vaterland zerrissen, Macht, Ansehen und Güter verlor. Ein Verbannter, machte ich mich noch bei Lebzeiten des Vaters mit dem Gedanken vertraut, es auch immer bleiben zu müssen.

»Am Tage der Priesterweihe ward mir von dem Rector ein dünnes Heft übergeben, das, wie sich der wackere Mann, dem ich nur Dank schuldig bin, ausdrückte, das Vermächtniß meines Vaters und mein unveräußerliches Erbtheil enthalten sollte. Was ich in diesem verhängnißvollen Hefte vorfand, ist Ihnen allerseits bekannt. Damals – ich gestehe es offen, wünschte ich, mein Vater hätte ewig von dem geschwiegen, was an seinem Leben nagte. Jene furchtbaren Mittheilungen erschreckten, beunruhigten mich. Sie erschwerten mir die Erfüllung der Gelübde, die ich gethan, sie störten mich in der Ausübung meiner Pflichten als Priester.

»Gott aber ist immer allweise, allgütig und allgnädig, auch wenn er uns Schweres zu tragen auferlegt. Jetzt denke ich anders und preise mit hohem Dank seine Weisheit und Güte. Das Vermächtniß des todten Vaters hat

mich zum Mittler gemacht, um verirrte Seelen aufzusuchen und eine alte, schwere Schuld sühnen zu helfen.

»Lange tastete ich im Dunkeln umher, ohne daß ich die geringste Hoffnung hegte, die Spuren der Verlorenen wieder zu entdecken, die mir durch des Vaters Ueberlieferungen so theuer geworden waren. Am meisten bekümmerte mich das Schicksal meiner Tante Berenice, die ohne eine andere Schuld als die einer zu großen Leichtgläubigkeit die Beute eines gewissenlosen Menschen geworden zu sein schien.

»Wie seltsam, wie wunderbar die Fügungen des Himmels sind, und wie Gott böse, finstere Thaten geschehen läßt, um längst in Vergessenheit gerathene Vergehen ans Tageslicht zu bringen, das haben wir staunend selbst erlebt! Ein junges Mädchen von nicht gewöhnlichen Geistesgaben, mit körperlichen Reizen geschmückt, wird in der Einsamkeit eines abgelegenen Forsthauses frühzeitig von ihrer ganzen Umgebung verbildet. Nicht böser Wille ist es, der die jugendliche, jedem Eindruck offene Seele Hildegardens die unglücklichste Richtung gibt, die ein junges Mädchen überhaupt erhalten kann, sondern die verkehrte Liebe von vier Personen, die, ganz verschieden geartet und erzogen, sich in blinder Eifersucht gleichsam um die Seele des armen Kindes schlagen, die jede für sich ganz allein besitzen will. Um zu siegen, erlaubt sich jeder Finten, Einreden, unwahre oder doch nur halb wahre Behauptungen, und indem alle vier Personen sich selbst täuschen, aus Liebe sich geistig verwerfen, geben sie die

Seele des jungen Mädchens den bösen Mächten, den Verlockungen der immer Arges sinnenden Welt preis! Hildegard wird gebildet, aber nicht erzogen. Ihre Bildung ist eitel Firniß und Flitter, der ihrer Seele nur anfliegt. Man entfremdet das Kind dem Vater, zum Theil auch der Mutter, die, unselbständig, auf die lebensgewandte Freundin hört, welche – so meint die Irrende – ein glückliches Ungefähr ihr zuführt. Die bürgerlich Geborene, welche die stolzen adelichen Verwandten nur grollend und widerstrebend theilnehmen sehen an dem reichen Besitz des Barons, der die Mittellose sich zur Gemahlin gewählt hat, findet bei der gebildeten Förstersfrau, was sie unter ihrer Sippschaft vermißt, und die herablassende Freundlichkeit der reichen Edeldame besticht wieder das Herz Corneliens.

»Ereignisse, die ich nicht zu wiederholen und einzeln namhaft zu machen brauche, zeitigen die Früchte einer Erziehung, die mit Corneliens Tode eine Aenderung erfahren mußte. Eigensinn, Hochmuth, hochgesteigerte Lebensanforderungen, leichtsinnig geglaubte Versprechungen und Furcht, dieser Versprechungen durch das Eingreifen Mächtigerer doch verloren zu gehen, lassen Hildegard einen verzweifelten Schritt thun, welcher sie der Heimat und allen heimatlichen Verhältnissen entführt und ihr das Schloß des Grafen von Serbillon schließlich zum Wohnort anweist.

»Hier lerne ich durch Gespräche und Unterricht die leidenschaftlich arbeitende Seele Hildegardens kennen, die sich mir vor dem Porträt Sigismund Geldern's als eine auf

Irrwegen wandelnde deutlich verräth. Ich will warnen, rathen, und werde selbst von den Nebeln des Irrthums umwallt. Aber dieser Irrthum gestaltet sich wieder in mir zum Wegweiser für die im Verborgenen ruhende Wahrheit um.

»Was später geschah, haben Sie zum Theil persönlich miterlebt, theils sind Sie genau durch die Mittheilungen damit vertraut gemacht worden, die ein offener gegenseitiger Gedankenaustausch erheischte.

»Inzwischen ist es mir gelungen, in die Geheimnißwelt der Frau einzudringen, die ich unter sovielen Irrenden als die Verirrteste bezeichnen muß. Die Geständnisse dieser Unglücklichen, die sie mir fast willenlos machte, hoben den Schleier von der Vergangenheit, und im vollen Licht der Wahrheit, leider einer furchtbaren Wahrheit liegt die ganze Geschichte der Ludomirsky, ihres Unglücks, ihres Unterganges und – ich hoffe es – ihrer Erhebung aus Schuld und Elend vor meinen Augen! Diesen letzten Theil der Geschichte meiner nächsten Verwandten, die ja auch die Ihrigen sind, nach den Bekenntnissen Clotildens mitzutheilen, ist Zweck unserer heutigen Zusammenkunft.«

Der Abbé schwieg, um zu einigen vor ihm liegenden Briefen noch ein von ihm selbst beschriebenes Papier zu legen.

»Ich habe mich bemüht,« fuhr er fort, »die Erzählungen der Baronin übersichtlich zusammenzustellen, ohne denselben etwas hinzuzufügen. Von Ihrer Bestimmung

wird es abhängen, ob später auch der Baron und Geldern, von dem ich bis jetzt immer nur sprechen hörte, ebenfalls Kenntniß davon erhalten sollen.«

»Als Unbetheilgter würde ich nicht dazu rathen,« fiel der Stiftssyndikus ein, der bereits mit dem Inhalte der Aussagen Clotildens vertraut war. »Die Gründe, die mich bestimmen, dies zu widerrathen, werde ich mir erlauben später zu entwickeln.«

Nach dieser Bemerkung las Abbé Kasimir:

»Erinnerungen verirrter Seelen.

»Die älteste Tochter des Wojwoden Xaver von Ludomirsky hieß Berenice. Der Tod ihres Vaters, der auf dem Schlachtfelde blieb, nöthigte sie zugleich mit ihrer Mutter und einer jüngern Schwester sich unter den Schutz eines entfernten Verwandten zu stellen, um den Verfolgungen der Feinde ihres Vaters zu entgehen. Dieser Verwandte umgarnte die Mutter Berenice's dergestalt durch Versprechungen, die ihr eine glänzende Zukunft vorspiegelten, daß Berenice selbst ihm unbedingtes Vertrauen schenkte. Stanislaus Wertschinsky – dies war der Name des Unredlichen – entführte Berenice, floh mit ihr nach Preußen und suchte unter fremdem Namen ein Versteck am Oberrhein. Berenice erkannte jedoch alsbald die unredlichen Absichten des Schändlichen, und das Wohlwollen, welches Stanislaus irrthümlich für Neigung und Liebe gehalten hatte, verwandelte sich in Abscheu und Haß. Berenice mußte schwer leiden, ihrer Willenskraft gelang es jedoch, den ungestümen Menschen, von dem leider

ihre Existenz abhängig war, in respectvoller Entfernung zu halten. Dennoch konnte sie es nicht verhindern, daß sie von Stanislaus bald für seine Tochter, bald für seine Gattin ausgegeben ward, je nachdem ihm das eine oder das andere vortheilhafter zu sein schien. Um dieser fingirten Doppelstellung sich zu entziehen, nahm Berenice bereitwillig das Anerbieten eines nicht mehr ganz jungen, etwas pedantischen, aber ungewöhnlich gutmüthigen Cavaliers an, der in den österreichischen Staaten angesessen war, und verlobte sich mit diesem, ohne ihren Beschützer, der sich aus Caprice dem Cavalier als Oheim seiner Begleiterin vorgestellt hatte, um Erlaubniß zu fragen.«

»Armer Ritter von der Dub!« rief Joseph am Ort aus. »Wie gnädig ist dem edeln Manne der Himmel gewesen, daß er ihn bis ans Ende seiner Tage auch geistig immer mit Blindheit schlug!«

»Dieser übereilte Schritt der jungen Polin,« fuhr Abbé Kasimir fort, »war der Anfang einer langen Reihe von Ueberstürzungen, die immer eine die andere bedingten. Lebhaft, oft sogar heftig von Charakter, ließ sich Berenice leicht zu einer Handlung hinreißen, die sie später bei ruhiger Ueberlegung tief bereute. Ihre Reue entsprang aber nie einem zur Demuth sich wendenden Herzen, sondern war nur die natürliche Folge eines Vorwurfs, den sie ihrer beschränkten Klugheit machte. Der Verdruß über sich selbst ließ sie ungeduldig auf Mittel sinnen, um etwas Thatsächliches ungeschehen zu machen, was immer ein

verkehrtes Streben ist und stets zu größern Irrungen und Selbsttäuschungen führen muß.

»Noch ehe das verlobte Paar seine Reise in die Heimat des übergelücklichen Bräutigams antrat, ließ sich Berenice von dem scharfsichtigen Stanislaus das Geständniß entreißen, daß sie sich unglücklich fühle, daß sie den pedantischen Ritter nie werde lieben können! . . . Wertschinsky freute sich dieses Geständnisses und lachte Berenice aus. Für ihn war damit die Zeit gekommen, die Beleidigungen der stolzen, spröden Wojwodentochter zu rächen. Er wollte seinen Plan nicht auf gewöhnliche Weise ausführen, sondern auf Umwegen, um mehr Genuß davon zu haben. Berenice sollte sich aus eigenem Antriebe ihm in die Arme werfen, um seine Liebe betteln! Dann wollte er großmüthig scheinen, die Flehende erhören, sie aber, zur Strafe nur als fest an ihn gekettete Sklavin seiner Großmuth und seiner Launen so lange mit sich herumführen, als es ihm Vergnügen, Zerstreung und Vortheil gewähren würde.

»Das unglückliche Geschöpf erfuhr nichts von diesem schändlichen Plane, den Oberst Stanislaus mit raffinirter Schlaueit durchführte. Unterwegs schon, in einem der besuchtesten Badeorte, wo man dem Spiele fröhnte, gesellte sich ein jüngerer Mann von interessanter Aeufferlichkeit zu den Reisenden. Stanislaus Wertschinsky spielte gern und gewöhnlich mit Glück. Doch behauptete er, letzteres werde ihm untreu, wenn Berenice Ludomirska nicht in seiner Nähe weile. Diese Annahme veranlaßte

den Oberst, die von ihm der Mutter Geraubte am Spielische festzuhalten, damit die Gegenwart des jugendlich schönen Mädchens, deren Reize sogleich die Aufmerksamkeit aller Männer stark beschäftigten, das Glück ihm banne.

»Dieser neue Gefährte, den Wertschinsky ohne Zweifel schon längere Zeit kennen mußte, ließ Berenice nicht gleichgültig. Er besaß alle die Eigenschaften in hohem Grade, welche ihrem Verlobten abgingen. Er war hoch und schlank gewachsen, männlich schön, keck und unternehmend, dabei aber doch äußerst aufmerksam gegen das schöne Geschlecht, das gegen seine Huldigungen nicht kalt blieb. Diesem gefährlichen Manne flog Berenice's Herz zu, obwohl eine geheime Scheu sie vor Sandomir Geldern – so hieß der Mann – erbeben machte. Gerade diese Scheu ließ sie in seiner Gegenwart verstummen und den kurzsichtigen, nur im bewundernden Anschauen der Geliebten schwelgenden Ritter glauben, der Fremde sei ihr gleichgültig, wo nicht gar unangenehm. Auf den Vorschlag Wertschinsky's lud der Ritter den Freund des Oheims seiner Braut ein, ihm mit auf seine Güter zu folgen, ein Vorschlag, welchen Geldern bereitwillig annahm.

»Zwischen diesem Manne und Stanislaus Wertschinsky ward nun fast unter den Augen des von der Liebe zu Berenice völlig verblendeten Ritters eine Intrigue angezettelt, in welche man auch Berenice selbst bis zu einem gewissen Grade einweihte. Absicht und Endzweck derselben war, den Verliebten erst möglichst zu plündern, dann

ihn aus seinem Schlosse zu locken, und während seiner Abwesenheit ihm die Braut zu entführen . . .

»Der Anschlag gelang vollkommen. Berenice, von Liebe und Wein berauscht, folgte dem gefürchteten Zauberer willenlos, und ihr Erwachen war der Anfang eines Elends, dem sie nie mehr entrinnen konnte.

»Sandomir Geldern, je nach Bedürfniß Namen und Charakter wechselnd, verband sich mit Berenice, indem er Stanislaus ebenso hinterging, wie dieser früher seine jetzt ihm zugehörnde Gattin hintergangen hatte. Die Rache des Betrogenen fürchtend, mußte sich Geldern zu einem unsteten Leben entschließen, das seinen Neigungen auch besser zusagte als ruhig solide Thätigkeit in einem bestimmten Wirkungskreise.

»Nur zu bald beschlich Berenice wiederum Reue über ihr Thun, und jetzt erst stieg der so leichtsinnig von ihr verlassene Ritter von der Dub in ihrer Achtung. Wie gern hätte sie den in unwandelbarer Liebe um die Verschwundene Trauernden die Hand flehend entgegen gestreckt! Wie gern hätte sie das Band abgestreift, das sie für die Dauer dieses Lebens an den abenteuersüchtigen, unredlichen, allen Leidenschaften verfallenen Geldern kettete!

«Früh erkaltete die Liebe der unter den Verwünschungen mehr als eines Betrogenen kirchlich Verbundenen. Ihr Zusammensein war eine ununterbrochene geistige Folter, unter der Berenice freilich mehr litt als der stärkere Geldern. Selbst die Geburt zweier Kinder, mit denen diese unheilige Ehe schon früh gesegnet wurde, versöhnte die geistig ewig geschiedenen Gatten nicht. Den Vater

machte die Unruhe im Hause nur ausgelassener und ausschweifender, die Mutter innerlich verbissener. Die unglücklichen Geschöpfe sogen am Herzen der Mutter nicht Liebe aus der Nahrung, welche die Natur den Neugeborenen spendet, sondern Haß, Abneigung und alle unedeln Neigungen, die in der unglücklichen Berenice üppig wucherten und auch die bessern Anlagen nach und nach gänzlich erdrückten. Sie liebte die ihr geschenkten Kinder ebenso wenig wie diese der Mutter anhingen. So bildete sich zwischen Mutter und Kindern schon sehr früh ein feindseliges Verhältniß aus, das mit den Jahren zunahm und in eine traurige geistige Scheidung der Kinder von ihrer Mutter ausartete.

»Ohne eigentliche Erziehung aufwachsend, war diesem beklagenswerthen Geschwisterpaar keine heitere Zukunft vorauszusagen. Nur angeborene Talente, welche Clotilde mit ihrem nur ein Jahr ältern Bruder Sandomir theilte, ersetzten einigermaßen die beiden so gänzlich fehlende Herzens- und Geistesbildung. Ein fortwährend in ruhelosem Wechsel verbrachtes Leben, frühzeitige Einblicke in jene Winkelzüge, welche die Sünde liebt, indem sie die Maske der Tugend anlegt, verhalfen zu einer Abgeschliffenheit und zu einem Fonds ungeläuterten Wissens, das so oft die wahre Bildung ersetzt und von der großen Menge willig dafür hingenommen wird. Gibt es doch Zahllose, welche sich gerade von dem schimmernenden Glanz dieser Afterbildung bestechen lassen und sie, wenigstens eine Zeit lang, der wahren, auf dieser sittlichen Grundlage ruhenden vorziehen.

»Sandomir und Clotilde Geldern verdankten ihre geistige Frühreife wie ihre Selbständigkeit den Eindrücken des Lebens, das sie zu führen gezwungen waren. Die List, die Schmeichelei, die Koketterie, genug die Lüge in allen Formen, die sie anzunehmen fähig ist, bildeten das geistige Kapital, mit dem sie wucherten, um stets nur egoistische Zwecke zu verfolgen. Der verwilderte Vater, ganz gleiche Wege wandelnd, lachte über seine Sprößlinge, die ihm sonst nur im Wege waren, die Mutter, ohne Macht und Unterstützung, versenkte sich mehr und mehr in die Nacht des Kammers, die immer finsterer am Himmel ihres durch eigene und fremde Schuld verlorenen Lebens heraufzog.

»In dieser traurigen Lage fühlte sich Berenice zum dritten mal Mutter. Erschrak sie auch anfänglich vor dem Gedanken, daß sie, die Freudenarme, die Ungeliebte, die ihrer Familie Entrissene, der Gesellschaft für immer Verlorene nochmals einem unglücklichen Geschöpf Leben geben solle, so machte sie sich doch nach und nach damit vertraut. Das Kind, das sich unter ihrem Herzen zu regen begann, ward ihr um so lieber, je entsetzlicher die verhaßte Wirklichkeit sie bedrückte. In den kummervollen Nächten, die sie einsam durchwachte, gelobte sie Gott mit heiligen Schwüren, dies Kind dereinst dem ewig Guten zu weihen. Es war Berenice's fester Wille, sobald ihre Körperkräfte es gestatten würden, mit dem Säuglinge ihren Wohnort heimlich zu verlassen. Die Ausführung dieses Vorhabens erschien ihr um so leichter, als ihr Gatte sie

jetzt mehr denn je vernachlässigte und sie mit der brutalsten Lieblosigkeit behandelte. Selbst Sandomir und Clotilde, beide muthwillig bis zur verbrecherischen Wildheit, stachelte der Vater auf gegen die Mutter, sodaß diese mit Sehnsucht entweder dem Tode oder der Stunde entgegenharrte, die ihr endlich die Freiheit wiedergeben sollte . . .

»Um diese Zeit begegnete Geldern seinem frühern Vertrauten Stanislaus Wertschinsky. Einem überaus heftigen Streite folgte der erbittertste Zweikampf. Stanislaus fiel, aber auch Geldern verließ den Kampfplatz als Schwerwundeter. Dennoch gelang es ihm, sich zu verbergen und allen Nachforschungen zu entziehen; Berenice mußte den Leidenden aufnehmen und pflegen. Sie fragte nicht, durch wessen Hand der Mann, der sich an ihr und den Kindern so arg versündigt hatte, gezüchtigt worden sei. Ohne Murren trug sie die Launen des Lieblosen, die Verspottungen ihrer verwilderten Kinder. Erst die Geburt eines Knaben machten der Pflege Berenice's ein Ende . . .

»Sandomir Geldern wollte das neugeborene Kind weder sehen noch war er zu bewegen, sich seiner anzunehmen. Berenice tröstete diese entschiedene Weigerung. Sie verlieh ihr ein Recht, nach eigenem Ermessen zu handeln, und schied sie moralisch von dem unheimlichen Manne, dem sie geistig nie angehört hatte.

»Mit großer Vorsicht bereitete sich nunmehr Berenice zur Ausführung ihres längst beschlossenen Vorhabens vor. Sie verwerthete, ohne daß ihre ältern Kinder oder

der an seinen Wunden noch immer leidende Gatte es gewährten, die geringen Ueberreste ihres Schmuckes. Dann band sie dem Säugling ein Päckchen von blauer Seide um den kleinen Nacken, das dessen Namen Sigismund Geldern, den er führen sollte, nebst einem Goldreif enthielt. So verließ sie eines Nachts ganz allein ihre Wohnung.

»Mit dem Nöthigsten, auch mit einer Legitimation versehen, reiste Berenice unaufgehalten nordwärts. Ihr Reiseziel war Polen. Eine wunderbare Zuversicht, im alten Vaterlande ihre Schwester oder den Bruder, vielleicht auch die Mutter, die sie alle so tief betrübt hatte, wiederzufinden, verlieh ihr Kräfte und ließ sie wirklich die polnische Grenze erreichen. Kaum aber hatte Berenice den theuern Boden des geliebten Vaterlandes betreten, als sich das Ungeahnte ereignete.

»Dem feinen Spürsinn Clotildens war es gelungen, die Richtung zu ermitteln, welche ihre Mutter eingeschlagen hatte. Obwohl noch sehr hinfällig, entschloß sich Geldern, der Entwichenen mit seinen Kindern zu folgen, um sich wieder im Besitz der Gattin zu setzen, weil er glaubte, es könne ihm dereinst durch Berenice noch eine Erbschaft zufallen. Kaum eine Tagereise jenseit der Grenze, mitten in öder Wildniß, holte er die Unglückliche ein. Aber die Anstrengungen der Reise hatten den mit Glück und Menschen achtlos Spielenden erschöpft. Er vermochte nur schwache Drohungen und Verwünschungen gegen Berenice auszustoßen, die Clotilde, vom Vater gezwungen, lauter wiederholte. Dann brach er zusammen und gab, mitten im Walde, seinen Geist auf! . . .

»Die Kinder wühlten dem Vater das Grab, ein stumpfsinniger Schlachtize, der zufällig dem Schauplatze dieses Elendes sich näherte, sorgte für einen Sarg. Berenice schwamm in Thränen, die nicht dem Abgeschiedenen galten, sondern die ihr der Schmerz und die Sorge um den hilflosen Säugling auspreßte, der sich kraftlos regend neben dem offenen Grabe lag ...

»Eine Aeußering, die während dieser von einem hellen Nordlicht beleuchteten Scene Clotilde Geldern that, brachte die Klagende wieder zur Besinnung. Sie warf ein paar Hände voll Erde in die offene Grube, raffte dann das Bündel mit dem schreienden Säugling auf und floh in den dichtesten Wald, ohne den ihr entfremdeten Kindern noch einen Blick des Abschieds zu gönnen. – Man hat Berenice Geldern und ihr jüngstes Kind niemals wiedergesehen und die Annahme, beide möchten dem Mangel erlegen sein, würde sich rechtfertigen lassen, widersprechen dieser Annahme nicht auf das bestimmteste die sorgfältig und mit großer Gewissenhaftigkeit zusammengetragenen Notizen, welche Oberst Malachowsky und Fürst Bulabicki nach den Erzählungen eines polnischen Kriegers niedergeschrieben und durch den Grafen von Serbillon mir überliefert haben.«

»Erlauben Sie, Herr Abbé,« fiel der Stiftssyndikus ein, »daß ich, der Unbetheiligte, jetzt die Stelle eines Berichterstatters einnehme. Sie sind angegriffen, erschüttert, und haben Ursache sich zu schonen. Als Bevollmächtigter Adolar's mache ich darauf Anspruch, meinen Auftraggeber zu ersetzen. Ueberdies sind mir die noch übrigen Schriftstücke hinlänglich bekannt, um das Wesentlichste daraus fast aus dem Gedächtniß wiederholen zu können.«

Abbé Kasimir reichte dem Juristen die vor ihm liegenden Briefe.

»Ich wünsche nur deshalb die Einsicht derselben auch durch meinen Verwandten Joseph am Ort,« sprach er, »damit wir uns über die Schritte leichter einigen können, die wir jetzt in Bezug auf den noch lebenden Sohn Berenice's zu thun haben.«

Der Stiftssyndikus stimmte dem Abbé bei und begann darauf sein Referat. Es war klar und bündig und enthielt folgende durch mehrfache Belege beglaubigte Angaben.

In einem abgelegenen ärmlichen Dorfe, das nur von unwissenden Bauern und einigen sehr schmutzigen Judenfamilien bewohnt war, fand man eines Morgens eine zum Tode erschöpfte Frau, in deren kraftlosem Arme ein schreiendes Kind ruhte. Das Wimmern dieses unglücklichen Geschöpfes machte die abergläubischen Bewohner des elenden Dorfs aufmerksam. Gaffend umringten einige der Beherztern die keines Wortes mehr Mächtige, und ehe die Neugierigen noch einen Entschluß fassen konnten, gab die Unglückliche ihren Geist auf.

Das Kind überbrachte der Krughalter, ein geiziger, aber pffigger alter Jude echt polnischen Zuschnitts, der zugleich die Geschäfte seines Factors für den gnädigen Herrn besorgte, diesem selbst in das sogenannte Schloß, um dessen Willensmeinung zu hören. Der Gutsherr, ein gutherziger Mann von geringer Bildung, nahm Rücksprache mit seiner schon ältlichen Gemahlin, und diese, eine kinderliebende Dame, decretirte, nachdem sie die Ueberzeugung gewonnen hatte, der kräftige, hübsche Knabe, dessen Name ja das vorgefundene Packet enthielt, stamme von guter Familie ab, man solle es im Schlosse behalten und es wie sein eigenes Kind erziehen. Die Leiche Berenice's ward christlich bestattet. Ueber ihre Herkunft ließ sich nichts ermitteln, da man bei der Verblichenen keine Papiere fand, die als Fingerzeige hätten dienen können. Wahrscheinlich hatte die Bedauernswerthe im Gefühl ihrer Schwäche oder aus Verzweiflung dieselben absichtlich vernichtet, um ihre Lebensspuren für immer auszutilgen.

Der Knabe Sigismund wuchs inzwischen im Hause seiner Pflegeältern vielversprechend heran und ward alsbald deren erklärter Liebling. Sicherlich hätte der polnische Edelmann sich bewegen lassen, ihn ganz als eigenes Kind anzunehmen, wäre diesem Vorhaben nicht Sigismund selbst hindernd entgegengetreten. Durch einen Diener des Hauses erfuhr er zufällig, daß er ein Findling sei, über dessen Geburt ein tiefes Dunkel schwebte. Diese Mittheilung veranlaßte den lebhaften Knaben, so lange in seinen Pflegevater zu dringen, bis dieser ihm das Wenige,

was man bei ihm vorgefunden hatte, als sein Eigenthum auslieferte. Nur das traurige Ende der Frau, die jeder für des Findlings Mutter halten mußte, verschwieg man ihm, um seine jugendliche Einbildungskraft nicht mit düstern Schreckgestalten unnöthig zu ängstigen.

Auf Sigismund machten diese Mittheilungen, so dürftig sie waren, einen tiefen Eindruck. Seine bis dahin fröhliche Harmlosigkeit wich einem zeitweise sich einstellenden Ernste, der an einem so jungen Menschen auffallen mußte und mit den Jahren bisweilen in wirkliche Melancholie überging. Sigismund Geldern, wie er sich fortan mit Stolz nannte, grübelte über seine Geburt, über seine Aeltern nach, von denen niemand etwas wußte, und schmückte sich wohl die Vergangenheit bald mit hellen, bald mit dunkeln Farben, je nachdem seine Stimmung sie ihm mischte, ziemlich phantastisch aus.

Frühzeitig erklärte er seinem Pflegevater, daß er sich der militärischen Laufbahn widmen wolle, ein Entschluß, der in der damaligen von Kriegslärm und Schlachtengetöse erfüllten Welt seine volle Berechtigung fand. So ward Sigismund Geldern Soldat und diente von der Pike auf, anfangs in dem Regiment, das sein Pflegevater befehligte. Später, als dieser plötzlich starb, ward er zu einem andern Regiment versetzt, zeichnete sich durch Entschlossenheit und Muth aus, und avancirte schnell bis zum Lieutenant. Als solcher machte er unter den Fahnen des gallischen Eroberers den Feldzug nach Rußland mit. In der Schlacht an der Moskwa schwer verwundet, zog Sigismund Geldern zu seinem Glück nicht mit ein in die

verödete, dem Verderben geweihte Hauptstadt des haßerfüllten Feindes. Derselbe Diener, der ihm im Hause seiner Pflegeältern die ersten Winke über seine Geburt gegeben hatte, war als Bedienter und Reitknecht nach seines eigenen Herrn Tode bei ihm geblieben und rettete ihn vor russischer Gefangenschaft, indem er den Verwundeten noch während der Schlacht aus dem Getümmel trug und später dafür sorgte, daß er weiter nach der Grenze transportirt wurde.

Kaum genesen, schloß sich Sigismund mit seinem treuen Diener den Trümmern der großen Armee an, traf unterwegs mit dem Herrn von Hammerburg zusammen, kämpfte noch in einigen Schlachten mit und stieg zum Rittmeister auf. Nach dem leipziger Entscheidungstage bot ihm der Herr von Hammerburg auf seinem Schlosse ein Asyl an. Der junge Ulanenrittmeister schlug dies Anerbieten nicht aus. Von seinem Diener und Pfleger begleitet, erreichte er glücklich die Grenzen Belgiens, lebte zurückgezogen auf Hammerburg und ließ sich auf den Wunsch seines uneigennütigen Gastfreundes später malen. Bald darauf starb er infolge einer starken Erkältung, die eine gefährliche Schußwunde am Fuße wieder aufbrechen machte. Sein polnischer Diener kehrte, nachdem er zuvor mit eigener Hand das Bild des von ihm hoch geschätzten jungen Herrn im Ahnensaale der Hammerburg aufgehängt hatte, nach Polen zurück.

Die neueste Erhebung der polnischen Nation führte den alt gewordenen, aber noch immer kräftigen Mann noch einmal in die Reihen der Vaterlandsvertheidiger. Er

übernahm bereitwillig als alter, gedienter Soldat und begeisterter Patriot die Führung einer Abtheilung Sensenträger, die bei Ostrolenka größtentheils aufgerieben wurden. Früher schon hatte der alte Pole Aufschlüsse über Sigismund Geldern's Abstammung erhalten, und zwar durch den Bruder jenes Wertschinsky, durch dessen gewissenlose Handlungsweise Berenice in so namenloses Elend gerathen und ihre Mutter dem Tode preisgegeben worden war. Die Erbschaft des von Sandomir Geldern im Zweikampfe getödteten Oberst Stanislaus Wertschinsky brachte den Ueberlebenden in den Besitz aller auf Berenice und deren Nachkommen bezüglichen Papiere, und da der jüngere Wertschinsky ein Ehrenmann war, der nach Kräften früheres Unrecht gut zu machen, geschehene Uebelthaten zu sühnen sich bemühte, so ließ er sich es angelegen sein, einen Theil der Ludomirsky'schen Besitzungen durch Kauf und Tausch an sich zu bringen und unermüdliche Nachforschungen nach der Familie Geldern anzustellen. Der Gefährte Sigismund's konnte leider keine weitreichende Auskunft geben, bezeichnete aber die Hammerburg als den Ort, wo sich vielleicht für weitere Forschungen Anhaltepunkte finden könnten. Die politischen Stürme und die Kriegsunruhen verzögerten des sehr bejahrten und hinfällig gewordenen Wertschinsky Benutzung dieses Fingerzeiges, und ohne die directen Fragen des Fürsten Bulabicki, die auch an des Greises Ohren drangen, würde die ganze Angelegenheit wahrscheinlich alsbald wieder in Vergessenheit gerathen sein. Der Fürst aber scheute keine Mühe, um in einer

Frage, die ihn seit Wochen ununterbrochen beschäftigte, nichts unversucht zu lassen. Er suchte den halbtauben Wertschinsky auf und erhielt von diesem die Bestätigung des theils Bekannten, theils nur Vermutheten. Der verwundete Sensenträger verbreitete durch seine Mittheilungen noch mehr Licht, und was endlich Oberst Malachowsky in seinem an den Grafen von Serbillon gerichteten Schreiben mittheilte, half vollends die dünnen Nebel zerstreuen, welche noch einzelne Partien des verworrenen Lebensgemäldes der Familie Ludomirsky-Geldern umhüllten.

Mit diesem Referat des Stiftssyndikus schloß die Conferenz in der Trinkhalle des Schlosses Kaltenstein.

Abbé Kasimir stattete dem beredten Juristen seinen Dank ab für den uneigennütigen Eifer, den er in dieser so traurigen, verwickelten und so viele Interessen verletzenden Angelegenheit bewiesen habe, und verlangte, nachdem alles Thatsächliche übersichtlich jedem vorliege, seine weitem Vor- und Rathschläge zu vernehmen.

»Für die hohe Meinung, welche Sie, Herr Abbé, von der Vortrefflichkeit meines Charakters haben,« erwiderte der Stiftssyndikus, eine hervorquellende Thräne eben noch im Entstehen zerdrückend, »möchte ich mich gern erkenntlich zeigen. Leider verdiene ich sie nur nicht, denn meine Uneigennützigkeit wird so inbrünstig von schadenfrohen Empfindungen umarmt, daß sie eigentlich in Nichts verfliegt. Ich habe ja den Herren durch die That bewiesen, daß wir bösen Rechtsverdreher nur dazu

da sind, alte Schäden recht sichtbar zu machen, sie eine Zeit lang zu ätzen, mit Höllenstein zu beizen, damit sie recht empfindlich schmerzen, und schließlich ein Veröhnungspflaster als officiellcs Siegel, daß sich niemand mehr daran zu vergreifen habe, daraufzudrücken. Bitte deshalb, verehrter Herr Abbé, stellen Sie das Licht, das meinem Lobe leuchten soll, unter den Scheffel, und lassen Sie uns angelegen sein, denen zu helfen, die von jetzt an etwa noch unsere Hülfe bedürfen möchten.«

»Als solche bezeichne ich vor allen den Bruder der Baronin und dessen Tochter,« sprach der Abbé, während Joseph am Ort plötzlich aufstand und nach dem Fenster ging.

»Sind Sie gewillt, sich jetzt diesen Ihren nahen Verwandten vorzustellen und zu entdecken?« versetzte der Stiftssyndikus, indem er sich ebenfalls eiligst umkehrte und einem Geräusch lauschte, dessen Entstehung ihm unklar war.

»Adolar mag entscheiden,« sagte der Abbé. »Wenn Sie mir beipflichten, will ich ihn rufen.«

»War das kein Aufschrei?« unterbrach Joseph am Ort den Sprechenden. »Mich dünkte vorhin schon, ich hörte einen Wortwechsel.«

»Man sprach im Schloßhofs,« erwiderte der Abbé. »Es wird unser Vetter gewesen sein, der auf den Schluß unserer Conferenz harrend, an welcher er aus Pietätsrück-sichten theilzunehmen sich weigerte, seinen Untergebenen Befehle ertheilt.«

In diesem Augenblick wiederholte sich das Rufen näher und in ängstlichem Tone. Gleichzeitig hörte man Schritte eilig Gehender.

»Die Baronin ruft!« sagte der Stiftssyndikus aufstehend. »Lassen Sie uns die Sitzung schließen. Um jetzt die so lange dauernden Wirren zu einem befriedigenden Abschlusse zu bringen, bedarf es nur noch ruhigen, ernsten Willens und einigen Handelns!«

»Das ist nicht die Stimme der Baronin,« fiel der Abbé ein. »Ich habe diese unglückliche Frau zu oft sprechen, jammern und laut klagen hören, um ihre Stimme von jeder andern leicht unterscheiden zu können.«

Ein starker Knall machte die Fenster schüttern, worauf sich abermals schreiende Stimmen, diesmal aber noch viel ängstlicher, hören ließen.

Die Thür zur Trinkhalle ward von außen heftig aufgerissen. Adolar's verstörte, angsterfüllte Züge beunruhigten die Versammlung.

»Was ist geschehen, Cousin?« rief ihm der Abbé zu.

»Ich weiß es nicht,« versetzte Adolar, »jedenfalls verheißen uns diese Rufe kein freudiges Ereigniß. Bitte, folgen Sie mir! Es ist die Tochter Geldern's, die in so herzzerreißender Weise um Hülfe ruft!«

SECHSTES KAPITEL. GELDERN'S TOD.

Von dem frühlingsartigen hellen Wetter gelockt, war Geldern noch vor dem Zusammentreten der drei Männer in der Trinkhalle nach dem Park gegangen, wo er

sich gern und viel aufhielt, weil er sich ungestört wußte. Die gute Laune des Lieutenants außer Diensten, der bisweilen sein rothes Ordensband mit vielem Anstande trug, war ihm neuerdings in erhöhtem Grade zurückgekehrt. Zerline, die aalglatte, spionirende Schmeichlerin, die selbst ein geborener Unhold und Grobian nicht unhöflich behandeln konnte, wenn sie alle ihre Künste spielen ließ, hatte dem Vater so viele unterhaltende und erfreuliche Nachrichten zugetragen, daß sich dieser wohl eine kleine Erholung und ein gemüthliches Ausruhen von belästigenden Gedanken gönnen durfte.

Zerline begleitete den Vater in den Park und rückte ihm unter der halboffenen Mooshütte, deren Dach auf einem abgesägten einzigen Baumstamme ruhend, die Gestalt eines riesigen Pilzes hatte, den Lehnssessel so zu recht, daß Geldern von der Sonne nicht incommodirt ward und doch die wohlthuende Wärme ihrer Strahlen genießen konnte.

Der steife, kraftlos gebliebene Arm des Abenteurerers, den er scherzend sein liebstes Andenken an den guten Schwager nannte, hielt das Weichselrohr einer Tabackspfeife, denn seit einiger Zeit rauchte er abwechselnd bald Manillacigarren, bald sehr guten Kanaster. Als er sich recht behaglich fühlte und sein Auge bald auf den farbensprühenden Feuerregen der Fontaine ruhte, welche den schönen, tiefen Weiher des Parkes speiste, bald auf die in schönster Beleuchtung sich zeigende Gebirgskette hinüberschweifte, sagte er mit dem ihm eigenen schlaun und fröhlichen Lächeln:

»Ist noch mehr Besuch gekommen, Jüngferchen?«

»Ich würde es dir nicht verschwiegen haben, Papa,« versetzte Zerline, zu seinen Füßen niederhockend und die feinen, seidenweichen Härchen über der Stirne, die sich nicht recht fügen wollten, auf ihren runden, spitzen Fingern in Löckchen drehend. »Außer dem Stiftssyndikus ist nur noch ein Herr angekommen.«

»Du kennst ihn nicht?«

»Zu meinem tiefsten Bedauern! Aber du darfst dir deshalb keine Sorgen machen, Papachen. Zum Geliebten wäre er mir zu alt, und zum Manne zu griesgrämig. Gewiß gehört er der weitverzweigten Rasse zweibeiniger Lastthiere an, die uns von je her gerechtes Entsetzen eingeflößt hat.«

»Sonst nichts Neues oder Unterhaltendes?« setzte Geldern sein Examen fort. »Es ist merkwürdig, daß gezwungene Unthätigkeit immer wißbegierig macht.«

»Onkel Baron ist auf die Jagd gegangen.«

»Alt, veraltet!« unterbrach sie der Vater.

»Mein hübscher Vetter dagegen, der mich zu seinem eigenen Schaden viel zu wenig ansieht, blieb daheim.«

»Ein sehr solider Edelmann, *sans comparaison*, nur etwas zurückhaltend für seine Jahre.«

»Und siehe da, Papachen, sie steckten die Köpfe zusammen und hielten einen Rath!«

»Alle?«

»Tante Baronin ist nicht invitirt worden.«

»Aber der Mann im langen schwarzen Rocke, den ich nicht sehen soll, obwohl ich seine heilige Nähe schon längst wittere?«

»Er declamirt sehr gut, Papa!«

»Ein Talent, das jeder Schauspieler ausbilden muß. Und wer, mein Kind, wer auf dieser von Täuschungen, Intriguen, gut und schlecht gemischter Gesellschaft zusammengesetzten Welt wäre nicht Schauspieler! Ist sein Vortrag classischen Stücken gewidmet oder hält er sich mehr an das Moderne?«

»Nach dem, was du mir über das Wesen der Romantik mitgetheilt hast, Papa, halte ich diesen Unsichtbaren, der seine Gegenwart nur durch Sprechen, bisweilen auch durch recht lamentables Seufzen verrieth, für einen eifrigen Anhänger der Romantik.«

»Der bündigste Beweis, daß wir uns geistig nahe verwandt sein müssen.«

Zerline schwieg auf diese letzte Aeüßerung ihres Vaters, sah ihn aber mit Blicken an, in denen sich mehr als eine Frage verbarg. Geldern beugte sich etwas mehr herab zu der Knienden und fuhr in flüsterndem Tone fort:

»Ich möchte gern etwas von der Kunst des Abbé Ludomirsky profitiren, dem es gelungen ist, eine der ärgsten Sünderinnen dieser Erde zur Einkehr in sich selbst und zu gänzlicher Trennung von ihren nächsten Blutsverwandten zu vermögen.«

»Wenn ich ein Vöglein ware oder eine Brummfliege ... wie ewig schade ist es doch, daß gerade die allerschönsten Märchen die dümmsten Lügen enthalten!«

»Sage das nicht, mein Kind!« erwiderte Geldern. »Aus diesen von dir leichtfertig geschmähten Märchen schlürfen wir Lehren tiefer Weisheit; man muß sie nur zu deuten verstehen! Also, Gazelle, da dir Gott die Gabe der Verwandlung nicht verliehen hat, so strenge deine fünf Sinne etwas mehr als gewöhnlich an, und ich werde eine Tochter besitzen, an der ich Wohlgefallen habe!«

»Bleibst du hier, Papachen?« fragte Zerline, sich leicht erhebend.

»Ich werde mich hier in der Nähe dieses stillen, blauen Wasserspiegels, den nur der fallende Regen des Springbrunnens in leicht zitternde Bewegung setzt, aufhalten und meine entymologischen Kenntnisse zu vermehren suchen. Es ist dies für mich eine Beschäftigung, die meinen Gedanken genug Freiheit der Bewegung läßt, um in fernen Gefilden, in längstvergangenen Tagen sich ein wenig umzusehen, damit das Wichtigste gemachter Lebenserfahrungen nicht zum Nachtheile von uns selbst verloren geht.«

Zerline entfernte sich, um den Auftrag ihres Vaters womöglich zu erfüllen. Dies war jedoch schwerer, als sie selbst vermuthet hatte. Adolar befand sich nicht bei den Herren in der Trinkhalle, was sie doch glaubte, und gerade das Fernbleiben des jungen Edelmanns, das sie sich nicht erklären konnte, machte das Mädchen unschlüssig. Eine Berathung, an welcher ihr Cousin, der für sie selbst die wichtigste Person auf Kaltenstein war, nicht theilnahm, konnte nach ihrem Dafürhalten unmöglich von großer Beideutung sein.

Augenblicklich bildete sich in dem Köpfchen des schlaunen Mädchens ein anderer Plan, der sie viel leichter dem ersehnten Ziele näher führen konnte. Schon die raschen Bewegungen Adolar's sagten ihr, daß er aufgeregt sei. Er sprach sogar bisweilen mit sich selbst! Wenn es ihr nun gelang, den Vetter festzuhalten und durch ein geeignetes Wort ihn zum Sprechen zu bewegen, sollte sie dann nicht hinter das Geheimniß kommen, das in der Trinkhalle verhandelt wurde und um das Adolar offenbar auch wissen mußte?

Unbemerkt verließ Zerline durch dieselbe Pforte, die sie eben erst in das Schloß geleitet hatte, dies abermals, durcheilte die nächsten Sandwege und trat durch das Wiesenthor, welches aus dem Park aufs freie Feld und zunächst auf eine umfangreiche Wiese führte, ins Freie, um durch das eigentliche Schloßthor in den Hof zu gelangen, wo sie ihrem Cousin zu begegnen hoffte.

In der Eile vergaß Zerline das Wiesenthor zu schließen, auch bemerkte sie nicht, daß an der Mauer des Parks ein Mann lehnte, der in tiefe Gedanken versunken zu sein schien. Hätte sich die Tochter Geldern's umgekehrt, so würde ihr das dem Schlosse zugewendete Gesicht dieses Mannes wahrscheinlich aufgefallen sein. Er trug einen kurzen grünen Rock wie die Jäger, führte aber weder Büchse noch Hirschfänger.

Beim Betreten des Schloßhofs fand Zerline den ganzen Raum menschenleer. Nur der leichte Korbwagen, in welchem der Fremde angekommen war, und die Kalesche des Stiftssyndikus standen so dicht nebeneinander, daß

sie sich fast mit den Achsen berührten. Zu ihrem Bedauern sah sie Adolar gerade in das Schloß treten, und der Landpostbote, der kurz vor ihr aus dem Thore getreten war, ließ sie vermuthen, der Vetter möge wieder einmal einen jener Briefe erhalten haben, die ihn noch immer unruhig gemacht und für mehrere Tage heftig verstimmt hatten.

In der Hoffnung, es könne ihr doch wohl gelingen, den Vetter durch eine anziehende Miene festzuhalten, schlich das gewandte Mädchen ihm durch Gänge und über Treppen, die sie bereits sehr genau kannte, nach, ohne sich doch zu weit in unmittelbare Nähe der von ihm bewohnten Zimmer zu wagen. Sie zog es vielmehr vor, aus dem mit bunten Ziegeln gepflasterten Vorsaale, welcher den südlichen Flügel des Schlosses in zwei Hälften theilte und die Appartements der kranken Baronin von denen des Sohnes trennte, in den halbrunden Treppenraum zutreten, der vom ersten Gestock zum zweiten geleitete. Von diesem Raume aus übersah man einen großen Theil des Parks bis zum Weiher. Die Mooshütte, unter welcher Geldern sich ausruhte und über hunderterlei Dinge nachgrübelte, war nicht mehr zu erblicken. Es vergingen indeß nur einige Minuten, und Zerline gewahrte ihren Vater, wie er von der Mooshütte her dem Weiher sich näherte und langsam das Ufer entlang wandelnd wiederholt stehen blieb, um unverwandt ins Wasser zu sehen.

Zwei- oder dreimal hatte Sandomir Geldern etwa den dritten Theil des Teichufers, hin und wieder gehend, umschritten, als Zerline die schattigen Umrisse eines Mannes auf dem gelbrothen Sande des breiten Ganges gewahrte, der in weitem Bogen, bisweilen unter überhängendem Gebüsch gerade nach der Mooshütte führte. Nur ein paar kurze Augenblicke erfaßte sie die Figur des Mannes an nicht beschatteten Stellen des Weges, und da sie dessen grünen Jagdrock gewahrte, kam sie auf die Vermuthung, es könne Förster Frei sein, der im Auftrage ihres Onkels irgend etwas im Park zu besorgen habe. Daß der Mann keine Büchse trug, fiel Zerline nicht auf, da sie es überhaupt gar nicht bemerkte.

Adolar blieb lange aus, die Tochter Geldern's hatte jedoch Zeit und wollte nicht ganz unverrichteter Dinge wieder vor den ihrer harrenden Vater treten. Ein paar mal schlüpfte sie unhörbar über die Ziegel des Saales und legte ihr feines Ohr lauschend an die nur angelehnte Thür des Corridors. Der gleichmäßige Tritt des Veters, der rasch im nächsten Zimmer auf- und abging, war alles, was sie vernahm.

In den Treppenraum des Fensters zurückgekehrt, bemerkte sie, daß ihr Vater den Weiher wieder verlassen hatte. Auch der Mann in Jagdkleidung, dessen Schatten ihr momentan aufgefallen war, ließ sich nicht weiter blicken. Sie stand am offenen Fenster, durch das ein sommerlich lauer Wind strich, noch mehrere Minuten. Der einströmende Luftzug drehte die Thür unhörbar in ihren Angeln und schloß den Treppenraum so von dem

Vorsaal ab, daß eine in jenem sich aushaltende Person nicht wissen konnte, was auf letzterm vorging.

Das harrende Mädchen hatte das leise Zugehen der Thür nicht bemerkt, ebenso wenig das Fortgehen Adolar's, der ein Blatt Papier in der Hand, in großer Eile, aber doch vorsichtig, um kein Geräusch zu machen, sein Zimmer verließ und die zum Erdgeschoß führende Wendeltreppe wieder hinunterglitt. Da glaubte Zerline ganz vernehmlich einen lauten Ruf zu hören, wie ihn Schreck oder Ueberraschung wohl einer menschlichen Brust entlocken.

In sehr kurzen Zwischenräumen wiederholte sich dieser Ruf, und zwar ängstlicher, lauter. Zerline erkannte die Stimme ihres Vaters! . . .

Trotz der Entschlossenheit des jungen Mädchens, die sie noch niemals verlassen hatte, überfiel Zerline jetzt doch eine nie zuvor gefühlte Angst, die sie an den Boden fesselte und ihr die Brust zusammenschnürte. Sie konnte nicht zweifeln, daß ihrem Vater etwas Unerwartetes, etwas Schreckliches begegnet sein müsse, und der körperlichen Machtlosigkeit desselben gedenkend, gerieth sie in die grenzenloseste Besorgniß.

Ihr erster Gedanke war Adolar. Es gelang ihr, die Thür zum Vorsaale aufreißend, den Vetter laut gellend zu rufen. Aber nur zweimal hatte sie seinen Namen in den hallenden Saal hineingeschrien, als das Fenster von einem starken Knall erdröhnte, der offenbar aus dem Park drang. Mit fast übermenschlicher Kraft wiederholte die Geängstigte noch mehrmals ihren Ruf, bis sich Schritte

näherten und Adolar, von Joseph am Ort begleitet, der Entsetzten auf den obersten Treppenstufen begegnete.

»Zerline!« rief Adolar der Zitternden entgegen, deren anmuthig schalkhafte Züge jetzt die Angst entstellte. »Was ist geschehen? . . . Bist du der Baronin begegnet?«

Ohne Antwort auf diese Frage zu geben, erfaßte Zerline mit krampfhafter Heftigkeit die Hand des Veters und schrie:

»Adolar! Hülfe! . . . Mein Vater!«

»Wo ist dein Vater?«

Zerline deutete nach dem Park.

»Der Schuß!« stammelte sie. »Ich sah den Förster! . . . «

»Andreas Frei?« sagte Adolar, und auch seiner bemächtigten sich Furcht und Entsetzen; denn er vermuthete, daß sein eigener Vater schon lange mit dem sehr still gewordenen Förster in geheim gehaltenen Unterhandlungen stehe. Rasch indeß beruhigte er sich wieder, da er ja Andreas wie den Baron ein paar Stunden von Kaltenstein entfernt wußte.

»Ein Zufall hat dich getäuscht,« sprach er, ein Lächeln mühsam erkünstelnd. »Den Knall habe auch ich vernommen. Gewiß rührt er von einem Schusse her, welchen meine Arbeiter drüben im Steinbruche hinter dem Parke, wo sie einen Felsblock sprengen sollen, abgefeuert haben.«

»Nein, nein, nein!« rief Zerline, den Vetter mit sich die Treppe hinabreißen. »Er galt meinem Vater! . . . Ich hörte den Wehrlosen angstvoll um Hülfe schreien! . . . «

Adolar fühlte sich von Joseph am Ort angestoßen, dessen Blicken er begegnete. Obwohl er den vielsagenden Ausdruck, der in den Augen des Cousins lag, nicht verstand, feuerte ihn dieser doch zu Beschleunigung seiner Schritte an. An der hintern Schloßpforte überholten die beiden Begleiter Zerline's den Abbé mit dem Stiftssyndikus, die einander noch einige wichtige Mittheilungen gemacht hatten. Zerline achtete beider nicht. Sie flog an ihnen vorüber und eilte den ihr folgenden Männern, denen sich auch der Abbé und der Stiftssyndikus anschloß, weit voraus.

Bald verloren das von unaufhaltbarer Gewalt getriebene Mädchen auch Adolar und Joseph am Ort aus den Augen. Noch vergingen einige Secunden, dann ließ sie gellender als je ihren Hülfesruf erschallen.

Die letzte Biegung des Wegs umschreitend, lag der seltsam geformte Moostempel vor den Blutsverwandten. An dem abgehauenen Baumstamme, auf welchem die Bedachung ruhte, lehnte Sandomir Geldern, den Zerline leidenschaftlich umarmte, ohne ihre gellenden Schmerzensrufe zu mäßigen.

Joseph am Ort blieb einige Schritte von dem Tempel stehen. Er weigerte sich, Adolar noch weiter zu begleiten.

»Sie haben's erreicht,« sprach er leise. »Gehen Sie nur weiter; wir sprechen uns später wieder!«

Adolar trat unter die Bedachung, während Joseph am Ort dem Stiftssyndikus einige Schritte entgegen ging.

Sandomir Geldern blutete stark aus einer Brustwunde, die von einer aus großer Nähe abgefeuerten Kugel

herrührte. Zerline löste ihr schönes Haar, um das hervorquellende Blut zu stillen.

Beim Eintritt Adolar's schlug der Verwundete die Augen auf und ein ironisches Lächeln umspielte seine welken, bleichen Lippen.

»Der Kerl hat mich gut getroffen,« raunte er dem Nefen zu, »aber ein Schuft bleibt er doch! ... Wo treibt sich denn der Baron herum? ... Ich möchte ihm jetzt ... noch einmal in sein ... Schelmenauge sehen... blos aus Neugierde ... Still, Närrchen!« fuhr er, zu Zerline gewendet, fort, »was nützt Rufen und Weinen, wenn der Teufel mit seinen falschen Karten glücklich *Va banque!* spielt? ... Sieh dich um nach kleidsamen Geweben und trauere um deinen Vater so anmuthig, daß jeder Mann von gutem Geschmack dich bewundert! ... Mir hilft weder beten noch pflastern ... einen Spaß aber will ich noch haben, ehe ich sterbe ...«

Die Blicke Geldern's ruhten einige Secunden auf Joseph am Ort und dem Abbé, die jetzt nebeneinander standen.

»Wie gerufen!« fuhr er fort. »Ich werde als guter Katholik sterben, eingeseget von ... einem nahen Verwandten ...«

Schwächer werdend, winkte Sandomir Geldern dem Abbé. »Sie sind ein Priester ... ich weiß es ... Hören Sie ... meine Beichte! ...«

Der Abbé erfaßte die Hand des zum Tode Getroffenen und beugte sich zu ihm nieder, Worte des Trostes sprechend.

»Hilft nichts, Vetter Abbé ,« unterbrach Geldern den Priester. »Du siehst meiner Mutter zu ähnlich, als daß du deine Abkunft von den Ludomirsky mir gegenüber verleugnen kannst! ... Quäle mich jetzt nicht mehr drum ... Eben deshalb will ich dich vollends ... klug machen ... Die Kugel ... die ihr da in dem pfeifenden Blasebalge ... dem der Athem schon ausgehen will ... finden werdet ... stammt aus ... einer bekannten Fabrik ... Geschickt hat sie mir ... der nachtragende alte Schalk, der Baron! ... Zuwarf sie mir ... Clotildens Geliebter! ... Adolar! ... Erinnere dich der letzten Worte in ... deines Vaters ... letztem Schreiben an mich ... und der ... Allerheiligennacht! ... Sie hießen: ›Wärst du einer Kugel werth, ich könnte sie dir entgegenschicken, wenn ich nur wüßte ... wo ich dich träfe! ... ««

Die Augen schließend legte sich auf Sandomir's Antlitz ein leises Lächeln, das er auch beibehielt, solange er fortathmete.

Es war nicht zu ermitteln, ob er noch Bewußtsein hatte. Der Stiftssyndikus richtete wiederholt Fragen an ihn, die indeß alle unbeantwortet blieben. Joseph am Ort und Liebner verstanden den Sterbenden vollkommen. Als die Schelle aus dem Schloßthurme von Kaltenstein die Mittagstunde verkündigte, war Sandomir Geldern eine Leiche.

SIEBENTES KAPITEL. BARON VON KALTENSTEIN AN
GELDERN'S LEICHE.

Die Blutthat im Park von Kaltenstein ward bald ruckbar in der Umgegend. Höchst wahrscheinlich würde der alte Baron in gar übeln Leumund gekommen sein, wäre er, wie allbekannt, an diesem Tage nicht erst gegen Sonnenuntergang von der Jagd zurückgekehrt. Er hatte ungewöhnlich Glück gehabt und befand sich, so trüb er sich beim Ausgange am Morgen zeigte, bei der Heimkehr in bester Stimmung. Da überbrachte man ihm die Kunde von der Ermordung Geldern's!

Es kostete dem Baron Ueberwindung, dem Todten gegenüberzutreten. Vier Augenpaare richteten sich so fest, so hart und kalt auf ihn, daß er seiner ganzen Manneskraft bedurfte, um diese inquisitorischen Blicke ruhig zu ertragen. Aber er zuckte nicht unter diesen stummen Fragen, ja es gelang ihm sogar, den Ausdruck seiner Mienen vollkommen zu beherrschen.

Man hatte den Leichnam Geldern's in die Trinkhalle geschafft. Hier lag er auf untergebreiteten Polstern fast auf derselben Stelle, wo ihn vor mehreren Monaten die Kugel des bis zur Wildheit gereizten Schwagers niedergestreckt hatte.

Geraume Zeit betrachtete Baron von Kaltenstein den Todten, um dessen eingesunkene Lippe noch ein Zug von Spott und Hohn spielte. Daß diese Lippen sich dem Edelmann gegenüber nicht mehr öffnen, daß sie nie wieder einen vergiftenden Strom schonungsloser Schmähungen

und Enthüllungen über ihn und Clotilde ausgießen konnten, das war für den Baron ein Genuß, den er vor jedermann geheim hielt. Trug er auch eine ernste, traurige Miene zur Schau, im Herzen jubelte er, daß die Hand eines dritten ihn von diesem furchtbaren Quälgeist, der ihm als Satan in Menschengestalt entgegentrat, befreit hatte.

Nachdem er die Züge Geldern's so lange betrachtet hatte, als wolle er sie seinem Gedächtniß für immer einprägen, wandte er sich mit der Frage an den Stiftssyndikus:

»Hat man nichts entdeckt, was uns auf die Spur des Thäters führen könnte?«

»Außer einigen Fußstapfen im Sande hat der Mörder Ihres Schwagers kein Zeichen seiner Anwesenheit zurückgelassen,« versetzte Liebner. »Dennoch kann über die Person desselben kein Zweifel obwalten.«

»Das verstehe ich nicht,« sprach der Baron beunruhigt.

»Für uns, die wir den Unglücklichen noch vor seinem raschen Hingange sprachen, ist es sehr verständlich,« entgegnete der Stiftssyndikus. »Geldern erkannte seinen Mörder!«

»Von Person und Namen?« sprach der Baron, indem er eine eisige Kälte seine Gebeine durchrieseln fühlte.

Der Stiftssyndikus bejahte.

»Ist es nöthig, daß ich Ihnen die Person noch genauer bezeichne?« setzte er hinzu.

»Später ... wenn wir allein sind,« versetzte abwehrend der Edelmann. »Weiß Clotilde um den unseligen Vorfall?«

»Die Frau Baronin war von den Fenstern ihrer Zimmer aus entfernte Zeugin der That. Sie vereinigte ihre Stimme mit dem Hülferrufen der Tochter des Ermordeten.«

»Zerline war zugegen?«

Adolar gab dem Vater Bescheid auf diese Frage. Der Baron hörte den Sohn mit derselben Ruhe an wie den Stiftssyndikus. Darauf wendete er sich an den Abbé, der, vertieft in die Anschauung des Todten, dem Anscheine nach der bisherigen Unterhaltung ebenso theilnahmlos zugehört hatte wie Joseph am Ort, der am obern Ende der Tafel in einem Lehnstuhle saß und sein Auge unverwandt auf den Baron gerichtet hielt.

»An Ihnen, ehrwürdiger Herr, dürfte es jetzt sein,« sprach er, »zu bestimmen, wann und auf welche Weise dieser beklagenswerthe Todte beerdigt werden soll. Ich weiß, daß er in der katholischen Religion erzogen worden ist, was man so im allgemeinen Erziehung nennt. Wie weit sein Glaube reichte, ist mir, da ich sehr lange seines unterhaltenden Umgangs entbehren mußte, weniger bekannt. Auf meinen, das heißt auf meines Sohnes Besitzungen haben wir keinen katholischen Kirchhof.«

»Ich habe mir bereits erlaubt, Herr Baron,« erwiderte Abbé Kasimir, »einen Brief an den hochwürdigen Herrn Domdechanten Warnkauf in Mariendorf zu richten. Dieser hochgeschätzte Geistliche wird, da ich bezeugen kann, daß Lieutenant Geldern mit dem Willen, bußfertig

und reuevoll vor Gott zu treten, starb, keinen Anstand nehmen, die sterbliche Hülle des Verewigten in geweihte Erde bestatten zu lassen.«

Der Baron reichte dem Abbé aus Freude über diese bereitwillig übernommene Vermittelung dankend die Hand.

»Lassen wir jetzt den Todten, der ja ausgelitten hat, ruhen,« nahm er abermals das Wort. »Ich ersuche die Herren, mich nach dem Park zu geleiten, damit ich den Schauplatz der That noch vor Einbruch der Nacht in Augenschein nehmen kann. Was sonst etwa in dieser Angelegenheit zu thun sein möchte, dürfen wir wohl vertrauensvoll unserm rechtsgelehrten Freunde überlassen.«

Der Abbé ergriff den Arm des Barons, diesem schlossen sich der Stiftssyndikus mit Adolar, ein leises Gespräch miteinander führend, an, und zuletzt, eine ziemliche Strecke hinter den übrigen zurückbleibend, kam Joseph am Ort.

Der Baron fand alle Angaben des Stiftssyndikus bestätigt, was eine Menge in ihm aufsteigender Zweifel beseitigte. Da es schon zu dämmern begann, hielt man sich nicht lange bei dem Tempel auf. Während der Rückkehr zum Schlosse wechselte aber der Abbé den Begleiter. Er gesellte sich zu Adolar und überließ Joseph am Ort den Platz an der Seite des Barons.

»Wir kennen uns noch so wenig,« redete der Inspector jetzt den Edelmann an, »daß wir uns für ganz Fremde halten könnten, hätte ein glücklicher Zufall uns nicht vor

kurzem zu nahen Verwandten gemacht. Die Mittheilungen des Herrn Abbé, die tiefeingehenden Erläuterungen des gelehrten Herrn Stiftssyndikus . . . «

»Sehr wohl, Herr am Ort,« unterbrach den Sprechenden der Baron, »ich habe, Gott sei Dank, ein ziemlich gutes Gedächtniß. Ich bedauere nur, daß Sie gerade zu einer für freundliche Unterhaltung so wenig sich eignenden Stunde mich und meine Familie mit Ihrem angenehmen Besuche beehren.«

»Ich werde mir erlauben, später, in glücklichern Tagen, meiner verehrten Cousine mich vorzustellen,« erwiderte Joseph am Ort. »Daß die arme Dame immer so leidend ist, betrübt mich. Ich hörte, sie befinde sich in der Besserung, und nun kommt dieser schreckliche Schlag dazwischen, der ja von neuem die schwachen Nerven der Leidenden angreifen muß! . . . Wie furchtbar hat doch das Schicksal in der Familie gehaust, der ja auch ich mit angehöre! . . . Wenn Sandomir Geldern sich nicht irrte, so erkannte er die Person des Mörders, den ich leider ebenfalls kenne! . . . «

»Sie? . . . Sie kennen ihn?«

»Da ich zugleich seinen Wohnort anzugeben weiß, möchte ich seine Verfolgung bevorworten.«

Der Baron schritt schweigend neben dem Inspector fort, dann blieb er plötzlich stehen und sagte:

»Mein Schwager bildete sich häufig Dinge ein, die gar nicht existirten, und in Bezug auf Neigung und Abneigung gegen Persönlichkeiten war er so wetterwendisch,

daß er oft nicht wußte, ob er jemand lieben oder has-
sen sollte. Er machte das immer abhängig von dem Vort-
heil, den er dabei für sich selbst herauskommen sah. Wer
weiß, ob nicht auch in den letzten Stunden seines Lebens
...«

»Eine blos fingirte Person,« fiel Joseph am Ort ein, »ist
Nicanor im Winkel nicht. Sie wissen das selbst, Herr Ba-
ron! Da Sie ein so gutes Gedächtniß besitzen, können Sie
unmöglich die Unterredung vergessen haben, welche Sie
im Hochsommer unfern meiner Wohnung mit dem Ge-
nannten hatten.«

Gebückten Hauptes schritt der Baron neben dem In-
spector fort.

»Und was folgern Sie daraus?« sagte er, als dieser eine
Pause machte.

»Nichts, Herr Baron! Ich weiß nur, in welchen Bezie-
hungen Nicanor im Winkel vor längern Jahren zu Ihnen
und ... zu dem Ermordeten stand.«

»Sie können recht haben,« versetzte Herr von Kalten-
stein, »und ich begreife vollkommen, wohin Ihre Andeu-
tungen zielen. Wie nun aber, Herr am Ort? Wer gibt uns
das Recht, auf die Aussage eines Sterbenden jemand un-
ter Erhebung einer so schweren Beschuldigung verhaften
zu lassen? Im ganzen Schlosse lebt niemand, welcher den
Mörder des armen Geldern sah, man hörte nur den Wi-
derhall des Schusses ...«

»Eine Person im Schlosse hat den Mörder gesehen!«
sprach Joseph am Ort mit Nachdruck.

»Und diese ist?«

Der Inspector legte seinen Mund an das Ohr des Barons. »Ihre Gattin!« sagte er ruhig. »Nach der Aufhebung ihres Bruders ließ sie den Herrn Abbé zu sich rufen, und diesem hat sie erzählt, was sie mit eigenen Augen sah.«

»Die arme Frau!« erwiderte betrübt der Baron. »Was mag sie bei diesem Anblick gelitten haben! ... Ja freilich, wenn es so ist, dann allerdings ... Aber es wird eine langwierige Untersuchung geben, und, augenblicklich zweifle ich noch, daß sich überhaupt der Thatbestand wird feststellen lassen. Indeß bitt' ich als Freund, besprechen Sie sich mit dem Herrn Stiftssyndikus. Der Mann ist gewandt, und was er vorschlägt, dürfen wir getrost für das Beste erachten.«

Joseph am Ort wurde durch die Kühle des Barons in einige Verlegenheit gesetzt. Er hatte mit Bestimmtheit erwartet, daß seine beziehungsreichen Fingerzeige ihn aufregen würden, und nun forderte derselbe Mann, von dem er überzeugt war, der Tod Geldern's komme ihm mehr als gelegen, ihn auf, den muthmaßlichen Mörder zu verfolgen! Ohne nochmalige Berathung mit dem Stiftssyndikus durfte und konnte Joseph am Ort nicht weiter gehen, doch hoffte er, daß ersterer ihm beipflichten und das etwa Nöthige ungesäumt anordnen werde. Bestärkt in dieser Annahme ward der Inspector noch durch die Ungeduld Liebner's, der zum Aufbruche trieb.

»Sie könnten mich begleiten, Herr am Ort,« sagte er zu diesem. »Nach Hause kommen Sie vor Mitternacht doch kaum, und wir haben noch mancherlei miteinander

durchzusprechen. Am besten wär' es, Sie ließen Ihr Gebirgscarriol einstweilen hier, stiegen mit in meinen Wagen, und morgen holte Ihr Fuhrmann Sie aus meiner Behausung wieder ab. Der Umweg über das Kloster beträgt wenig mehr und ist weit fahrbarer als der, welcher am Crucifix vorüberführt.«

Joseph am Ort nahm diesen Vorschlag an. Der Baron geleitete beide Herren an den Wagen und empfahl sich ihnen mit lächelnder Miene.

ACHTES KAPITEL. ZWEI EWIG GESCHIEDENE.

Unter großem Menschengelaufe war Sandomir Geldern auf dem Kirchhofe von Mariendorf feierlich beigesetzt worden. Der Bestattung des Verewigten wohnten beide Herren von Kaltenstein, der Abbé Kasimir, Joseph am Ort, der Stiftssyndikus, Förster Frei mit seiner Tochter und Zerline bei. Die Baronin mußte ihres leidenden Zustandes wegen, der sich wieder sehr verschlimmert hatte, daheim bleiben, und Kathrine sagte einfach: »Ich will nicht!«

Nach der Rückkunft von dem Begräbnisse ließ Baron von Kaltenstein Clotilde um eine vertrauliche Unterredung bitten. Er hatte seine Gattin seit dem Tode Geldern's noch nicht gesprochen. Abbé Kasimir war mit Zerline bei dem Domdechanten geblieben, der beide dringend bat, sie möchten wenigstens einen Tag lang auf der Dechanei verweilen. Nach dem Wunsche des Försters folgte Adolar diesem ins Forsthaus, und so konnte der Zufall selbst den Baron in seinem Vorhaben nicht besser unterstützen!

Clotilde kam dem Anliegen ihrer Gemahls entgegen, begrüßte ihn höflich, und fragte in auffallend sanftem Tone nach der Veranlassung dieser ihr jetzt so selten zu Theil werdenden Aufmerksamkeit. Der Baron nahm Clotilde gegenüber Platz und bemühte sich einige Secunden lang in ihren Augen zu lesen. Clotilde hielt jedoch trotz ihrer Körperschwäche und der ungeheuern Veränderung, welche seit der Ankunft des Abbé Kasimir auf dem Schlosse geistig wie leiblich mit ihr vorgegangen war, seine forschenden Blicke ruhig aus.

»Wir haben heute einen Mann, begraben,« hob der Baron an, »den wir seit unserer Vermählung beide nicht liebten.«

Clotilde wendete das Gesicht von ihrem Gatten ab und ergriff das elegant eingebundene Gebetbuch, das neben ihr an dem Arbeitstische lag.

»Ich hoffe,« fuhr der Baron fort, »Sie werden die Gefühle, die mich bei der Bestattung Ihres Bruders bewegten, vollkommen verstehen und mit mir theilen.«

Die Baronin schlug das Gebetbuch ungeduldig auf und zu.

»Sandomir Geldern fand ein rasches Ende . . . Er hat keinen langen und schweren Todeskampf durchkämpfen müssen, und ich hoffe zu Gott, daß er reuigen Herzens die Erde verlassen hat . . .«

»Zu Gott! . . . Er hofft zu Gott!« murmelte Clotilde, sich noch mehr von ihrem Gatten abwendend.

»Ein unvermuthetes Ereigniß hat uns beide aus großer Bedrängniß gerettet,« sagte der Baron lebhafter. »Mit

dem Erdhügel, der sich heute über der Gruft Ihres Bruders gewölbt hat, ist das Siegel auf eine bewegte, düstere Vergangenheit für immer gedrückt worden! . . . Der Tote spricht nicht mehr, was er wußte, es ist ein Geheimniß des Grabes geworden, das seine Bewohner nicht wiedergibt.«

Clotilde kehrte sich langsam um, sah den Baron verachtungsvoll an, und sagte dumpf:

»Sandomir ward ermordet!«

»Er hat sein Schicksal erfüllt,« entgegnete Herr von Kaltenstein.

»Ein Schicksal das . . . o, es ist grauenhaft . . . Verwandte ihm bereiteten! . . . «

»Solche Einbildungen könnten Ihnen schädlich werden,« erwiderte der Baron, den Clotildens leidenschaftliche Aeußerung nicht aus der Fassung brachte. »Es ist nur erwiesen, daß Sandomir Geldern erschossen ward, die Person, welche die Kugel abfeuerte, haben außer dem Todten nur Sie gesehen.«

»Ja, ich,« rief Clotilde zusammenzuckend. »Und ich habe den Mörder erkannt!«

»Hoffentlich flößt Ihnen derselbe in dieser neuen interessanten Eigenschaft keine Leidenschaft ein,« fuhr der Baron fort, »wenn meine Ansicht, daß Ihr eigenes Auge Sie täuschte, nicht vielleicht die richtigere ist. Es liegt ein langer Zeitraum zwischen jenem . . . «

»Ich will nichts hören,« fiel Clotilde ein, »ja ich will noch mehr thun . . . «

Sie küßte das goldene Kreuz auf dem Deckel des Gebetbuchs und kehrte die geisterhaft glänzenden, von einem unheimlichen Feuer glühenden Augen dem Himmel zu.

»Was wollen Sie thun?« fragte bang und erwartungsvoll der Baron.

»Ich will schweigen,« sprach Clotilde, »schweigen, bis der Tod auch meine Schmerzen endet!«

»Ich komme nicht, um Ihnen eine solche Zumuthung zu machen, im Gegentheil, ich fordere Sie auf zu sprechen, nur müssen Sie Ihre Aussagen auch beweisen können.«

»Ich könnte es, wenn ich wollte!« drohte die Baronin mit neuem Glutblick.

»Darauf erwidere ich mit gleichem Recht: Sie *wollen* es, aber Sie *können* nicht!«

Clotilde schleuderte das Gebetbuch zu Boden und wollte jäh aufspringen, ihr kraftloser Körper sank aber sogleich wieder in die weichen Polster des Armstuhls zurück.

»Ich las den Brief . . . von deiner Hand!« hauchte sie zitternd.

»Er ward vernichtet!«

»Dein Wille war's, den Unseligen zu tödten!«

»Dein Wunsch erzeugte ihn . . . «

»Und nun . . . nun hast du *ihn* . . . gedungen!«

Der Baron lächelte, lächelte so seltsam, so mitleidig, daß Clotilde zuerst in Erstaunen, dann in Angst, zuletzt

in Wuth gerieth. Ein Strom von Vorwürfen und Verwünschungen, die alle dem Baron galten, entquoll ihrem Munde. Als sie erschöpft war, nahm Herr von Kaltenstein wieder eine ernste Miene an. Er bückte sich, um das Gebetbuch aufzuheben, das er seiner Gattin reichte, und weil diese es von sich wies, es auf den Arbeitstisch legte.

»Ich erwartete,« sprach er mit einer gewissen Zudringlichkeit, »daß Sie von diesen betrübenden Einbildungen, die Ihnen schon wiederholt Ruhe und Zufriedenheit geraubt haben, beherrscht seien. Mehr als einmal habe ich Sie gebeten und, wenn ich das Fruchtlöse, meiner wohlmeinenden Vorstellungen einsah, Ihnen befohlen, daß Sie sich selbst und die Thätigkeit Ihres Geistes beherrschen sollten. Sie wollen aber oder können meinen doch nur gerechten Wünschen niemals nachgeben. Da ist es denn Zeit, daß man Ihnen wehrt, gefährlich zu werden! Fragen Sie den Stiftssyndikus, einen Mann, der mich nicht liebt, und seine Antwort wird der meinigen gleichen. Jene Person, die Sie in der Schwärmeri Ihrer verworrenen Gedanken gesehen haben wollen, existirt nicht. Damit zerfällt Ihre injuriöse Behauptung in sich selbst! . . . Man hat Nachsuchungen angestellt – ich selbst aus Liebe zu meinem unglücklichen Schwager drang darauf – es zeigte sich aber nirgends eine Spur. Der Tod Ihres Bruders läßt sich auch viel einfacher erklären. Seine Vergangenheit, ehe wir uns begegneten, ist Ihnen bekannter wie mir. Sie war ganz dazu geeignet, Sandomir

mehr Feinde als Freunde zu machen. Was nun ist natürlicher, als daß einer dieser zahlreichen Feinde des einst sehr glücklichen Spielers sich die Gelegenheit ersah, um sich für erlittenes Elend, das dem Glückstopfe Geldern's entstieg, auf einmal bezahlt zu machen? Sollte Ihnen diese Auffassung der Verhältnisse nicht einleuchten, Clotilde?«

»Sie flößen mir Entsetzen und . . . Verachtung ein, Baron!«

»Für diese Offenheit bin ich Ihnen dankbar,« versetzte Herr von Kaltenstein. »Es wird Licht zwischen uns beiden, und das kann uns nur freuen.«

Er stand auf und griff nach dem Gebetbuch, in das er blätternd zerstreute Blicke warf.

»Unser neuer Verwandter, der Abbé Kasimir Ludomirsky,« fuhr er fort, »dem wir die so äußerst interessanten Mittheilungen über Leben, Leiden und Sterben einer unglücklichen Dame, Namens Berenice verdanken – sie lebt ebenso wenig, Madame, und kann sich Ihrem kranken Geiste ebenso wenig zeigen wie Nicanor im Winkel – hat mir eröffnet, daß Sie gesonnen sind, in ungestörter Einsamkeit über sich selbst nachzudenken, bis Ihre Seele Ruhe findet. Ich theile vollkommen die Ansicht dieses gelehrten Priesters. Er hat recht: was Gott *nicht* zusammenfügte, sondern schönödeste Weltlust und gemeiner Vortheil, das war sich geistig *nie* verbunden, sondern ewig geschieden! Daraus folgt, daß eine wirkliche Scheidung, die wir freiwillig vollziehen, uns im Himmel, an

dessen Gerechtigkeit und Gnade Sie ja glauben, als eine gute Handlung angerechnet werden wird. Sie werden nicht bestreiten, daß Sie sich schon zu Anfang des Lentzes sehr lebhaft mit diesem Gedanken beschäftigten. Die Gründe, durch welche Sie denselben zu rechtfertigen sich angelegen sein ließen, flossen aus derselben Quelle, aus welcher ich gegenwärtig die meinigen schöpfe. Erinnern Sie sich der Augenblicke, wo Sie Ihrer Mutter am Grabe Ihres Vaters ohne Abschied den Rücken kehrten!«

Clotilde sah den mit kalter Höflichkeit sprechenden Gatten schon längst wie eine Wahnsinnige an. Jetzt faßte sie mit beiden hagern Händen ihre grau gewordenen Haare, und rief mit einer Stimme, die selbst den Baron frieren machte, wieder das schon früher vernommene: »Hinunter! Hinunter!« Der Baron wartete, bis das schreckhafte Schattenbild der am Grabe jammernden Berenice im Auge der geistig Leidenden wieder erloschen war. Dann reichte er ihr das Gebetbuch.

»Clotilde,« fuhr er fort, »unser Verwandter, der Herr Abbé, hat mich mersichert, Ihre Seele – so sagt er – retten zu wollen. Nach seiner Behauptung sollen Sie bereits Ihren Fuß auf den Rand des Pfades gesetzt haben, welcher verirrte Seelen zur Umkehr führt. Es wäre gewiß vorüberlegte Sünde, wollte ich einem so löblichen Vorhaben hinderlich sein. Leider hat mich das Leben noch nicht so gebrochen, daß ich mich veranlaßt fühlen könnte, aus freiem Antriebe und aus Bedürfniß zu Kreuze zu kriechen. Demnach bleibt mir nichts übrig, als mich von Ihnen zu trennen ... Morgen schon gehe ich, da mich

Geschäfte nicht binden, auf Reisen. Der Herr Abbé hat mir versprochen, unsere Scheidung einzuleiten ... Sie werden meinen Namen tragen, wenn Sie dies wünschen sollten, solange Sie der Welt angehören! ... Leben Sie so heiter und glücklich, wie Sie es verdient haben, und beten Sie, die Bekehrte, für eine rastlos weiter irrende Seele!«

Clotilde fühlte das Gebetbuch in der Hand und umschlang es krampfhaft. Sie saß gebückt, gebrochen, zerschmettert. Noch einmal vernahm sie das Lebewohl des Barons, dann hörte sie ihn fortgehen und hinter ihm die Thür ins Schloß fallen.

»Hinunter! Hinunter!« klang es dem Davoneilenden nach, der kein Bedürfniß mehr fühlte, der geistig Leidenden noch einmal zu Hülfe zu eilen.

NEUNTES KAPITEL. ADOLAR UND HILDEGARDE.

Am Grabe Geldern's war Adolar von Kaltenstein zum ersten male wieder mit Hildegarde zusammengetroffen. Er hatte das junge Mädchen in den letzten Wochen einigemal nur von fern gesehen, da es ausgesprochener Wunsch ihres Vaters war, seine ihm wiedergegebene Tochter sollte sich erst ganz in die heimatlichen Verhältnisse wieder einleben, ehe sie sich frühern Bekannten zeige und überhaupt zerstreuenden Umgang suche. Schloß Kaltenstein durfte Hildegarde begreiflicherweise nicht betreten. Ging doch Andreas selbst nur ungern dahin, weil er immer fürchtete, es müsse eines Tages sich etwas Furchtbares daselbst ereignen.

Adolar dachte zwar häufig an seine Jugendgespielin, die Erforschung der so sehr verworrenen Familienverhältnisse aber, in die ihn selbst das Leben so tief verwickelt hatte, lenkten seine Gedanken immer wieder von Hildegarde ab, obwohl er sich ihr viel näher gerückt glaubte. War sie es doch gewesen, die in der Hand der Vorsehung zur Mittelsperson ward zwischen Lebenden und Todten. Ohne Hildegarde, ohne die Irrungen, zu denen verkehrte Anschauungen sie verlockten, wer konnte wissen, ob er jemals die ihm gewordene Einsicht erlangt hätte!

So fühlte sich Adolar lebhaft zu der Försterstochter hingezogen, und je mehr er den Augenblick nahen sah, der ihn wahrscheinlich seinen Aeltern gänzlich entfremden werde, desto mehr sehnte er sich nach Hildegarde, die, wie Abbé Kasimir ihm wiederholt versicherte, dem Verderben nur durch die seltenen Anlagen ihres Geistes, welche sie das Bessere leichter erkennen ließen, für immer entrissen worden war.

Noch vor der Bestattung Geldern's ward Adolar ohne sein Zuthun Zeuge von der Aufnahme Hildegardens seitens des Domdechanten. Der milde Geistliche wehrte dem Mädchen nicht, daß sie ihn in wahrscheinlich nicht verständlichen Worten um Verzeihung bat, auch sprach er selbst geraume Zeit ernste Worte zu ihr, dann aber legte er wie segnend seine Hand auf das Haupt der Gebückten und führte sie seiner Schwester zu. Sabine kam Hildegarde mit mütterlicher Liebe entgegen und schien nur von dem freudigen Gedanken beherrscht zu sein, die

auch ihr verloren Gegangene jetzt unverdorben umarmen und sprechen zu können.

Bei der Beerdigung Sandomir Geldern's stand Hildegard neben Zerline. Adolar konnte ungestört Vergleiche zwischen beiden jungen Mädchen anstellen, von denen das eine ihm verwandt, das andere eine Fremde und doch Vertraute war.

Dieser Vergleich fiel in jeder Beziehung zu Hildegardens Gunsten aus. Die Tochter Corneliens war in ihrem ungeheuchelten Schmerz am Grabe der Mutter unendlich lieblich gewesen, Zerline machte in der maßlosen Heftigkeit, die sie über den plötzlichen Tod des Vaters an den Tag legte, auf Adolar einen durchaus ungünstigen Eindruck. An dieser Heftigkeit, die jede Spur der neckischen Grazie verwischte, durch welche Zerline für gewöhnlich bestehen konnte, enthüllte sich der ganze Mangel an Erziehung in seiner vollen Blöße, und machte sie nicht bloß unschön, sondern geradezu abstoßend.

Wie anders stand dieser durch körperliche Vorzüge reizenden Wilden die in stille Trauer versunkene Hildegard gegenüber!

Adolar freute sich, daß sein Vater heute kein Auge für die Schönheit der Försterstochter hatte. Er war, das mußte ihm jeder ansehen, zerstreut und trug sich mit ganz andern Gedanken. Er entzog sich auch möglichst bald den Blicken der vielen Neugierigen, denen er aus verschiedenen Gründen eine merkwürdige Persönlichkeit war. Je strenger der Baron darauf hielt, daß die Schloßbedienten über alle Vorgänge auf Kaltenstein schwiegen, desto

mehr schwoll die Masse der Gerüchte an, die in den seltsamsten Entstellungen von Mund zu Mund liefen. Es gab einzelne, die sich den Glauben nicht nehmen ließen, der Baron habe sich dem Teufel verschrieben. Darüber – erzählte man weiter – habe die Baronin den Verstand verloren, und seit behufs der Heilung der Geisteskranken auch noch ein Priester auf Kaltenstein lebe, gäbe es jede Nacht zwischen guten und bösen Geistern einen Kampf, vor dem sich jeder dabei Unbetheiligte entsetze.

Der Tod des geheimnißvollen Fremden, über den womöglich noch mehr Gerüchte in Umlauf kamen, bestärkte die abergläubigen Gemüther aufs neue in ihren Annahmen und Behauptungen. Ueber die Art seines Todes lauteten alle Berichte gleich. Ein Mann von großer Statur, in grünem Jagdhabit, ohne jegliche Waffe, hatte den Fremdling, der sich nun erst in seiner wahren Gestalt als Bruders der Baronin zeigte, am hellen Mittage erschossen. Außer der Tochter des Ermordeten und dessen Schwester hatte keine lebendige Seele den unheimlichen Jäger erblickt, nur seine im Sande des Parks zurückgebliebenen Spuren ließen sich nicht verwischen. Und diese Spuren sollten eine gar sonderbare Form haben! Wer anders konnte nach solchen Zeichen der Mörder des Lieutenants sein als der leibhaftige Böse selbst? Und der Baron – das stand in der Meinung des Volks nicht minder fest – hatte den Tod seines Schwagers gewünscht!

Baron von Kaltenstein lehnte die Einladung des Domdechanten, nach den Beerdigungsfeierlichkeiten noch einige Zeit in seiner Behausung zu verweilen, ab, indem er

auf seinen Sohn als denjenigen denken, der ihn zu vertreten und zu ersetzen berufen sei.

In der Dechanei erst sprachen sich Adolar und Hildegarde. Andreas selbst führte dem jungen Gebieter seine Tochter zu, indem er einige Worte des Dankes an denselben richtete, die Hildegarde nicht verstehen konnte.

»Mit dem Baron habe ich schon auf dem Herwege gesprochen,« sagte der Förster. »Es wird ihm lieb sein, wenn Sie mir und Hildegarde auf der Rückfahrt Gesellschaft leisten. Sie werden eine Einladung in mein Haus, hoffe ich, für heute Abend nicht abschlagen.«

Adolar, von dem Zauber der schweigsamen Hildegarde befangen, sagte freudig zu, und als der Domdechant ihm mittheilte, Zerline werde vorläufig in der Dechanei verbleiben, bis sich ein schicklicher Aufenthalt für die Verwaiste finde, pries er den Zufall, der ihm eine ungestörte Unterhaltung mit Hildegarde gestattete.

Des Bleibens in der Dechanei war nicht lange. Andreas wollte nicht zudringlich erscheinen, auch hatte er keine rechte Ruhe in dem geistlichen Hause, obwohl der Domdechant ihm gewogen war und gar nicht daran dachte, ihm etwa Vorwürfe über sein zweideutiges Verhalten in der Vergangenheit zu machen. Endlich wünschte er die Begleitung des Stiftssyndikus, den er lieber im Forsthause bei Tafel Thränen vergießen sah als in der Dechanei, weil er schon wußte, daß er den selig werdenden Cousin dann nicht mehr von der Stelle bringe.

Unterwegs kam das Gespräch zwischen Adolar und Hildegarde bald in Fluß. Der junge Baron gedachte der

Gräfin von Serbillon und erzählte seiner schönen Nachbarin, daß er neulich einen Brief dieser vortrefflichen Dame in Händen gehabt habe.

»Einen Brief?« sagte Hildegarde lebhaft. »Die Frau Gräfin hat Ihnen geschrieben, Herr Baron?«

»O nein! So vertraut sind wir nicht,« versetzte Adolar. »Der Brief war an meinen Cousin, den Abbé gerichtet, und dieser gestattete mir Einsicht in das mir wichtig gewordene Blatt. Es war von Ihnen darin die Rede, mein Fräulein!«

Hildegarde fühlte, daß sie erröthete. Nicht ohne Beschämung sprach sie: »Wenn die gnädige Gräfin über mich Beschwerde gegen den Herrn Abbé führt, so ist sie vollkommen im Rechte. Ich habe der trefflichen Dame großen Kummer verursacht, als ich noch auf Hammerburg lebte, und nun sie nicht mehr um mich ist, lohne ich ihr durch hartnäckiges Schweigen mit Undank. Aber kann ich schreiben, kann ich meine Empfindungen in Worte kleiden, ohne kalt oder doch höflich gemessen zu erscheinen? Haben Sie, Herr Baron, noch niemals das Gefühl einer Ueberfülle von Gedanken gehabt, das durch den Druck, den es auf unsere Denkkraft ausübt, unsäglich belästigt? So oft mich dies Gefühl überrascht, bin ich eine unglückliche Person. Ich finde keine Worte für mein Fühlen und Denken, nur durch Blicke, durch einen Händedruck und durch Thränen könnte ich in solchen Momenten mit Personen, die ich liebe und verehere, sprechen!«

Adolar hörte dem lebhaften Mädchen, das im Feuer ihrer Rede alle Befangenheit ablegte, mit vielem Vergnügen zu.

»Wenn ich bis heute diese Empfindung auch noch nicht gekannt habe,« versetzte er, »so fühle ich doch, daß sie mir von jetzt an nicht mehr lange ein Geheimniß bleiben wird.«

Hildegarde schlug die Augen nieder, denn der warme Blick des jungen Barons machte sie von neuem befangen. Nach kurzem Schweigen ergriff Adolar abermals das Wort:

»Es ist doch höchst eigenthümlich,« sprach er, »wieso oft alles ganz anders sich gestaltet, als wir es eigentlich im Sinne haben. Wir suchen Vergnügen, bereiten uns mit großer Sorgfalt darauf vor, und ehe wir es ahnen, sehen wir dem Ernst des Lebens in die kalten, mitleidslosen Züge. Aber nicht blos vorübergehende Lebensmomente verwandeln sich unter unsern Augen in ihr gerades Gegenteil, auch bei reiflich erwogenen Entschlüssen gewahren wir nicht selten dieselbe Erscheinung. Ich sterbe, um nicht auf entfernt liegende Thatfachen hinzuweisen, daß auch wir beide schon eine ähnliche Erfahrung gemacht haben.«

Hildegarde sah den jungen Baron still fragend an.

»Sie lächeln vielleicht,« fuhr Adolar fort, »wenn ich behaupte, mein – angeborener Hang zu rauschenden Lustbarkeiten, zu toller Ausgelassenheit, zu rücksichtslosem und übermüthigem Genuß des Augenblicks habe mich Sie, mein Fräulein, wiederfinden lassen!«

Hildegarde mußte wirklich ungläubig lächeln.

»In der That, es ist, wie ich sage!« betheuerte Adolar.
»Dieser Hang lehrte mich einen Mann kennen, einen Polen ...«

»Den Fürsten Bulabicki?« fiel Hildegarde ein.

»Sehen Sie, mein Fräulein, daß ich Grund habe, meine Behauptung aufrecht zu erhalten? Fürst Bulabicki war schuld, daß ich mich ganz und leidenschaftlich eine Zeit lang unbeschränkt nur der Zerstreuung in die Arme warf, und dieses wüste Leben, das ich nicht loben will, führte mich wieder mit dem unglücklichen Manne zusammen, an dessen frischem Erdhügel wir heute gemeinschaftlich gebetet haben.«

»Sie kannten den Fürsten Bulabicki längere Zeit?« fragte Hildegarde zögernd. »Ich lernte ihn kennen auf Schloß Hammerburg.«

»Ich hatte einigemal im Gespräche mit dem Fürsten, das mich auf die heimatlichen Verhältnisse brachte, Ihrer gedacht – im Guten und – Sie verzeihen, mein Fräulein – auch ein wenig tadelnd ... Die Baronin – meine Mutter – war ja die vertraute Freundin Ihrer Mutter ...«

»Lassen wir die Todten ruhen!« unterbrach Hildegarde den jungen Baron. »Wenn sie aus Liebe zu mir irrte, wer darf sie deshalb tadeln?«

»Der Fürst blieb nicht gleichgültig bei meinen Erzählungen. Der Tod jenes als Dieb und Wilderer verrufenen Mannes in der auch Ihnen verhängnißvoll gewordenen Nacht, die wir doch, glaub' ich, beide noch segnen dürften, gab zu weitem Gesprächen Anlaß, und als

ich bald darauf aus dem Munde meines unglücklichen Oheims den ersten Blick in das finstere Geheimniß einer schrecklichen Vergangenheit warf, nahm Fürst Bulabicki mir das Versprechen ab, ihn dereinst, wenn es mir gelänge, Sie jemals wiederzufinden, von diesem glücklichen Ereigniß in Kenntniß zu setzen. Mein Versprechen konnte ich nicht halten. Dagegen war Fürst Bulabicki so glücklich, Ihnen auf Schloß Hammerburg zu begegnen, und seinem Freundeswort habe ich unser heutiges Beisammensein zu verdanken. Verging auch noch geraume Zeit, ehe Sie das Vaterhaus wieder betraten, mein Wort richtete Ihren bekümmerten Vater auf, und was sich später daran knüpfte, machte Sie frei von dem beengenden Drucke einer Gewalt, der Sie längere Zeit himmlische Weihe beimaßen.«

Hildegardens Augen füllten sich mit Thränen.

»Wir irrten alle, alle!« sagte sie. »Und wie konnte es anders sein! ... Sie kannten ja das Leben im Forsthause! ...«

»Ich fand es damals höchst amusant,« erwiderte Adolar, »und ich brauche wohl nicht zu erwähnen, worin das Interessante für mich größtentheils lag, ehe ich Kaltenstein mit der Akademie vertauschte.«

Die Blicke Hildegardens ruhten bei diesen Worten mit größerer Freundlichkeit, fast mit Innigkeit auf dem jungen Baron.

»Haben Sie seit jenen Tagen Ihre Ansicht auch über das Amusante in unserm Hause geändert, Herr Baron?« fragte sie bewegt.

»Sie leiden doch nicht mehr darunter?« lautete Adolar's Gegenfrage.

Hildegarde brach in leises Weinen aus. Der junge Edelmann wollte ihren Schmerz nicht stören, weil er überzeugt war, daß Thränen ihn lindern und seine Begleiterin später zum Sprechen bewegen würden.

»Hat mein Vater nicht mit Ihnen gesprochen?« fragte Hildegarde, als der Strom ihre Thränen wieder versiegte. »Aber freilich, Sie waren ja immer so beschäftigt!«

»Von den häuslichen Verhältnissen in Ihrem Vaterhause ist zwischen uns nie die Rede gewesen,« erwiderte Adolar. »Die Krankheit der Baronin, der Unmuth des Barons, der sich häufig zu den ungerechtesten Zornausbrüchen gegen völlig Unschuldige steigerte; das gefährlich rücksichtslose Betragen meines Onkels, der durch den Misbrauch seines Wissens sich und seiner Tochter am sichersten und kürzesten Vermögen zu erpressen hoffte; endlich die mühevollen Nachforschungen, die wir gerade vor dem Oheim geheim halten mußten, wenn sie irgend etwas fruchten sollten, hielten uns fremdes Leid fern. Ihrer aber, theuere Hildegarde, Ihrer habe ich doch niemals in all meinem Gram vergessen!«

Adolar erfaßte die Hand des schönen Mädchens und bemühte sich, auch den Blicken desselben zu begegnen. Hildegarde aber hielt die Augen gesenkt, entzog jedoch nicht dem Besitzer von Kaltenstein ihre Hand.

»Sie sind nicht glücklich, Hildegarde,« fuhr Adolar fort. »Das Haus Ihres Vaters ist noch keine Stätte des Friedens für Sie geworden?«

Er fühlte den Druck seiner Hand sanft erwidert, und auch der Blick Hildegardens berührte ihn.

»Meine Tante!« sprach sie, als fürchte sie, auch nur den Namen derselben zu nennen. »Schwerlich haben Sie je gehört, wie sonderbar geartet, wie eigensinnig, wie rechthaberisch die immer nur sich selbst und ihr Thun lobpreisende Schwester meines Vaters ist!«

»Gehört habe ich wohl von Mademoiselle Kathrine,« erwiderte Adolar, »doch hielt ich das Meiste, was man ihr nachsagte, für arg übertrieben. Sie ist nicht liebenswürdig, und weil sie dies selbst weiß, sucht sie sich durch übertriebene Unliebenswürdigkeit in Respect zu setzen.«

»Die Unliebenswürdigkeit Tante Kathrinens,« entgegnete Hildegarde, »würde für mich zu ertragen sein. Mich peinigt mehr ihre Nähe und das Bedürfniß, sich mir von ihrer liebenswürdigsten Seite darzustellen. Ich begreife, daß Ihnen diese Behauptung unwahrscheinlich vorkommt, und dennoch übertreibe ich nicht. Solange meine Mutter lebte und die Frau Baronin uns häufig besuchte, fand zwischen uns und meiner Tante ein entschieden feindliches Verhältniß statt. Es war ein fortwährender Kriegszustand in unserm Hause, und je rücksichtsloser von beiden Seiten der bis zu offener Feindseligkeit getriebene Widerwille sich kund gab, desto unerträglicher ward ein ungetrenntes Zusammenleben. Damals glaubte ich den eigentlichen Grund unsers häuslichen Unglücks ganz allein in Tante Kathrine suchen zu müssen. Was ich

hörte und um mich vorgehen sah, bestärkte mich in dieser Ansicht und brachte mich gegen die Tante auf. Ich sehe jetzt ein, daß ich irrte. Das Gebaren Kathrinens war gewiß nicht zu billigen, gewissermaßen aber zwangen sie die Umstände dazu. Wollte sie nicht unterliegen, so mußte sie hart, eisern, kalt, lieblos auftreten. Nach meiner guten Mutter frühem Hingange, der uns alle überraschte, traten jene traurigen Verirrungen ein, in denen Sie ein weises Walten der Vorsehung erblicken wollen . . . Ich wünschte diese trübe Zeit vergessen zu können, obwohl ich von ihr gelernt habe. Als ich nach vielfachen Demüthigungen, die ich nur deshalb weniger schmerzlich empfand, weil die liebende Hand einer wahrhaft mütterlichen Freundin, die von mir hochverehrte Gräfin von Serbillon sie mir auferlegte, voll der bangsten Ahnungen in das Haus meines Vaters zurückkehrte, geschah es mit dem festen Vorsatze, der Tante mit aufrichtiger Freundlichkeit entgegenzukommen. Der Stolz, der sich von früher her in meinem Herzen eingenistet hatte, war gebrochen. Ich wollte mich mit der Tante versöhnen, denn ich fühlte das Bedürfniß, fortan im stillen Frieden zu leben und mich für die Zukunft zu stählen. Nur unwürdig vor mir selbst konnte ich der Tante gegenüber nicht erscheinen. Zu meinem schmerzlichsten Bedauern scheiterte mein Vorsatz an der unantastbaren Härte Kathrinens, die in ihrem hochmüthigen Dünkel mich vor allem als winselnde Büßerin, die nur um Verzeihung, um Gnade zu bitten habe, solle ihr großmüthig wieder ein bescheidenes Plätzchen am väterlichen Herdfeuer angewiesen

werden, zu ihren Füßen liegen zu sehen wünschte und die ganz veränderten Verhältnisse völlig unberücksichtigt ließ.«

Neu hervorbrechende Thränen hinderten Hildegarde einige Minuten, in ihrer Erzählung fortzufahren.

»Armes Fräulein!« sprach Adolar theilnehmend und gefesselt von dem Zauber, mit welchem der tiefe Seelenschmerz des jungen Mädchens ihn umstrickte. »Beim ersten Schritt über die Schwelle des Vaterhauses begrüßten Sie aufs neue nur schnöde Worte, feindselige Blicke, demüthigende, Ihr Innerstes verletzende Forderungen!«

»Unsere erste Unterredung, wenn man unser ohne Zeugen stattfindendes Begegnen so nennen will,« fuhr Hildegarde fort, »war für uns beide eine Seelenfolter. Und doch, mich jammerte die Tante, denn ich erfuhr ja, freilich gegen ihren Wunsch, daß sie sehr, sehr unglücklich sei! Dies Erkennen machte mich sanfter, sodaß ich ihrem hartherzigen Verlangen entgegenkam. Wir reichten uns am Sterbebette meiner guten Mutter die Hand zur Versöhnung.«

Abermals machte Hildegarde eine Pause, die Adolar zu so lebhaften Betheuerungen seiner Theilnahme benutzte, daß die Tochter Frei's, schon um diese niederzuhalten, gern bin ihren Mittheilungen fortfuhr.

»Nach jener Versöhnungsscene,« erzählte sie weiter, »kam eine heitere Ruhe über mich. Die ganze Vergangenheit mit ihren Aufregungen, ihren Stürmen, ihren Verirrungen und Leiden lag hinter mir in weiter Ferne. Alle, die ich gekränkt, verletzt hatte, waren mir versöhnt.

Ich wohnte wieder im Vaterhause und durfte auf die Achtung aller Anspruch machen, die in demselben ein- und ausgingen. Mein Vater äußerte den Wunsch, ich möge mich nunmehr bemühen, die Stelle meiner Mutter im Hauswesen einzunehmen. Kathrine – fügte der Vater hinzu – würde keine Einsprüche erheben. Sie fühle sich sehr angegriffen und habe wiederholt Worte fallen lassen, daß die fortgesetzte Anstrengung im Hause ihre Kräfte völlig aufreibe. Da ich nun bemerkte, daß die Tante nicht ohne Noth über körperliche Hinfälligkeit Klage führe, erinnerte ich mich des Wunsches meines Vaters und versuchte mit Vorsicht, um die auf ihre Hauseinrichtungen stolze und eifersüchtige Tante ja nicht zu reizen, mich des Hauswesens anzunehmen. Einige Tage ließ mich Kathrine ungestört gewähren, und dies Gehenlassen ermutigte mich. In der wohlmeinenden Absicht, der bejahrten Tante, wie sie es früher so oft von mir verlangt hatte, an die Hand zu gehen, machte ich ihr bestimmte Vorschläge. Sie hörte mich zwar ruhig an, verließ mich aber ohne Antwort oder Erklärung. Von dieser Stunde an erinnert sich die gegen mich Aufgebrachte mit keiner Silbe mehr unserer Versöhnung. Ich bin ihr wie sonst ein Dorn im Auge. Sie spricht nie mit mir, zwingt mich aber, wenn ich Ruhe haben will, mich möglichst zurückgezogen zu halten, und wendet, um mich in mein Zimmer abzusperren, ganz die nämlichen Mittel an, die meiner leidenden Mutter Entsetzen verursachten.«

Adolar hätte seine Unterhaltung mit Hildegarde gern noch fortgesetzt, schon aber zeigte sich das waldumgrenzte Forsthaus in der Nähe, und da es nicht räthlich schien, Hildegarde mit von Weinen gerötheten Augen dasselbe betreten zu lassen, drang Adolar nicht weiter in sie. Nur der Druck seiner Hand sagte ihr, daß sie volles Verständniß bei dem jungen Edelmann gefunden, während in seinen sprechenden Augen, die in Farbe und Ausdruck eine unverkennbare Aehnlichkeit mit den Augen des Abbé Kasimir zeigten, eine Wärme des Gefühls sich kund gab, die Hildegardens Herz lebhafter klopfen machte.

Kathrine ließ sich nicht sehen, nur ihre scharfe Stimme vernahm Adolar zu verschiedenen malen. Die Aufwartung bei Tische hatte die Tante der Magd übertragen, deren Unbeholfenheit dem jungen Edelmann mehr Vergnügen als Verdruß verursachte.

Adolar hielt sich ziemlich lange im Forsthause auf und verlebte im Gespräch mit Hildegarde und deren Vater einige sehr angenehme Stunden. Als er endlich aufbrach, verabschiedete er sich in der verbindlichsten Weise von beiden.

»Mein Vater,« sagte er, »hat mir versprochen, sich schon morgen über seine Plane gegen mich zu erklären. Ich vermuthete, daß er für einige Zeit verreisen wird. In diesem Falle behalte ich mir vor, ebenfalls eine Erklärung abzugeben, die Sie, Herr Förster, angeht und die Sie in nähere Erwägung ziehen wollen.«

Andreas sagte weder zu noch suchte er dem Ansinnen des jungen Barons durch eine ausweichende Antwort vorzubeugen. Seine grauen Augen nur hefteten sich mit ungewöhnlicher Schärfe auf Adolar, worauf er ihn mit den Worten entließ:

»Ich wünsche Ruhe, nichts als Ruhe! Nehmen Sie Gott zum Geleite!«

ZEHNTES KAPITEL. BRIEFE.

Eine volle Woche hatte sich Adolar nicht mehr im Forsthaus blicken lassen, dafür waren ein paar mal kurze Briefe von ihm theils an den Förster, theils an dessen Tochter eingelaufen. Diese brieflichen Mittheilungen beschäftigten sich mit der wirklich erfolgten Abreise des Barons, der sich durchaus nicht halten lassen wollte und schließlich im Zorn von Kaltenstein geschieden war. Es begleitete ihn nur sein Leibjäger, der ihm am ergebensten war und auf dessen Willfährigkeit er rechnen konnte.

Clotilde lebte zurückgezogen in ihren Zimmern und verkehrte seit der letzten Unterredung mit ihrem Gatten nur noch mit Abbé. Kasimir. Dieser war es auch, welcher seinem Verwandten eine Eröffnung machte, die Adolar in eine trübe Stimmung versetzte. Clotilde hatte den Wunsch zu erkennen gegeben, unmittelbar nach erfolgter Scheidung den Schleier zu nehmen. Sie wollte Buße thun, um die Schatten der Todten zu bannen, die immer wieder vor ihr aus dem Boden aufstiegen und sie bis zum Wahnsinn ängstigten.

Ein Gespräch unter vier Augen mit dem Sohne lehnte Clotilde mit großer Entschiedenheit ab. Der Abbé seinerseits rieth ebenfalls nicht dazu, und so gab denn Adolar die Hoffnung auf, in ein klares Verhältniß zu seiner unglücklichen Mutter zu kommen.

Mit dem barschen Vater hatten ihn sehr weltliche Angelegenheiten entzweit. Der Baron forderte von dem Sohne eine Jahresrente auf Lebenszeit, die Adolar zu bewilligen Anstand nahm, da er der Meinung war, die Einkünfte der Herrschaft Kaltenstein würden dadurch unverhältnißmäßig stark angegriffen werden. Er wünschte den Rath Liebner's zu hören, und weil er bei hartnäckigem Beharren des Vaters auf seinem Verlangen ebenso hartnäckig darauf bestand, kam es zu einer Spaltung, die sich nur durch fremde Vermittelung schlichten ließ.

Eine andere Sorge für Adolar war die Sicherung der Existenz der hinterlassenen Tochter Sandomir Geldern's. Zerline gab zu seiner großen Beruhigung ihre Einwilligung zu dem Plane, den schon früher der Stiftssyndikus in Vorschlag gebracht hatte, und für welchen der Domdechant Warnkauf gewonnen worden war. Der geistliche Herr entdeckte in dem vernachlässigten Mädchen so viele einer veredelnden Bildung fähige und deshalb sorgfältigster geistiger Pflege werthe Keime, daß er die fernere Entwicklung dieser seltenen Natur freudig und hoffnungsvoll übernahm. Zerline war nicht eigentlich moralisch verdorben, sondern nur verwildert, wie eine Pflanze, die ohne Pflege aufwächst. Der Tod des Vaters brachte insofern eine Veränderung in Zerline hervor, als sie den

spröden, leicht zerbröckelnden Thon ihrer bedeutenden Anlagen weicher und nachgiebiger machte. Ihr gesunder, klarer Verstand hatte längst schon erkannt, daß die Wege, welche sie mit Genehmigung und auf Antrieb ihres Vaters wandelte, weit abführten von dem strengen Recht, ja daß sie fast immer mit dem Sittengesetz, das jeder in seiner Brust trägt, in argen Widerspruch gerieth. Solange aber der Vater lebte, dem Zerline mit unverhohlener Liebe anhing, konnte sie nicht an sich und was ihr gut sein möchte, denken. Sie fand, daß ihr Vater oft irre, daß er noch öfter geradezu mit Absicht unrecht handle, aber sie wußte immer eine Menge Entschuldigungsgründe für diese Gedanken- und Unterlassungssünden anzuführen, mit denen sie auch regelmäßig ihr weites Gewissen zur Ruhe sprach. Und endlich hatte der Vater ja selbst genug leiden müssen, sodaß er sich wohl etwas erlauben durfte, um andern Glück, das andere ihm geschmälert, soviel als möglich theilzunehmen.

Das blutige Ende Geldern's, das Zerline, seit sie mit dem Vater Wohnung auf Kaltenstein genommen hatte und sich hier durch Adolar geschützt wußte, nicht für möglich hielt, erfüllte sie mit wahrhaftem Entsetzen. Womöglich noch tiefer war der Eindruck, welchen der häufig in Irrsinn übergehende Zustand ihrer Tante auf Zerline machte. Clotilde schloß sich freilich gegen die Tochter ihres Bruders, deren überlegene Schlaueheit und einschmeichelnd verführerisches Wesen sie gleich sehr fürchtete,

völlig ab, das hinderte aber die leichtfertige, immer heitere Nichte der Baronin, die auf diese ihre letztere Eigenschaft sehr großes Gewicht legte und diese ganz gehörig zur Geltung zubringen wußte, nicht, von allem, was in den strengbewachten Zimmern ihrer stolzen, von Erscheinungen und Schatten aller Art gepeinigten Tante vorging, sich ausführliche Kenntniß zu verschaffen. An der blutigen Leiche des ihr so plötzlich entrissenen Vaters eröffnete sich der bis in die verborgensten Falten ihres Herzens erschütterten Zerline die Zukunft. Als werde der Schleier, der bisher vor ihrem Auge wie eine undurchdringliche Binde gelegen hatte, von ihrem warnenden Schutzengel gehoben, so lag das Kommende vor ihr, überstrahlt von furchtbarem Lichte. Was sie in jenen Augenblicken entsetzten Verzückens gesehen zu haben vermeinte, erfuhr niemand, sie war aber von diesem nur secondslang dauernden Gesicht so tief ergriffen, daß sich sofort eine völlige Wandelung ihres Innern allen, die sie kannten, zu erkennen gab.

Der allzu laute Schmerz, welchen Zerline unmittelbar nach ihres Vaters Tode offen zur Schau trug, erfüllte Adolar mit Bangen. Er glaubte seine Cousine genugsam zu kennen, um sich zu ihr einer raschen That im Schmerz wildester Aufregung versehen zu müssen. Um so leichter fühlte er sich, als er gewahrte, wie die laut Klagende alsbald stiller ward, sich ernst zusammenfaßte und gleichsam einen ganz andern Menschen anzuziehen schien. Dennoch war er über Zerline's nächste Zukunft erst

beruhigt, als der Domdechant von dem trauernden Mädchen freiwillig die Zusage erhalten hatte, sie würde gern zu ihrer geistigen Genesung, wie sie sich selbst ausdrückte, in seiner Behausung und unter seiner geistigen Führung verweilen.

Adolar durfte nunmehr wieder an sich selbst denken. Durch keinen dritten beeinflußt, war er eigenster Herr seines Handelns. Die Differenz mit seinem vielleicht schon weit entfernten Vater hatte der Stiftssyndikus ausgeglichen. Die leidende Mutter wußte er unter der Obhut des Abbé in guten Händen. Sein Herz zog ihn ohnehin nicht zu Clotilde, obwohl ihn nicht selten Stunden überraschten, in der ein unsagbares Weh die Saiten seiner Seele durchzitterte. Gerade solche Stunden leiteten Adolar's Gedanken auf Hildegarde. Er fühlte sich der Tochter Frei's in dem Zwiespalt näher gerückt, der aus seiner durch die Verhältnisse entstandenen Erkaltung gegen Vater und Mutter sich erzeugt hatte. Ganz Aehnliches litt Hildegarde oder sie hatte es leidend und kämpfend überwunden. Hier wie dort war aus Misverständnissen, aus unzeitigen Verheimlichungen ein Zustand hervorgegangen, der unter allen Umständen zu Irrungen führen mußte. Selbst das Verbrechen konnte dieser fortgesetzten Geistesangst entsteigen. Und lagen die Zeichen nicht erkennbar vor seinen Augen, die zu einer furchtbar überführenden Anklage gegen seinen Vater sich doch noch verwandeln konnten, wenn auch kein Lebender als Blutzzeuge persönlich gegen ihn auftrat?

Das lange Zwiegespräch Adolar's mit Hildegarde auf der Heimfahrt von Geldern's Bestattung klang fort und fort in seiner Seele nach. Noch immer litt das schöne Mädchen, aber sie litt, indem sie sich in Geduld faßte. Das war eine Errungenschaft ihres Aufenthalts auf Hammerburg und der Bildung ihres Herzens, die sie bei der Gräfin von Serbillon sich angeeignet hatte. Adolar mußte sich gestehen, daß Hildegarde außerordentlich gewonnen habe, daß sie viel edler, viel weiblicher geworden sei, und je tiefer sich ihm diese Ueberzeugung einprägte, desto stärker ward die Sehnsucht in ihm, Hildegarde recht nahe zu sein, das Glück ihres Umgangs, aus dem er für sich selbst mehr Bildung des Geistes und Herzens zu gewinnen hoffte, recht oft zu genießen.

Um diesen Wunsch sich verwirklichen zu sehen, mußte zuvor mehr als ein Hinderniß entfernt werden, was sich keineswegs leicht bewerkstelligen ließ. Es konnte ihm, dem Gebieter und Herrn von Kaltenstein, allerdings niemand wehren, das Forsthaus so oft zu besuchen, als es ihm beliebte, ein häufiges Erscheinen in diesem würde aber sehr bald die übelsten Nachreden erzeugt und Hildegarde in aller Augen tief herabgesetzt haben. Der bloße Gedanke an die Möglichkeit eines solchen, auf hohle Voraussetzungen sich stützenden Verdachts machte Adolar erbeben; denn erkannte die schrecklichen Folgen sowohl eingebildeten wie gerechtfertigten Argwohns! War doch Hildegarde nur durch ein Wunder von dem Makel gereinigt worden, mit welchem ihre Flucht aus der Dechanei sie befleckt haben würde, wäre es nicht gelungen,

gerade diesen übereilten Schritt vor der Menge geheim zu halten. Sodann scheuchte den jungen Baron auch Kathrine von der Schwelle des Forsthauses, und selbst Andreas, der nie heiter war und stets wie schuldbelastet einherging, konnte für Adolar keine lockende Persönlichkeit sein, die ein oftmaliges Einsprechen im Forsthause vor der Welt rechtfertigte.

So uneinig mit sich selbst und keines bestimmten Entschlusses fähig, traf ihn ein Brief aus Hammerburg. Das Schreiben war an den Abbé adressirt, enthielt aber auch Inlagen für Adolar, den Stiftssyndikus und Hildegarde.

Adolar frohlockte still im Herzen. Den Brief der Gräfin von Serbillon Hildegarde persönlich zu überreichen, durfte er sich erlauben. Es ließ sich erwarten, daß Hildegarde ihm manches Wissenswerthe aus demselben mittheilen werde. Daran knüpfte sich dann wieder ein freier Gedankenaustausch, und beides zusammen konnte Stunden wegnehmen.

Still hoffend legte der junge Edelmann das Schreiben der Gräfin beiseite, um den an ihn selbst gerichteten Brief zu lesen. Er trug die Handschrift des Fürsten Bulabicki, war aber nicht mit dessen Wappen versiegelt. Unter der Adresse standen, von fremder Hand geschrieben, die Worte: »Dem Unterzeichneten zur Besorgung übergeben. Oberst Malachowsky.«

Von trüben Ahnungen ergriffen, riß Adolar das Schreiben auf. Bulabicki hatte die letzten Stunden vor dem entscheidenden Kampfe, welcher die Hauptstadt Polens den stürmenden Russen wieder überlieferte, benutzt, um

dem Freunde noch einmal sein übervolles Herz auszuschenken. Bald heiter bis zum Uebermuth, bald traurig und völlig entmuthigt, schilderte Bulabicki dem Freunde seine Erlebnisse, seit er von Hammerburg geschieden war. Des Frohen hatte der Sarmate eigentlich sehr wenig mitzuthellen, da er aber im eigentlichsten Sinne des Wortes ein leichtblütiger Augenblicksmensch war, der sich nur auf Momente verstimmen ließ, so enthielt das Schreiben doch manches Ergötzliche, sodaß es Adolar sogar bis zum Lachen reizte. Unter anderm war auch von der Gräfin Plater die Rede, mit welcher der Fürst eines Tages eine nur kurz dauernde Unterredung hatte. Diese Begegnung gab ihm wieder Veranlassung, den Freund an den Maskenball im Volksgarten zu erinnern, wo Adolar die ›süße Flamme‹ das Herz entzündete. Diese leitete die Gedanken des Fürsten wieder auf Adolar's Jugendgespielin Hildegard, die ihm den Aufenthalt auf Hammerburg unvergeßlich machte. »Wie schade,« rief er abermals aus, »daß ich nicht mit dir tauschen kann! Ich wüßte zwar nicht recht, was ich mit dieser glotzügigen Schönen anfangen sollte, daß ich aber nicht von ihr lassen könnte, wenn ich in ihrer Nähe leben müßte, ist mir sehr klar. Ich vermaledeie dich, wenn du nicht alles aufbietest, dies schöne Kind der Welt, um dessen unsterbliches Theil Engel und Dämonen schon gekämpft haben müssen, als es noch in der Wiege lag, glücklich zu machen! Wie du das anfängst, ist deine Sorge! Ich habe leider Unerquicklicheres zu thun und fürchte sehr, es wird mir nicht gelingen. Zu jeder Stunde sind wir eines Angriffs gewärtig, und ich

stehe hier in den äußersten Verschanzungen Pragas! . . . « Bulabicki fügte noch mancherlei anderes hinzu, das für Adolar von geringem Interesse war. Ganz zuletzt gedachte er noch des uralten Wertschinsky mit der Bemerkung: »wenn der Mann ehrlich und glaubwürdig ist, dann bekommt Abbé Kasimir viel zu thun. Ich möchte wohl die Augen sehen, die der fromme Mann mit dem noch immer nicht völlig vergeistlichten Herzen bei den Mittheilungen Malachowsky machen wird!«

Bulabicki hatte nicht Zeit gefunden, den Brief zu schließen. Der Kanonendonner vor Praga rief ihn auf seinen Posten. Er übergab das Schreiben an Malachowsky zur Beförderung, falls er Unglück habe, ohne diesem nähere Instructionen zu ertheilen.

Der Fürst kehrte nicht zurück. Beim Sturm auf Praga war er gefallen. Man fand seine Leiche unter einer Menge Todter von vielen Bajonnetstichen durchbohrt. In einer Nachschrift hatte Oberst Malachowsky diese letztern Angaben über den Ausgang der polnischen Insurrection dem Schreiben des gefallenen Fürsten angefügt und als dann dasselbe an den Grafen von Serbillon zur Weiterbeförderung expedirt.

Den Fall Warschau kannte Adolar bereits. Ihn hatte diese erschütternde Nachricht am Todestage Geldern's, ja fast in dem Augenblicke erreicht, als seinen Onkel die Kugel des nie ermittelten Mörders durchbohrte.

Obwohl Adolar den Verlust Bulabicki's als Freund aufrichtig beklagte, machte das schmerzliche Gefühl doch sehr bald der frohen Hoffnung Platz, die sich für ihn an

eine längere Unterhaltung mit Hildegarde knüpfte. Ehe er jedoch nach dem Forsthause aufbrach, sprach er noch seinen Verwandten, den Abbé Kasimir, um von diesem zu hören, ob der Graf oder die Gräfin von Serbillon dem Priester ebenfalls das Ende des Fürsten gemeldet habe.

Dieser war von allem unterrichtet.

»Bringen Sie dem Fräulein im Forsthause meinen Segen,« sagte er, die breiten Lider niederschlagend, als Adolar ihm sein Vorhaben mittheilte. »Ich vergesse nie, die jugendliche Seele, die, wie wir alle, dem Irrthum unterworfen war und bleiben dürfte, wenn sie nicht die Heiligen behüten, in mein Gebet mit einzuschließen!«

Adolar versprach, den Auftrag seines Cousins auszuführen, nahm sich aber vor, denselben absichtlich zu vergessen. Sich über die Kraft des Gebets mit dem Abbé in eine Diskussion einzulassen, fühlte er sich nicht gedrunken. Mit einer kurzen Frage, welche dem Befinden seiner Mutter galt und die Abbé Kasimir fast mit denselben Worten beantwortete, deren er sich immer bediente, verließ er das Zimmer des Priesters, nahm die Briefe zu sich und ritt in raschem Trabe nach dem Forsthause.

ELFTES KAPITEL. ZWEI HERZEN FINDEN SICH.

Andreas war nicht zu Hause. Adolar hatte dies vermuthet, da er wußte, daß es im Forste zu thun gab. Seine Frage, ob er Fräulein Hildegarde in einer dringenden Angelegenheit sprechen könne, wußte die ihn einlassende Magd nicht zu beantworten.

»Melde mich dem Fräulein!« befahl der junge Baron, schlang die Arme in einander und ging sporenklirrend durch die Hausflur bis an die Treppe, die ins obere Gestock des Hauses führte. Ehe jedoch die Magd den Befehl des Herrn von Kaltenstein der Tochter vom Hause noch überbringen konnte, vernahm dieser schon den gewichtigen Tritt Tante Kathrinens, die Zeuge seines Einlenkens in den Hof des Forsthauses gewesen war. Von der obersten Stufe der Treppe rief ihm die Schwester Frei's wenig ehrerbietig zu:

»Der Förster ist im Walde, mein Herr Baron, und ich habe keine Zeit mich mit dem gnädigen Herrn zu unterhalten. Es taugt nichts, wenn zwei Köpfe auf einmal regieren wollen!«

»Mademoiselle Frei,« versetzte Adolar auf diese höchst verständlich gegebene Verweisung aus dem Hause, »ich komme nicht, um Sie zu belästigen oder Sie in Ihren jedenfalls sehr wichtigen und unaufschiebbaren Geschäften zu stören. Den Förster suche ich jedoch auch nicht ...«

»Nicht?« unterbrach ihn Kathrine, die offenbar sehr aufgeregt war. »Wen belieben denn der Herr Baron sonst noch in unserer Rumpelkammer mit dero schätzbarem Besuche beehren zu wollen?«

»Wenn Sie gütigst erlauben, so möchte ich Fräulein Hildegarde meine Aufwartung machen.«

»Das Mädchen hat Kopfschmerzen.«

»Bedauere ich von Herzen! Uebrigens pflegen gerade derartige Leiden, die gewöhnlich in den Nerven ihren

Sitz haben, sich durch erheiternde Unterhaltung zu verlieren.«

»Bei Hildegarde ist das nicht der Fall, mein werther Herr Baron! Ich habe sie schon tüchtig unterhalten, besser aber ist ihr dabei nicht geworden.«

»Ah, Sie! . . . Verzeihen Sie, Mademoiselle . . . «

»Der Herr Baron meinen wohl, meine Unterhaltung sei einem jungen Mädchen weniger angenehm als die eines schmucken Cavaliers mit Sporen an den Stiefeln? Gehorsamer Diener, Herr Baron! Man weiß auch, was sich schickt, und wenn ein junges Ding immer dumm thut und nie nicht ein Einsehen haben will, so müssen verständige Personen solchen Wirrkopf zurecht setzen, und sollte es noch dreimal mehr Kopfschmerz abgeben!«

Adolar hatte während dieses seltsamen Zwiegesprächs die Treppe langsam erstiegen und war jetzt nur noch einige Stufen von Kathrine entfernt. Aergerlich über die rechthaberische, harte Person, wollte er schon eine heftige Antwort geben, als er den sanft bittenden Klang von Hildegardens Stimme vernahm.

»Zürnen Sie nicht, Herr Baron,« sagte die Tochter des Försters, »die Arme weiß wirklich nicht, was sie will und thut!«

Diese Milde, in der für Kathrine freilich eine schwere Anklage lag, brachte die Tante nur noch mehr auf, während sie den jugendlichen Herrn von Kaltenstein entzückte. Der Schmähworte Kathrinens nicht achtend, welche diese über ihre Nichte ausschüttete, eilte er Hildegarde

freudig gehoben entgegen und begrüßte sie wie eine Dame hohen Ranges.

Hildegarde hatte geweint. Noch zitterten ein paar Thränen an ihren langen zarten Wimpern, der Anblick Adolar's aber machte auf ihr Gesicht ungefähr die Wirkung eines belebenden Sonnenstrahls, welcher durch finster rollendes Sturmgewölk plötzlich auf eine im grünen Schmuck des Lenzes prangende Landschaft fällt. Alles Leid, das sie erduldet, aller Kummer, der sie drückte, war vergessen. Sie lebte neu auf in der sonnigen Gegenwart des Jugendfreundes, und streckte ihm in der frohen Aufwallung ihres Herzens beide Hände wie eine Schwester entgegen.

»Wie lieb das ist, Herr Baron!« sagte sie, durch Thränen lächelnd. »Wie konnte ich auch so kleinmüthig und verzagt sein!«

Adolar war in das frühere Wohngemach Corneliens getreten. Er hatte erwartet, daß Kathrine ihm folgen werde, weshalb er die Thür hinter sich offenstehen ließ. Die geärgerte Tante klapperte aber, immerfort keifend, sehr vernehmbar die Treppe hinunter und ließ ihren Verdruß in der Hausflur durch Stoßen und Werfen aus.

»Man tyrannisirt Sie, bestes Fräulein!« sagte Adolar indignirt, indem er die Thür schloß. »Bisher glaubte ich immer, Ihre Tante sei nur launenhaft, eigensinnig, etwas stark sonderbar, jetzt aber sehe ich mit Erstaunen, ja beinahe kann ich sagen, mit Entsetzen, daß die Behandlung, welche sich dieselbe gegen Sie, theuerstes Fräulein, erlaubt, an Barbarei grenzt!«

Hildegarde nöthigte den Baron zum Niedersetzen. Sie lächelte und trocknete sich dazwischen wiederholt die immer von neuem wieder hervorbrechenden Thränen ab.

Adolar fesselte die sanfte Duldermiene des in ihrem Schmerz doppelt liebreizenden Mädchens. Er folgte ihren Bewegungen, in denen Rhythmus, Harmonie und Grazie sich eigenthümlich vereinigten. Nirgends war eine Härte, etwas Scharfes, Kantiges zu bemerken. Der Schmerz und das Bewußtsein, sich durch ihr früheres Auftreten gegen viele wohlwollende Menschen vergangen zu haben, und der feste Wille, einem edlern Ziele, nachdem sie zur Erkenntniß ihres Irrthums gekommen, zuzustreben, hatten der Tochter Frei's diese Beherrschung der Form auch im Aeußern verliehen.«

Das Zimmer sprach Adolar so freundlich an, daß er sich am liebsten gleich ganz daselbst niedergelassen hätte. Ein Geist der Ordnung und bewußten Schönheitssinns war selbst in Kleinigkeiten zu erkennen. Den Stuhl dankend annehmend, welchen Hildegarde ihm bot, wollte er sich eben darauf niederlassen, als ihn der Anblick einer ausgesucht großen und recht häßlichen Winkelspinne, eine von den allerlangbeinigsten, wirklich erschreckte. Auch Adolar haßte die Spinnen, ohne ihre Nutzbarkeit zu leugnen, und jede Spur derselben aus den Zimmern zu entfernen, schärfte er seinen Dienstboten wiederholt ein.

»Verzeihen Sie, liebstes Fräulein,« sprach er, den Stuhl ein paar Schritte vom Tisch abrückend, »ich habe eine so große Aversion vor allen Spinnen, daß mir ihr bloßer

Anblick schon immer Schauder erregt! Ein ganz abscheuliches Thier!«

Jetzt erst brach Hildegarde in lautes Schluchzen aus. Dann, als es ihr gelungen war, sich wieder zu fassen, versetzte sie:

»Fast bin ich genöthigt, Ihnen, Herr Baron, in Bezug auf meine bedauernswerthe Tante recht zu geben. Ja, Kathrine ist grausam gegen mich, sobald sie mit mir unzufrieden sein zu müssen sich einredet. Sie kennt meine Abneigung gegen die Spinnen, ihre eigenen Lieblingsthier, die ich mit meiner seligen Mutter gemein habe, und gerade deshalb quält sie mich mit denselben. Nun weiß ich, was sie veranlaßte, alle Bücher einzeln zu berühren und sie verächtlich wieder hinzuwerfen! Es geschah nur, um ein paar ihrer Pfleglinge mir auf den Tisch zu practiciren, damit sie die freudige Genugthuung habe, mich plötzlich laut aufschreien zu hören. Dann stellt sie sich immer ein, sieht sich verwundert um, und wenn sie den Grund meines Erschreckens erfahren hat, schilt sie mich kindisch, hält einen langen Sermon über die Nützlichkeit der Spinnen, über ihre vortrefflichen Eigenschaften und macht mich vollends bis zur Krampfhaftigkeit erbeben durch die Liebkosungen, welche die seltsame Person den behaglich eingefangenen widerwärtigen Thieren in meiner Gegenwart zu Theil werden läßt.«

Auf Adolar's Zügen malte sich ein lebhaftes Mitgefühl. Mit einem großen, tiefen Blicke umfing er gleichsam die ganze Gestalt Hildegardens, und indem er ihr den Brief der Gräfin überreichte, sagte er entschlossen:

»Sie sollen erlöst werden, liebe Hildegarde! Sobald Ihr Vater aus dem Forste zurückkommt, werde ich mit ihm sprechen.«

Hildegarde berührte den Brief Diana's mit den Lippen, gab dem Baron zutraulich die Hand und versetzte abermals:

»Sie sind lieb, sehr lieb, meiner armen Tante – aber dürfen Sie doch nichts Böses wünschen.«

»Das will ich auch nicht,« sagte Adolar, »nur von ihrer unmenschlichen Tyrannei sollen Sie, die so sanft und gut sind, befreit werden!«

Er drückte die Hand Hildegardens und fühlte, daß sie leis in der seinigen bebte. Den Brief der Gräfin öffnend, begann sie zu lesen, ohne Adolar ihre Hand zu entziehen. Dann reichte sie dem Baron das Schreiben mit freiem, hellem Blick.

»Darf ich?« fragte Adolar.

»Wenn Sie mich so ritterlich vertheidigen wollen, müssen Sie auch erfahren, ob ich Ihres Schutzes würdig bin,« versetzte Hildegarde mit einem Anfluge von Schalkheit. »Sie wagen sich an ein gar schwieriges Unternehmen, Herr Baron! Die Tante ist allmächtig in diesem Hause, würden wir sonst wohl diesen Augenblick erlebt haben?«

»Für dieses Glück, für diesen Hochgenuß müßte ich demnach Tante Kathrine danken,« bemerkte Adolar, über den Brief der Gräfin zu Hildegarde hinüberblickend, die über das rasche Wort erschrocken erröthete, das ihren Lippen entfallen war. »Hildegarde, theuerste Hildegarde!« fuhr er fort, das Schreiben ungelesen auf den Tisch

legend und jetzt seinerseits beide Hände des jungen Mädchens erfassend. »Ein sonderbares Schicksal hat unsere Aeltern in Beziehungen gebracht, die unser aller Glück eine Zeit lang zu vernichten drohten! Aber es kam anders als wir ahnten und fürchteten! Noch war der Engel nicht von uns gewichen, der nach einer schönen Legende jedem strebenden Menschen, auch wenn er irrt, zum Begleiter gegeben ist. Dieser Schutzengel verläßt erst dann den Gefallenen, wenn er in sündhaftem Hochmuth jeder rettenden geistigen Kraft spottet. – Ich, theuerste Hildegarde, ich habe kein Recht, mich zu überheben! Wenn ich zurückblicke auf die letzten Monate, wenn ich derer gedenke, die mir die Nächsten im Leben sein sollten, die ich lieben, verehren müßte, um mich den wahrhaft Glücklichen beizählen zu dürfen; o, Hildegarde, vermögen Sie nachzufühlen, wie schwer ich dann leide? Wie erniedrigt, wie tief unter die niedrigst Geborenen ich mich herabgedrückt fühle? . . . Und doch preist die Menge mich glücklich, weil ein Zufall, das scheue Kind der Furcht und heimlicher Gewissensqualen, mir einen Besitz zugeworfen hat, an den aller Wahrscheinlichkeit nach viele Verwünschungen sich knüpfen! . . . Mich drängt es, Uebelthaten der Vergangenheit zu sühnen, altes Unrecht auszugleichen, diejenigen, die Grund haben dürften, denen zu fluchen, deren Sohn ich heiße, durch Handlungen, welchen dereinst Segen entsproßen kann, die zürnenden Lippen zu schließen. Ob mein Vorsatz gelingen, ob mein Entschluß ausführbar sein wird, wer mag es wissen! Ein ernster Wille indeß vermag Großes, und wenn zwei

Gleichdenkende sich zu edelm Thun innig, aus freiem Antriebe verbinden, dann sind sie meistentheils des Siegs gewiß ... Wollen, können Sie sich zu solchem Zwecke mir verbinden, Hildegarde?»

Die Tochter Frei's verstand Adolar's mit warmem, seelenvollem Tone gesprochenen Worte. Sie war davon beglückt, aber unfähig, auch nur eine Silbe darauf zu erwidern. Einige Augenblicke wartete der Baron, daß Hildegarde ihm antworten solle. Dann riß er sie mit leidenschaftlicher Heftigkeit an sich und die Lippen beider begegneten sich in heißem Kusse.

»Hildegarde!« sprach jetzt eine tiefe Männerstimme. Mit glühendem Gesicht und freudig glänzenden Augen entrang die Gerufene sich den umschlingenden Armen Adolar's, aber nur, um ihn noch zärtlicher, hingebender zu umfassen.

Förster Frei war unbemerkt ins Zimmer getreten. »Herr Baron!« sagte er stotternd.

»Mein lieber Förster Frei,« fiel ihm Adolar ins Wort, »verschließen Sie die Strafpredigt, die Sie mir zgedacht und die ich ohne Zweifel in reichem Maße verdient habe, vorläufig in Ihrem Herzen! Später will ich, wenn Sie es wünschen sollten, ohne zu athmen zuhören so lange, als es Ihnen Vergnügen macht mir vorzusprechen. Jetzt scheint es mir wichtiger zu sein, Ihnen eine Erklärung abzugeben über den Raub, den ich soeben hier begangen habe. Da ich auf frischer That ertappt worden bin, würde Leugnen mich nur lächerlich machen. Mein Raub wird jedoch keine bedenkliche Folgen haben, wollten Sie ihn

nur großmüthig sanctioniren und mich dann ungestraft entlassen.«

Adolar hatte sich dem verwirrt dastehenden Förster mit Hildegarde genähert.

»Vater Frei,« fuhr er fort, »wir beide bitten um Ihren Segen! Wie gern Sie verzeihen, habe ich von Hildegarde erfahren. Das hat mir Muth gemacht, Sie noch einmal auf die Probe zu stellen . . . Ihre Tochter ging von Ihnen als ein dem Vaterhause entfremdetes Kind, sie kehrte zu Ihnen zurück als ein von allen Schlacken und Flecken gereinigtes, zart und innig fühlendes Herz, und nun sehen Sie zwei Seelen vor sich, die nach vielem Suchen und Irren in dem gegenseitigen Besitz ihrer Herzen eine Heimat gefunden haben, die sie entschlossen sind, gegen alle Angriffe und Stürme der Welt, gegen die Schläge des Unglücks, gegen die gefährlichern Verlockungen des Glücks standhaft zu vertheidigen.«

Hildegarde stand gebeugten Hauptes vor dem Vater, ihren Arm aber schlang sie vertrauensvoll um den Nacken Adolar's, der die Geliebte feurig an seine Brust drückte.

Es vergingen noch einige Secunden, ehe Andreas seiner Ueberraschung und einer derselben sogleich folgenden tiefen Rührung Meister werden konnte. Dann hob er seine rauhen Hände, die grauen Augen richteten sich gen Himmel, und die Stirnen der Liebenden mit den Fingerspitzen berührend, sprach er halbleise:

»Seliger Geist, der du von mir schiedest, als ich dich in wahnsinniger Verblendung verließ, siehe jetzt herab auf

diese in Liebe und Glück Vereinigten, verzeihe mir meine Schwäche, und führe den Segen zurück in dies Haus, das so lange dem Unsegen, dem Unfrieden, dem Unheil verfallen war!«

Diese Worte des Försters vernahm außer den Liebenden auch noch Kathrine. Sie war dem Bruder leise gefolgt, um Zeuge des heftigen Auftritts zu sein, der, wie sie voraussetzte, dem Eintritt des Försters in das Wohnzimmer seiner Tochter unmittelbar folgen müsse. Des Bruders Bittrede aber, die einem tiefen Herzensbedürfniß entsprang, machte Kathrine erbleichen. Dennoch hatte sie nicht den Muth, die Glücklichen, denen sie sich in keiner Weise gewachsen sah, zu stören. Ebenso leise, wie sie dem Förster nachgegangen war, schlich sie wieder die Treppe hinunter, ging in die Küche und fing, fortwährend dumpf murmelnd, alle Fliegen, die sie entdecken konnte, um ihre hungerigen Spinnen damit zu füttern.

Als später Andreas seiner Schwester Adolar und Hildegard als Verlobte vorstellte, warf sie verächtlich die Lippe auf und sagte, ihnen den Rücken zukehrend:

»Was sich neckt, das liebt sich, und was sich paart, das frißt sich. Wünsche beiderseits den besten Appetit, Klagen über allen Nachgeschmack aber verbitt' ich mir!«

ZWÖLFTES KAPITEL. DAS ENDE.

Adolar übernahm es selbst, seiner Mutter Anzeige von dem Schritte zu machen, zu welchem ihn schon seit Wochen das Herz trieb. Vorher besprach er sich mit dem Abbé, um diesen zu sondiren und seine Ansichten in Bezug

auf das Verfahren zu hören, das man bei der Reizbarkeit der Baronin wohl einzuhalten habe. Abbé Kasimir rieth zu offenerherziger Mittheilung, und gab als Grund für seine Ansicht an, die Kranke könne, überbrachte ihr eine Mittelsperson diese wichtige Nachricht, auf den Gedanken kommen, Adolar habe etwas gethan, das er ihr gegenüber selbst nicht zu rechtfertigen wage oder dessen er sich vor andern schäme.

Zur Ueberraschung des jungen Barons nahm aber Clotilde die Mittheilung von dem Geschehenen auffallend ruhig hin. Sie zeigte sich weder erschrocken noch erfreut, selbst zu einer Bemerkung, aus welcher Adolar die Stimmung seiner Mutter hätte errathen können, ließ sie sich nicht bewegen. Nur eine einzige kurze Frage richtete sie an den Sohn, der ihrem Herzen völlig fremd geworden war. Diese faßte sich in die wenigen Worte zusammen:

»Wann gedenkst du deine Verlobung zu veröffentlichen?«

Adolar hatte mit Hildegarde und deren Vater bereits ausgemacht, daß dies am Allerheiligentage geschehen solle. Hildegarde erwählte mit Absicht diesen Tag, weil sich für sie Erinnerungen daran knüpften, die ihr zwar Schmerzen verursachten, aus denen sie aber doch im Hinblick auf das, was sie kämpfend, irrend, büßend errungen hatte, auch Trost und Freude schöpfen konnte. An diesem Tage gedachte der junge Standesherr auf seinem Stammschlosse den ihm und seiner Braut Zunächststehenden eine kleine Familienfête zu geben.

Die Baronin nahm auch diese Mittheilung des Sohnes gleichgültig hin, fuhr fort in ihrem Gebetbuche zu lesen, das sie nur selten aus der Hand legte, und erwiderte nicht einmal den Abschiedsgruß, mit welchem Adolar sich empfahl.

Kaum aber verlor sich der Widerhall der Schritte des Fortgehenden im Corridor, als Clotildens Aeußere sich völlig verwandelte. Die mühsam zur Schau getragene Ruhe machte der größten Unruhe Platz, die ihr Inneres verzehrte. Sie mußte noch einmal die vergangenen Jahre durchleben, die ihrer Erinnerung so wenig wirklich erhebende Momente darboten. Zu diesen Momenten hatte sie bis zu dem Tage, wo Adolar ihr mit spöttischem Lächeln ankündigte, er werde dem Förster seine Tochter wieder zuführen, ihr mütterliches Verhältniß zu Hildgarde gezählt, von der sie glaubte, es könne keine Macht sie ihr jemals entreißen. Die spätern Ereignisse belehrten die Baronin freilich, daß sie ihrer Schlaueit zu viel zuge-
traut habe. Die Ankunft Joseph's am Ort, in dem Clotilde bald darauf den einzigen Sohn ihrer Schwester Veronika kennen lernte, löste für immer das freundschaftliche Verhältniß zwischen ihr und der Gräfin Diana von Serbillon. Die ehrgeizige, auf ihren Stand, der die Fehler und Sünden ihrer Vergangenheit völlig austilgen sollte, ungemein stolze Frau empfand diesen Schlag, der sie in einen finstern Abgrund zurückschleuderte, schmerzlicher als den Bruch mit ihrem Sohne, den die sich daran knüpfenden

Enthüllungen zur Folge hatten. Sie wußte, daß Hildegarde nunmehr für sie verloren sei. Auch dies Unabwendbare würde indeß Clotilde nach einiger Zeit wohl verschmerzt haben, daß sie aber zugleich annehmen mußte, die Tochter ihrer Freundin Cornelia werde sie jetzt ebenso sehr verachten, wie sie ehemals mit vertrauender Liebe sich ihr angeschmiegt hatte, erhöhte die Pein ihres Daseins bis zur Unerträglichkeit.

Durch die schrecklichen Seelenleiden, die seitdem ihren Geist verdunkelten, war Clotilde allerdings gegen alles nach und nach abgestumpft worden. Selbst das blutige Ende des ungeliebten Bruders und dessen vermuthliche Anstifter konnten die matt gewordene Seele der Baronin nur auf kurze Zeit in galvanisches Zucken versetzen. Nach der Bestattung Geldern's und der kalten Trennung von dem verhaßten und gefürchteten Gatten sank sie in ihre frühere Stumpfheit zurück. Sie weinte, fastete, betete, im übrigen hörte sie von der Welt nichts und hatte auch nicht das Bedürfniß, sich um dieselbe oder nur um ihre nächste Umgebung zu kümmern.

Aus diesem Hindämmern, das nur ein Ergebniß der erschöpften Natur, nicht das Product geistiger Wiedergeburt war, schreckte die eitle Weltdame jetzt des Sohnes unerwartete Mittheilung auf.

Hildegarde, die sie keines Blickes, keines Wortes mehr gewürdigt hatte, die sie offenbar verabscheute, sollte binnen wenigen Wochen ihre Schwiegertochter werden und

im strahlenden Glanz jugendfrischer Anmuth als Gebieterin einziehen auf Schloß Kaltenstein! Der bloße Gedanke schon, daß sie Zeugin dieses Ereignisses sein müsse, erregte ihr Entsetzen. Sie fühlte, daß sie die Nähe dieses Mädchens, das von ihr abgefallen war, nie ertragen werde. Ihre Finger bogen sich wie Krallen zusammen, wenn sie der Lieblichkeit Hildegardens gedachte, die sie ja von Jugend an bezaubert hatte, und mit wollüstiger Grausamkeit schnürte sie in Gedanken der glücklichen Braut den schneeigen Hals zu, bis das blühende Gesicht des Mädchens sich verzerrte, die Augen stier aus ihren Höhlen traten und eine entstellte, zuckende Leiche zu ihren Füßen lag.

Clotilde lachte so laut, daß sie erschrocken beide Hände auf den krampfhaft zuckenden, willenlos sich öffnenden Mund drückte. Sie wußte nicht, was sie thun wollte, aber sie mußte schweigen, ihre Gedanken vor jedermann geheim halten können, wenn sie überhaupt einen Entschluß fassen sollte, der sich ausführen ließ. Und es gelang der geistig Leidenden sich zu beherrschen. Auch Abbé Kasimir wurde von ihr getäuscht, als er mit seiner kränkenden Cousine von dem frohen Ereignisse sprach, dem man auf Kaltenstein freudig entgegengehe.

»Wohl, wohl, lieber Abbé,« sagte sie, die Hände des Priesters drückend, »die Liebe versöhnt alles und macht uns würdig, dereinst nach den überstandenen Leiden und Täuschungen auf Erden glückliche Bürger des Himmels zu werden!«

Adolar freute sich dieser ruhigen Ergebung seiner Mutter. Er sprach wiederholt dem Abbé seinen Dank aus für den wohlthuenden Einfluß, den sein fortwährender Verkehr mit der Baronin auf deren Gemüthszustand habe.

Mittlerweile wurden die nöthigen Anzeigen des frohen Ereignisses denjenigen Personen zugestellt, welche Adolar zuerst unterrichtet und zu seinem Verlobungsfeite eingeladen wissen wollte. An diesem wichtigen Tage durften unter den Gästen am wenigsten der Stiftssyndikus und Joseph am Ort fehlen. Die Einladung des letztern rief zwischen Adolar und Hildegarde ein Gespräch hervor, das anfangs zu mancherlei Abschweifungen und schließlich zu einer Einladung auch Doctor Armhalter's führte. Hildegarde kostete diese Unterhaltung mit ihrem Verlobten nicht wenig Thränen, eine auch nur leise Verstimmung des einen oder des andern war aber nicht damit verbunden. Domdechant Warnkauf konnte ebenfalls nicht übergangen werden, doch stellte man es dem wohlwollenden Prälaten frei, ob er Zerline dem Verlobungsfeite ihres Cousins mit zuführen wolle, oder ob er es für schicklicher halte, daß die um den Vater Trauernde noch einige Zeit jeder geräuschvollen Lustbarkeit, die ohnehin nicht zu ihrem Herzen stimmen könne, fern bleiben wolle.

Von Joseph am Ort und dem Doctor Armhalter trafen sehr bald zusagende Antworten ein, der Domdechant dagegen entschuldigte sein Ausbleiben. Die kirchlichen Feierlichkeiten an dem bezeichneten Tage, auf welche das glückliche Brautpaar zu geringen Werth gelegt hatte,

rechtfertigten Warnkauf's Ausbleiben vollkommen, und daß Zerline keine Neigung zeigte, die Zahl der Verlobungsgäste vermehren zu helfen, trug nur dazu bei, das junge Mädchen in Adolar's wie Hildegardens Achtung steigen zu machen.

Glänzende Vorbereitungen wurden weder auf Schloß Kaltenstein noch im Forsthause getroffen. Man begnügte sich mit Bekränzung der Thorwege und des Schloßportals, wobei jedoch Kathrine diesmal nicht persönlich mit Hand anlegte. Ueberhaupt hielt sich die Tante sehr zurückgezogen, blieb still und sah finster drein. Das Glück der Nichte war nicht nach ihrem Herzen, da es ja doch dem für sie unheimlichen Schloß Kaltenstein entstammte.

Ohne weitere Störung kam der Allerheiligentag heran. Schon am Morgen trafen die geladenen Gäste auf Kaltenstein ein, das außer dem geschmackvoll bekränzten Ausgang zum Schlosse und der sehr freundlich decorirten Trinkhalle, dem weitesten Gemache im ganzen Schlosse, keine weitem Verzierungen zeigte.

Die Baronin hatte schon früh große Toilette gemacht. Sie blieb still und freundlich, bis sie den Einzug der Braut im Schloßhofe durch das Jubeln der Unterthanen von Kaltenstein erfuhr, deren sich sehr viele vor dem Schlosse in Festtagskleidern eingefunden hatten. Bei diesem Jubelrufe sah man sie erzittern und erbleichen.

»Mir ist nicht wohl, Abbé,« sprach sie zu Kasimir, der bei ihr verweilte, um sie der jungen Braut zuzuführen.

»Ich kann Hildegarde Frei nicht sehen! ... Der Schlag würde mich rühren! ...«

Abbé Kasimir suchte die Aufgeregte zu beruhigen und bemühte sich, ihr das fröhliche Ereigniß als eine Fügung des Himmels darzustellen, für die alle gleichmäßig der Vorsehung dankbar sein müßten.

Clotilde gab dies zu, ward auch wieder ruhig, nahm aber dem Abbé das Versprechen ab, man solle nicht weiter in sie dringen, sondern sich ihr selbst überlassen.

»Sobald ich mich stark genug fühle, werde ich das Brautpaar davon in Kenntniß setzen lassen,« fügte sie hinzu und entließ den ebenfalls nicht wenig erregten Priester.

Inzwischen begrüßten die nach und nach eintreffenden Gäste die Verlobten, während Vorkehrungen zu einem frohen Mahle getroffen würden, dessen Arrangement Kathrine übernommen hatte. Obwohl ungern und äußerst unfreundlich, begleitete sie doch ihre Nichte aufs Schloß. Ihre Gegenwart war aber niemand angenehm. Die unnahbare Härte der Blatternnarbigen, die in ihrem bunten Festtagsschmucke auf alle den unheimlichsten Eindruck machte, ließ kein lautes Zeichen der Freude aufkommen. Man konnte die große, hagere Person mit den stechenden, tief liegenden Augen, und dem zerrissenen, faltigen Gesicht für das verkörperte Fatum halten, wenn sie schweigsam und steif mit gewaltigen Schritten die weiten, festlich decorirten Räume durchwandelte.

Joseph am Ort, der in aufmerksamster Weise für ein ausgewähltes Musikcorps gesorgt hatte, das zugleich mit

ihm auf Kaltenstein eintraf, hielt sich meistens zu dem Stifftsyndikus, an dessen gerötheten Augenlidern sich schon jene verrätherischen Perlen zeigten, die ihm stets entquollen, wenn er im Geiste schlanke entkorkte Weinflaschen mit vielversprechenden Etiketten auf schöngedeckten Tafeln überblickte.

Schon brannten die Lichter in der Trinkhalle, die Musiker stimmten ihre Instrumente und Andreas forderte den Abbé auf, einen letzten Versuch zu machen, indem er ihn bat, man möge der Frau Baronin anzeigen, daß die Gesellschaft sehnsuchtsvoll ihres Erscheinens harre.

Abbé Kasimir flüsterte eine kurze Weile mit Adolar und richtete auch an Hildegarde einige Fragen. Diese hob flehend ihre Hände zu dem neuen Cousin auf, worauf dieser sich entfernte.

Es verging eine bange Viertelstunde, in der man kaum einen andern Laut vernahm als den festen Tritt der unablässig das Gemach durchschreitenden finster blickenden Kathrine.

Endlich trat Abbé Kasimir wieder zu den Harrenden. Er war bleich und seine Stimme zitterte, als er mit gefalteten Händen die Worte sprach:

»Sie hat vollendet und steht vor ihrem Richter!«

Bald war das Schreckliche bekannt. Clotilde hatte ihre Zofe fortgeschickt, um, was sie oft that, allein zu bleiben. Sicher, von keinem Späher belauscht zu werden, mußte sie dann die Treppe geräuschlos hinabgeglitten sein.

Darauf hatte sie sich nach dem Park gewandt. Am Schlosse der geöffneten Pforte hing ein abgerissenes Stück ihres seidenen Gewandes. Die im weichen, frischgefallenen Schnee zurückgelassenen Fußstapfen führten zu dem wunderlich geformten Tempel. Hier mußte die Unglückliche niedergekniet sein und mit der Stirn den Boden berührt haben. Später war sie zum offenen Weiher gegangen, im Laufschrift, wie es schien. Dicht am Rande des Wassers war der Schnee und das dürre Gras zerwühlt, als sei es mit Fäusten zerschlagen. Hier hatte sich Clotilde ins Wasser gestürzt. Ihre Leiche trieb, von mattem Mondschein wie in ein silbernes Netz gehüllt, auf den leichtbewegten Wellen. Abbé Kasimir vermuthete, das furchtbare Gesicht, von dem sie so oft gequält worden war und das ihr die klagende Gestalt ihrer Mutterzeigte, möge sie verlockt und in den Tod gestürzt haben. –

Unter dem erschütternden Eindruck dieses traurigen Ereignisses verzichtete man auf die Feier der Verlobung. Hildegarde erschien untröstlich und weilte bis tief in die Nacht hinein an der Leiche der Baronin. Sie betete leise und vergoß viele Thränen.

Auch Kathrine faßte Posto an der Seite der Ertrunkenen und zwar ihrer Nichte gerade gegenüber, es sah aber niemand ihr Auge feucht werden. Gegen Mitternacht erst folgte sie dem Rufe ihres Bruders, noch einmal einen kalten Blick unendlicher Verachtung auf die Todte werfend.

Nach einigen Tagen ward die Baronin beerdigt. Man senkte sie an der Seite des ihr im Tode vorangegangenen

Bruders ein. Das Leben hatte die irrenden Geschwister getrennt, der Tod vereinigte sie wieder.

Bald darauf meldete ein Brief Doctor Armhalter's dem Stiftssyndikus, daß man die Leiche Nicanor's im Winkel in einer tiefen Waldschlucht entdeckt habe. Der Zustand derselben ließ vermuthen, daß der von seinem Vetter Zacharias zuerst Vermißte schon vor einiger Zeit seinen Tod gefunden habe. Er war offenbar ausgeglitten und in die Tiefe gestürzt. Man fand ihn mit gebrochenem Genick. In der Tasche seines grünen Jagdrocks trug er ein abgefeuertes Pistol.

Von dem Baron blieben geraume Zeit alle Nachrichten aus. Endlich meldete ein sehr kurz gefaßtes Billet an den Stiftssyndikus, daß er sich nach England begeben werde. Der dienstfertige Liebner antwortete umgehend, theilte ihm das inzwischen Vorgefallene mit und versprach, seine Angelegenheiten stets pünktlich zu besorgen. Der Baron hat dieses Schreiben des Juristen niemals beantwortet.

Die Verlobung Hildegardens mit Adolar verzögerte sich bis zum nächsten Frühjahr. Adolar mußte seiner Braut dieses Opfer bringen, damit sie Zeit gewinne, die Eindrücke zu überwältigen, die sie aufs tiefste ergriffen hatten.

Abbé Kasimir verließ schon zu Anfang des nächsten Jahres Kaltenstein, um zuerst nach Hammerburg zurückzukehren, wo er noch einige Monate verweilte. Später begab er sich nach Polen, wohin Joseph am Ort ihn begleitete. Der alte Wertschinsky war gestorben und hatte

den noch lebenden Nachkommen der Kinder Xaver's von Ludomirsky zu seinem Erben ernannt.

Zerline blieb auf der Dechanei. An dem Tage, wo Hildegarde mit Adolar vor den Altar trat, geleitete der Domdechant seine geistige Pflegebefohlene ins Stift des Klosters. Sie wollte erproben, ob ihr ein Aufenthalt in diesem, der sich zum Noviziat umgestalten konnte, besser gefallen werde als die Rückkehr in das bewegte Leben der Welt.

Kathrine Frei betrat Schloß Kaltenstein nie wieder. Sie blieb die strenge, eifersüchtige Wächterin der Ordnung im Forsthause, fügte sich in manchen Dingen den Wünschen ihres Bruders, ward aber von Tage zu Tage immer barscher und unzugänglicher. Wenn Hildegarde ihren Vater besuchte, stieg sie entweder in den Keller hinab oder sie verschloß sich in der Küche, wo sie sich mit ihren Spinnen spielend die Zeit vertrieb.

An heitern Abenden pflegte Kathrine auf hartem Schemel vor der Hausthür zu sitzen, bis die Sonne hinter dem Saume des Gebirges versank. Wer sie nicht kannte, der konnte die völlig Regungslose, immer kalt vor sich Hinstarrende für geisteskrank halten. Das war sie jedoch nicht, wohl aber litt ihr Herz mehr, als ihre Umgebung ahnte. Eines Abends ging Kathrine Frei zugleich mit der Sonne zur ewigen Ruhe. Als Andreas etwas später aus dem Forste zurückkehrte, fand er die Schwester als Leiche vor der Thür sitzen. Die schon erkaltete Hand derselben hielt den Hausschlüssel fest umklammert. Kathrine

hatte ein Testament gemacht und in diesem ihre Garderobe, ihren alten, aber werthvollen Schmuck und ihr kleines Vermögen, das sie nach Kräften durch Sparsamkeit zu vergrößern suchte, ihrer »einzig lieben Nichte Hildegarde« und deren Kindern vermacht.

»Wir konnten uns nicht verstehen im Leben,« hatte die Erblasserin mit großen, dicken Buchstaben unter das Testament geschrieben, »ich hoffe aber, im Jenseits, wo sich ja Juden, Heiden und Türken miteinander vertragen, wird es schon besser gehen.«

Hildegarde ließ ihrer Tante einen Leichenstein setzen und diesem die Worte eingraben:

»Vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern!«